Die Rasse in den Geisteswissenschaften

von

Ludwig Schemann

J. F. Lehmanns Verlag
München

Ludwig Schemann
Die Rasse in den Geisteswissenschaften

„Die nötigste und nützlichste aller Wissenschaften oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrigen eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft des Menschen."

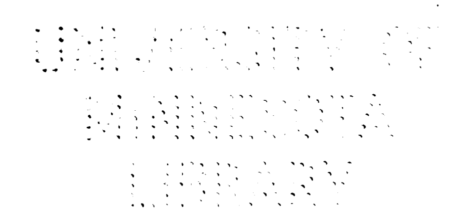
Wieland.

Die Rasse in den Geisteswissenschaften

Studien zur Geschichte des Rassengedankens

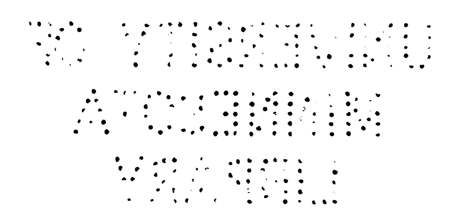
Von

Ludwig Schemann





J. F. Lehmanns Verlag · München 1928



Druck: Münchener Druck- und Verlagshaus, G. m. b. H., München

Seiner Exzellenz Herrn Eduard von Liebert,
General der Infanterie a. D.,
weiland Gouverneur von Deutsch-Ostafrika,
in unverbrüchlicher Freundschaft

Dieser Band bildet den ersten Teil eines Gesamtwerkes über
„Die Rasse in den Geisteswissenschaften",
für das 3 Teile vorgesehen sind:

Erster, allgemeiner Teil (der vorliegende Band).

Zweiter Teil: „Die Hauptepochen und -völker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse".

Dritter Teil: „Einzeldenker neuerer Zeiten zu den Rassenfragen".

Jeder Band ist in sich abgeschlossen
und einzeln käuflich.

Inhaltsverzeichnis

+

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe. Vier Bände. 4. Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1922.

Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines. Ebenda 1910.

Gobineau. Eine Biographie. Zwei Bände. Leipzig und Hartenstein, Erich Matthes Verlag 1913, 1916.

Paul de Lagarde. Ein Lebens- und Erinnerungsbild. Zweite Auflage. Ebenda 1919.

Lebensfahrten eines Deutschen. Ebenda 1925.

Zur Einführung in das Gesamtwerk

Daß mit dem vorliegenden Werke einem starken wissenschaftlichen Bedürfnisse unserer Zeit entsprochen wird, bedarf wohl kaum einer Erörterung. Wenn je für eines, ist für dieses die Notwendigkeit seines Erscheinens aus dem Verlauf der Dinge herausgewachsen.

Wir sehen heute die Rasse auf zahlreichen Gebieten des Lebens wie der Wissenschaft in immer weitere und mannigfaltigere Zusammenhänge gerückt. Ihre Gesichtspunkte sind unwillkürlich die maßgebenden, durchschlagenden für wichtigste Fragen der Politik wie der Forschung geworden, und viele nehmen ihren Begriff als einen festen, in sich klaren ohne weiteres hin, ja, haben sich in Denken und Fühlen auf einen hohen Grad mit ihm vertraut gemacht. Vergebens haben die Fachmänner einzelner Gebiete versucht, sie an einem Ende der Wissenschaft unmöglich zu machen, auszuschalten; an hundert anderen ist sie immer wieder eingedrungen, und was sich in ihr birgt, wird den Fachmännern aller Gebiete immer und ewig neu zu schaffen machen. So unmöglich es ist, über gewisse Abgründe der Vorgeschichte durch Hypothesen tragkräftige Brücken zu schlagen, so schwer, selbst für die historisch erkennbaren Rassen sichere Kriterien zu finden und geschichtliche Realitäten in ihnen zu gewinnen, so unbedingt sicher ist es doch, daß wir den Problemen als solchen nun und nimmer mehr entrinnen werden. In dieser oder jener Form und Benennung werden die großen Fragen des Blutes und der Rasse, der Umwelt, der Persistenz, der Mischungen, der Rangordnung usw. usw. immer wiederkehren und sich immer gebieterischer in ihrer ganzen Wucht und Bedeutung aufdrängen, wie ja denn auch der Volksmund von je voll von ihnen gewesen ist, sie in der Sprache widerhallen und die hervorragenden Geister aller Völker und Gebiete sich mehr oder minder eindringlich mit ihnen beschäftigt haben.

Schon heute können wir ja denn auch beobachten, daß den Rassenfragen, als dem Zentrum und letzten Ende eines sehr großen Teiles unserer Studien, alles zusteuert. Die eifrigsten Vertreter gerade der früher als die geistigsten angesehenen Disziplinen (Philologen, Literarhistoriker, aber auch Juristen) finden sich unvermerkt als ein Stück Ethnologen wieder. Die meisten von ihnen mußten freilich an diese oder jene Frage mehr oder minder als Dilettanten herantreten, weil es bisher nicht möglich war, die in wahrer Ueberfülle zuströmenden, wenn auch nur langsam sich klärenden Erkenntnisse in der Weise systematisch zusammenzufassen, daß eine wissenschaftliche Grundlage für alle damit geschaffen wäre.

Das hat sich nun aber neuerdings geändert. Die große wissenschaftliche Bewegung für die Rasse, welche in der zweiten Hälfte

des 19. Jahrhunderts begann, erscheint heute, in ihrem ersten, entscheidenden Stadium wenigstens, in der Hauptsache abgeschlossen. Die Gebiete sind abgegrenzt, die Probleme geklärt, die Ziele gegeben. Die Zänkereien um die Vorfragen, um das Theoretische sind verstummt oder spielen doch keine Rolle mehr. Eine Wissenschaft nach der anderen hat der Rasse ihre Tore geöffnet. Die Historiker sind als letzte, aber mit um so größerer Entschiedenheit, den Rassenfragen nähergetreten. Nicht leicht wird einer von ihnen sich mehr der Erkenntnis entziehen, daß der Blutsfaktor, wenn man so will im Verein, je nachdem auch im Kampfe mit den Ideen und den Ideenexperimenten das eigentliche Mark der weltgeschichtlichen Vorgänge ausmacht.

Die Anthropologie ist die jüngste der Wissenschaften. Als solche wird sie sich bei einer Heerschau ihrer Leistungen vorerst bescheiden müssen. Gleichwohl hat, zuerst in Frankreich, dann aber auch bei uns in Deutschland, eine Reihe trefflicher Werke den Wissensstoff nach seinen verschiedenen Seiten erschöpfend verarbeitet, und der Ueberblick über das schon heute Erreichte erscheint alles in allem hocherfreulich. Sehr vieles ist da sicher erkannt, anderes harrt noch der Ergründung. Zur Erweiterung unserer Kenntnisse vom Wesen und den Einzelerscheinungen der Rasse wie zur immer festeren Begründung ihres Begriffes haben wir nunmehr vor allem den historischen Weg zu beschreiten. Was uns bisher noch fehlte, war ein historisches Werk über die Rasse, zu dem ich in einem früheren Buche den Grund gelegt habe, und für dessen Ausbau es jetzt wohl auch an der Zeit ist.

Es war nicht ganz leicht, einen leitenden Grundgedanken für die Anordnung und Ausgestaltung eines solchen Werkes zu finden. Doch darf ich wohl sagen, daß demjenigen, welcher sich schließlich unbestritten durchgesetzt hat, zum mindesten nichts Künstliches anhaftet, daß er dem eigenen, immer erneuten Durchdenken des Rassenproblems wie den hundert- und tausendfältigen Stimmen, die ich von andersher darüber auf mich eindringen ließ, mit der gleichen Naturnotwendigkeit entsprossen ist. Was immer mir an befruchtendem Material aus beiden Weisen der Forschung zuteil wurde, belehrte mich von den verschiedensten Seiten, daß als die hauptsächlichste Unterlage für das Rassendenken der Völker deren eigene Rassenbeschaffenheit in Betracht komme, und daß diese daher, an sich sowohl wie insofern sie Einwirkungen von Zeitideen und Strömungen jeder Art unterliegt, in erster Linie herauszuarbeiten und ins Auge zu fassen sei. So scheint es mir unerläßlich, bei jedem einzelnen Volke der Betrachtung dessen, was sich aus seiner Literatur über seine Stellung zu den Rassenfragen ergibt, das vorauszuschicken, was wir über sein Blutsleben an möglichst Zuverlässigem wissen können, indem von vornherein anzu-

nehmen ist, daß sich das eine im anderen immer mehr oder minder spiegeln werde. Ist es doch unter anderem eine der Hauptabsichten dieses Buches, zu zeigen, daß für die Völker wie für die einzelnen der Satz gilt, daß alle ihre Leistungen und Schöpfungen, ihre ganze geschichtliche Kulturrolle von ihrer physischen Anlage, ihrem Hirn — und dieses wieder vom Blute — abhängig sind, dieser genau und nach hierarchischer Ordnung entsprechen.

Indem ich somit nach Möglichkeit die Wissenschaft nur als Spiegel des wirklichen Geschehens heranziehe, mit der Literaturgeschichte der Rasse gewissermaßen die Probe auf das Exempel der Rassengeschichte mache, darf ich mich nicht darauf beschränken, nur spekulativen Betrachtungen über die Rasse und verwandte Themata nachzugehen, sondern ich muß, neben den diese bewußt und ausdrücklich behandelnden, auch die nur mittelbar und unbewußt zu ihnen bei- oder auf sie hinsteuernden Zeugnisse mit heranziehen. Nur so können die großen Hauptfaktoren, die Völkerbewegungen und -gruppierungen, die Verschiebungen, Um- und Ansiedlungen, können insbesondere Vorgänge wie Semitisierung, Romanisierung und Germanisierung ins rechte Licht gesetzt werden.

Solchermaßen bestrebt, durch Zusammenstellung und Ineinanderarbeitung der Rassengeschichte und Rassenliteraturgeschichte der Hauptvölker alter und neuer Zeit die Rasse im allgemeinen zur Klarheit über sich selbst in der Wissenschaft sich durchringen zu lassen, habe ich der in der neueren Forschung mehr und mehr siegreich sich behauptenden Tendenz, nicht mehr wie ehedem bei dem Worte vor allem an farbige Menschen und überseeische Länder zu denken, sondern zuvörderst uns selbst als Rasse zu erkennen und zu fühlen, mich aus vollster Ueberzeugung angeschlossen. Man mag die Bedeutung der Rasse als Eigenschaft und Grundwesen fremder Völker, ja als Einteilungsprinzip der gesamten Menschheit noch so hoch einschätzen, noch wichtiger bleibt sie dennoch als das dem eigenen Volkstum Zugrundeliegende. Es darf hier vielleicht daran erinnert werden, wie in den Lehrgebäuden mehrerer Meister neuerer Philosophie auf dem subjektiven Wege durch das Selbstbewußtsein zur objektiven Erkenntnis des eigenen Ichs vorgeschritten wird. So auch bedeutet zum guten Teil die Erkenntnis der Rasse Selbsterkenntnis der einzelnen Rassen, und diese wiederum haben wir uns nicht etwa nur vorzuführen, wie sie am Schlusse ganzer geschichtlicher Entwicklungen in einzelnen bedeutenden Geistern vor sich geht, sondern wir haben sie, von den naiven Märchenbildungen der Frühzeit an, in den hundertfältig zersplitterten volksmäßigen Aeußerungen, in Benennungen, sprachlichen und sprichwörtlichen Wendungen, vor allem aber auch darin, wie Rasse *gelebt* wird, aufzusuchen.

Ich habe mich manchmal gefragt, ob ich so nicht im Grunde für zwei verschiedene Werke gesammelt und diese hätte auseinanderhalten

sollen. Aber von den zweierlei Stoffen gehört doch selbst das, was zunächst auseinanderzuliegen scheint, eng zusammen; man mag es sich im Bilde entweder — mechanischer — der kommunizierenden Röhren oder — organischer — von Wurzel und Baum vorstellen. Begründeter könnte ein anderes Bedenken sein: daß nämlich, indem die Wiedergabe fremder und die Vorführung eigener Beobachtungen und Gedanken über die Rasse unmöglich streng zu trennen waren, namentlich im ersten, allgemeinen Teile aus der Rassen g e s c h i c h t e unwillkürlich zugleich ein Stück Rassen l e h r e geworden ist. Doch wird dies hoffentlich nicht als Uebelstand empfunden werden.

Vor noch nicht gar langer Zeit wäre es undenkbar gewesen, mein Buch unter seinem jetzigen Titel hinausgehen zu lassen, ohne mir den Einspruch der Naturforscher, ja womöglich deren Anklage, daß ich unter falscher Flagge segle, zuzuziehen. Für mich aber hatte es sich unter allen Umständen von selbst verstanden, daß ich meinen Gegenstand nicht in dem engeren fachwissenschaftlichen Sinne der heutigen Anthropologie, sondern in dem weiteren verschiedener Wissenschaften mehrerer Jahrhunderte anzufassen habe, und so entschied ich mich ohne weiteres für den allgemeinen Sprachgebrauch, der die Rasse uneingeschränkt auch den Geisteswissenschaften zuweist.

Erfreulicherweise haben sich nun aber auch in den letzten Jahrzehnten die leidigen Kompetenzstreitigkeiten zwischen Natur- und Geisteswissenschaften mehr und mehr verloren. Man trennt beide Gebiete nicht mehr in der alten strengen Weise, man betont — namentlich in der Philosophie und den Staatswissenschaften — mehr das Gemeinsame, das Einigende, und hat gerade in der Rasse das am stärksten in dieser Richtung wirkende Band erkannt. Blutseinheiten sind so am Ende den Forschern a l l e r Gebiete geläufig geworden, und man ist weit entfernt davon, sie nur noch in Schädeln und anderen Anatomicis verkörpert zu finden. Diese Bewegung einer Versöhnung, Ausgleichung und Ergänzung, eines Ineinandergreifens zweier, letzten Endes doch dem gleichen Ziel zustrebenden Forschungstätigkeiten zu fördern, ist eine der Haupttriebfedern meiner Arbeit gewesen, und ich würde stolz darauf sein, wenn es mir möglich geworden wäre, zum Dank für so manche mir von ihnen gewordene Erkenntnis auch den Naturforschern dies oder jenes für sie wertvolle Material zu bieten. In jedem Falle darf ich ja wohl hoffen, zu der uns noch fehlenden und vielleicht so bald auch nicht zu beschaffenden Geschichte der Völkerkunde einen, wenn auch nur skizzenhaften Beitrag geliefert zu haben.

Unwillkürlich freilich ist mein Buch zugleich auch ein Stück Geschichtsphilosophie geworden, aber ich bin mir bewußt, keine philosophischen Begriffe in die geschichtlichen Vorgänge hineingetragen, sondern sie daraus herausgelesen zu haben. Als Anthropologe und Historiker an den Stoff herantretend, bin ich Geschichts-

philosoph nur nebenbei geworden und habe mich bemüht, es so wenig wie möglich zu werden. Nur so kann ich hoffen, den Vertretern der verschiedenen hier in Betracht kommenden Wissenschaften einen wirklichen Dienst geleistet zu haben.

Zur Musterung meiner Quellen mich wendend, möchte ich zunächst sozusagen programmatisch die Erklärung abgeben, daß ich mich durchschnittlich nur an solche Geister gehalten habe, welche, als selbständige Denker, auch als Schriftsteller eine mehr oder minder markante Gestalt bilden. Daneben können freilich auch bloße Kompilatoren einmal zur Herstellung des Gesamtbildes beitragen und sind daher auch gelegentlich berücksichtigt worden.

Wenn ich anfangs glaubte, die Dichter in die zweite Reihe stellen zu sollen, so habe ich darin Anschauung und Verfahren gründlich geändert. Man kann wohl ihre Wichtigkeit nicht leicht zu hoch anschlagen, sie überragt vielfach die der Forscher und Denker, indem sie uns ganz anders unmittelbar und tiefdringend das Kollektivdenken und -empfinden der Völker zum Bewußtsein bringen. Ich habe sie denn auch stark berücksichtigt[1]) und empfehle sie entsprechend meinen Nachfolgern, da ich hier natürlich nur an eine Auslese, eine andeutende Zusammenstellung typischer Beispiele denken konnte.

Es war nicht möglich, aber auch nicht angezeigt, die Spuren des Rassengedankens durch alle Disziplinen mit gleicher Ausführlichkeit zu verfolgen, vielmehr mußte ich mich damit begnügen, in jeder die Haupttypen von Geistern, die sich damit befaßt haben, aufzuweisen, und nur allenfalls in einzelnen zu bevorzugenden darüber hinauszugehen. Ganz natürlich traten Jurisprudenz, Sprachwissenschaft, erst recht Literatur- und Kunstgeschichte, letztere bis zu fast nur vorübergehender Erwähnung, zurück; ich mußte mich an die Bedeutung halten, welche jeder einzelne Zweig für das allgemeine Denken, für die Einstellung eines Volkes zu den großen Weltanschauungsfragen besitzt. Philosophie und Staatswissenschaften rückten damit von selbst in den Vordergrund, letztere namentlich in dem Sinne, daß eben die Erkenntnis der Rasse uns lehrt, ihnen, den bisher zu ausschließlich als Nationalökonomie gepflegten, eine Nationalbiologie als ebenbürtiges Lehrgebiet einzuverleiben. Allgemein wird es hoffentlich gebilligt werden, daß ich die historischen Wissenschaften mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt habe. Meine Darstellung dürfte zur Genüge erweisen, daß gerade für sie in erster Linie die Rassenfragen von einschneidender Bedeutung sind. Und anderseits wird niemand bestreiten, daß unsere Historiker — neben den wenigen gut schreibenden und über ihren engeren Kreis hinausdringenden Philosophen — durch ihr weitestausgedehntes und reichst-

[1]) Dem Gesamtplane entsprechend, werden sie allerdings vorwiegend im zweiten und dritten Teile zu Worte kommen, doch fehlen sie auch schon im ersten nicht ganz.



zusammengesetztes Publikum in den Stand gesetzt werden, auf die Volksseele einen Einfluß auszuüben, dessen sich die meisten anderen Wissenschaften, denen immer mehr oder weniger etwas Fachmäßiges anhaftet, nun und nimmer rühmen können. Die rassenmäßige Umstellung historischen Denkens stellt somit einen Prozeß von nicht leicht zu überbietender Tragweite im geistigen Zusammenleben unseres Volkes dar, und darauf konnte der Finger nicht energisch genug gelegt werden.

Ein anderer entwarf vor Jahren den Plan dieses Werkes, ein anderer wagt sich heute an dessen Ausführung. Dem kühnen Sinne jüngerer Jahre entsprach es, an etwas Abgeschlossenes, Systematisches selbst bei einem Riesenthema dieser Art zu denken. Heute bleibt nur die Erkenntnis, daß Bescheiden nach jeder Seite die Losung zu sein habe. Weit später, als ich gehofft, kehre ich überhaupt zu diesen Studien zurück, nachdem Zwischenarbeiten ganz anderer Art, vaterländische Obliegenheiten und praktische Anforderungen aller Art, wie sie der lastende Druck der Zeit in immer steigendem Maße mit sich brachte, mich allzulange davon zurückgehalten. Jetzt aber, da ich sie endlich wieder aufnehme, ist es da zu verwundern, wenn mir das Schillersche Distichon von dem in den Ozean hinaussegelnden Jungen und dem in den Hafen heimtreibenden Alten in wehmütige Erinnerung kommt?! Und doch — was ich vor vielen Jahren — am Schluß der Vorrede meines älteren Werkes — gelobt, es an mir für die Vollendung des Ganzen nicht fehlen zu lassen, es steht als Mahnung mit unverminderter Kraft vor meinem Inneren. Die Bedeutsamkeit des Vorwurfs schätze ich heute nicht um ein Atom geringer ein, ganz im Gegenteil! Und anfeuernd kommt gegen damals hinzu die glänzende Aufnahme, die jener Vorläufer[2]) gefunden hat, und die erfreulichen Erfahrungen, welche für sein Weiterwirken zeugen, so daß eben jetzt — ein denkbar günstiges Vorzeichen für das gegenwärtige Werk — an seine buchhändlerische Erneuerung gedacht werden dürfte, wenn nicht die schwere Notlage unseres geistigen wie unseres wirtschaftlichen Lebens hemmend dazwischen träte.

Wenn somit mit der Erkenntnis, daß eine derartige Arbeit nur von jemanden geleistet werden könne, der ihr den Hauptteil seines Lebens gewidmet und der, wie der Verfasser, ein volles Menschenalter, zeitweise mit an vorderster Stelle, in der großen Rassenbewegung gestanden hat, zugleich das Pflichtgefühl gewonnen war, das nötig erschien, um alle entgegenstehenden Hindernisse, darunter nicht am letzten jeden unangebrachten Kleinmut, zu beseitigen, so gilt es nunmehr nur noch, mich mit meinen Lesern darüber zu verständigen, was sie von mir zu erwarten haben, innerhalb welcher

[2]) „Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines.“ Stuttgart 1910.

Grenzen mir die Einlösung der eingegangenen Verpflichtung möglich bleibt.

Zunächst hätte ich hier genauer zu bezeichnen, was ich als zu meiner Aufgabe gehörig betrachte, und bezüglich wessen ich mich beschränken zu müssen glaubte. Von letzterem möchte ich da vor allem die Vor- und Urgeschichte nennen. Bei aller Großartigkeit von deren Ergebnissen, die mich mit der Zeit aus einem Skeptiker zu einem ehrlichen Bewunderer derselben gewandelt hat, muß ich doch sagen: Hier zeigt die Forschung nur zu vielfach noch das Bild eines Wogens und Brandens, eine Hypothesenwelle verschlingt die andere, und erst glücklicheren Nachfahren dürfte es einstens beschieden sein, wenn dies alles einmal abgeebbt, ruhig und klar zu schauen, soweit dies überhaupt je möglich sein wird. Einstweilen bin ich jedenfalls beispielsweise den Zusammenhängen der geologischen Umbildungen der Vorzeit mit der Rassenbildung, überhaupt allem auf die geologischen Vorperioden Bezüglichen, fast methodisch aus dem Wege gegangen. Ebenso habe ich das Sichdurchkreuzen bzw. Sichdecken von Kulturen — archäologischen wie Urgeschichts-Kulturen — und Völkern, ja selbst das der vorarischen und vorsemitischen Völker mit den heute als gangbar angenommenen Rassen mehr als innere Fragen der Archäologie, Vor- und Urgeschichte behandelt und mich nicht veranlaßt gesehen, aus der hier tatsächlich noch herrschenden Unsicherheit eine scheinbare Sicherheit herausdestillieren zu helfen. Ja, selbst wo diese Vorvölkerfragen dem uns bekannten geschichtlichen Verlauf schon einigermaßen näherrücken, schien mir noch vielfach Zurückhaltung geboten. Wir haben, dünkt mich, dem unbefangenen Drauflosbehaupten der Früheren gegenüber schon viel gewonnen, wenn wir uns klar darüber sind, was wir alles nicht wissen können. Für gewisse Fragengruppen dieser Art, die zum Teil in umfangreichen Literaturen genug und übergenug erörtert worden sind, wie z. B. die der Heimat der Indogermanen, glaubte ich mich außer mit allgemeinen Quellenanleitungen und Literaturverzeichnissen mit kürzeren historischen Skizzen begnügen zu können. Am allerwenigsten fühlte ich mich verpflichtet, jede der vielen neuauftauchenden Ansichten über Herkunft, Eingliederung und Verwandtschaftsverhältnisse der Germanen und ihrer Mitarier sonderlich ernstlich zu berücksichtigen. Wer da weiß, welch große Rolle in diesen Dingen die Mode spielt, und wie viele Kartenhäuser der Art schon eingestürzt sind, wird mir mein grundsätzliches Fernhalten von dergleichen nicht verargen. Ich habe mir sozusagen vorgesetzt, eine Landschaft aufzunehmen; da kann und darf ich nicht danach fragen, was gerade für ein Wind über dieselbe hinfährt.

In der eigentlichen Anthropologie habe ich die Einteilungsfragen, wie auch mehr oder minder die Ursprungsfragen kürzer abgetan, die Hypothesen über die Entstehungsorte der Menschheit

überhaupt nicht berücksichtigt. Willkür und Subjektivität überwiegen hier in einem Maße, daß für wirkliche wissenschaftliche Errungenschaften wenig Raum bleibt. Schwerer fiel schon die Verzichtleistung gegenüber der jungen Wissenschaft der Volkskunde, in deren Gebieten (einschließlich der Dialektforschung) neuerdings eine solche Unmasse von Einzelmaterial aufgesammelt worden ist, daß es kaum möglich und sozusagen eine Arbeit für sich wäre, dies in vollem Umfange heranzuziehen. Dagegen schien es keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Bevölkerungskunde oder Demographie, diese etwas mehr mechanische Schwester der durch und durch organisch gerichteten Völkerkunde[3]), außerhalb des Kreises unserer Betrachtung entfalle.

Nach allen diesen Entlastungen blieb doch noch ein Material zu bewältigen, das erdrückend hätte wirken müssen, wenn dem Verfasser nicht aus dem Vorsatz, unter allen Umständen zum Ziele zu kommen, ein weiterer, geradezu rettender Entschluß erwachsen wäre, der, dem Ehrgeize der Vollständigkeit von Hause aus den Laufpaß zu geben[4]). Eine solche erscheint ohnehin unerreichbar, und ein Buch, das in einem Neulande des Wissens zum erstenmal die Forschungsergebnisse vieler Generationen zusammenträgt, kann seinen Zweck ganz ebenso gut erfüllen, wenn es sich darauf beschränkt, Richtlinien für das Ganze zu geben und die Hauptteile selbst auszuführen, für anderes aber nur anzuregen und damit Kommenden — ich denke vor allem an unsere Historiker — ein dankbares Feld der Tätigkeit aufzuweisen. Vielleicht ist es eines Tages auch dem Verfasser selbst noch vergönnt, wenn nur erst einmal ein solches übersichtliches Gesamtbild einer ganzen wissenschaftlichen Entwicklungsreihe aufgenommen, das eine oder andere, was für jetzt unterdrückt werden mußte, in einem Nachtragsbande näher zu behandeln, wie er ja auf der anderen Seite schon vieles in dem zuvor erwähnten älteren Buche über Gobineaus Rassenwerk vorweggenommen hat. War dies doch, über seinen Titel hinweg, unwillkürlich schon ein Stück Rassengeschichte geworden, und wie es daher einen guten Teil von deren Fragen der Klärung mindestens entgegengeführt hat, so wird es, als in einem Ergänzungsverhältnisse zum vorliegenden stehend, durchweg vorausgesetzt und dementsprechend des öfteren darauf rückverwiesen.

Dankend muß ich es auch hervorheben, daß einzelne Abschnitte, für die ich an meinem Teile ebenfalls gesammelt habe, inzwischen von anderer Seite in Sonderbehandlung genommen worden sind und sich da dann erklärlicherweise einer Ausführlichkeit, ja Vollständigkeit der Aufzählung erfreuen durften, die ihnen in dem größeren Rahmen

[3]) Ueber das Verhältnis beider vergleiche man Wundt, „Logik", Bd. II, S. 570.

[4]) Das ist auch der Sinn des Untertitels, den ich meinem Buche beigegeben habe, nur um nicht für etwas haftbar gemacht zu werden, das ich nicht anstrebe und nicht anstreben konnte.

meines Werkes nie hätte zuteil werden können. Ich nenne hier vor allem Theobald Bieders „Geschichte der Germanenforschung", durch welches vortreffliche Buch sein Verfasser mir geradezu einen Teil meiner Arbeit abgenommen hat.

Daß ich den neuesten Phasen der Rassenliteratur nicht die gleiche eingehende Aufmerksamkeit habe zuwenden können, wie den früheren, lag in der Natur der Sache, ja der Aufgabe, die hier nur noch erfordern konnte, einzelne Hauptgestalten herauszugreifen und ins Licht zu setzen. Gerade hier Vollständigkeit anstreben, hätte geheißen, mir sozusagen ein eigenes, zweites Werk aufladen. Ich konnte nur etwas wie einen Unterbau liefern. Ich hatte gewissermaßen die Wahl, ob ich den Schwerpunkt ins Alte, mit seinem vielfach geklärten, jedenfalls übersichtlichen Wissensbestande, oder ins Neue, mit seinem vielen Werdenden, seinen Uebergängen, Unfertigkeiten und Unsicherheiten verlegen wolle, und diese Wahl ist mir um so weniger schwer geworden, als mir bei jedem Versuch, in die kaum mehr zu übersehenden Fluten von Büchern und Broschüren über die Rassenfragen einzudringen, die alte Wahrheit wieder bestätigt wurde, daß das Neuere und Neueste meist das bewußt oder unbewußt aufgewärmte oder umgeschmolzene Alte zu sein pflegt[5]). Je gründlicher man ein Gebiet beherrschen lernt, desto mehr erkennt man, daß eine gewisse Anzahl Grundfragen immer wieder variiert wird, eine gewisse Anzahl Grundansichten in wechselndem Gewande immer wieder auftaucht, und daß gerade das Wichtigste und Wesentlichste zumeist über die Schwankungen der Tagesstreitigkeiten erhaben dasteht, so daß ihm auch kein Abbruch dadurch geschieht, wenn einmal in einer Einzelheit eine andere Auffassung durchdringen sollte. Dabei habe ich einen Gesichtspunkt noch gar nicht einmal berücksichtigt, daß nämlich die ältere Literatur, als weit unbefangener, sozusagen naiver, auch in den Augen der der Rasse skeptischer Gegenüberstehenden, die uns Neueren so leicht tendenziöse Absichten zuschreiben, unwillkürlich weit beweiskräftiger erscheinen muß.

So darf ich denn wohl auf Nachsicht rechnen, wenn ich einmal einen Namen nicht genannt oder eine Ansicht nicht berücksichtigt habe, die darauf vielleicht Anspruch erheben mochte. In manchen Fällen besagte das übrigens nur, daß ich damit, als nichts Besonderes und Bedeutsames für mein Thema Beitragendem, Material und Umfang meines ohnehin schon stark genug angewachsenen Buches nicht unnötig noch mehr anschwellen lassen wollte. In jedem Falle schien mir das Unglück nicht so groß, wenn einmal ein Name, der jetzt ohnehin leicht seinen Weg überallhin durch die Literatur findet, beiseite blieb, wohingegen ich es mir gern zur Pflicht gemacht habe, gelegentlich einen vergessenen oder zu Unrecht beiseite gescho-

[5]) Man vergleiche hierzu W. Wackernagel, „Kleinere Schriften", Band I, 1872, S. 1.



benen Denker (wie etwa Rohmer, Loebell, Lorenz Diefenbach und andere) noch nachträglich hervorzuziehen oder wieder zur Geltung zu bringen. Es kann gar nicht genug gewürdigt werden, was unsere Aelteren, namentlich auch für die Herbeischaffung des historischen Quellenmateriales, schon geleistet haben. So sind z. B. auch die Hauptstellen der alten Literatur über unser Thema längst beisammen, so daß mir auch nach sorgfältigster Nachprüfung des gesamten Stoffes nur verhältnismäßig wenige, bisher nicht beachtete Belegstellen beizubringen übrig blieb.

Ich bin mir im voraus bewußt gewesen, daß an ein Werk, das seiner Natur nach dazu bestimmt schien, massenhaft benutzt und verwertet, zitiert und ausgeschrieben zu werden, im Punkte der Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit die höchsten Anforderungen gestellt werden würden. Das Gefühl der ungewöhnlichen Verantwortlichkeit hat mich denn auch keinen Augenblick verlassen, und ich hoffe, daß es mir gelungen ist, in allen Zitaten und Belegen, Referaten und Auszügen das Möglichste an Sicherheit zu erreichen. Urkundlichkeit ist ja alles bei einem Beginnen, das einem neuen Gedanken zum Durchbruch verhelfen will, in dessen Beleuchtung nur zu leicht alles erblickt wird. Die Anschauung, die dem Leser erweckt und als Ertrag des Buches mitgegeben werden soll, darf und kann möglichst nur aus Tatsachen, nicht aus Ansichten, am allerwenigsten aus Phantasien und Konstruktionen gewonnen werden. Oberstes Gesetz war und blieb es mir daher, wo nur immer möglich, unmittelbar an die Quellen zu gehen. Daß auch dies seine Grenze haben mußte, ist klar. Wo ich aber aus zweiter Hand zu arbeiten genötigt war, habe ich mir es doppelt angelegen sein lassen, dies nur gestützt auf ausgezeichnete, zuverlässige Werke zu tun.

Daß mein reichliches Zitieren im allgemeinen alles andere eher als ein Prunken mit Gelehrsamkeit bezweckt, wird den unbefangenen Leser hoffentlich schon das erste Durchblättern meines Buches lehren. Es mußte mir durchweg darum gehen, den Beweis zu erbringen, daß der Kern der neuen Lehre, das, was davon bestimmt erscheint, sich durch den Strom der Zeiten zu behaupten, in einer Fülle bewährter und in der Wissenschaft allgemein anerkannter Werke seine Begründung und Bestätigung findet. Eigene langjährige Beobachtungen und Erkenntnisse und daraus abgeleitete Ueberzeugungen habe ich natürlich nicht unterdrückt, wie es mir ja denn überhaupt oblag, meiner gesamten Fundsammlung gewissermaßen Licht und Farbe zu verleihen. Doch wird man erkennen, daß ich mir hierin vielfach Zurückhaltung auferlegt habe; gerade weil ich in der Rassenfrage mich mit meinem ganzen Wesen beteiligt wußte, weil ich in den meisten Einzelfragen eine sehr bestimmte eigene Ansicht hatte, wollte ich, wo immer es anging, das Wesentliche lieber aus einem gewissen consensus sapientum, einem Einklang der Berufenen, heraustönen lassen.

Allerdings wäre es dafür noch in ganz anderem Maße, als es die tatsächlichen Verhältnisse erlaubten, erwünscht gewesen, in Beherzigung des Wortes Jakob Grimms, daß Belegstellen möglichst immer dem Leser leibhaft vor Augen gerückt werden sollten, von allem den vollen Wortlaut zu geben. Hierin hat leider die Not der Zeit, die allerwärts auf Verkürzung drängt, uns am schmerzlichsten Fesseln auferlegt. Um so mehr habe ich auf Vollständigkeit der Zitate gesehen, ohne welche solche ganz und gar wertlos sind[6]).

Die reichlichen Anmerkungen verdanken sich in der Hauptsache dem Wunsche, die Gesichtspunkte des gelehrten und des gebildeten Publikums möglichst zu vereinigen. Sie bringen meist das dem ersteren Vorbehaltene, so daß der Text ein auch für sich durchaus lesbares Ganzes für das letztere bildet. Das schließt aber nicht aus, daß die Ernsten und Regsamen unter unseren Gebildeten sich nicht auch mit Nutzen in gar manches in den Anmerkungen vertiefen könnten, wenn auch der eigentliche Herzschlag, der mich bei der Abfassung des Buches beseelt hat, vornehmlich aus dem Text auf sie weiterwirken dürfte. Jedenfalls glaubte ich gerade mein wissenschaftliches Endziel nicht besser erreichen zu können, als indem ich die Interessen der Gelehrten und der Laien diesen Lebensfragen der Wissenschaft wie der praktischen Politik gegenüber nach Möglichkeit einander anzunähern suchte. Wie alle großen Gedanken, hat ja auch der Rassengedanke seine ideelle und seine praktische, und in ersterer Beziehung wieder seine mehr fachmäßige und seine volksmäßige Seite. Die eine kann nicht gepflegt werden, ohne daß dies zugleich der anderen zustatten käme.

Es wäre mir an sich ein Bedürfnis und eine Freude gewesen, den vielen befreundeten Persönlichkeiten, mit denen ich im Laufe der Jahre mein Thema im ganzen wie im einzelnen wieder und wieder durchgesprochen habe, an dieser Stelle auch öffentlich meinen Dank zu bekunden. Wie fruchtbar die Anregungen gewesen sind, die mir von ihnen allen geworden, muß das vollendete Werk dartun. Wenn ich aber darauf verzichte, ihre Namen einzeln zu nennen, so ist dies, weil viele von den alten Freunden im Laufe der langen Arbeitsjahre dahingegangen und weil außerdem die französischen — und auch sie hätten ja unter anderen Umständen nicht fehlen dürfen — durch Schlimmeres als den Tod von uns geschieden sind. So begnüge ich mich denn damit, ganz im allgemeinen die Tatsache

[6]) Daß man in Werken dieser Art gar nicht methodisch genug zitieren kann, lehrt das Beispiel des Gegenteiles, das z. B. Rocholl in seiner sonst so wertvollen „Philosophie der Geschichte" gegeben hat. Nach meiner Ansicht verliert dieses Werk geradezu durch diesen Mangel, der es dem Leser verwehrt, vieles an der Urquelle weiter zu verfolgen und das Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Autors mindert. Auch Woltmann zitiert häufiger als gut nur ganz allgemein, und wenn er dies Verfahren selbst auf ein zwölfbändiges Werk wie Gibbon ausdehnt, verlieren die Zitate dadurch jede Belegkraft.

lebhaft würdigend zu betonen, daß mir nicht nur mit hervorragenden Gelehrten der verschiedensten Fächer, sondern gelegentlich auch mit verdienten Praktikern, Staatsmännern, Militärs und Kolonialpolitikern ein solcher Austausch vergönnt gewesen ist. Ich finde hierin das sprechendste Symptom der Allbedeutsamkeit, zu welcher die Rasse allgemach für sämtliche maßgebenden Elemente unserer Volksgemeinschaft herangediehen ist. Hat sie in früheren Jahren zu heftigen Streitigkeiten Anlaß gegeben, war sie vor allem ein Feldzeichen, eine Fahne, so erscheint sie darüber hinaus heute den meisten doch auch noch in einem ganz anderen Lichte. Wohl ist sie für manchen immer auch ein Kampfobjekt geblieben, weit mehreren aber bedeutet sie eine Wahrheit, vielen ist sie ein Stück Glaubensartikel geworden. Wenn der Verfasser dies auch von sich bekennt, so vergißt er doch keinen Augenblick, daß er als Mann der Wissenschaft sie nicht von dieser Gefühls-, sondern nur von der Verstandesseite zu sich reden lassen darf. So liegt es ihm an sich auch ferner denn je, in die Forschung, als deren wesentlichste Unterlage eine rassenmäßige Betrachtung mehr und mehr erkannt wird, irgendeine Tendenz hineinzutragen. Noch weniger aber kann er den Tatsachen Gewalt antun, um etwa eine manchen unangenehme daraus zu gewinnende Erkenntnis zu unterdrücken. Die aus solcher sich ergebende These muß vielmehr zaglos ausgesprochen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß damit die Gefilde der reinen Wissenschaft manchem verlassen zu werden scheinen. Ohne einen gewissen Widerhall in der Welt der Wirklichkeit ist ja im Grunde keine Wissenschaft denkbar, und es ist alles andere eher als ein Vorwurf für eine solche, wenn dieser Widerhall ein sehr starker ist. So aber ist es bei der Rasse. Mit ihr soll zwar beileibe nicht ein Schlagwort neben andere, wie sie namentlich der Aufklärungsära eigneten, treten. Wohl aber ward ihr der weit höhere Beruf, eine Brücke von der Wirklichkeit zur Idee zu bilden. Auf naturwissenschaftlicher Grundlage erwachsen, erhebt sie sich in die idealsten Regionen des Geistes. In einer Zeit, da die meisten künstlich ersonnenen Gebilde, Verfassungen, Staats- und soziale Theorien, geschweige denn allgemeine Menschheitsträume zusammengebrochen sind, bewährt sie sich neben der Nation, der großen Einheit des politischen Lebens, als deren vergeistigtes Korrelat gleichsam, als festeste Gemeinschaftsklammer[7]). Und gerade wenn sie aus ihrer rein wissenschaftlichen Begriffsbestimmung heraus auf praktische Ziele hinlenkt, welche in diesem Falle nur eine Veredelung der Rasse bedeuten können, vermag sie am Ende auch neue sittliche Werte in das Weltgeschehen zu werfen.

[7]) Nicht am letzten möchte ich so der Hoffnung Ausdruck geben, daß der unwillkürliche Appell an die germanische Welt, den mein Buch enthält, weit über die deutschen Grenzen hinaus in deren weitestem Kreise das rechte Echo wecken möge.



Erstes Kapitel

Methodologische Schwierigkeiten und bleibende Möglichkeiten der Rassengeschichte. Dunkelheit aller Vor- und Urgeschichte. Rätsel der Geschichte. Unsicherheit, Wirrnis. „Non liquet“. Leugnung — Mysterium der Rasse. Bescheidung.

Ehe wir uns auf den mühevollen Weg durch die Geschichte der Rasse machen, müssen wir einen Ueberblick über denselben zu gewinnen suchen. Wir müssen uns dabei klarmachen, daß wir bei Nacht so wenig wie bei Tage über das Notwendigste hinaus rasten dürfen, die Fahrt daher vielfach durchs Dunkle geht. Wir müssen vor allen Dingen, um ein Fehlgehen zu vermeiden, von Früheren, die abgeirrt sind, uns belehren und warnen lassen.

Zwar wird das meiste dieser Art erst bei der Besprechung des einzelnen — oder, um im Bilde zu bleiben, an den einzelnen Wegstellen — des näheren in Augenschein zu nehmen sein. Insbesondere wird die Prüfung der Hauptkriterien der Rasse erst bei den verschiedenen Sonderwissenschaften, aus denen sich die Rassenkunde zusammensetzt, vorgenommen werden können. Ganz allgemein kann hier nur vorausgeschickt werden, daß die dem Bereich der Geisteswissenschaften entnommenen Faktoren (Sprachen, Kulturen, Recht und Sitte, Religionen) sämtlich nur innerhalb gewisser Grenzen und mit methodischer Vorsicht als Kriterien in Anwendung gebracht werden dürfen.

Diese methodische Vorsicht erscheint nun aber überhaupt im weitesten Umfange der uns hier auferlegten Forschungen geboten. In den Gefilden derjenigen Wissenschaften, durch welche wir vornehmlich zur Kenntnis der Rasse gelangen, Völkerkunde und Geschichte, vollends Vor- und Urgeschichte, herrscht vielfach dichter Nebel, und Steine liegen da und dort am Boden verstreut, an denen wir uns stoßen, über die wir straucheln könnten.

Am ersichtlichsten und größten ist die Dunkelheit im Gesamtgebiete der Vor- und Urgeschichte. Ganze Völker und Reiche sind in den verschiedensten Epochen und bis in die historischen Zeiten hinein — hierfür sei nur an die Hettiter, die Phönizier erinnert — versunken, ohne daß wir von manchen derselben mehr als allenfalls die Namen feststellen können. Der Vorgang, den wir in unseren Tagen an den wilden Völkerstämmen Polynesiens, an den Indianern Amerikas und verschiedenen Zweigen der turanischen Rasse in Sibirien beobachten, die vor unseren Augen dahinschwinden, hat sich ehedem hundertfältig wiederholt. Der berühmte Papagei, der einst Alexander von Humboldt die letzten Reste der Sprache eines

untergegangenen südamerikanischen Indianerstammes zutrug, ahnte wohl nicht, welch furchtbares Symbol er in dieser Richtung verkörperte. Trümmer einstiger menschlicher Tätigkeit, Materialien jeder Art, Horn und Knochen, Stein und Metall, nicht zum letzten menschliche Gebeine künden in allen Teilen der bewohnten Erde von vergangenen Bevölkerungen, über deren geistiges Wesen wir so gut wie nichts auch nur ahnen können. Selbst wo einmal eine ganze großartige Kultur, etwa die der Sumerer, wie im prachtvollsten Sonnenglanze vor uns liegt, wie überaus schwer bleibt es immer, deren Träger rassenmäßig zu erfassen. Kaum daß es möglich geworden scheint, die so ganz anders nahe an unsere Zeitrechnung heranreichenden Funde der Pfahlbauten bestimmten Völkern zuzuweisen. Für die älteren Zeiten aber erscheint dies aussichtslos in dem Maße, als bei den meisten Völkern nicht einmal eine Tradition an die Stelle nicht vorhandener Geschichtsquellen tritt. Man kann sich die Unbekümmertheit der Menschen im Punkte dessen, was vor ihnen war, nicht groß genug vorstellen. So hat in Mexiko nie etwas darüber verlautet, wer wohl die Erbauer der Pyramiden von Teotihuacan gewesen seien, oder in Wisconsin, wem die Ruinen von Aztalan entstammen mögen. Ueber ganz leise legendäre Anklänge an einstige Zivilisationsbringer sind die wenigsten Völker hinausgekommen; im Vergessen sind sie alle groß, wie man denn z. B. von dem im 17. Jahrhundert stattgehabten Besuche Tasmans in Neuseeland dort schon im 18. Jahrhundert keine Erinnerung mehr hatte.

Man sollte sagen, daß angesichts dieses Standes der Dinge Vorsicht und Zurückhaltung die oberste Losung jedes Vorgeschichtsforschers sein müßte; aber in Wirklichkeit ist dem durchaus nicht so, und Prescotts Witzwort, daß manche Altertumsforscher am besten im Dunkeln sehen, behält seine volle Berechtigung[1]). Immerhin ist anzuerkennen, daß mit dem gewaltigen Anwachsen des vor- und urgeschichtlichen Materiales auch die Besonnenheit der dasselbe Verarbeitenden gewachsen ist, und daß man daher eine übersichtlich zusammenfassende Darstellung, wie sie etwa Heinrich Driesmans in seinem weitverbreiteten Buche „Der Mensch der Urzeit" (5. Auflage, Stuttgart 1923) gegeben hat, jetzt mit einem Gefühle verhältnismäßig größerer Sicherheit und entsprechender Befriedigung lesen kann.

[1]) Wie weit auch besonnene Forscher in den so verführerischen Aufstellungen über die Urgeschichte gehen, lehrt unter anderem die Karte zu Casparis „Urgeschichte der Menschheit": „Die mutmaßliche Gestaltung der Festlande während der beginnenden Nachtertiärzeit und die ersten Rassenwanderungen", auf welcher nicht nur die Urheimat der Halbaffen, Urmenschen, Urkaukasier, außerdem auch die Hauptrassen, Mongolen, Malaien, Indianer, Hamiten, Semiten und Indogermanen wandernd figurieren.



Wie dem aber auch sei, die Rassenforschung wird sich alles vermeidbare Vor- und Urgeschichtliche um so mehr vom Halse zu halten haben, als sie des Unvermeidlichen von Hause aus immer noch genug und übergenug mit sich herumträgt. Es ist einmal nicht anders: alle und jede Rassenbetrachtung wird bis zu einem gewissen Grade immer prähistorisch sein, mindestens ins Prähistorische ausmünden. Was aber ganz und ausschließlich darin wurzelt oder aufgeht, braucht sie nicht zu berücksichtigen. Hypothesen wie etwa die Ratzels über die asiatische Herstammung der Neger haben für sie keinerlei Bedeutung. Sie ist genugsam damit belastet, daß die Mischungen, aus denen die Geschichte durchweg ihr Gewebe herstellt, fast ebenso durchweg im Dunkel der Vorzeit vor sich gegangen sind, und nicht einmal der Tatsache der Mischung ist sie in allen Fällen sicher, da in manchen die in Frage stehenden Erscheinungen ebenso gut auf Variabilität zurückgehen können. Und wenn dann ferner die Lieblingsvorstellung früherer Zeitalter, in den Rassen und Völkern feste Bluteinheiten vor sich zu sehen, von Grund aus zu opfern ist, wenn in der praktischen Behandlung der Rassenfragen das a potiori das letzte Wort bleibt, wie unendlich schwer ist es alsdann, den Blutesstrom irgendeiner Völkerfamilie durch die Menschengebiete der Jahrhunderte hin, mit seinen Windungen, seinen Verstärkungen durch allerlei Zuflüsse und Schwächungen durch allerlei zum Teil wieder versandete Kanäle, auch nur einigermaßen sicher und zusammenhängend herauszuerkennen, zumal wenn er jene Menschengebiete nur verhältnismäßig spärlich zu kulturellen Leistungen oder gar literarischen Niederschlägen als Zeugnissen befruchtet hat! Im letzteren Falle besteht das Dunkel sogar durch die historischen Zeiten weiter. Das nach dieser Seite zum Teil ja wirklich recht „finstere" Mittelalter z. B. gibt dem Rassenforscher Rätsel über Rätsel auf, von denen mit der Germanisierung der slavischen und der slavischen Besiedelung der griechischen Welt (im ersteren Falle insbesondere der so wichtigen Frage, ob die neuen germanischen Elemente noch auf ältere getroffen), dem Ursprung der Russen und der Entstehung der Kosaken nur ein paar beliebige Beispiele aufgegriffen werden. Das Anonyme, das im Völkerleben überall mitspricht, spielt gerade aus jenen Zeiten des Mittelalters her eine besonders große Rolle, weil sie vor anderen Zeiten der Völkerwanderungen, ja der Völkerstürme gewesen sind. Als ein solches anonymes, kaum je quellenmäßig zu belegendes Moment sind z. B. in mehr oder minder allen asiatischen Ländern die Ueberbleibsel der Mongolenstürme in Anschlag zu bringen. Die Mongolenreiche verschwanden wohl bald wieder von der Erde, aber ohne daß die Horden, die sie gründeten, nach ihrer einstigen Steppenheimat zurückkehrten. So verschmolzen sie mit Chinesen, Persern, Armeniern und anderen Völkern, und wir finden darin des Rätsels Lösung, wenn plötzlich mitten aus einer Sammlung persischer Por-

träts uns ein Mongolengesicht anstarrt[2]). Bei der Betrachtung vieler Völker haben wir überhaupt kein festes, sondern ein bewegliches Bild vor uns, das im Laufe der Jahrhunderte wie eine Wandeldekoration vor unserem Auge vorbeigezogen wird. Man denke an die Türken und ihre Ummischungen aus Mongolen in Quasiarier.

Eines derjenigen Argumente, mit denen wir in der Völker- und Rassenkunde mit am allermeisten zu rechnen haben, ist das wiederum fast durchaus prähistorische der Zurückdrängung früherer Einwohner aus den Ebenen in die Berge, wo, durch die dort sich von selbst ergebende Inzucht, das, was wir Rasse nennen, sich in ganz anderem Maße hat erhalten bzw. ausbilden können, als in der Ebene je denkbar gewesen wäre. Wir können es keinem Forscher verwehren, diese tausendfach feststehenden Vorgänge im allgemeinen im weitesten Umfange und nach den verschiedensten Richtungen zu verwerten, wenn im einzelnen auch hier wieder leicht mit der Phantasie gesündigt wird, da das meiste sich doch wie hinter einem Vorhang vollzogen hat.

Und wieviel anderes noch deckt der gleiche Schleier! Was die Seefahrer in die Küstenvölker blutlich hineingetragen haben, Phönizier und Sarazenen im Süden, Wikinger im Norden und Osten, wer hat es je verzeichnet? „Wer hat bei manchen seltsamen und wunderlichen Völkerzeugungen als Zeuge gestanden?" fragt der alte Arndt angesichts des für die Blutsgeschichte mancher europäischen Völker so bedeutsamen Fortwirkens der Standquartiere römischer Legionen, aus welchen ganze Sondergruppen innerhalb jener hervorgegangen sind. Die geheimen Akten der Völkergeschichte sind eben nie geschrieben worden und werden nie geschrieben werden. Aber an einem so grellen Beispiele wie dem illegitimen Eindringen jüdischen Blutes in das der abendländischen Völker und den dadurch hervorgerufenen rassischen Veränderungen kann sich doch ein jeder von uns eine Vorstellung davon machen, was es damit auf sich hat.

Nehmen wir dies alles zusammen, so wird uns klar werden, für wie vieles Völkerkundliche wir uns nur allenfalls ein Halbdunkel zu erhoffen haben. Aber gerade dieses Halbdunkel scheint eine magische Anziehungskraft für viele Forscher zu besitzen. Wäre es sonst denkbar, daß so unendlich viel Geist und Scharfsinn darauf verwandt worden wäre, die Heimat eines hypothetischen Urvolkes wie der Indogermanen zu ermitteln, ehe rechte Besinnung jenem das erreichbarere Ziel wies, erst einmal das möglichst älteste Verbreitungsgebiet jener Völkerfamilie zu bestimmen?![3])

Aber es gibt weit schlimmere Beispiele von Verschwendung bester wissenschaftlicher Kräfte. Man kommt aus dem Kopfschütteln nicht

[2]) Vgl. die Mitteilungen Richthofens in seinem „China", Bd. I, S. 52, 584 ff.

[3]) Paul Kretschmer, „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", Göttingen 1896, S. 59.

heraus, wenn man einmal nur annähernd überschaut, was an Versuchen, in das unentwirrbare Gemisch von Rassen und Völkern, das Kleinasien darstellt, Klarheit zu bringen, geleistet worden ist. Sie sind ziemlich alle im Laufe der Zeit für indogermanisch und alle für semitisch erklärt worden, mit den unzulänglichen Mitteln, mit denen eben damals Sprach- und Altertumsforscher noch zu Werke gingen, bis endlich, in der Erkenntnis, wie sehr eine derartige Forschung mit Unfruchtbarkeit geschlagen, die Anthropologie mit der Annahme eines besonderen eigenartigen Volkstums wie rettend eingriff. Es bleibt abzuwarten, ob dies neue Licht von Dauer sein wird[4]).

Bei dem bisher Aufgezählten wirkte meist das Prähistorische als das Erschwerende. Aber die methodologischen Bedenken, überhaupt die Schwierigkeiten, hören auch noch längst nicht auf, wenn wir geschichtlichen Boden betreten, ja sie erstrecken sich bis unmittelbar auf den, auf welchem wir stehen. Treffend hat ein französischer Forscher ausgeführt, wie sehr alle Rassenforschung, mitsamt den Dingen, denen sie gilt, den Verhältnissen, aus denen sie erwächst, durch die ganze moderne Entwicklung, die sozialen Gestaltungen, das Verkehrsleben, die Freizügigkeit gefährdet sei[5]). Und mit welch unsicherem Material arbeiten wir erst für die Vergangenheit! Was haben wir denn letzten Endes an wirklichen, sachlich begründeten Maßstäben, um die verschiedenen Rassenbestandteile der Völker, wie z. B. die Beimischung des Germanenelementes in denselben, quantitativ abzuschätzen? Die älteren Versuche dieser Art schweben meist völlig in der Luft, ja sie sind in gewissem Sinne sogar grundsätzlich wertlos und hinfällig, insofern man früher durchweg nur die Masseneroberungen im Auge hatte, während die neuere Völkerkunde in ganz anderem Maße mit der Einzelinfiltration, dem unvermerkten Eindringen von Individuen und kleinen Gruppen in die Ritzen und Spalten der Völker, rechnet. Aber auch so werden wir uns immer bewußt bleiben müssen, wie bei allen Abschätzungsversuchen dieser Art nur von etwas Annäherndem und in jedem Falle stark Hypothetischem die Rede sein kann.

---

[4]) Wer sich von den kleinasiatischen Dingen eine rechte Vorstellung machen will, lese vor allem die Stelle bei Strabo XII., p. 565, wo der Völkerlebenslauf Kleinasiens bündig gezeichnet ist, von Neueren etwa die betreffenden Abschnitte in Kieperts Lehrbuch der alten Geographie sowie von Eduard Meyer (I. 613 ff.), demnächst Ripley, „The races of Europe" (London 1900), p. 443, 448, vor allem aber die Uebersicht über die ganze frühere Forschung in dem vorerwähnten Werke von Kretschmer, S. 289—293 (vgl. auch S. 182, 187 ff.). „In Kleinasien haben sich, wie es scheint, sämtliche Rassen der alten Welt ein Rendez-vous gegeben", heißt es in der deutschen Ausgabe von Masperos „Histoire ancienne des peuples de l'Orient" von Pietschmann (Leipzig 1877), S. 236 ff. Da hört dann freilich die Möglichkeit auf, ethnographisch Klarheit zu schaffen: die Forschung kann nur liquidieren.

[5]) G. de Mortillet, „Formation de la nation française". Paris 1900, p. 11, 12.

Nur hingedeutet zu werden braucht darauf, welche Versuchungen und Gefahren in allen rassenpsychologischen Untersuchungen verborgen ruhen. Sie sind hier fast noch größer, als in der Mythologie oder vergleichenden Sprachforschung, wo sie doch wahrlich wuchern. Nur zu leicht hört man da auf Herzensstimmen und glaubt in den Rassen zu finden, was man selbst hineingelegt hat.

Auch die menschliche Beobachtungsfähigkeit hat ihre Grenzen, die es ihr nur zu leicht verwehren, sich dem objektiven Stand der Dinge zu nähern. So ist längst festgestellt worden, daß die Berichte der verschiedenen Reisenden über die Wilden einander nicht selten stark widersprechen, ohne daß man sagen könnte, der eine habe recht und der andere unrecht. Letzteres beginnt vielmehr für alle erst mit dem gewissen Hange zur Verallgemeinerung, dem so leicht niemand entgeht[6]). In Berücksichtigung dieses Umstandes ist es der Gewissenhaftigkeit und zielbewußten Gründlichkeit langer Reihen von Forschern schließlich doch gelungen, die so natürlichen vielfachen Widersprüche in manchen Einzelheiten durch einen erfreulichen Einklang in den Hauptfragen zu übertönen.

Aber auch die berechtigtsten wissenschaftlichen Verfahren können in völkerkundlichen Fragen leicht zu Klippen werden. Eine wie treffliche Leuchte zur Aufhellung des Dunkels der Vorzeit ist an sich nicht die heute allbeliebte Analogie, die, wie die Fixsterne durch eine unendliche Entfernung von Raum und Zeit, durch die einander entlegensten Wesenskundgebungen mitlebender und längst entschwundener Völker dahinleuchtet! Seit Niebuhr ist sie in der Geschichtsforschung, vornehmlich durch Bastian in der Völkerkunde aufgekommen. Ein schönes Beispiel dieser Methode hat z. B. Ernst Curtius in seinen „Griechen in der Diaspora"[7]) gegeben, wo er durch die durchgehende Parallele der Normannen und Hanseaten viele Punkte dieser hochwichtigen Vorgänge aufklärt. Und nun müssen wir uns doch schon durch Alexander von Humboldt[8]) warnen lassen, keine zu weitgehenden Schlüsse auf Analogien zu begründen, insbesondere nicht aus solchen in Sitten und Gebräuchen auf Ursprungsgemeinschaft, überhaupt Verwandtschaft zu schließen. Und so hat man denn namentlich die Einstimmigkeit mythologischer Ideen, z. B. die so vielen Völkern gemeinsame Vorstellung von den Göttern als Tieren, als im Sinne der Völkerverwandtschaft nichts beweisend gelten lassen müssen[9]). Aber auch für das Verfassungs-

[6]) Virchow in seinem Vorwort zu Lubbocks „Entstehung der Zivilisation", S. VI.

[7]) „Gesammelte Abhandlungen", Band I, 1894, S. 163—180.

[8]) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent", T. 3, Paris 1825, p. 17.

[9]) Im Sinne der psychologischen Gleichartigkeit aller menschlichen Organisationen hat namentlich Bastian in vielen Schriften gewirkt und gesammelt.

leben der Völker scheinen ähnliche Verzichte geboten. Das Lehnswesen z. B. ist eine Einrichtung, die sich bei den verschiedensten Völkern als Begleiterscheinung der Naturalwirtschaft von selbst entwickelt. Wir finden sie bei Völkern, bei denen an Verwandtschaft nicht zu denken ist; so nicht nur bei den Germanen, Mazedoniern und Persern, auch bei den Japanern bis in unsere Tage hinein[10]).

Viel zu schaffen macht uns die naive Unbekümmertheit des Sprachgebrauches bei den Alten. So gewiß es ist, daß der Instinkt der Völker bei ihren sprachlichen Bildungen immer denkend und anschauend zu Werke geht, so ersichtlich ist es anderseits, daß dies Denken und Anschauen in der Richtung der Blutsverhältnisse nur verhältnismäßig spärlich vor sich gegangen ist. Nur einzelne haben sich von diesen ein klareres Bild gemacht und dann dafür ihren Sprachgebrauch selbst geschaffen[11]). Im allgemeinen aber hat bei den Bezeichnungen, welche für uns rassenhafte Begriffe enthalten, wie gens, natio, den sie einst im Munde führenden jede derartige Vorstellung ferngelegen, daher wir ihnen auch keine Anhaltspunkte für die Aufhellung unserer Fragen entnehmen können.

Viel harmloser Unfug ist auch mit dem Worte Aborigines und den entsprechenden griechischen *(αὐτόχθων, γηγενής)* getrieben worden, die sich im Sinne von uransässig die meisten Völker zulegen, obwohl die wenigsten ein Anrecht darauf hätten, da jene vielmehr zunächst nur eine Negativbezeichnung enthalten („Aborigines: quos aliunde venisse nulla memoria est", Leibniz) und, sofern sie den Sinn von Ureinwohnern haben sollen, gemeiniglich nur eine Fiktion bedeuten.

Ueberboten wird dieser Ureinwohnerwahn nur noch durch die Phantastereien der Genealogien, welche bei den Völkern noch ganz andere Grade erreichen als bei den Familien. Wir werden der seltsamen Erscheinung jener für Art und Charakter der Völker so bezeichnenden Konstruktionen, welche ihnen gewissermaßen die Stelle ihrer Jugendgeschichte vertreten, nach der psychologischen Seite wie nach der ihrer Bedeutung für die Rassenkunde später noch gründlicher näherzutreten haben. Hier kann zunächst nur darauf hingewiesen werden, daß wir es auch in ihr wieder mit einer ganz allgemein verbreiteten zu tun haben, der zum mindesten alle Kulturvölker ziemlich ohne Ausnahme unterliegen dürften. Alles will hoch hinaus, will „weit her" sein, gleichviel, ob die Sudanstämme von Abraham und Himyar herzustammen behaupten, oder ob Deutsche sich römischer, die Franken gar trojanischer Abkunft rühmen.

---

[10]) Alfred von Kremer, „Kulturgeschichte des Orients", Band I, S. 109 ff. Lamprecht, „Deutsche Geschichte", Band II, S. 108.

[11]) So ist es schon viel, wenn Plinius (Hist. nat. IV, 4) mit seinem „Germanorum genera quinque" die Stämme der Germanen feststellt, denen er dann die Völkerschaften (gentes) subordiniert.

Sind wir nun zwar keinen Augenblick im Zweifel, daß all dergleichen nicht ernst zu nehmen sei, also auch nicht ernstlich irreführen könne, so liegt die Sache wesentlich anders bei allen jenen Angaben aus dem Völkerleben, bei denen es sich um an sich nicht zu beanstandende tatsächliche Vorgänge handelt, für die nur die Namenbezeichnungen der nötigen Klarheit und Sicherheit entbehren. Welch ein Labyrinth von Zweifeln und Nöten tut sich überhaupt mit den Namen der Alten auf! Nicht genug damit, daß die prähistorischen Rassen in ihren historischen Ausläufern so schwer zu fassen sind, daß Iberisch, Aquitanisch, Ligurisch häufig unbestimmbar durcheinanderlaufen, was ist an Nebel nicht allein dadurch über weite Gebiete ausgebreitet worden, daß die Griechen von der Gewohnheit, den Westvölkern den Gesamtnamen der Kelten zu geben, auch dann noch nicht lassen mochten, als die wirklichen Kelten sich greifbarer aus den umgebenden Völkermassen herauslösten[12])! Ueberhaupt sind keltisch, skythisch, indisch bei den griechischen Autoren fast mehr geographische Begriffe, ohne eigentlichen ethnischen Gehalt. Am schlimmsten steht es um die Skythen, hinter denen wir alle möglichen Steppen- oder Wandervölker, einige den Iraniern, andere den Türken näherstehend, zu suchen haben. Diese Auffassung kommt jedenfalls dem wahren Stand der Dinge näher und trägt dem Sprachgebrauche der Griechen besser Rechnung, als die früheren Versuche, welche in den Skythen eine ethnische Einheit erkennen wollten und sie dann bald der weißgelben Mischrasse der Turanier (Maspéro-Pietschmann), bald den Iraniern (Grimm, Zeuß, Müllenhoff, auch Spiegel) zuwiesen[13]). Neben den skythischen stellt Mommsen[14]) als zweiten „die Verzweiflung der Historiker machenden" Namen noch den der Pelasger, der ja in der Tat nur genannt zu werden braucht, um uns mit eins die Legion von Irrtümern, Lücken, Rätseln und Verwirrungen ins Gedächtnis zu rufen, zu dem er den Anlaß gegeben hat. Aber auch die Chaldäer dürfen hier nicht fehlen, wenn sie auch nicht in dem Maße wie Skythen und Pelasger im Vordergrunde des antiken Völkerlebens gestanden haben[15]). Dies sind nun nur einige besonders grelle Beispiele. Ganz allgemein aber werden wir gut tun, in einem Buche über die Rasse uns immer gegenwärtig zu halten, wie viel des Dunklen im naturwissenschaftlichen Sinne die geschichtlichen Völkernamen für uns bergen, wie oft sie nur Abfindungen sind, wie oft vor allem im Lauf der Zeiten verschiedene Blutsbestände

[12]) Dazu kommt noch das beständige Schwanken zwischen Galli und Celtae (*Γαλάται* und *Κελτοί*), das die Verwirrung noch vergrößert.

[13]) Letztere Ansicht dürfte jedenfalls die weit größere Berechtigung haben. Man vergleiche hierzu jetzt das Kapitel „Skythen und Perser" in Wilsers „Germanen".

[14]) „Römische Geschichte", Band V, S. 217.

[15]) Ueber sie hat Wahrmund („Babyloniertum, Judentum und Christentum", Leipzig 1882, S. 33 ff.) die weit auseinanderklaffenden Ansichten zusammengestellt.

decken müssen, da die ursprünglichen Träger sich unter ihnen weg gewandelt haben, wenn dies auch nicht immer in so radikaler Weise der Fall gewesen zu sein braucht wie bei Finnen, Madjaren und Osmanen, welche sozusagen völlig das Blut gewechselt haben. Umgekehrt hat aber auch manchmal ein und dasselbe Volk den Namen gewechselt (Iren = Schotten, Aquitanier = Gascogner, Parther = Perser).

Namen sind so, wie wir sehen, für den Forscher nur gar zu leicht Fallen, und werden dies um so mehr, je weittragendere Folgen er ihnen entnimmt. Wie vielen ist so namentlich die Namensgleichheit zweier sonst getrennter Völker zum Ausgangspunkt irriger Kombinationen geworden, die nur dann irgend etwas beweist, wenn ihr starke anderweitige Gleichheitsmomente zur Seite treten! Das auffallendste Beispiel bietet der Name der Veneter, der in der Bretagne, in Venetien, in Thrazien, östlich der Weichsel und in Paphlagonien vorkommt, ohne daß wir doch berechtigt wären, daraus auf irgend welche historische Zusammenhänge, geschweige unmittelbare Verwandtschaft der betreffenden Völker zu schließen[16]).

Nicht anders als um die Völkernamen steht es um die Personen- und Familiennamen. Auch sie sind von Volk zu Volk gewandert[17]), arabische z. B. mit dem Islam, so daß sogar ihre Geburtsstätte in manchen Fällen nicht festgestellt werden kann. Altpersische Königsnamen finden sich in Ländern wieder, in denen Persisch nicht die Landessprache war. Von entscheidendster Bedeutung ist der Namenspunkt bei der Feststellung des germanischen Elementes in den romanischen Ländern geworden. Woltmann hatte ihn dafür als uneingeschränkt schlüssig herangezogen, aber dabei nicht beachtet, daß schon frühzeitig Romanen, selbst romanische Leibeigene, in immer wachsender Zahl germanische Namen angenommen hatten[18]), woran schon nach dem damaligen Forschungsstande keinerlei Zweifel möglich war. So darf also auch hier wieder das Argument der Namen nur allenfalls als ein hinzutretendes, bei sonstiger großer Wahrscheinlichkeit, verwendet werden.

Zu allem, was im besonderen die Rassenstudien Heikles und Verfängliches in sich tragen, kommt nun noch die allgemeine Unsicherheit, das Schwanken aller wissenschaftlichen Anschauungen, das Spiel der

---

[16]) L. Contzen, „Die Wanderungen der Kelten", Leipzig 1861, S. 67—73, bei Bremer in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie", Band III, S. 804.

[17]) Schon Jornandes (de reb. Get. c. 9.) sagt: „... nemo est qui nesciat animadverti, usu pleraque nomina gentes amplecti, ut Romani Macedonum, Graeci Romanorum, Sarmatae Germanorum, Gothi plerumque mutuantur Hunnorum." Pott: „Die Personennamen", Leipzig 1853, S. 80.

[18]) Roth: „Geschichte des Benefizialwesens", S. 101. Pott, a. a. O., S. 5. Diefenbach: „Vorschule der Völkerkunde", S. 37. Hegel, „Geschichte der Städteverfassung von Italien", Bd. II, S. 333. „Polyptique de l'abbé Jrminon p. p. Guérard", T. I, p. 420. Fustel de Coulanges: „La Gaule romaine", Paris 1891, p. 104.

Mode in den Meinungen, die Wandelbarkeit der Urteile hinzu, um jenen einen Charakter von weitgehender Behemmtheit aufzuprägen. Das ist ja an sich gar nichts Ungewöhnliches, daß irgendeine neue Theorie, die eine Zeitlang die Geister und Gemüter mächtig bewegt, neue Lichter geschaffen hat, nach kurzer Frist schon für überholt erklärt wird. In Zeitläuften aber, wo so vieles noch wogt und gärt, ein Volk bald diesem, bald jenem Kulturkreise zugesprochen wird, ein Name heute dies, morgen jenes bedeutet, eine neue Ausgrabung nicht selten ganze Anschauungskreise umstößt, wäre der verloren, der nicht immer ganz anders festen Boden unter den Füßen gewänne, als ihn der ephemere Streit der Gelehrten ermöglicht. Von schwankendem, sturmgeschüttertem Schiffe aus läßt sich keine Uferlandschaft aufnehmen. Da heißt es, dem Sturm entrinnen, den Tellsprung an Land zu wagen, um unter Opferung wie vieles Einzelnen die festen Linien des Ganzen sich zu sichern[19]).

Wir haben gesehen, welche Grenzen der Rassenforschung nach den verschiedensten Seiten gezogen sind. Es muß einer allgemein menschlichen und geschichtlichen Größe schon eine ungeheure Kraft innewohnen, um danach als Idee dennoch in der Weise fortzuwirken, wie es der Rasse möglich geworden ist, einen Flügelschlag der Geister zu entfachen, wie er etwa in den ersten zehn Jahrgängen der Woltmannschen Zeitschrift sich kundgibt. Anderseits freilich begreifen wir es vollauf, daß nicht nur ein im übrigen von weltweitem Blick gelenkter, wenn auch in festen alten Methoden befangener Meister wie Ranke sich von dem fernhielt, wo nun einmal so vieles der Intuition überlassen bleibt, daß selbst ein Mann wie Otto Schrader, der doch diesen Studien ganz anders nahestand, gegen den Verfasser einmal äußern konnte, er vermeide das Wort Rasse nach Möglichkeit. Immerhin, von diesen Männern, denen vor allem wohl das unheimlich dünken mochte, daß an jenem geheimnisvollen Etwas gar so viele, Zoologen, Philosophen, Anthropologen, Linguisten und Historiker herumdefinierten und es so in gar zu unsicheren Farben erschien, hat den einen seine Zurückhaltung nicht gehindert, der Rassenforschung wertvollste Einzeldienste zu tun, und selbst der Altmeister der Historik ist ihren Anschauungen doch, wenn auch unbewußt, mehr als einmal nicht so ganz ferngeblieben[20]). Aber auch

[19]) Für das oben Gesagte nur ein paar beliebige Proben. Die für die griechische Welt so urbedeutsame Gestalt des Apollo ist (nach Holm, „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 53) von Otfried Müller für dorisch, von Gerhard für achäisch, von Petersen und anderen für jonisch erklärt worden. — Die Cherusker, die noch Jakob Grimm für mit den Sachsen identisch hielt, ja die immer als Kern des Sachsenvolkes galten, sollen nach neuester Forschung (Bremer, a. a. O., S. 867 ff., 925) zur fränkischen Gruppe gehören usw.

[20]) Ich darf hierfür wohl auf meine Abhandlung: „Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen" im Jahrgang 16 der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" verweisen.

Radikalisten hat es gegeben, die erklärten, daß man von der Rasse ganz und gar nichts wissen, über das Blut der Völker ein- für allemal nichts aussagen könne[21]). Ja einzelne gefielen sich sogar darin, dieses Ablehnen und Bestreiten in die Formen des Spottes und der Verhöhnung zu kleiden, über jedes Fehlschlagen, jedes Vergreifen der Rassenforscher ein Triumphgeschrei zu erheben, überhaupt die ganze Bewegung für eine Mode, wenn nicht gar Modekrankheit zu erklären. Es waren allerdings in der Hauptsache Juden, welche sich in diesem Sinne äußerten, wie denn überhaupt das Judentum zu der Zeit, da es mit der Rasse Ernst werden wollte, für deren Bekämpfung alles Erdenkliche aufgeboten hat. Zur Erklärung dieser seiner Haltung ist gesagt worden, daß, nachdem es selbst dem Rassengedanken seine stärkste Kraft entnommen, es diesen nun eifersüchtig wie ein Geschäftsgeheimnis hüte. Das ist durchaus zutreffend: Rassenbewußtsein und Rassenzucht waren seit langem die eigensten Waffen der Juden, die sie womöglich nicht in fremder Hand sehen möchten. So quälten sie sich ab, alle Gegenargumente gegen die Rasse sehr geschickt zusammenzutragen, aus dem vor anderen beliebten Mittel nachgewiesener Widersprüche zwischen einzelnen Gelehrten Kapital zu schlagen, mit dem Hauptargument der Variabilität aber der Rasse möglichst alle Dauerbedeutung abzusprechen. Sowenig es ihnen gelungen ist, diese irgendwie in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten, so gewiß haben doch diese gegnerischen Schriften dazu beigetragen, die Methoden der Vorkämpfer der Rasse zu verbessern, ihre Schulung zu vervollständigen. Sie erkannten nur um so mehr, auf welch schwierigem Boden sie sich bewegten, sie lernten die dogmatistischen Verallgemeinerungen tunlichst vermeiden; sie wurden sich aber vor allem auch aus dem zähen jüdischen Widerstande, der unwillkürlich ein Stück der jüdischen Heimatlosigkeit widerspiegelte, darüber klar, in welchem Maße die Rassenkunde in allem Heimischen wurzele, ja geradezu ein Stück Heimatkunde bedeute. Das hat diesen Studien nicht am wenigsten den wundervollen Aufschwung dieser letzten Zeiten verliehen[22]).

[21]) Zu ihnen gehören unter anderen in Frankreich Ernest Seillière, der scharfe Kritiker Gobineaus, in Holland S. R. Steinmetz („Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie", Jahrgang 26, 1902), bei uns bis zu einem gewissen Grade Schallmayer.

[22]) Von den hierher gehörigen Schriften sind vor allem zwei zu nennen: J. Finot (Finckelnburg), „Le préjugé des races", Paris 2me édition 1905, und Fr. Hertz, „Moderne Rassentheorien", Wien 1904. Leider muß gesagt werden, daß in diesem Falle einmal das französische Buch die würdigere Haltung zeigt; das deutsche wird in seinem Werte durch den gegen die Vertreter der Rassenlehre angeschlagenen Ton stark geschmälert. Beiden gemeinsam ist eine große, freilich vielfach mehr schillernde und täuschende Gewandtheit, auch ein gelegentliches kühnes Drauflosbehaupten. Einen förmlichen Feldzug gegen die Rasse unternahm in verschiedenen Zeitschriften, unter anderem in Heft 16 und 17

Es zeugt von wenig wissenschaftlichem Sinn, ja es heißt das Wesen aller Forschung verkennen, wenn die Gegner der Rassenlehre dieser darum die Berechtigung glaubten absprechen zu können, weil sie nicht gleich mit zureichenden Definitionen aufwarten konnte. Solch feste Ergebnisse pflegen uns in keiner Wissenschaft so bald gleich reifen Früchten in den Schoß zu fallen. Es bedarf dafür unendlich langer Vorarbeiten, die aber, bewußt wie unbewußt, wenn irgendwo, auch in unserem Falle geleistet worden sind. Durch nichts wird die völlige Haltlosigkeit der extrem skeptischen Betrachtungsweise schlagender dargetan, als durch die Tatsache, daß die bedeutendsten Denker der verschiedensten Zeiten sich fast alle mehr oder minder eindringlich mit den Problemen und angeblichen Phantasien der Rasse beschäftigt haben. Und wenn wir so in der Lage sind, aus den gesammelten Stimmen über die unermeßliche Wichtigkeit des Blutes in der Weltgeschichte eine wahre Rüstkammer voll des reichsten Materiales herzustellen, so entnehmen wir diesen Stimmen, namentlich denen der wahrhaft berufenen Weisen aus allen Wissenschaften, zugleich die Erkenntnis der Notwendigkeit einer großen Dosis Entsagung, die wir auch dem kühnsten Forschungseifer beizumischen haben, die Losung jener Bescheidung, ohne die es in keiner Wissenschaft abgeht. Denn die treibenden Kräfte aller Geistesgebiete liegen letzten Endes zum mindesten im Halbdunkel, nur Klarstblickende entdecken ein kleines Teil davon. Und so ist überhaupt nicht das das Entscheidende, was wir über irgendeinen Gegenstand der Forschung wissen, sondern, was die Besten darüber gedacht haben. Naturforscher wie Philosophen, und gar Theologen, müßten sonst von Hause aus das Spiel aufgeben, denn dem wahren Wesen des Geheimnisses, das sie umkreisen, werden sie ihr Leben lang, und werden ihre Nachkommen in Aeonen nicht auf den Grund kommen. Der Unendlichkeit des zu Erforschenden steht überall die Endlichkeit menschlicher Forschungsmöglichkeiten gegenüber. So treffen wir allerwärts auf ein letztes Unergründliches, wie denn z. B. die Frage nach den Ursprüngen durchweg von allen besonnenen Forschern als völlig un-

der „Zukunft“, Professor Ludwig Stein, der durchaus beweisen wollte, daß dem Begriffe der Rasse keine Wirklichkeit entspreche, daß sie sozusagen nur eine Benennung, eine Klassifikation bedeute. Eine Anzahl anderer jüdischer Gegner hat Woltmann in seiner „Politisch-Anthropologischen Revue“ (Jahrg. IV, S. 484 ff.) abgetan. Der Strom der Forschung ist über diese spottenden und leugnenden Kuriosa machtvoll hinweggegangen und läßt sie heute kaum mehr bemerken. Uebrigens haben andere Juden sich auch unbefangener und gerechter zu den Rassenfragen geäußert, so namentlich Alsberg (z. B. in der „Politisch-Anthropologischen Revue“, Jahrg. VI, S. 446 ff., 458). Vor allem aber hat ein großer seinen kleineren Stammesgenossen das Konzept gründlich verdorben: Benjamin Disraeli, der mit der ganzen Wucht seiner bedeutenden Persönlichkeit die Wahrheit gesagt, mit Flammenschrift nicht nur in seine Taten, auch in seine Werke die Allgewalt der Rasse eingegraben hat. Wir werden auf ihn noch zu sprechen kommen.

lösbar und daher als müßig beiseitegeschoben worden ist. Max Müller hat im Eingang seiner „Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion"[23]) mit vieler Gründlichkeit dargetan, daß es von Religion eine Definition nicht gebe und nicht geben könne. Alle kosmogonischen und geologischen Entwicklungen bleiben uns verschleiert; Lyell wie Darwin wandeln durchaus auf hypothetischem Boden. Vor der seelischen Natur aller Lebenserscheinungen stockt das Wissen der Physiologen, und die Erblichkeit bleibt ein Mysterium auch nach Mendel und Baur. Ja, selbst ein hervorragender Historiker von der Ehrlichkeit Eduard Meyers bekennt: „Zu allen Zeiten ist es nur unsere Erkenntnis der Geschichte, zu der wir gelangen können, niemals eine absolute und unbedingt gültige. Das klingt vernichtend; aber wir dürfen uns wohl gestehen, daß es um die Naturwissenschaften und überhaupt um alle menschliche Erkenntnis nicht anders steht: Das Primäre ist überall das erkennende Individuum"[24]).

So wollen wir uns ein ermutigendes Beispiel an jenen anderen Wissenschaften nehmen, an deren Königin zumal, deren Ding an sich und Wille in ihrer Art kaum greifbarere, definierbarere Dinge waren, als die Rasse, und doch darum nicht minder in der Philosophie nachhaltig eingreifend, ja umwälzend gewirkt haben. Und gelänge es wirklich der reinen Vernunft, den Begriff der Rasse mit den Mitteln ihrer Kritik auszutilgen, die praktische Vernunft — das seelische Lebensbedürfnis — würde dieser so gut wieder aufhelfen, wie sie einstmals jenen tiefsten Fundamenten unseres sittlichen Seins, den als reingeistig nicht beweisbar geopferten Vorstellungen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, zur Auferstehung in einer ganz anderen Sphäre verholfen hat. Die Rasse gehört für die Völker so gut zu ihrem ewigen Teile, wie jene von Kant erst gerichteten, dann geretteten Güter für die Individuen, und so erleidet sie im Grunde nur das gleiche Schicksal mit den anderen Faktoren, welche das Seelen- und Geistesleben der Menschheit vorwiegend bestimmen und

[23]) Straßburg 1880, S. 14—24.

[24]) „Zur Theorie und Methodik der Geschichte", S. 45. Auch Mommsen („Reden und Aufsätze", Berlin 1905, S. 51) sagt: „Alles Größte und Höchste ruht schließlich auf einem Unbegreiflichen." Diese ganze Frage der Bescheidung scheint mir für unser Thema von so großer Bedeutung, daß ich es mir nicht versagen kann, noch einige weitere Stimmen großer Denker dazu anzuführen. Daß die größten Hauptprobleme nicht wissenschaftlich erklärt oder bewiesen seien, führt Darwin aus („Entstehung der Arten", Deutsche Ausgabe von Haek, S. 647—48). Aehnlich Weismann, „Aufsätze über Vererbung", S. 42), der dann — mit Lessing — sagt: „Nicht der Besitz der vollen Wahrheit ist unser Teil, sondern das Forschen nach ihr." Endlich Herbert Spencer, dem wir die klassische, geradezu mottoartig zu verwertende Formulierung verdanken, daß die Grundbegriffe aller Wissenschaften immer nur Symbole und nicht Erkenntnisse der Wirklichkeit seien. (Otto Gaupp, „Herbert Spencer", 3. Aufl., Stuttgart 1906, S. 132.)

bewegen: Die abstrakte Wissenschaft weiß nichts Besseres mit ihnen anzufangen, als sie zu negieren, ihnen die Daseinsberechtigung abzusprechen. Aber die dem Leben Rechnung tragende Wissenschaft sieht sich alsbald genötigt, ihre ungeheure Macht über die Gemüter und selbst über die Geister um so unumwundener anzuerkennen. Und so würde auch die Rasse, als Volkstum, als Nationalität, ja als eine Art Religion, doch auf- und fortleben, wenn sie wirklich rein wissenschaftlich nicht faßbar wäre.

Daß dies aber nicht der Fall, daß sie auch als Objekt wissenschaftlicher Betrachtung stetig gewonnen hat, immer größere Klarheit von sich ausstrahlt, das soll hoffentlich unsere geschichtliche Uebersicht zeigen, aus der sich am Ende doch ergibt, wie ferne wir die Zeiten hinter uns haben, da die Völker an den langen Winterabenden ihrer Unwissenheit Rätselraten spielten, und wie das Blutsleben der Menschheit in der Selbstbeobachtung ihrer bedeutendsten Denker sich mit der Zeit zu einer hohen Stufe auch der Erkenntnis erhoben hat. Und mögen die Rassen in ihren Anfängen noch so wenig zu fassen, mag es um ihre Herleitungen, ihre Einteilungen noch so mißlich bestellt sein, die Wissenschaft hat ihnen doch, dank dem endlich gewonnenen und stetig mehr ausgebildeten Zusammenwirken von Natur- und Geisteswissenschaften, auch an exakt Feststellbarem so viel abgewonnen, daß sie das übrige ruhig seiner unausbleiblichen Eigenentwicklung überlassen kann, indem nunmehr der Rassengedanke — als Rassengefühl —, als ein Geistiges, eine Idee, mit Glauben, Mythen, Sprache, unter die Imponderabilien des Völkerlebens tritt.

Sollen wir schließlich noch in kurzen Worten vorwegnehmen, wie dies alles geworden ist, so möge zunächst daran erinnert werden, daß es nicht einer einzelnen Wissenschaft zu danken ist, sondern daß sich verschiedene dafür die Hand gereicht, daß sie einander abgelöst und ergänzt haben.

Den Anfang machte die Sprachwissenschaft, deren Versuche aber meist sich als verfrüht und unzulänglich erwiesen. Erst dem Eingreifen der Naturwissenschaften ist es zu danken, daß man in den Rassen wirkliche Gebilde erkannte, deren Merkmale mittelst der feinstausgebildeten anthropometrischen Methoden, insbesondere der Schädelmessungen, immer deutlicher ins Bewußtsein traten. Auch in der Klassifizierung der Rassen ist man fortgeschritten, und neuerdings hat die Serumforschung mit der Möglichkeit, Blutsverwandtschaften innerhalb der tierischen Gattungen auch dem Grade nach ganz unmittelbar nachzuweisen, ein allerwirksamstes Mittel, um die Hand auf die Rasse zu legen, hinzugebracht. Hervorragende Naturforscher in Frankreich wie in Deutschland haben dann allmählich die Rassenlehre, auf diesem Grunde auf- und weiterbauend, zu einer imponierenden Höhe emporgeführt.

Aber auch die anderen Wissenschaften sind nicht zurückgeblieben. Unzählig sind die Anläufe, die — in Frankreich noch mehr als in Deutschland — auf den verschiedensten Feldern genommen, die Vorahnungen, die erklungen, ja die manchmal erstaunlich ins Schwarze treffenden Ausführungen, die zu einzelnen Seiten des Rassenthemas gemacht worden sind. Im ganzen freilich führte hier noch mehr die Intuition das Wort, und so konnte denn auch ein keinem eigentlichen Fache angehörender Denker, mit der Urkraft des Genies alle diese Frühleistungen zusammenfassend und zu einer reformatorischen Tat steigernd, den eigentlichen Geist der Rasse uns erschließen, indem er die Rassen als geschichtliche Größen offenbarte und wie unbewußt zu der Forderung fortschritt, sie als solche ins Zentrum einer eigenen Weltanschauung zu rücken. Es ist bezeichnend für G o b i n e a u, daß alle die in diesem Kapitel pedantisch von uns aufgezählten Hemmungen und Erschwerungen der Forschung für ihn sozusagen nicht existierten. Recht als ein jugendlicher Held, der das Fürchten nicht kannte, ist er in diesen Kampf gezogen, und nur so konnte er ihn gewinnen. Das ungeheure Echo, das sein Werk hervorrief, lehrte, daß vor allem die R a s s e j e t z t i n s a l l g e m e i n e B e w u ß t s e i n g e d r u n g e n w a r. Ganz von selbst ergab sich dann unter anderem als eine der Folgerungen, daß die Schule, die sich an Gobineau anschloß — die sozialanthropologische, so genannt, weil sie die Erkenntnisse der Rassenlehre nicht nur als rein historische festhielt, sondern in ihrem Einflusse auf die gesellschaftliche Struktur der Völker zur Anwendung brachte, als Konkretum gleichsam neben dem Abstraktum der Schulanthropologie stehend, welche auf Verwertung ihrer Erkenntnisse über das eigene Fachgebiet hinaus verzichtet —, die kombinierende Methode, welche Gobineau mit naiver Unbekümmertheit gehandhabt hatte, nun auch wissenschaftlich gründlicher aus- und durchbildete. Nach seinem Beispiel stand es nunmehr fest, daß den Naturwissenschaften, wenn nicht der Vorrang, zum mindesten die Führung gebühre, und daß die historischen Wissenschaften sich diesen nach Möglichkeit anzupassen, ja anzuähnlichen hätten. Die Anthropologie liefert ihnen den festen Rahmen, den sie auszufüllen haben und unter Anwendung gewissenhafter Kritik auch sehr wohl ausfüllen können. Recht und Sitte, Religion, Sprache und Verfassung, als Kriterien alle gleich verführerisch und doch gleich oft täuschend, weil einzeln nicht durchweg beweiskräftig, müssen durch kritische Sichtung und vor allem durch ihr Zusammenwirken zu solcher Beweiskraft erhoben werden.

Ganz gewiß, etwas abgerundet Vollständiges, lückenlos Klares und Sicheres kann auch bei der methodisch bestregulierten Rassenforschung nun und nimmer herauskommen. Wenn wir, einem hervorragenden Vertreter dieser Studien folgend, die Rassenbewegung in der Geschichte kurzerhand als einen Rassen k a m p f betrachten, so

können wir uns auch deren wissenschaftliches Spiegelbild gleichsam als ein großes Schlachtengemälde vorstellen, auf dem wir sehr viele der Gestalten (Rassen) nur unvollständig erblicken, bald nur Leiber, bald nur Köpfe, und auch diese bald nur im Profil, bald gar nur von hinten, nur wenigen sehen wir voll ins Gesicht. Noch wieder andere lugen nur leise hinein, oder sind nur in der Ferne angedeutet (wie wenn etwa die Sprachforscher uns hier und da ein ausgestorbenes Glied einer Sprachfamilie in einzelnen Trümmern festgehalten haben). Darum zweifeln wir doch an der tatsächlichen, nur unserem Auge sich entziehenden Ganzheit aller einzelnen Teile so wenig, wie an der Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Gesamtbildes.

Und somit ans Werk; es wird Zeit, jetzt dieses Bild etwas näher ins Auge zu fassen.

Zweites Kapitel

„Rasse". Herkunft, Sinn und Bedeutung des Wortes. Schwanken des Sprachgebrauches. Definitionen. Kämpfe und Nebenbuhlerschaften der Wissenschaften. Beobachtung. Rassenbewußtsein. Persönlichkeit der Rasse.

Es liegt uns nun zunächst ob, der Herkunft wie der Geschichte des für das gesamte moderne Leben so überragend bedeutsam gewordenen Wortes Rasse etwas näher nachzugehen[25].

Wie so oft in ähnlichen Fällen, hat auch hier eine Einigung in der etymologischen Forschung nicht stattgefunden. Die älteste Herleitung von lateinisch „radix" ist jetzt allgemein aufgegeben. Die meisten Anhänger findet die von Diez aufgestellte aus dem althochdeutschen „reiza", Linie, Strich, die sogar in Frankreich (z. B. von Littré) angenommen worden ist. Daneben hat Baist[26]) noch eine Ableitung aus dem arabischen „râs" (Kopf, Ursprung, Anfang) vorgeschlagen, wozu ihn unter anderem der Umstand veranlaßt haben dürfte, daß das Wort anscheinend aus der spanisch-portugiesischen Welt — als raza — seinen Ausgang genommen hat. Von da ging es dann als ital. razza, provenzal. rassa, franz. race, zunächst in die übrigen romanischen Sprachen, dann im 16. Jahrhundert auch ins Englische über. Ins Deutsche wurde es erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts übernommen, zunächst in der französischen Schreibart, die sich auch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts behauptete. Erst die zunehmend volkstümliche Bewegung zugunsten der Rasse hat der auf die deutsche Aussprache gegründeten Schreibung den Sieg verschafft.

Die Bedeutung war ursprünglich in allen Sprachen übereinstimmend eine sehr allgemeine: Geschlecht, Stamm, Abkunft — namentlich vom Adel —, demnächst Art, Zucht, ja Eigenschaft, Charakter. Der volkstümliche Gebrauch hat dies überall festgehalten, im derben Sinne wird bald lobend, bald verächtlich gesagt: essere di razza, di

---

[25]) Für das folgende sind nicht nur die sämtlichen Wörterbücher (Hatzfeld-Darmesteter-Thomas, Littré, Diez, Körting, Grimm, Kluge, Tommaseo-Bellini, Valentini, Murray, Century Dictionary usw., usw.), sondern vor allem auch Topinard herangezogen, in seinem großen Werke „Eléments d'anthropologie générale", wie in seinem Aufsatze „De la notion de race en anthropologie" („Revue d'Anthropologie", 1879, p. 589—660).

[26]) „Romanische Forschungen", Band IV, 1891, S. 415. Nur erwähnt seien zwei weitere Etymologien: nach der einen (Gröber, Zeitschrift für romanische Philologie, XI, 558) stammte das Wort aus dem slawischen „raz" — „Schlag, Gepräge, Gattung" —, nach der anderen (Körting, Zeitschr. f. franz. Sprache und Literatur, XXI, 1) gehörte es zu racer, raptiare, „Raubvogelzucht treiben", dann überhaupt züchten. Beide haben aber keinen Anklang gefunden.

buona razza, und andererseits razza cattiva (Gesindel, Geschmeiß), „il n'a pas de race“ (von einem Unvornehmen), razzaccia, „ein böses Gezücht“, „auf Rasse halten“ und das „Ihr seid wohl von einer besonderen Rasse“ des Schillerschen Jägers im Wallenstein. Im Französischen spricht man von einer Race des poètes, im Italienischen sagt man auch von einem Einzelnen: „che razza di scrittore!“ Wie Uebles das Wort manchmal (namentlich im französischen Sprachgebrauch) bergen kann, lehren unter anderem das auf die Pharisäer angewandte „Race de vipères“ des Evangeliums, und kaum minder das hundertfältig zitierte Wort Friedrichs des Großen gegen Sulzer: „Ah, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette maudite race à laquelle nous appartenons.“

Ist nun hiermit offensichtlich das ganze Menschengeschlecht gemeint, so ging doch schon aus einem Teile der übrigen Beispiele zur Genüge hervor, daß mit dem Worte Rasse mehr und mehr bestimmte Gruppen desselben bezeichnet worden sind. Und in diesem Sinne ist es dann allmählich auch in die Wissenschaft übergegangen. Hier hat Frankreich den Anfang gemacht, bedeutende Denker dieses Landes haben das Wort Race für verschiedene Gebiete begrifflich ausgebildet und wissenschaftlich verwertet. In der Regel wird dabei gemeinsame Abstammung, Blutseinheit stillschweigend vorausgesetzt, davon abgesehen aber der Anwendung weitester Spielraum gelassen. In Frankreich hat man nie daran gedacht, die Rasse von Familien, Geschlechtern und Stämmen einerseits, von Völkern andererseits so streng abzugrenzen, wie es bei uns unter dem Einfluß der Naturforscher viele Anthropologen getan oder doch versucht haben. Hierzu hat wohl hauptsächlich der Umstand mit beigetragen, daß sehr bald schon die Historiker sich der Rasse kräftig mit bemächtigten, welche unter Führung von Augustin Thierry ihr nach Bedarf engeren oder weiteren Umfang verliehen. (Ganz allgemein ist z. B. der Sprachgebrauch, von den drei französischen Königsgeschlechtern als drei Rassen zu reden.) Fester umgrenzt war sie in den Naturwissenschaften, wo Buffon vor allen sie einführte (nach der Mitte des 18. Jahrhunderts), als ein Mittleres zwischen Varietät und Gattung[27]).

Weit später und langsamer als in Frankreich ging die wissenschaftliche Einbürgerung der Rasse in den übrigen Ländern vor sich. Noch Linné kennt keine Rassen, sondern nur Gattungen. Bei uns in Deutschland können wir uns aus dem Schrifttum der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dem langsamen Eindringen namentlich des Wortes Menschenrasse und den Widerständen, die es fand,

[27]) Die erste wissenschaftliche Anwendung des Wortes findet sich anscheinend im „Journal des Savants“ von 1684, wo ein französischer Reisender, François Bernier, eine Einteilung der von ihm vorgefundenen Menschengruppen unter dem Titel: „Nouvelle division de la terre par les différentes espèces ou races d'hommes qui l'habitent“ vornahm.



ein besonders deutliches Bild machen. Zaghaft redet Meiners in seinem „Grundriß zur Geschichte der Menschheit" (Frankfurt und Leipzig 1786), S. 17, noch von Stämmen und Racen durcheinander und setzt dann, da ihm dies wohl selbst unbehaglich ist, hinzu: „Vielleicht würden viele da, wo ich Stamm setze, lieber Race, und umgekehrt, gebraucht haben." Einen entschiedenen Umschwung scheint das Eingreifen Kants verursacht zu haben, der, wie wir noch sehen werden, in mehreren Schriften kräftig für die Menschenrassen eintrat. Interessant ist es, dies an Georg Forster zu beobachten, der in seiner 1777 veröffentlichten „Reise um die Welt" das Wort noch gar nicht zu kennen scheint, jedenfalls in seiner Schlußbetrachtung, wo das Fazit der Reise gezogen wird, an mehreren Stellen in auffallender Weise umgeht. Nachdem dann durch Kants Aufsatz „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace" (1785) der seinige im „Deutschen Merkur": „Etwas über die Menschenracen" (1786) hervorgerufen worden war, in welchem unter anderem auch der Sprachgebrauch des Wortes Race eingehender erörtert wird, finden wir dieses dann unserem Autor mehr und mehr derart geläufig, daß er es nicht mehr nur im naturwissenschaftlichen Sinne anwendet, sondern, insbesondere in den berühmten „Ansichten vom Niederrhein", kurzer Hand für Bevölkerung gebraucht („die hiesige — Antwerpener — Menschenrace", „die gemischte Race im Haag") usw. Ebenso Körner an Schiller 29. Mai 1796 über die Leipziger: „Es ist gar eine betrübte Menschenrace, die hier den Ton angibt." Sehr eigentümlich wirkt es, wenn Herder im fünften Kapitel des vierten Buches seiner „Ideen" sich noch entschuldigen zu müssen glaubt, daß er von Menschenrassen rede: „Gingen wir wie Bär und Affe auf allen Vieren, so laßt uns nicht zweifeln, daß auch die Menschenracen (wenn mir das unedle Wort erlaubt ist) ihr eingeschränktes Vaterland haben und nie verlassen würden." Ob bewußt oder unbewußt, wie ein Protest gegen diese Prüderie erklingt das Wort Lichtenbergs: „Vom schönsten Griechen bis zum Neger ist alles Menschenrace"[28]. Selbst bei der etwas auffallenden Wendung, mit welcher Schiller in seiner „Sendung Moses" (1790) von den Hebräern als einer „verwahrlosten Menschenrace" spricht, erscheint eine ähnliche Demonstration nicht ausgeschlossen.

Die fernere Geschichte des Wortes kann hier nicht eingehender dargelegt werden, sondern muß sich aus der späteren Einzelbehandlung ergeben. Wohl aber halten wir uns für verpflichtet, im Anschluß an das vorstehende auch noch diejenigen Ausdrücke einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, welche der Rasse inhaltlich nahestehen

[28]) „Vermischte Schriften", Bd. I, S. 107. Uebrigens aber äußert sich noch 1829 Friedrich Schlegel („Philosophie der Geschichte", Bd. I, S. 45) ganz im Sinne Herders, fast noch stärker, „der Ausdruck enthalte, auf den Menschen angewandt, etwas für den höher gerichteten Geist Abstoßendes und für seine angeborene Würde Demütigendes".



und bis zu einem gewissen Grade als deren Stellvertreter bezeichnet werden können. Wir haben hier zunächst einmal ins Altertum zurückzusteigen: denn wenn dieses auch den Begriff und vollends das Wort Rasse nicht gekannt hat, so ist es doch klar, daß alles das, was das Leben der Rasse ausmacht, damals nicht nur genau ebenso vor sich gegangen ist wie heute, sondern auch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, der Beobachtung unterliegen oder doch ins Bewußtsein fallen mußte. Unbedingt gilt dies für die Tierwelt, wo man sogar den Begriff der Rasse im Sinne künstlicher Zucht ausgebildet hatte: Hunderassen z. B. (*κυνῶν γένη* oder *γενεαί*) hat das Altertum so gut gekannt wie wir. Daß sich einzelne Geister (wie Plato) auch zu dem Gedanken erhoben, solche Zucht auf die Menschen auszudehnen, werden wir sehen, aber ins allgemeine Bewußtsein ist ein so allumfassender Begriff wie der, zu dem sich die Rasse in der modernen Welt ausgewachsen hat, weder dem Altertum noch dem Mittelalter übergegangen[29]).

Am meisten entsprechen dem, was wir darunter verstehen, im Griechischen die Bezeichnungen *φῦλον* und *φυλή*, *γένος* und *γενεά*, im Lateinischen genus, gens und natio. Sie deuten ziemlich alle auf das Entstehen, den Ursprung, die Herstammung als das für die Rasse Wesentlichste hin und würden sich also auch dem Sinne nach annähernd mit unserem Worte für Rasse decken, wenn dessen (auch von Kluge angenommene) Herleitung aus dem Arabischen sicher wäre. Wenden wir uns zum einzelnen, so bedeutet *φῦλον* (von *φύω*, transf. = erzeugen, intransf. und passiv *φύομαι* = entstehen, werden) ursprünglich eine Gesamtheit, die von einem und demselben Ursprunge ausgeht, Stamm, Geschlecht, Sippschaft, demnächst Volksstamm, Volk, Nation, aber auch ganz allgemein Geschlecht, Gattung, Art lebender Wesen (*θεῶν, ἀοιδῶν, ὀρνέων* usw.). *Ὁμόφυλος* ist stammverwandt (bei Tieren: von der gleichen Rasse), *ἀλλόφυλος* von anderem Stamm oder Volk, ausländisch fremd, von den Septuaginta im Sinne eines Eigennamens für die Philister gebraucht. *Φυλή* dagegen bedeutet die Vereinigung einzelner zu einer Gemeinde oder einem Staat, gewöhnlich: Volksstamm, Volksabteilung, Zunft, Tribus, auch eine Abteilung im Heere, die zu einer *φυλή* gehörenden Krieger, dann aber ebenfalls allgemeiner: Geschlecht, Gattung, Klasse. Beide Ausdrücke gehen also bis zu einem gewissen Grade ineinander über, aber im allgemeinen bezeichnet doch *φῦλον* mehr abstrakt-anthropologisch das natürlich-urgeschichtliche, *φυλή* konkreter-historisch das angewandte, in die Geschichte eintretende Element. *Φῦλον*, der weitere Begriff, ent-

[29]) Beiläufig bemerkt, scheint der Umstand, daß razza, race usw. durchweg erst in der nachmittelalterlichen, höchstens spätmittelalterlichen Sprache auftreten, also weder im Volkslatein noch im Altgermanischen wurzeln können, nicht nur gegen radix, sondern auch gegen reiza als Grundwort zu sprechen: Körting, „Lateinisch-romanisches Wörterbuch", 2. Ausg., 1901, S. 715.

spricht völlig unserer Rasse in den verschiedensten Anwendungen, wenigstens nach dem französischen Sprachgebrauch.

Ganz Aehnliches gilt, sowohl nach Sinn und Etymologie als nach der Bedeutungsdifferenzierung, von *γένος* und *γενεά* wie auch von dem lateinischen genus und gens. Zwischen letzterem und natio will Forcellini zwar einen Unterschied feststellen, muß aber dann selbst zugeben, daß sie ineinander übergehen. In der wichtigsten Bedeutung (für Stämme) werden sie jedenfalls promiscue gebraucht[30]).

In Betracht kommen ferner stirps und semen, vor allen anderen aber sanguis (schon Homer braucht *αἷμα* im Sinne von Geblüt, Blutsverwandtschaft). Bei den Neueren wird sang, Blut, mehr und mehr mit Rasse identisch. Sang mêlé u. ä. Littré zitiert eine Stelle aus Montesquieu: „Le sang est beau dans ce pays". Aehnlicher Belege aus dem Deutschen bedarf es kaum. Auch des blauen Blutes darf hier gedacht werden.

Um uns nun die Hauptgesichtspunkte, unter denen man das Wesen der Rasse zu erfassen gesucht hat, zu vergegenwärtigen, erscheint es als das einfachste, zunächst einige Kernsätze berufener Forscher zusammenzustellen. Es ist nicht mehr als recht, daß wir an erster Stelle den Franzosen das Wort geben, welche hier vorangegangen sind und die Hauptarbeit geleistet haben. Ich möchte je zwei Aussprüche ihres besten Lexikographen und desjenigen Anthropologen, der, Schüler zweier Meister wie Broca und Quatrefages, sich bisher am gründlichsten mit der Entwicklung und der Geschichte des Wortes und Begriffes der Rasse befaßt hat: Littré und Topinard.

Bei Littré finden wir, nach einer Fülle von Beispielen der allgemeinen Anwendungen des Wortes, die abschließende Charakteristik: „La race est la famille considérée dans la durée. De plus elle est la lignée purement naturelle et physique, tandis que la famille implique un rapport social et moral", außerdem die Definition als „Terme de zoologie": „Réunion d'individus appartenant à la même espèce, ayant une origine commune et des caractères semblables, transmissibles par voie de génération, ou, en d'autres termes, variété constante dans l'espèce."

Und Topinard, der an früherer Stelle[31]) die Auslassungen der älteren Lexikographen bringt, die sich etwa dahin zusammenfassen lassen: „race, lignée; tous ceux qui viennent d'une même famille; génération continuée de père en fils, se dit tant des ascendants que des descendants", gibt dann p. 194 ss. seine eigenen Definitionen in folgenden Hauptsätzen: „Les races sont des types héréditaires; types non d'une famille, mais d'un assemblage de familles, d'un groupe plus ou moins étendu ... La race dérive le

[30]) Vgl. hierzu Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. 5, S. 637, 646, 649.

[31]) „Eléments d'anthropologie générale", p. 114.

plus souvent de la famille et n'en diffère, par la pensée, sous-entendue de communauté de sang, que par le nombre des individus plus grand dans la race . . . C'est la continuité dans le temps qui constitue le trait caractéristique de la notion de race. Ressemblance des individus entre eux et continuité de cette ressemblance dans le temps par hérédité, l'association des deux idées conduisant à celle de parenté, de communauté de sang, de lien d'unité dans une succession d'individus plus encore que de familles: telle est en dernier ressort la pensée fondamentale renfermée dans l'expression de races", wozu wir etwa noch die Stelle aus dem vorerwähnten Aufsatze der „Revue d'anthropologie" nehmen können: „Races = des réalités fixes, à caractères permanents, ne variant pas sous l'influence des milieux et se perpétuant à travers les siècles, malgré les mélanges, les migrations et les changements d'habitudes. Elles meurent, mais elles ne varient pas[32])."

Aehnlich der ersteren Definition ist die Mortillets[33]): „La race se compose d'un ensemble d'individus présentant des caractères communs transmissibles par hérédité, caractères les rapprochant entre eux, en les différenciant des autres individus de même espèce."

Meisterlich knapp faßt ein anderer Franzose, Gustave Le Bon, der, wie alle seine Schriften lehren, in das Wesen der Rasse wie wenige eingedrungen ist, dies zusammen in die Worte: „Une race, c'est à dire un agrégat possédant des caractères et des sentiments communs, que l'hérédité va fixer de plus en plus." Andere Male bezeichnet er die Rasse als „toute la série des ancêtres" und die Seele derselben als „Les résidus ancestraux dont cette âme est la somme"[34]).

Von dieser durch die Franzosen begründeten Auffassung sind die maßgebenden Forscher der anderen Länder in nichts Wesentlichem abgewichen. Auch Ripley[35]) sagt kurz und bündig von den Rassen, sie seien „hereditary types, persistent and transmissible from one generation to the next".

Breiter wird Deniker, der in seiner Charakteristik bereits die Entwicklung der Rasse, deren historische Gestaltung, berücksichtigt, wenn er unter ihr einen Inbegriff körperlicher Charakterzüge versteht, einst in einer wirklichen Einheit von Individuen gegeben, jetzt in Fragmenten von wechselndem Bestand unter verschiedene Völkergruppen verteilt, deren Unterschiede das Resultat eines im Individuum sich abspielenden beständigen Kampfes zweier Faktoren sind, der Variabilität und der Erblichkeit, und die sich an den Individuen

[32]) p. 627, allerdings nicht als Topinards eigene Ansicht und Formulierung, was aber hier nichts zur Sache tut.

[33]) „Formation de la nation française", 2me édition, Paris 1900, p. 13.

[34]) „Psychologie des foules", 5me édit., Paris 1900, p. 70, 170, 189.

[35]) „The races of Europe", London 1900, p. 118.

teils in der anatomischen Struktur, teils in den physiologischen Funktionen äußern[36]). Das hier gegen die französischen Definitionen neu hinzutretende Moment ist die Variabilität. Daß aber die Erblichkeit der entscheidende Charakter der Rassenmerkmale sei, Rasse daher geradezu „den Inbegriff der Erbanlagen" bedeute, ist auch von deutscher Seite lebhaft betont worden[37]).

Noch möchte ich die Fassung Alfred Plötzens hier heranziehen, der die Rasse als „eine dauernde, sich erhaltende und entwickelnde Lebenseinheit bezeichnet, in welcher eine Vielheit von abstammungsverwandten Individuen mit gemeinsamen morphologischen und physiologischen Merkmalen zusammengefaßt ist"[38]).

Aehnlich Woltmann („Die Germanen und die Renaissance in Italien", S. 8): „Rassen bedeuten biologische Lebenseinheiten, die morphologisch und genealogisch scharf umgrenzt sind."

Als das Mittlere aller dieser Definitionen kann man also etwa folgendes hinstellen: „Unter Rasse versteht man einen ausgeprägten körperlichen und seelischen Typus, der einem größeren — Volks- oder Stammes- — Kreise gemeinsam ist und sich erblich überträgt."

Wert muß bei dem Abschluß dieser Betrachtung vor allem darauf gelegt werden, daß es nicht nur physische, sondern auch geistig-seelische Eigenschaften sind, welche als erblich übertragener Komplex von einer beliebig großen Gruppe Lebewesen, in specie Menschen, derart verkörpert werden, daß die einzelnen Individuen einen Durchschnitt jener Eigenschaften in einer Aehnlichkeit, einer Verwandtschaft wiedergeben, die sie ebenso einander annähert wie von anderen Menschengruppen entfernt. Dieser Gesichtspunkt, der, wie ersichtlich, den Naturforschern mehr oder minder fernlag, war doch schon bei Le Bon (in dem Zusatz „et des sentiments communs") angeklungen[40]).

Nach allem Vorstehenden könnte es nun scheinen, als sei die Rasse das einfachste, eindeutigste und klarste Ding von der Welt. Theoretisch ist sie es auch, in der Praxis aber tritt ihre so überaus mannigfaltige Rolle, ihre Anwendung in den allerverschiedensten Wissenschaften erschwerend dazwischen. Faßt sie doch im Grunde Physiologisches, Linguistisches, Soziales und Geschichtliches zusammen — Elemente aus lauter Gebieten, die an sich schon von Rätseln wimmeln und in gewisse

[36]) „The races of man", London 1900, p. 8.

[37]) So namentlich von Fr. Lenz in der Zeitschrift „Freideutsche Jugend", Hamburg 1926, Jahrg. II, S. 290.

[38]) „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", Jahrg. I, S. 7 ff.

[40]) Nur kurz erwähnt werden kann hier vorerst die Ansicht Chamberlains, der abweichend von allen anderen Rassenforschern (die ihm „Rassendogmatiker" sind) in der Rasse nicht einen festen Grundtypus, sondern ein Entwicklungsprodukt, ein Züchtungsgebilde sieht, wobei ihm rassebildende Kraft als das Wesentliche vorschwebt. Er ist damit, als Außenseiter, völlig allein geblieben. Ich verweise auf meine Ausführungen gegen ihn in „Gobineaus Rassenwerk", S. 271 ff, 332 ff.

Grunddunkelheiten auslaufen, welche danach im Leben der Rasse zum Teil vereint auftauchen, anderenteils freilich auch wieder in dieser Vereinigung eine die andere aufhellen oder aufheben.

Als ein völlig vergebliches Beginnen muß es uns erscheinen, im Hinblick auf diese Vielgestaltigkeit der Rasse in ihren wissenschaftlichen Verwertungen eine bestimmte Anzahl Gattungen von Rassen aufstellen zu wollen. Topinards viererlei (races historiques, linguistiques, préhistoriques und primordiales) z. B. sind durchaus willkürlich. Weit berechtigter ist Mortillets Einteilung in Ur-, Milieu- und Mischrassen (races d'origine, de milieu und de fusion), welche aber im Grunde nur eine Uebersicht über die Stadien des Verlaufs der Bildung und Entwicklung der alleinen Rasse gibt, über deren Verhältnis zu einzelnen Wissenschaften aber nichts aussagt. In dieser Hinsicht werden wir als auf Konkreta höchstens auf zwei Gattungen stoßen, die naturwissenschaftlichen und die geschichtlichen. In der Tat bemerken wir ja, daß der Begriff der Rasse sich auf der einen Seite mit dem der Varietät und der Art, auf der anderen mit dem der Familie und des Volkes aufs engste berührt. Aber auch jene zwei gehen in der Realität der Dinge wieder vielfach ineinander über, was sich unter anderem in der Tatsache bekundet, daß wir, von den konstituierenden Elementen der heutigen Völker als dem einzig noch für uns als „Rasse" Greifbarem ausgehend und wie dem Laufe eines Flusses entlang in die Ur- und Vorgeschichte uns zurückbewegend, dort am Ende auf Urvölker treffen, welche uns auch im naturwissenschaftlichen Sinne als Rassen gelten müssen. Die Anthropologen mögen uns noch so oft versichern — und sie werden nicht müde, es zu tun —, daß Rasse ein naturwissenschaftlicher, Volk ein geschichtlicher, allenfalls ethnographischer Begriff sei, die Zeiten, in denen es Rassen, aber keine Völker gab, sind eben doch vorbei, und die Rasse ist in der Welt der Wirklichkeit losgelöst vom Volke nicht mehr denkbar. Sie ist, nach einem sehr guten Ausdrucke Kretzers, das Metahistorische des Volkes. Gewiß haftet ihr damit in ihrer historischen Erscheinung etwas Ungreifbares, Abstraktes an — treffend bemerkt Topinard von der Ethnologie: „Son horizon est double: la réalité, les peuples; la conception, les races"[41]) —, und doch ist sie auf der anderen Seite wieder das Bleibende, der unverwüstliche Grundstoff, der, ob auch in unaufhörlicher Entwicklung begriffen, für die Völker das bedingt und bedeutet, was für das Individuum die Persönlichkeit. Wir können daher, wollen wir nicht in die Irre oder doch in die Oede geraten, gar nicht anders als, bei voller Festhaltung des ursprünglich Getrennten der zweierlei Rassen, doch vornehmlich konzentrische Kreise in ihnen sehen. Ja, vielfach hat der Verlauf der Dinge es mit sich gebracht, daß die zoologisch-anthropologische und die historisch-ethnologische Rasse überhaupt zu-

[41]) „Revue d'anthropologie", p. 658.

sammenfallen, wie unter anderem das Beispiel der Juden lehrt. Fassen wir die Rasse vor allem als Bluteinheit, so haben wir in ihr die beste Ueberleiterin von der Anthropologie durch die Ethnologie zur Geschichte. Wir lassen dabei ganz außer Betracht, wieviel von jener Einheit noch wirklich und wieviel fiktiv ist — ungemischte Rassen gibt es kaum mehr, außer etwa bei den Trümmern der Indianer, den Isländern und vereinzelten Enklaven der Kontinente: nur auf das Durchschlagen eines entscheidenden Rassenbestandteiles, das Absorbieren und Assimilieren kommt es hier an —, und betonen neben diesem Momente der Blutseinheit nur nochmals das durch Erblichkeit Bedingte und das seinem Wesen nach Dauernde als das für einen jeden Rassentypus entscheidend ins Gewicht Fallende[42]).

Wenn wir gewissenhafterweise uns über die bezeichneten prinzipiellen Unterschiede klar geworden sind, steht nichts im Wege, im praktischen Gebrauch das Verfahren der Franzosen wenigstens bis zu einem gewissen Grade nachzuahmen und z. B. auch die wichtigsten Völkerfamilien der Geschichte und ihre Hauptzweige mit der Bezeichnung Rasse zu belegen. Daß sich dabei jeder Gedanke an politisch konstituierte Völker ausschließt, versteht sich von selbst. Aber den Schwierigkeiten, die sich in der Anwendung der Bezeichnungen Rasse, Volk, Stamm, Familie usw. ergeben, ist noch kaum einer, der diese Fragen behandelt, entgangen, und ohne eine vorherige Generalverständigung geht es bei keinem Werke, das namentlich nach der geisteswissenschaftlichen Seite seinen Schwerpunkt hat, ab. Für uns alle hat hier Omalius d'Halloy gesprochen, wenn er[43]) kurzerhand erklärt: „on se sert presque toujours du mot race lorsque l'on veut désigner une population au point de vue ethnographique. Je me conformerai quelquefois à cet usage.“ So hat denn auch bei uns die Sitte, für jederlei blutsverwandte Gruppen das Wort Rasse anzuwenden, neuerdings wieder zugenommen, und bei Wahrung der nötigen Vorbehalte ist darin auch durchaus kein Unglück zu sehen. Diesem Sprachgebrauche entsprechen zudem mehrfache neuere Auffassungen der Rasse, wie z. B. die Muckes, der sie in seinem sehr beachtenswerten Buche „Das Problem der Völkerverwandtschaft“ (Greifswald 1905) auf die kleinsten ethnischen Teilchen zurückverweist, während die Fachanthropologen allerdings umgekehrt immer mehr großen Komplexen zusteuern. Aber auch sie sollten nicht verkennen, daß die Weitherzigkeit des ursprünglich französischen Standpunktes doch nicht nur auf Gedankenlosigkeit beruht oder auf Inkorrektheiten hinausläuft, viel-

[42]) Viel Gutes und Belehrendes zu diesem Punkte findet sich bei Ehrenreich, „Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens“, Braunschweig 1897, S. 36 ff.

[43]) „Manuel pratique d'ethnographie“, 4me édition, Paris 1864, p. 10.

mehr mit der der Sprache eigenen tiefsinnigen Prägnanz auch bedeutsame Tatbestände und Zusammenhänge zum Ausdruck bringt. Oder was ist es anders, wenn der Doppelgebrauch des französischen Race zu verstehen gibt, daß deren Begriff sich ebensowohl in die Höhe und Tiefe der Aszendenz und Deszendenz eines Geschlechtes wie in die Breite einer ganzen als blutseinheitlich zu denkenden Landesgemeinschaft und Zeitgenossenschaft erstreckt, und daß beides ideell das gleiche ist? Auch sollte man beherzigen, daß die Franzosen mit ihrer weiteren Fassung sich doch auf den älteren und populäreren Sprachgebrauch stützen, und daß die naturwissenschaftliche Einengung erst das jüngere ist.

Nach einer Richtung hat man nun aber auch bei uns, und gerade bei uns, an jenen älteren, volkstümlicheren Sinn des Wortes Rasse wieder angeknüpft und dadurch und durch dessen Wiederbelebung in der ganzen Weite seines Umfanges den Grund zu einer eigenen zweiten Rassenwissenschaft neben der anthropologischen gelegt. Neben der Bluts*einheit* hat man die Bluts*eigenheit*, das Blut als Gesamtheit der angeborenen Anlagen, zunächst des Individuums, dann einer ganzen Bevölkerung, zum Ausgangspunkt genommen und auf den allgemein selektionistischen Begriff von „guter Art" die neuerdings als Rassenhygiene kraftvoll auf den Plan getretene Wissenschaft aufgebaut. Viel Verwirrung ist in den ersten Zeiten der Rassenbewegung dadurch geschaffen worden, daß der Rassenbegriff ohne genügende Klärung bald für die ethnographischen Gruppen, bald als Qualitätsbegriff für Individuen wie für Völker zur Anwendung kam. Wären die Gebiete der Rassenhygiene und der Sozialanthropologie damals schon so reinlich geschieden gewesen wie heute, es wäre nicht möglich gewesen, daß es zwischen deren genialen Führern zu einem so schweren Zusammenstoß gekommen wäre, von dem sich in einzelnen Schriften der sozialanthropologischen Schule einer-, in denen *Schallmayers* anderseits so leidige Spuren finden. Heute wäre es nicht mehr denkbar, daß die Wissenschaft von der Rassentüchtigkeit, für welche die Unterschiede zwischen den Individuen, und die von der Rasse als unterscheidendem Merkmal der Völkerwelt, für welche die Unterschiede zwischen den Gruppen maßgebend sind[44]), einander noch ins Gehege kämen: über den Streit, ob die Natur nicht nur eine Mannigfaltigkeit, sondern auch eine Hierarchie der Rassen geschaffen habe — der namentlich im Hinblick auf die nordische Rasse seine größte Schärfe annahm —, sind alle Besonneneren längst zur Tagesordnung übergegangen und haben sich die Hände gereicht zu gemeinsamem Wirken. Bedurfte es noch eines Zeugnisses, daß die beiden Zweige innerlich doch zusammengehören,

[44]) Die sozusagen klassische Stelle über die zweierlei Rasse findet sich jetzt bei *Schallmayer*, „Vererbung und Auslese". 3. Aufl. Jena 1918. S. 386/87.

daß erst in der Vereinigung der lange getrennten Ströme der Gedanke der Rasse seine volle Macht in der Wissenschaft wie im Leben bewähren könne, so ist dies jetzt durch den „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" von Erwin Baur, Eugen Fischer und Fritz Lenz beigebracht. (3. Auflage, München 1927.) Wieviel des Verwandten, ja Gemeinsamen springt da in die Augen! Liefern ihnen nicht beiden die gleichen Quellen, Naturwissenschaften, Anthropologie und Völkerkunde, Vorgeschichte und Geschichte mit ihren Hilfszweigen der Genealogie und Statistik, Gesellschafts- und Staatswissenschaft, ihre unentbehrlichsten Materialien? Auch die Blutsgemeinschaft ist, wenn auch in verschiedenem Grade, bei beiden Voraussetzung. In der Vererbung vollends haben sie eine gemeinsame Wurzel. Zwei große Stämme gehen daraus hervor, deren einer von dem generativen Bewußtsein, dem Gefühl der Verantwortung den kommenden Geschlechtern gegenüber, deren anderer von dem Ahnengedanken, dem Stolz auf das überkommene Blut und alles, was es in Glauben, Recht und Sitte, in Sprache, Kunst und Schrifttum birgt und bedeutet, wie von einem im letzten Grunde doch gemeinsamen Lebenssafte erfüllt sind. Auch die Kronen nähern sich einander, insofern das Ideal der besten Rasse im hierarchischen Sinne nie ohne ein Höchstmaß von Rassenveredelung im hygienischen Sinne denkbar ist. Gemeinsam ist sogar das Schicksal, daß die Endeserkenntnis aus beiden Gebieten, Rassenkunde wie Rassenhygiene, für die heutige Menschheit nur noch äußerst düstere Ergebnisse bringen kann.

So wäre man fast versucht zu sagen, daß sich die Plötzsche Umschreibung der Vitalrasse (so hat man die der Hygieniker im Gegensatze zur „Systemrasse" der Anthropologen genannt) als „dauernd lebende Einheit, welche die Menschen im Laufe der Geschlechterfolgen bilden", für beide Gattungen anwenden ließe, wenn nicht die „Ungleichheit der Menschenrassen", welche einem Gobineau dermaßen das Ausschlaggebende für seine Forschungen schien, daß er sein ganzes Hauptwerk danach benannte, doch einen mächtigen Keil zwischen sie triebe. Da zudem der Charakter der Hygiene es mit sich bringt, daß in der ihr gewidmeten Lehre sehr vieles als Postulat auftritt, ja, fast ins Gebiet der praktischen Ethik hinübergreift, so trennt auch dies sie ziemlich gründlich von der wesentlich doch deskriptiven Rassenkunde. Daß wir es im vorliegenden Buche in der Hauptsache mit letzterer zu tun haben, ohne doch der Schwesterwissenschaft ganz aus dem Wege zu gehen, ergibt sich aus allem Gesagten von selbst. Der Kernpunkt unserer Untersuchung läuft ja eben auf den Nachweis hinaus, inwieweit die Rassenkunde in den verschiedenen Hauptzweigen der Wissenschaft mit vertreten sei bzw. Heimat gefunden habe.

Wenn ich nun an einer früheren Stelle von einer Ablösung und Ergänzung, ja von einer gegenseitigen Handreichung verschiedener Wissenschaften gesprochen habe, so darf hier die weitere Tatsache nicht verschwiegen werden, daß erstere durchaus nicht etwa immer glatt und friedlich vonstatten gegangen, und daß es zu letzterer erst sehr allmählich gekommen ist. Wenn wir uns das mannigfaltige Erscheinen der Rasse in den verschiedenen Wissenschaften am einfachsten doch wohl unter dem Bilde einer ihr zuteil werdenden verschiedenartigen Beleuchtung vorstellen, so lag es bei der leidenschaftlichen Liebe, mit der der rechte Gelehrte seine Wissenschaft betreibt, nahe, daß die meisten das von der ihrigen ausgehende Licht als das womöglich allein richtige betrachteten. So ist es zu mancherlei Kompetenzkonflikten gekommen, viel Unerbauliches ist dabei mit untergelaufen, aber am Ende mußte der Ausgleich sich doch durch das Schwergewicht der Dinge auf sachlichem Boden vollziehen. Am heftigsten waren die Kämpfe zwischen den Sprachforschern und den Anthropologen bzw. Prähistorikern. Erstere hatten lange Zeit das Revier fast allein beherrscht und sich dabei offensichtlich viel zu weit vorgewagt. Gerade wir Vertreter der humanistischen Wissenschaften können heute nicht anders als so ziemlich alles, was ehedem die Sprachforscher und auf ihren Spuren etwas zaghafter folgend die Historiker in Rassendingen aufgestellt haben, soweit es nicht durch Anlehnung an die eben erst entstehende Anthropologie festere Begründung gewann, als haltlose Luftbauten bedingungslos preisgeben. Es konnte in den meisten Fällen gar keine Rede davon sein, daß jenen rein geistigen Konstruktionen ein Leibliches in Gestalt wirklicher Rassen und Völker entsprochen hätte. Die Worte Isaak T a y l o r s[45]: „The work of the previous half-century has been revised, and ingenious but baseless theories have been extensively demolished, and the ground cleared for the erection of more solid structures.... The whilom tyranny of the Sanscritists is happily overpast, and it is seen that hasty philological deductions require to be systematically checked by the conclusions of prehistoric archaeology, craniology, anthropology, geology and common sense" sind streng, aber gerecht. Alle ernsten Rassenforscher sind sich heute darüber einig, daß Anthropologie und Prähistorie der Vorrang gehört, daß der Sprachschatz nie die Basis der Untersuchung bilden, sondern immer nur Hilfsdienste (allerdings wertvollster Art) tun kann. Der Sturz der Linguistik war ein so gründlicher, daß einer der führenden Anthropologen sie siegestrunken aus der bisherigen Rolle eines Richters

[45]) Schlußwort seines Buches „The origin of the Aryans", 2nd edit., London 1892.

in Rassendingen in die eines bloßen Zeugen verweisen konnte[46]). Und das wird man in der Tat zugeben müssen, daß eine ganze Reihe von Fragen, in deren Erörterung französische wie deutsche Philologen sich vollkommen überflüssigerweise um in Wahrheit gar nicht strittige Werte gestritten haben, nur auf anthropologischem Wege gelöst werden können, so beispielsweise die der Belgen, überhaupt die Kelten- und Germanenfrage (ein Abbild der ganzen Rassenfrage im kleinen).

So haben denn in steigendem Maße die Historiker die zu rekonstruierenden vor- und frühgeschichtlichen Rassen- und Völkergestaltungen aus der Hand der Anthropologen, wie früher aus der der Sprachforscher, entgegengenommen. Wohl hatte das Uebergangsstadium, in welchem die Anschauungen der Linguisten und der älteren Historiker vielfach erschüttert, die der Anthropologen und Ethnologen, wiewohl in siegreichem Vordringen, noch nicht genügend gefestigt und ausgebaut waren, zeitweilig etwas reichlich Unbehagliches. Je fester sich einerseits die Rassen der letzteren herauszubilden schienen, desto mehr kam man anderseits vielfach mit den Völkern ins Gedränge, da sie in die alten Cadres nicht mehr passen, in die neuen aber auch sich nicht ohne weiteres einreihen lassen wollten. Auf Seiten der einen wie der anderen empfand man es und sprach es offen aus, daß alle geschichtlichen Gesellschaften (Völker) Menschengruppen ohne anthropologische Einheit seien[47]), was einen großen Trennungsstrich zwischen den beiden Wissenschaften zu ziehen schien; und erst allmählich fand man sich darein, daß, was dem Anthropologen als verfließende Uebergangsgestaltung in seinem System erscheint, dem Historiker sehr wohl eine kondensierte Gruppe, einen fest charakterisierten Typus bedeuten kann, begnügte sich damit, wenn Vorgeschichtliches und Anthropologisches wenigstens annähernd mit Geschichtlichem sich deckte — wie wenn man etwa die Hallstatt-Periode vorwiegend den Illyriern, die La-Tène-Periode vorwiegend den Kelten zuwies. Man erkannte so am Ende doch, bei ganz verschiedenen Perspektiven, in gewissen durchgehenden Völkerreihen und dann wieder zeitlich und räumlich bestimmten Völkern das eine und gleiche Forschungsgebiet[48]).

---

[46]) Broca, „La linguistique et l'anthropologie" in den „Bulletins de la Société d'anthropologie", T. 3, p. 318: „La linguistique doit intervenir dans nos débats, non à titre de juge, mais à titre de témoin." Weniger schroff, aber im gleichen Sinne, Alex. v. Humboldt: „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent", T. III, p. 352. — Chamberlain, „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", S. 366. — Kretschmer, a. a. O. S. 50.

[47]) Langlois-Seignobos, „Introduction aux études historiques". Paris 1897, p. 251. — Kollmann, Archiv für Anthropologie XXII. 1894. S. 134.

[48]) An einem besonders lehrreichen Beispiele wenigstens möchte ich den Ausgleich zwischen Anthropologen und Ethnologen auf der einen, Histo-

Von großer Bedeutung war es nun, daß um jene Zeit in der jüngsten der Wissenschaften, der Anthropologie, ein so reger und frischer Geist, ein wahrer Eroberergeist, einzog, der sie in der Folge sogar befähigte, für die Zusammenfassung verschiedener Wissenschaften im Dienste anthropologischer Probleme führend zu werden. Wir werden später sehen, wie sich die programmatische Fassung einer solchen Heranziehung der älteren Wissenschaften vornehmlich an den hervorragenden Namen Virchows knüpft. Hier ist zunächst nur darauf hinzuweisen, daß dieser es auch war, der im entscheidenden Augenblicke die Formulierung der neuen Aufgaben aufs glücklichste vollzog und zugleich mit energischer Besinnung zu deren Ausführung selbst Hand anlegte. „Die Wissenschaft", sagt er[49]), „hat die bestehenden politischen [richtiger vielleicht: historischen] und linguistischen Einheiten mehr und mehr aufgelöst. In England und in Frankreich, in Deutschland und in Italien, ja sogar in Belgien und in Holland hat sich bei der individuellen Analyse ein solcher Gegensatz der anthropologischen Typen innerhalb der einzelnen Nationalität herausgestellt, daß man mehr und mehr in die Notwendigkeit versetzt worden ist, auch hier auf die genetische Methode zurückzugehen. Wie entstehen die in demselben Volke hervortretenden verschiedenen Typen? Das ist die zu beantwortende Frage." Und weiter: „So ergibt sich für die wissenschaftliche Aufgabe die Forderung, den Urtypus des Volkes zu suchen, gleichviel, ob sich aus ihm durch Derivation neue Typen gestaltet haben, oder ob er nur als ein Element der Mischung mit anderen Typen anzusehen sein sollte."

Hier, wo wir eine der Hauptaufgaben der Anthropologie in ihrer logisch-historischen Notwendigkeit so sinnfällig uns vor Augen gerückt sehen, ist nun der Ort, eine allgemeine Betrachtung einzuschalten,

---

rikern (und Linguisten) auf der anderen Seite nachweisen. Robert Hartmann berichtet von sich (bei Ratzel, „Völkerkunde", Bd. I, S. 21): „Bereits auf afrikanischem Boden gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß hier mit den Begriffen Kaukasier, Aethiopier, Semiten und Hamiten im ganzen sehr wenig anzufangen sei, so wenig wie etwa mit den Begriffen Arier, Indoeuropäer, Turanier. Ich merkte, daß die ethnologische Forschung für die Aufstellung der verwickelten Völkerverhältnisse der nördlichen Hälfte Afrikas andere Bahnen aufsuchen müsse als die bisher meist üblichen einer einseitigen Gegenüberstellung scharf begrenzter Rassengegensätze und als verbrauchte Sammelbezeichnungen." Und nun höre man, gleichsam als Echo darauf, Eduard Meyer, in seiner „Geschichte des alten Aegypten", Berlin 1887, S. 18 ff., der, ebenfalls ausgehend von der Divergenz der Beurteilung der Aegypter durch die zweierlei Gelehrtengruppen, sich zu der Erklärung versteht, „daß ein schroffer Gegensatz der Rassen nirgends auf Erden wahrnehmbar ist, daß überall vermittelnde Zwischenglieder sich finden und die nun einmal für uns unentbehrliche Klassifikation durchweg nicht von den Mittelstufen, sondern von den Extremen ausgeht, in denen der Rassentypus am reinsten hervortritt."

[49]) „Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften." 1876. S. 2/3.

welche für die Erfassung des Wesens der Rasse äußerst wichtig ist. Wenn irgendwo nämlich, kommt es in dieser Wissenschaft auf Naturell und Anlage der in ihrem Namen das Wort Ergreifenden an, sollten in ihr die Berufenen, fast wäre man versucht zu sagen die Prädestinierten, mitreden, die bebrillten Pedanten und Bücherwürmer daheimbleiben. Nicht ganz ohne Grund sind die „Rassentheoretiker" zeitweilig verschrien gewesen. Wir können von den Angelsachsen lernen, Rassenlehre, auch im wissenschaftlichen Sinne, zum guten Teile praktisch zu betreiben. Aus dem Leben ist dafür reichlich so viel zu lernen wie aus der Wissenschaft, das menschliche Auge nicht minder für Feststellungen jeder Art in Betrieb zu setzen als der menschliche Verstand; ein geübter Blick wiegt alle anthropologische Terminologie auf[50]). Das Nonplusultra nach dieser Seite haben wir in Ernst Moritz Arndt zu erkennen, der sich selbst einmal als einen Rassenspürhund bezeichnet und als solcher vorbildlich wirken sollte. Auch der Verfasser bekennt, daß ihm gewisse Typen, denen er in Höhendörfern der Auvergne oder des Schwarzwaldes begegnet ist, über prähistorische Rassen das Beste gesagt, daß ihn, wenn etwas, die Beobachtungen von Russengesichtern auf seinen Reisen über mongolische Mischungen belehrt haben, vor allem aber, daß ihm das Problem der Germanen in Italien bei seinen Aufenthalten in oberitalienischen Städten — und nicht nur im Verkehr mit den lebenden Menschen, schon beim Durchwandeln der Bildergalerien — sich erschlossen hat, längst ehe das Buch Woltmanns ihm das letzte Siegel auf diese Erkenntnisse drückte. (Ganz Aehnliches gilt für Frankreich.)

Ein solch geschärfter Blick für die Rassenphänomene, der sich meist nur reichlicher Uebung verdanken wird, dürfte naturgemäß in der Regel Hand in Hand gehen mit einer allgemeinen größeren Eindrucksfähigkeit von Auge und Sinnen: er wird sich daher von selbst auch auf Verwandtes richten, z. B. neben den Rassentypen die Berufstypen des sozialen Lebens mustern, die ja alle mittelbar auch ihre anthropologische Bedeutung haben. Feine Beobachter haben auf diese Weise etwas wie eine Rasse des Geistes (bei den Jesuiten) ausgefunden, die unter Umständen die leibliche Rasse, wie z. B. bei den Juden, mächtig verstärkt. Rohmer redet von einer „anerzogenen Rasse" — alles Uebergangserscheinungen, die freilich ein gutes Teil jener Rätsel bergen, ohne die es nun einmal bei der Rasse nirgend abgeht. Aber es ist klar, daß solche Rätsel durch den mehr oder minder mit Zahlenwerten oder irgendeinem sie ersetzenden zu Werke gehen-

[50]) Vgl. hierzu die treffenden Bemerkungen bei Moritz Wagner, „Die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen", München 1868, S. 48/49, und H. Hirt, „Die Indogermanen", Bd. I, S. 27 ff. Auch der jüngste bedeutende Rassenforscher, Hans Günther, legt mit Recht in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" großen Wert auf diesen Punkt.

den Verstand noch viel weniger gelöst werden können als durch intuitive Seelenkräfte.

Eigene Beobachtung muß jedenfalls immer das letzte Wort behalten. Nicht immer und überall sieht sie da Rasse, wo der Draußenstehende sie vermutet. Was diesem als solche erscheint, ist im historischen Verlauf oft je länger je weniger auf Blut begründet. Nach einmütigen Berichten der Kenner sind z. B. Griechen und Türken in Kleinasien kaum auseinanderzukennen. Die Rassen sind dort einander so entgegengemischt, daß „Griechen“ und „Türken“ in der heutigen Welt reichlich so sehr Kultur- als Blutsbegriffe darstellen.

Umgekehrt gelten z. B. Schotten und Engländer gemeiniglich für eine ethnographische Einheit und bieten doch eine so tiefe Wesensverschiedenheit, wie sie zwischen einander fernstehenden Rassen nicht größer sein könnte. Es ist ja klar, daß dies auf Mischungsunterschiede zurückgehen muß, die aber auf ihren psychischen Kern zu ergründen nur mit Zuhilfenahme des Auges des Geistes möglich sein wird. Dieses Auge des Geistes aber wird sich ein rechtes Bild der Rasse nur machen können, wenn es über das Anatomische und Physiologische hinaus in alles das eindringt, was geistig und seelisch von jener ausgegangen ist. Treffend hat namentlich Le Bon des öfteren, als auf einen der wichtigsten Punkte des Rassenlesenkönnens, auf das Eindringen in die Kunstdenkmäler, als wichtigste Geschichtsdokumente der Völker, hingewiesen. Auch in ausgestorbenen Völkerstätten lebt die Rasse noch geistig um uns weiter. Die altitalischen Schatten Pompejis sind kaum weniger wirklich als das moderne Venedig mitsamt all seinen Fremdengespenstern, und gerade vom letzteren hat dem Verfasser einer seiner allerbesten Kenner versichert, daß er dessen „Rassengeschichte in Fleisch und Bein“ bei seinen zehnmaligen Besuchen in erster Linie den Denkmälern im weitesten Sinne entnommen habe. Was ließe sich in dieser Beziehung nicht alles von Rom sagen? Und kaum minder von Paris, wo in den Denkmälern sich die Rassenphasen, durch welche Frankreich hindurchgegangen ist, wie greifbar verkörpern: die Insel — — Notredame, die Sainte Chapelle, das durch sein Monument beschworene Andenken Karls d. Gr. —, einer der germanischsten Winkel Europas, die Kirchen, das Louvre, die so charaktervollen Gebäude der Ministerien, uns durch allen Stilwandel hindurchführend bis zu den seelenlosen Monumentalfratzen und Renommierbauten des modernsten republikanischen Frankreich, in dem es nichts Germanisches mehr geben soll.

Wie für das Finden die Beobachtung neben die Forschung tritt, so für das Gefundene das Bewußtsein neben die wissenschaftliche Erkenntnis. Ein gefühlsmäßiges Moment ist von der Rasse nun und nimmer abzutrennen. Von den primitivsten tierischen finden wir da Uebergänge bis zu den zartesten seelischen Instinkten. Welch ein Ab-

stand von den grobsinnlichen Duftgefühlen der Indianer Perus, welche die verschiedenen Rassen bei dunkler Nacht nach dem Geruch auseinanderkennen und für den Duft des Europäers, des Indianers und des Negers verschiedene Worte gebildet haben[51]), und gewissen hyperfeinen geistigen Rassenriechereien unserer Tage! Jenen erschöpft sich die Rasse im Leiblichen, uns ist sie nur als ein Leiblich-Seelisches denkbar; aber der in der Tiefe schlummernde Instinkt eines Rassenbewußtseins ist doch der gleiche, wenn der Neger, der zum Weißen aufblickt, auf Kreolen und Mulatten vom Standpunkt reinerer Rasse herabsieht, und wenn unser Volk, tiefer blickend als seine Regierenden und aus dem Geist der Rasse heraus, es mit den Buren als den sozusagen reiner weiß oder germanischer Gebliebenen gegen die Engländer hält.

Auch dieses Rassenbewußtsein hat bei den Kulturvölkern seine eigene Geschichte. Am kernigsten prägt es sich aus in jenen ältesten Zeiten, da Rasse und Volk noch zusammenfallen, da die Gebilde der Volkspoesie entstehen, die nach Uhlands schönem Worte „die Urformen naturkräftiger Menschheit so wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen"[52]). Durch wie unendlich vieles in Anschauung und Sprachgebrauch, im Schrifttum wie im Volksmund, schimmert es hindurch! Freilich, wenn wir absehen von einzelnen Teilerscheinungen, wie Ahnenkultus, Familiensinn (Genealogie), Gemeindeleben, werden wir sagen müssen, daß das Rassen- oder Blutsgefühl sich als geschichtliche Erscheinung meist nur zum Nationalgefühl gefiltert nachweisen läßt, wo alsdann die höheren Stämme die niederen mit sich fortreißen, gleichsam für sie mit eintreten. Allenfalls bei den Griechen kann man es auch losgelöst von der politischen Welt feststellen. Bei den Römern dagegen war es rein politisch eingetrocknet. „Civis Romanus sum" hatte mit dem Blut nicht das mindeste mehr zu tun. Bei den Juden deckt sich Rasse und Volk wieder völlig, und das früher erwähnte Leugnen bzw. geringschätzige Abtun der Rasse war nur Maske. Von den neueren Völkern haben die meisten als Surrogat des Rassengefühles ein höchst ausgeprägtes Nationalgefühl, das einzig den Deutschen fehlt, die weder Rassen- noch Nationalbewußtsein besitzen.

Hier ist nun zwar bisher nur von den Kollektivregungen ganzer Völker die Rede gewesen. Ganz ein anderes ist es um die Individualverfassung einzelner. Da zeigt sich denn, daß diese Art von Rassenbewußtsein gerade bei uns besonders vielfach und in einer Stärke vertreten ist, wie so leicht bei keinem zweiten Volke. Das hat sich am kräftigsten in dem Echo kundgegeben, das auf das erstmalige Erscheinen des Gobineauschen Werkes als Feldzeichens der Rasse erfolgte, dem im Heimatlande des Autors, wo man Rasse nur als Objekt der

[51]) Alex. von Humboldt, „Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne", T. II, p. 50.

[52]) „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", Bd. I, S. 25 ff.

Wissenschaft kannte und kennt, letzten Endes doch das Schweigen der Teilnahmlosigkeit gegenüberstand. Einzig bei uns wurde die Rasse einer gewaltigen Anzahl solcher einzelner von nicht gewöhnlichen geistigen und seelischen Ausmaßen ein derart inwendig Gewußtes und Erschautes, stets lebendig Gegenwärtiges, daß ihre elektrisierenden Wirkungen hinter denen keiner anderen geistigen Macht zurückblieben. Bei uns hat es sich gezeigt, daß es keine Uebertreibung war, wenn das Rassenbewußtsein nicht nur dem Sokratischen Daimon an die Seite gesetzt[53], wenn es geradezu für eine den religiösen verwandte Regung erklärt wurde[54]. Mit noch größerem Rechte könnte man die Rasse der Sage vergleichen. Gemeinsam ist beiden ein geschichtlicher Kern, der aber nicht mehr zu beglaubigen, der mehr ins Gefühlsmäßige übergegangen ist, im gegebenen Augenblicke aber stärker wirkt, als irgendeine geschichtliche Realität wirken könnte, wie wenn nach jahrhundertelanger Verschollenheit in den Sassaniden plötzlich ein einheimisches Fürstengeschlecht wieder auftaucht und nun mit dem vollen Zauber des Blutes im Handumdrehen von längst verjährter Macht wieder Besitz ergreift. Ganz entbehren kann die Rasse als Idee, als quasi religiöses Moment, so leicht kein Volk; bei allen nimmt sie im Revier des Gefühles und der Phantasie eine völlig eigene Entwicklung neben der der Rasse als Wissenschaft im Revier des Geistes. Am unmittelbarsten und mächtigsten wirkt sie natürlich da, wo wirklich das Blut aus ihr spricht, in der germanischen Welt, soweit sie sich ihrer bewußt ist. Die romanischen Völker sind dem schöpferischen Teil ihres Volkskörpers gegenüber Renegaten, klammern sich aber um so mehr an die Phantasie von der lateinischen Mutter, die im Sinne wirklicher Rasse völlig belanglos ist, da der Grundstamm der romanischen Völker ganz verschiedenem, durchweg aber einem Blute angehört, das mit dem römischen wenig gemein hat, indes nur ein gemeinsamer sprachlicher Firnis die sonst getrennten zusammenhält.

Wenn die Rasse es ist, welche das niedrigste menschliche Individuum über das Tier erhebt, indem als bloßes Individuum ein edles Tier einem unedlen Menschen überlegen ist, so haben wir vollends in einer reinen, geschlossenen, homogenen und dabei hochstehenden Rasse ein höchstes Gut zu erkennen. Es besteht Streit darüber, ob die Wissenschaft berechtigt sei, eine Rangordnung der Rassen vorzunehmen, und so mag es genügen, das Belebende und Begeisternde, das aus der vollen Erfassung des Wertes einer Rasse hervorgeht, dem einzelnen als eine Kraft des Gemütes zu überlassen. Man könnte sagen: Es besitzt einer so viel Rasse, als er sich bewußt ist. Weil er dies erkannte, hat Gobineau das volle Preislied auf den Wert der Rasse erst in seinem „Amadis" angestimmt, der in einem grandiosen

[53]) Von Chamberlain in der schönen Stelle seiner „Grundlagen", S. 271 ff.

[54]) „Das Rasseproblem" von Ludwig Kuhlenbeck. Prenzlau 1905.

Symbol dartut, was edelste Rasse in ihren edelsten Vertretern weckt und aus ihnen wirkt.

Wie aber in der Seele jedes höheren Menschen sich auch ein Miniaturbild seines Volkes findet, so ist es unzweifelhaft, daß jeder rassenhaft bewußten Individualität auch eine Kollektivindividualität in der Rasse selbst entsprechen muß. Das wenigstens wird auch die Wissenschaft nicht übersehen noch bestreiten wollen, daß die Hauptrassen einen geschichtlichen Charakter tragen, eine bestimmte Rolle spielen, ja, daß sie Persönlichkeit besitzen[55]). (Ich mache hier von dem Rechte Gebrauch, unter Rassen auch die rassenhaft bestimmten Völker zu verstehen.) Die großen Denker und Dichter, denen der Beruf ihrer Rasse als ein oberstes Ideal vorschwebte, haben dem des öfteren beredten Ausdruck verliehen (es genügt, hier an Gobineau, an Wagner, an Schiller zu erinnern). Die Entscheidungsschlachten der politischen wie der geistigen Weltgeschichte haben meist Rassen, nicht Völker geschlagen, und sie sind es auch, die sich auf dem tiefsten Grunde jeglicher Kultur und Zivilisation spiegeln. Die großen Weltbeweger waren immer Rassenhelden, und die Wiedergebürten der Völker konnten nur aus einem Hinabsteigen in die tiefen Schachte des Rassengeistes erwachsen. Neben Stein, der die Gemeinde neu belebte, trat Scharnhorst, der, im Volksheer, Landwehr und Heerbann wiederherstellte. So wurden zu gleicher Zeit zwei germanische Lebenselemente wieder erweckt. Sollte je eine religiöse Wiedergeburt auf philosophischer Grundlage, welche bedeutende Geister uns zugedacht haben, den Germanen-Deutschen noch beschieden sein, so wäre auch sie nur unter Berücksichtigung der tiefinnersten Instinkte unseres Volkes, aus dem Urquell unseres Seins heraus denkbar. Darüber an anderer Stelle. Hier kann nur noch darauf hingewiesen werden, daß neuerdings die großen Bewegungen im Völkerleben in mehr als einer Richtung der Rasse entgegenwirken. Ein internationaler Zug herrscht in ihnen einerseits, ein demokratischer Zug anderseits, beides der Rasse wie der Persönlichkeit gleich abträglich. Rasse kann sich, wie die Dinge sich einmal gestaltet haben, nur auf nationalem Grunde noch voll entwickeln, und auch da nur ihre rechte Wirksamkeit ausüben, wenn es ihr gelingt, die aristokratischen Instinkte der Völker neu zu beleben. Das ist in ihrem wahren Begriffe mit gegeben. Solange ihr durch die Mächte der Zeit nur im Sinne der Verwischung, ja der Austilgung mitgespielt wird, muß sie sich auf diesen ihren wahren Begriff zurückziehen, muß sie in der Idee weiterleben. Was sie da aber war, ist und sein soll, kann nur auf wissenschaftlichem Wege ergründet werden, und so wollen wir ihr jetzt von den verschiedenen Feldern der Wissenschaft aus recht ernstlich zu Leibe gehen.

[55]) So ist z. B. auch die Uebertragung der vier Temperamente auf die vier europäischen Hauptrassen durch Hans Günther (Rassenkunde des deutschen Volkes, 4. Aufl., S. 180) nicht etwa eine bloße Spielerei.



Drittes Kapitel

Die Rasse in den Einzelwissenschaften, Allgemeines. Naturwissenschaften. Philosophie, insbesondere Geschichtsphilosophie. Staats- und Sozialwissenschaften.

Der große Trennungsstrich, der nach gemeiner Vorstellung allzu lange zwischen Natur und Geist gelegen, ist durchaus zu Unrecht gezogen worden. Der Mensch ist mit seinem ganzen Wesen, und also auch mit seinem Geist, viel enger mit der Natur verflochten, als er sich für gewöhnlich klarmacht. Der Geist, verkörpert im Gehirn, übt nicht reingeistige, das heißt der Natur entrückte, sondern zugleich natürliche, nur auf natürlicher Grundlage und mittelst physischer Organe mögliche Funktionen aus: Das Denken über die Natur ist erst aus der Natur hervorgewachsen.

Und weiter: Die Menschen-, ja die Menschheitsgeschicke erscheinen in der Natur, erst der unorganischen, dann der organischen, stufenweise symbolisch vorgebildet. Winter und Sommer bieten, landschaftlich wie vor allem in der Vegetation, eine Fülle von Bildern — oder doch Gleichnissen — menschlichen Seelenlebens. In den Eigenschaften, Erlebnissen und Leiden der Tiere klingen durchweg die der Menschen an. Realitäten der Naturwissenschaft entsprechen nicht selten Vorgängen im Leben der Gesellschaft, Tatsachen in der Geschichte, wenn sich diese auch nicht gleich exakt wie jene beobachten lassen und daher des vermittelnden Eingreifens der Philosophie bedürfen, welche sie mit den ersteren in der Idee verbindet.

Gewisse bedeutsame Gesetze und Erkenntnisse der Naturwissenschaften finden so in einer der Geisteswissenschaften, wenn auch nicht unmittelbare Anwendung, doch unter entsprechender Anpassung zum mindesten enge Analogien. Das schlagendste Beispiel bietet wohl das sogenannte biogenetische Grundgesetz, nach welchem die Ontogenese oder die Entwicklung des Individuums eine kurze und schnelle, durch die Gesetze der Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung der Phylogenese oder der Entwicklung des zugehörigen Stammes, d. h. der Vorfahren, welche die Ahnenkette des betreffenden Individuums bilden, darstellt. Diese Erkenntnis, wonach der kurze natürliche Vorgang, der bei der Bildung jedes Einzelwesens stattfindet, stets eine gewisse Analogie mit dem aufweist, der die langsamere Bildung einer Art begleitet, gilt in kultureller und geistiger Hinsicht ganz ebenso wie in physiologischer[56]).

---

[56]) „Jeder geschichtliche Mensch macht die Prozesse der Menschheit in ihrem langen Emporgang rasch durch, um als frische Persönlichkeit sie weiter auszubilden", sagt treffend Ludwig Kuhlenbeck, „Natürliche



Ziemlich jedem denkenden Menschen wird aus einer tieferen Beobachtung der menschlichen Gesellschaft der Eindruck einer engen Verwandtschaft derselben mit der Natur erwachsen: er erkennt in ihr gewissermaßen eine Fortsetzung der Natur, einen höheren Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zugrunde liegen. Einzelne Denker, wie Schäffle in seinem berühmten „Bau und Leben des sozialen Körpers" und Paul von Lilienfeld[57]) sind von dieser Verwandtschaft so stark berührt worden, daß sie große, umfangreiche Werke mit ihr als Grundgedanken durchtränkt haben. Daß hierin, in der Verwertung von Parallelen gesellschaftlicher Gestaltungen mit Naturorganismen, eine Gefahr liegt, insofern die unmittelbare Anwendung naturwissenschaftlicher Begriffe und Prinzipien auf Gesellschafts- (und Geschichts-)Kunde dem Wesen der beiderseitigen Wissenschaften widerstrebt und daher, als unnatürlich, abzulehnen ist, dürfte wohl allgemein anerkannt sein[58]). Schäffle hat denn auch ausdrücklich betont, daß es sich bei seinen biologischen Analogien nicht sowohl um eine Erklärung als um eine Veranschaulichung der gesellschaftlichen Erscheinungen handeln könne[59]). Und niemand wird ihm bestreiten können, daß manchmal gerade da, wo das Gleichnisartige derselben in die Augen springt, sie von größter Wirkung sind, ja, sich bis zu ethischer Tiefe steigern, wie wenn er in der Auslese, welche die Natur übt, und welche sich entsprechend in der menschlichen Gesellschaft vollzieht, die einzige empirische Erscheinung einer sittlichen Weltordnung erkennt, „die das Vollkommene emporhebt und das Verkommene vernichtet" — ein Satz, der immerhin einiger Einschränkungen bedürfen mag, aber nicht mehr als alle anderen ethischen Erklärungsversuche der Welt.

Auch im Hinblick auf Vorgänge der unorganischen Welt sind von anderer Seite ähnliche Betrachtungen angestellt, physikalische Gesetze solchen der sittlichen Weltordnung verglichen worden. So

---

Grundlagen des Rechts und der Politik", Eisenach und Leipzig o. J., S. 140, und Heinrich Driesmans führt („Der Mensch der Urzeit", 5. Aufl., Stuttgart 1923, S. 83 ff.) geistvoll aus, wie die Kulturentwicklung der Menschheit, Urzeit, Stein- und Metallzeitalter, in den Stufen des Kindesalters sich spiegeln.

[57]) „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft." 5 Bände, Mitau 1873 ff.

[58]) Man vergleiche hierzu Seignobos, „La méthode historique appliquée aux sciences sociales", Paris 1901, p. 129—132, 220, 229. Gegen die naturwissenschaftlichen Prinzipien in der Geschichtswissenschaft G. von Below, „Die deutsche Geschichtsschreibung von den Freiheitskriegen bis zu unseren Tagen". 2. Aufl. München und Berlin 1924. S. 78 ff., 104 ff., 143. Xénopol, „Les principes fondamentaux de l'histoire", Paris 1899, p. IV/V. Gegen Buckles Uebergriffe insbesondere Wundt, „Logik", Bd. II. Stuttgart 1883. S. 540 ff.

[59]) A. a. O. Bd. I, S. 53 ff., Bd. IV, S. 505 ff. Vgl. Bd. I², S. 8.

findet Jhering[60]) in dem Gesetz der Oekonomie eben jener Weltordnung, das nichts Bedeutendes untergehen lasse und sich im Leben der Völker ebenso bewähre wie in dem der Individuen, ein Seitenstück zu dem Gesetz der Erhaltung der Kraft in der Natur, und Lilienfeld[61]) vergleicht letzteres sogar der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nebst Auferstehung des Fleisches: „Beide Lehren fußen im Grunde auf dem Begriffe einer psychologischen Kontinuität, nur in verschiedenen Potenzen aufgefaßt." Näher noch hätte von diesem Gesichtspunkte aus ein Vergleich mit der Metempsychose der Inder, als greifbarer, plastischer gleichsam, gelegen. Auch Weismanns Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas weist uns übrigens — um damit in die organische Welt zurückzukehren — als einziges wirklich erkennbares Fortleben unseres eigensten Wesens durch die Generationen hindurch, freilich nur überindividuell, in der Art, das Weitergeben jenes dasselbe verkörpernden Bildungsstoffes auf dem Erbwege der Zeugung nach, und Lapouges Ausspruch, daß nur in der Zeugung dem Menschen etwas wie Unsterblichkeit gewährleistet sei, behält daher seine Berechtigung neben den gewohnten metaphysischen Unsterblichkeitsvorstellungen, die alle nur dem Individuum gelten.

Schon nach diesem allen wird es erklärlich scheinen, daß, wie sich genau genommen eine absolute Trennung zwischen den beiden großen Wissensgebieten schon theoretisch nicht durchführen läßt[62]), so auch sie in der wissenschaftlichen Behandlung weder in den ältesten — man denke etwa an die Eleaten — noch in den neuesten Zeiten, wo man, wie damals, wieder am liebsten alles naturwissenschaftlich behandeln möchte, streng geschieden worden sind. Wohl schien eine solche Scheidung für den praktischen Gebrauch, für die Lehrzwecke unserer Fakultäten z. B., angebracht. Auch hat es an Engherzigkeiten und Einseitigkeiten der beiderseitigen Vertreter zu keiner Zeit gefehlt. Aber in ganz anderem Maße ist doch auch wieder zu allen Zeiten für die Verbindung beider Gebiete gesorgt gewesen. Ich brauche hier nur an jene großen Doppelgeister zu erinnern, die von Aristoteles an bis auf unsere Tage als Universaldenker von der Natur ausgehend in alle Geisteswissenschaften mit hineingeragt und sie mächtig beeinflußt haben. Wie haben Männer wie Goethe, Schopenhauer, Karl Ernst von Baer der Einheit von Natur und Geist vorgearbeitet, welch große Weise eignete einem Alexander von Humboldt, die Kultur mit Natur zu durchdringen und so gerade den geistiger Gerichteten die

[60]) „Vorgeschichte der Indoeuropäer", S. 271.
[61]) A. a. O., T. 5, S. 446 ff.
[62]) Die methodologischen Bedenken gegen die Einteilung in Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften legt unter anderen dar Windelband in seiner Straßburger Rektoratsrede von 1894: „Geschichte und Naturwissenschaft", S. 22 ff.

Natur und ihre Wissenschaft nahezubringen! Ihnen allen war eben die Natur nicht nur etwas Mathematisch-Physisches, noch auch ein nur Materielles, sondern zugleich ein Geistiges, ja, ein Aesthetisches. Und selbst auf ihrem engeren Gebiete sind die wahrhaft großen Naturforscher nicht leicht ohne einen Seitenblick auf die Geisteswissenschaften, ohne eine gewisse Berücksichtigung derselben zu Werke gegangen. Ein Umwälzer wie Darwin z. B. ist sich augenscheinlich dessen bewußt gewesen, daß er mit seinem Entwicklungsgedanken, der ja dann in den Geisteswissenschaften reichlich viel aufgegriffen worden ist, zugleich eine Brücke zu diesen mit hinschlug. Immerhin verlassen jene nicht eigentlich den ihnen heimischen Boden; es ist und bleibt im wesentlichen doch die Natur, die ihnen das Material zu ihren Forschungen liefert. Dagegen gibt es auch eine Art Grenzwissenschaften, Bindeglieder zwischen denen der Natur und des Geistes, denen jenes Material, wenn auch nicht eben zu gleichen Teilen, doch aus beiden Gebieten beigesteuert wird: Biologie, Genealogie, Erdkunde, Völkerkunde, ja, im letzten Grunde gehört sogar die Philosophie hierher, wie ja denn gerade die größten Philosophen, ein Aristoteles, Leibniz, Kant und Schopenhauer, zugleich hervorragende Naturforscher waren oder doch der Natur mit in erster Linie und mit am tiefstgehenden ihr Denken zugewandt haben.

So dürfen wir, um zusammenzufassen, uns die Erkenntnis, daß natürliche und geistige Gesetze doch nicht allzufern voneinander liegen, daß Natur- und Geisteswissenschaften in mehr als einer Hinsicht dieselben Grundformen der Anschauung aufweisen, daß einerseits die Natur nicht unvergeistigt, seelenlos denkbar ist, vielmehr — nach einem schönen Worte von Steffens — „im tiefsten Sinne des Wortes das Geheimnis der höheren Natur des Menschen in sich, in der Vergänglichkeit das Unvergängliche, in der scheinbaren Entfremdung seine wahre Heimat birgt"[63]), anderseits es kein Geistiges, vollends keine Kultur, auf rein psychischer Grundlage gibt, vielmehr auf allen Gebieten geschichtlicher und gesellschaftlicher Entwicklung physische neben den psychischen Kräften in Wirksamkeit treten, daß somit die Geisteswissenschaften in weitem Umfange Naturtatsachen in sich schließen, Naturerkenntnis zur Grundlage haben — wir dürfen, sage ich, diese Anschauung uns schon als wohlbegründet und weitverbreitet denken[64]), noch ehe die große Rassen-

[63]) „Anthropologie", Bd. I, Breslau 1882. S. 8 ff.

[64]) Man vergleiche hierzu unter anderen Dilthey, „Einleitung in die Geisteswissenschaften", Bd I, S. 17 ff., 24, 30. Hermann Paul, „Prinzipien der Sprachgeschichte". Halle 1880. S. 8. Ottokar Lorenz, „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. T. 1. Berlin 1886. S. 196. T. 2, S. 371 ff. Derselbe, „Lehrbuch der Genealogie". Berlin 1898. S. 26. H. Rickert, „Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft". (Vortrag.) Freiburg i. B. 1899. Zur Biologie insbesondere die Arbeiten

bewegung des vergangenen Jahrhunderts auf ihre Höhe gelangt war, die dann in der Rasse ein neues beiden Wissensgebieten Gemeinsames, und damit den weitaus wirksamsten Hebel des Zusammenarbeitens in ihnen, zutage förderte.

Mag immerhin die Rassenkunde — oder Anthropologie, als welche sie lange bezeichnet wurde — in ihren ersten Stadien etwas zu einseitig von der Naturwissenschaft in Anspruch genommen worden sein, sicher ist doch, daß sie zur guten Hälfte in ihr aufgeht, und daß ihre Vertreter, wenn sie die Menschheit im chronologischen Längsdurchschnitt fassen, in Natur und Geschichte, wenn im synchronistischen Breitendurchschnitt, in Natur und Gesellschaft zugleich, immer aber in erster Linie in der Natur wurzeln. Wir können es an mehr als einer Stelle besonders genau beobachten, wie die Rassenkunde aus der Naturkunde, als ein Engeres aus dem Weiteren, herauswächst. Der Unterschied der Lehrmeinungen Lamarcks und Darwins, der ja im wesentlichen darauf beruht, in welchem Maße sie der Anpassung — infolge Gebrauchs oder Nichtgebrauchs der Organe — an und Beeinflussung durch die Umwelt für die Entwicklung Raum geben, findet in den Erörterungen der Rassentheoretiker über Rasse und Milieu seine Wiederholung[65]; der Streit der Darwinisten und ihrer Gegner, als deren Führer hier nur Kölliker und Karl Ernst von Baer genannt werden mögen, ob stetig fortlaufende Entwicklung oder mehrmalige sukzessive Schöpfungen, hat sein Seitenstück in dem der Unitarier und Pluralisten in Betreff der Entstehung der Rassen. So ist es nicht zuviel behauptet, wenn wir sagen, der Mensch als Objekt der Rassenforschung sei uns von Denkern wie Buffon und Lamarck, Darwin und Wallace gleichsam zurechtgerichtet, dargereicht worden. Lapouge und Woltmann sind so die unmittelbaren Jünger und Nachfolger der Genannten, nur waren sie in weit höherem Maße zugleich Historiker, ja, sie schrieben gerade der Geschichtswissenschaft das neue Gesetz vor, daß sie fortan ohne Biologie und Anthropologie nicht weiterbestehen könne[66].

Sehen wir also die Rasse die Stufen der Entwicklung nach oben durchlaufen und, mit allen ihren seelischen, geistigen und ethischen Spiegelungen, im Menschen gipfeln, so haben wir nunmehr gelernt, in diesem weit mehr als bisher den Sohn der Natur zu sehen. „Das Verständnis der Rassen ist der Schlußpunkt der Naturwissen-

von H. G. Holle in einer Reihe von Jahrgängen der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift, und sodann in seiner „Allgemeinen Biologie", 2. Aufl. München 1925. Früher schon hatte namentlich Oken (in seiner „Naturphilosophie") in diesem Sinne gewirkt.

[65]) „Rasse und Milieu" ins rein Naturwissenschaftliche übersetzt bei Darwin, „Entstehung der Arten", Schluß des 6. Kapitels.

[66]) Woltmann, in dem epochemachenden ersten Kapitel seiner „Germanen und Renaissance in Italien".

schaft, wo die stumme Geschichte der Natur und die lautgewordene des menschlichen Geschlechtes ein inneres Gespräch anfangen und sich wechselseitig verständigen"[67]). Die Rassen bieten uns die höchststehenden Gebilde der Natur in ihrer geschichtlichen Erscheinung. Diese vollgültig zu ergründen, zu deuten, bedurfte es von jetzt ab der vereinten Kräfte zweier zuvor getrennter Wissenschaften.

Ehe wir zu einer kurzen Übersicht dessen schreiten, was in dieser Hinsicht seither geschehen ist, wobei wir natürlicherweise nur die Haupterscheinungen berücksichtigen können, haben wir gewissenhafterweise festzustellen, daß auch in den früheren Stadien der Wissenschaft, im 18. Jahrhundert zumal, die nach äußerlichen Gesichtspunkten erlassenen Vorschriften der grauen Theorie den aus dem Innern kommenden Anforderungen der lebensgrünen Wirklichkeit gegenüber sich nicht immer behaupten konnten. Wohl wollte man damals Naturgeschichte und Naturbeschreibung von der eigentlichen Menschheitsgeschichte, welcher alsdann nur die Betrachtung der Sitten und Lebensgewohnheiten verblieben wäre, streng trennen, aber nach wie vor wurden in Büchern, die unter dem Titel „Naturgeschichte des Menschen" erschienen, historische, ethische und ethnographische Gegenstände mit abgehandelt, während umgekehrt in den „Geschichten der Menschheit" stets der Anthropologie ein weiter Raum verstattet war[68]).

Aber erst in dem Maße, wie die Rasse allmählich ins Bewußtsein trat, wie man in ihr ein Gemeinsames erkannte, das beiderseits empfundenen Bedürfnissen genügen, hier wie dort Lücken der zuvor einseitig betriebenen Forschung ausfüllen, Dunkelheiten derselben aufhellen konnte, vollzog sich eine innigere, weil nunmehr bewußte und begründete, Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaften, als deren Vertreterin nach Lage der Dinge und nach dem damaligen Stande der Wissenschaften der Geschichte der Vortritt zufiel.

Die Initiative hat bei dem für die Geschichte der Rassenkunde denkwürdigen Akte dieser Vereinigung ein bedeutender Naturforscher, William Edwards, ergriffen. Er war es, der im Jahre 1829 an den einen der Brüder Thierry, der Bahnbrecher der Rasse im Gebiete der französischen Geschichtschreibung, jenen berühmten Brief schrieb[69]), welcher das seitdem zur Tatsache gewordene Zusammenarbeiten zum ersten Male programmatisch festlegte und unter anderem später die Begründung der Société ethnologique

[67]) Steffens, a. a. O., S. 398.

[68]) Felix Günther, „Die Wissenschaft vom Menschen", Gotha 1907, S. 25. Ein Buch, das über das deutsche Geistesleben im Zeitalter des Rationalismus nach dieser Seite gut belehrt.

[69]) „Des caractères physiologiques des races humaines, considérés dans leurs rapports avec l'histoire", wiederabgedruckt in den „Mémoires de la société ethnologique", 1841.

in Paris zur Folge hatte[70]). Allerdings wurde jener Brief hervorgerufen durch die Leistungen der Brüder Thierry, von denen der ältere, Augustin, in seiner „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands" (1825), der jüngere, Amédée, in seiner „Histoire des Gaulois" (1828) die Rasse — auch unter Herübernahme des Wortes, das bisher ausschließlich Eigentum der Naturforscher gewesen war — zum ersten Male kraftvoll in eine geschichtliche Einzeluntersuchung eingeführt hatten. Der springende Punkt der in jenem Briefe an Amédée Thierry aufgeworfenen Fragen findet sich in dem Satze: „Ce qui vous intéresse, c'est de savoir si les groupes qui forment le genre humain ont des caractères physiques reconnaissables, et jusqu' à quel point les distinctions que l'histoire établit parmi les peuples peuvent s'accorder avec celles de la nature." Indem Edwards dann allerdings fortfährt: „Il faudrait que tels qu'ils existent aujourd'hui, ces groupes eussent toujours été, du moins dans les temps historiques", und im Verlaufe seines Briefes mehr und mehr den Schwerpunkt auf die Persistenz der geschichtlichen Rassen — der Völker als Rassen — als das gemeinsame Objekt und Ergebnis von Thierrys und seinen eigenen Studien legt, ergibt sich für diese ersten Anläufe unwillkürlich ein Vorwiegen des geschichtswissenschaftlichen Anteils an der Lösung der neugewiesenen Aufgabe, wie sich das auch schon in der Wahl der Bezeichnung Société ethnologique äußerte. Das änderte sich, als Männer wie Broca und Quatrefages in die Bewegung eintraten. Paul Broca zumal, der Begründer der Société d'anthropologie de Paris, gab der — wie man sieht, von ihm jetzt umgetauften — jungen Wissenschaft, vom Grunde der Naturwissenschaften aus, einen wahrhaft großartigen Aufschwung, so daß schon wenige Jahrzehnte später sein Schüler Topinard sie in einem umfangreichen Lehrbuch zur Darstellung bringen konnte, das zugleich in einer ausführlichen geschichtlichen Einleitung alles in beiden Lagern für die Rasse bisher Geleistete mustergültig zusammenfaßte[71]).

Inzwischen hatte, fern allem Gelehrtengetriebe, Gobineau in seinem „Essai sur l'inégalité des races humaines" seine gewaltige Stimme erhoben, die freilich lange genug unbeachtet bleiben, dann aber um so nachhaltiger sich auswirken sollte. Er zuerst hat das dem Rassenbegriff der Naturforscher Analoge, das seit zwei Jahrtausenden mindestens einem Teile der Historiker instinktiv vorgeschwebt hatte, völlig zur Klärung gebracht und, indem er es als ein allerwesentlichstes Element, einen Haupthebel aller geschichtlichen

---

[70]) Genauere Darstellung dieser Vorgänge bei Topinard, „Eléments d'anthropologie générale". Paris 1885, p. 117—120.

[71]) In dem bereits mehrfach erwähnten Werke: „Eléments d'anthropologie générale", Paris 1885.

Forschung nachwies, für das Gesamtgebiet der Geschichte nutzbar gemacht. Er ist so der Begründer der anthropologischen Geschichtsbetrachtung geworden. Zugleich aber ist es ihm als Erstem mit zu danken, wenn die Rasse, als Kern einer Weltanschauung, immer mehreren auch über die Kreise der engeren Wissenschaft hinaus zu eigen geworden ist.

In seinen Schlußbetrachtungen hatte auch Gobineau, die Erkenntnisse Thierrys und Edwards' bestärkend und erweiternd, den Bund der Natur- und der Geschichtswissenschaft als unumgängliche Voraussetzung und Grundlage jeder weiteren Rassenforschung bezeichnet. Reine und angewandte Wissenschaft hatten sich also hier einmal wieder zu verständigen, die Historiker den naturwissenschaftlichen Rassenbegriff bzw. die Gruppengestaltungen, in denen er ihnen entgegentrat, aus ihrem Geschichtsmateriale auszufüllen und zu belegen, wenn man will zu beseelen. Ganz naturgemäß fiel die Fortführung von Gobineaus Werk, da dieser selbst nicht Naturforscher war, zunächst Männern zu, deren Schwergewicht mehr nach dieser Seite lag. In Frankreich war sein bedeutendster Nachfolger Georges Vacher de Lapouge. In Deutschland, wo in ähnlicher Weise wie Broca — auch er, wie dieser, von der ärztlichen Wissenschaft, insonderheit der Anatomie ausgehend — Virchow das Feld bereitet hatte, erstand ihm in Ludwig Woltmann der genialste Jünger und Fortsetzer, ein Mann, dem, wie Gobineau selbst, Weite des Blicks, universaler Reichtum an Kenntnissen und Beobachtungen, Kühnheit der Forschung zu eigen waren. Neben ihm sind vor anderen Otto Ammon, Ludwig Wilser und Albert Reibmayr zu nennen. Ihnen allen gemeinsam fiel die Aufgabe zu, auf induktivem Wege, je nachdem durch Aufsammlung anthropologischen, archäologischen und geschichtlichen Materiales, oder auch durch körperliche Messungen und Untersuchungen einzelne Hauptprobleme der europäischen Rassenkunde weiter aufzuhellen. Ganz unter der Hand bildete sich dabei in ihrem Zusammenarbeiten die für diese Studien angezeigte Methode aus, die sie dann, von ihnen selbst immer sicherer gehandhabt, dem jüngeren Geschlecht, das wir heute unter uns am Werke sehen, als festes Erbe hinterlassen haben.

So weit sind wir heute, daß wir mit dem einen Fuße in den Natur-, mit dem anderen in den Geisteswissenschaften stehen, und doch wahrlich bald niemand mehr wird behaupten wollen, daß wir nicht auf festem Grunde stünden. Wir gehen aus von den Naturwissenschaften, denen auch ihre Mittel zum Teil entlehnt sind. Aber unsere wichtigsten Ergebnisse kommen ganz zweifellos den Geisteswissenschaften (Philosophie, Geographie, Geschichte, Staatswissenschaften) zugute. Die Umgrenzungen (Definitionen wage ich hier nicht zu sagen), die sich aus langjähriger Einzelforschung ergeben, möglichst einander annähernd, greifen wir aus den Gefilden der

Natur mehr und mehr ins Gebiet der Geschichte hinüber, um endlich immer tiefer in die Einzelheiten dieser letzteren als Rassengeschichte einzudringen. Letztes Ziel bleibt so immer der Nachweis, daß das Material, mit welchem die Vertreter beider Wissenschaften zu Werke gehen, wesentlich das gleiche ist, daß der naturwissenschaftliche und der geschichtliche Rassenmensch, die sie gemeinsam herausarbeiten, in der Idee wie in ihren greifbaren Verkörperungen letzten Endes zusammenfallen. Die naturwissenschaftlichen und die geschichtlichen Rassen sind ein und dieselben Größen, nur in verschiedener Beleuchtung (Benennung) und, wie man allenfalls hinzusetzen muß, da sie nur in der Theorie rein, in der Wirklichkeit meist gemischt vorkommen, in verschiedener, stets wechselnder Zusammensetzung.

Diese unbedingte Zusammengehörigkeit, das unumgängliche Ergänzungsverhältnis der beiderseitigen Studien ist von immer mehreren erkannt worden und findet neuerdings auch in der wissenschaftlichen Literatur eine so kräftige Vertretung, daß man diese Erkenntnis heute wohl als siegreich durchgedrungen bezeichnen darf[72]. An starken Widerständen hat es natürlich dieser Bewegung sowenig wie irgendeiner ähnlichen gefehlt, und sie sind auch heute noch nicht völlig niedergekämpft. Woltmann würde seine Klage, daß die Schulanthropologen, als einseitig anatomisch interessiert, „die größten Vorurteile gegen die Anwendung der Biologie und Anthropologie auf Geschichtswissenschaft, Soziologie und Politik hegten", noch kaum zurückziehen können, und die mit Hochmut gemischte Abweisung, welche selbst solche Historiker, von denen man es am wenigsten hätte erwarten sollen (ich denke z. B. an Seeck), den Naturwissenschaftlern zuteil werden ließen, steht in der humanistischen Welt leider auch nicht vereinzelt. Möglich aber war sie nur bei Männern, welche das Wesen der Rasse noch nicht innerlich verarbeitet hatten. Denn wie liegen in Wahrheit die Dinge? Die früheren Historiker, welche die Völker nur als Kulturvölker kannten und kennen wollten, hatten infolgedessen von ihnen als Rassenerscheinungen entweder gar keine oder die unklarsten Vorstellungen. Und doch glaubten sie mit diesen Ergebnisse erzielen zu können, die nur durch eine auf ganz anderen Grundlagen sich aufbauende Forschung zu gewinnen gewesen wären. Ich brauche nur an die leiden-

[72]) Besonders lichtvoll behandelt diese Dinge Wilser in der naturwissenschaftlichen Einleitung seines Germanenbuches, das ja überhaupt in seiner Gesamtgestalt eine bedeutsame Probe davon abgibt, wie sich diese Studien in Zukunft kundzugeben haben. Treffend sagt Wilser dort unter anderem, daß die „Weltgeschichte" nichts anderes sei als der allerletzte Abschnitt der Menschheitsgeschichte. Auch bringt er (S. 4) ein Seitenstück zu dem Edwardsschen Briefe aus den sechziger Jahren bei in Gestalt eines Aufrufes zweier deutscher Anthropologen, Ecker und Welcker, zur Begründung einer Zeitschrift, welche eine Verbindung zwischen Naturforschern und Geschichts- und Altertumsforschern herstellen sollte.

schaftlichen Bemühungen zu erinnern, welche auf die Herausschälung des indogermanischen Urvolkes und seiner Sprache verwandt worden sind. Ueberhaupt war in der humanistisch bestimmten anthropologischen Aera im Punkte der Rassenfragen am Ende eine Unsicherheit, eine Verflüchtigung aller Begriffe, Größen und Daten eingetreten, der gegenüber gewisse Feststellungen der zunächst noch so trocken anmutenden naturwissenschaftlichen Anthropologie (namentlich auch als Anthropometrie) wahre Felsen im Meere waren. Jedenfalls hat in diesem kritischen Stadium erst die Naturwissenschaft wieder Klarheit geschaffen und damit Bahn gebrochen, und wir können ihr nicht dankbar genug dafür sein. Sie hat uns in den heute feststellbaren Rassen Concreta vor Augen geführt, Realitäten geschaffen, aus denen dann der Historiker sich Gestalten bilden, der Staatswissenschaftler Analogien nehmen, der Philosoph Ideen abziehen mochte. Keiner von ihnen allen darf heute mehr an jener Grunderkenntnis vorübergehen, daß auch die psychischen und geistigen Tätigkeiten des Menschen und der Völker nur Wiederholungen der Naturgesetze sind, so daß auch deren Verfassungen und andere geschichtlichen Leistungen notwendige Naturprodukte, durch ihr Blut bedingt sind[73]). Sie alle müssen, mit anderen Worten, ihren Forschungen mehr oder minder biologisches Denken, wie wir heute sagen, zugrunde legen.

Kein anderes Bedenken ist vom ersten Tage an und bis auf den heutigen gegen diese Feststellung öfter und nachhaltiger erhoben worden als das, daß durch sie dem Materialismus Vorschub geleistet werde. Ich bin ihm schon früher entgegengetreten[74]), muß es aber hier nochmals, da ich gerade in diesem Werke, wiewohl seit langem mich zu biologischem Denken bekennend und daher diesem in jeder Weise das Wort redend, mit dahin wirken möchte, daß der lange Zeit herrschenden Ueberhebung und einseitig materialistischen Einstellung der Naturwissenschaften ein Ende gemacht, daß diese von der geisteswissenschaftlichen Seite her befruchtet und gehoben, daß ihnen ideale Ewigkeitsgesichtspunkte zugeführt werden.

Am häufigsten erschallen solche Klagen von theologisch angehauchten Geistern, denen man dann überhaupt erst klarzumachen hat, daß, wie im Makrokosmos natürliches Geschehen, kausales Wirken neben dem Walten des Ewigen hergeht, so auch im Mikrokosmos, einander bedingend, nicht ausschließend, Leibliches neben Geistigem, und so endlich in der geistigen Welt Naturwissenschaft, das Erfassen des natürlichen Geschehens, neben der Geisteswissen-

[73]) Karl Vollgraff, „Anthropognosie". Marburg 1851. S. 7. Teil 1 eines dreibändigen Werkes, über das ich in meinem älteren Buche, S. 376, ausführlicher gehandelt habe, und das ich auch in diesem noch stärker heranziehen würde, wenn nicht, bei ungewöhnlichen Vorzügen, andere dort gekennzeichnete Eigenschaften es ungenießbar machten.

[74]) „Gobineaus Rassenwerk", S. 392 ff.

schaft, als der Betrachtung des Ewigen (der Ideen). Der Zugang zu dem letzteren Bereich ist nur durch den ersteren möglich. Die Erfassung des Menschen auch als geistigen Wesens kann nur gelingen, wenn zuvor seine rassenhaftnatürliche Grundlage erfaßt ist. Von dieser aber, von allem, was Rasse bedingt und voraussetzt, von dem eigentlichen Angelpunkt rassischen Wesens insbesondere, der Vererbung, kann man sich nur auf naturwissenschaftlichem Wege Rechenschaft geben[75].

Wenn also die Rasse des öfteren unter den Faktoren und Kennzeichen des Materialismus mit aufgeführt wird[76], so liegt hierzu nicht die leiseste Berechtigung vor. Die Rassenlehre an sich ist im Hinblick auf den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus zum mindesten neutral. Sie birgt potentiell den letzteren so gut in sich wie den ersteren, ja, die Hauptvertreter des Rassenstandpunktes sind, von Tacitus bis auf Gobineau und seine Jünger, zum guten Teil Idealisten vom reinsten Schlage gewesen. Sind diese Lehren einmal einseitig materialistisch ausgeartet, so geschah es wohl im Rückschlag gegen idealistisch-metaphysische Einseitigkeiten der Früheren. Von Hause aus aber sind sie vielmehr monistisch, nicht materialistsch; sie fußen auf der Einheit, nicht auf der Einerleiheit des Leiblichen und Geistigen. So müßte der Vorwurf des Materialismus sich im Grunde gegen die Weltordnung richten, welche diese Doppelnatur des Menschen gewollt, welche alles Geistige nur aus der physischen Unterlage unseres Hirns hat hervorgehen lassen. Es ist doch einmal nicht anders; wie das Hirn aus dem Blute gebildet ist und genährt wird, so auch fallen seine Gedanken, seine geistigen Leistungen diesem Blute entsprechend aus. Die Natur selbst ist es, die uns die wunderbarsten aller Rätsel aufgegeben hat, wie in jener „materialistischsten" und zugleich mysteriösesten Erscheinung, daß das Keimplasma unsere Tugenden und Laster, unsere Gaben jeder Art, unsere Leiden und Freuden durch die Menschenalter dahinträgt. Ihrer Spur auch folgt die Forschung nur, wenn sie z. B. mit Hilfe des Serums Verwandtschaften zwischen verschiedenen Rassen feststellt. Das Blut ist eben wirklich der nach allen Seiten ausschlaggebende Maßstab für die Einteilung, die Stellung, um nicht zu sagen die Bewertung, der Lebewesen[77].

---

[75]) Ueber die für die Rassenkunde wichtigsten naturwissenschaftlichen Themen — Vererbung, Auslese, Variabilität usw. — belehren alle neueren Rassenwerke. Ganz besonders möchte ich hierfür W. Schallmayers klassisches Buch: „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker" empfehlen.

[76]) So z. B. K. Rocholl, „Die Philosophie der Geschichte", Bd. I, Göttingen 1878, S. 304.

[77]) Zwei Kundgebungen großer Denker dürfen hier nicht fehlen: erstlich der naive Ausruf des Staunens, fast Entsetzens Montaignes angesichts der Rolle, die das Sperma als Erbträger im Weltgeschehen spielt: „Quel monstre est-ce, que cette goutte de semence, de quoy nous

Diese Herrschaft und Bedeutung des Blutes besteht aber nicht auf Kosten der geistigen Bedeutung und sittlichen Würde des Menschen. Der wirkliche Materialismus würde erst bei einer Methode beginnen, die, wie die der Kraft- und Stoff-Männer, das Geistige ausschließen — oder, was dasselbe, materialisieren — wollte, nicht bei einer solchen, die das Leibliche als seine oberste und unentbehrliche Voraussetzung hinstellt. Niemandem ist es bei ihr verwehrt, sich das Seelisch-Geistige so hoch vorzustellen, als ihm irgend beliebt. Blut und leibliche Hülle kommen dabei als hemmende Momente so wenig in Betracht, daß das Höchste, was der Mensch besitzt, sein Ewigkeitsbewußtsein, als Abglanz des Großen, Edlen, Göttlichen in der Erscheinungswelt, vielmehr nur wachsen kann, wenn er es dem Stoffe abzuringen hat. Nur die an den Stoff gebundene Seele konnte die Sehnsucht nach Unsterblichkeit aus sich erzeugen, nur der im Blute sich spiegelnde Geist die Vorstellung seines unzerstörbaren Seins — des Dinges an sich der Philosophen, des Idiotypus der Naturforscher — sich gewinnen. Und die für das Individuum so heiß umstrittene Unsterblichkeit, sie lebt unleugbar, unbestreitbar vor uns in der Gattung, in der Rasse, in den großen Genien zumal, als deren Blüte und glänzendster Verkörperung.

Als bedenklichste Konzession an den Materialismus hat man es bezeichnet, daß, unter dem Vortritt Gobineaus, bedeutende neuere Rassendenker den Niedergang, ja ein trauriges Ende der Kulturmenschheit als Folge des Sinkens der Rasse voraus haben sehen und sagen wollen, indem damit ausgesprochen sei, daß für den Verlauf der Menschheitsgeschichte physische Gesetze ganz ausschließlich und ohne die Möglichkeit einer Hemmung durch höhere — moralische — Gegengewalten den Ausschlag geben. Aber selbst diese furchtbaren Wahrheiten, die einer erdrückenden Fülle empirischen Beobachtungs- und Belegmaterials aus der Geschichte entwachsen sind, beweisen in der metaphysischen Frage, ob Materialismus oder Spiritualismus, gar nichts. Sie fallen rein nur ins Reich der Vergänglichkeit. Die Menschheit ist nicht der Mensch. Nicht umsonst hat Kant seine „Naturgeschichte des Himmels", und Gobineau nach dem „Essai" seinen „Amadis" geschrieben, die uns lehren, daß,

sommes produicts, porte en soy les impressions, non de la forme corporelle seulement, mais des pensements et inclinations de nos pères?" (Bei Ribot, „L'Hérédité psychologique", 7me édit. Paris 1902. p. 15.) Und sodann Herders nicht minder bezeichnender (mitgeteilt von Woltmann in seiner „Politischen Anthropologie", S. 256): „Große Mutter Natur, an welche Kleinigkeiten hast du das Schicksal unseres Geschlechtes geknüpft! Mit der veränderten Gestalt eines menschlichen Kopfes und Gehirns, mit einer kleinen Veränderung im Bau der Organisation und der Nerven . . . ändert sich auch das Schicksal der Welt, die ganze Summe dessen, was allenthalben die Menschheit tue und die Menschheit leide."

solange auch nur ein Geist lebt, nur eine Lichtgestalt die höhere Bestimmung des Menschen verkörpert, das Ewige siegt.

Genug — nichts hindert auch den idealistischest gesinnten Geistesarbeiter, sich mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß mit dem Blute der oberste Regulator unseres Seins gegeben, daß die Rasse das Letztbestimmende für die Geschicke der Menschheit sei[78]).

Wie sehr sie, wenn auch mehr oder minder unbewußt, als das A und O alles Völkerlebens den Denkern der verschiedensten Gebiete und Strömungen vorgeschwebt hat, könnte durch nichts schlagender belegt werden, als durch den in einer Reihe geologischer Gleichnisse und Parallelen zur Veranschaulichung rassenhafter Vorgänge erbrachten Nachweis, wie tief jene alle die Rasse im innersten Kern der Natur verwurzelt sich gedacht haben. Daß unter den hier beigebrachten Stimmen eine ganze Anzahl aus der humanistischen Welt sich befinden, wird man sogleich bemerken. Ich muß Wert darauf legen, die von mir aufgefundenen Beispiele — sie dürften den Gegenstand bei weitem nicht erschöpfen — möglichst vollständig mitzuteilen, weil hier der Punkt ist, von wo aus die Stellung der Rasse wissenschaftlich am festesten sich begründen läßt, zumal sich aus der Zusammenstellung ergibt, wie spontan diese Aeußerungen den verschiedenen Forschern, die wohl zweifellos in den meisten Fällen einer vom anderen nichts gewußt haben dürften, gekommen sind[79]).

Daß die Menschenrassen, als „die lebende Fortsetzung der elementarischen Gewalten, die Mensch gewordene Natur"[80]), in das Treiben jener elementarischen Gewalten ganz unmittelbar mit hineingezogen, daß sie in vorgeschichtlicher Zeit von den damaligen geologischen Vorgängen physisch beeinflußt, wie auch daß sie, als Teil der Natur, im Verlauf von deren Epochen vielfach selbst zu (geologisch-) paläontologischen Erscheinungen geworden sind, ist offenkundig und wohl auch nie bestritten worden[81]). Aber nicht darum

[78]) „Die Keimstoffe sind mächtiger als alles" und „Ueber das Angeborene hinaus führt kein Fortschritt", sagt treffend M. Gruber („Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie", Bd. VIII, S. 208).

[79]) Daß auch in diesen Anführungen wieder Völker und Rassen unterschiedslos nebeneinander auftreten, darf nicht befremden. Es ist doch einmal so, wie Topinard sagt (p. 202), daß dem Anthropologen aufgegeben sei, „d'extraire les races de leur gangue (= die formlose Substanz, worin anatomische Gebilde lagern), les peuples, l'unique ressource dont il dispose", und nur als Rassen sind umgekehrt die Völker in der Natur verwurzelt, wie sie auch nur als Rassen — hier im weitesten Sinne gefaßt — Geschichte machen.

[80]) Bogumil Goltz, „Physiognomie und Charakteristik des Volkes". S. 4.

[81]) Folgerichtig sagt Steffens, der in gewissem Sinne auch als einer der Väter der neueren Anthropologie gelten darf, und der derselben („Anthropologie", Bd. I, 1822, S. 16) eine dreifache Richtung vorschreibt: „Wir betrachten den Menschen: 1. Als Schlußpunkt einer unendlichen

handelt es sich hier, vielmehr um die Betrachtung des Rassenlebens — als eines eigenen Naturwaltens —, das in seiner geschichtlichen und mehr noch in seiner vorgeschichtlichen Entwicklung der Entwicklung unserer Erde an die Seite gesetzt wird. Kein Wunder, daß diese Auffassung den Naturforschern von Hause aus geläufig war. Klassisch vertreten wird sie unter anderen von Lyell in dem Eingangskapitel seiner „Principles of geology", wo er die Aufgaben wie die Methoden des Geologen und Historikers, welche letzteren — die Methoden — hauptsächlich in der Heranziehung möglichst vieler Schwesterwissenschaften zu bestehen haben, in ausführlicher Begründung nebeneinanderstellt. Ganz ähnlich v. Martius[82]), der namentlich die Entzifferung des Alters und der Aufeinanderfolge der Gebirgsformationen aus Trümmern untergegangener Organismen durch den Naturforscher mit der des Wesens und der Zustände einer früheren Menschheit aus Sprachen, Sitten und Gewohnheiten späterer Völker durch den Historiker in Parallele setzt. In der Tat, wie die wirkliche Geologie oder Erdgeschichte eine Vorstufe und Voraussetzung der Geographie (Erdkunde) bildet, so die geistige Geologie oder Rassengeschichte eine Vorstufe und Voraussetzung der Ethnographie (Völkerkunde). Beide bieten eine Vorgeschichte des Materiales, mit dem es Erd- und Völkerkunde zu tun haben, und zwar mit dem Schwerpunkt in prähistorischen Zeiten. „Geologie und Ethnologie", sagt Bastian[83]), „bilden gewissermaßen die Endwissenschaften der Erdgeschichte, die eine fundamental grundlegend, die andere zum Abschluß weiterstrebend". Wie die Erde das bleibende Hauptsubstrat aller natürlichen, so bilden die Rassen und Völker das aller geschichtlichen Vorgänge. Die Erde hier, die Rassen dort sind die große Ursubstanz, an der, unter der Einwirkung anderer, beiden mehr oder minder gemeinsamer physischer Faktoren, wie Klima, Umwelt usw., jene Vorgänge sichtbar werden.

Am allerstärksten hat die Vorstellung, daß Geologie und Geschichte sich gegenseitig erläutern, begreiflicherweise unter den Anthropologen und Ethnologen Platz gegriffen und Ausdruck gefunden. Es genügt hier, als auf einen für viele, auf Ripley zu verweisen, der sich der Vergleichung der genannten beiden Wissenschaften des öfteren bedient, unter anderem p. 237 seiner „Races of Europe" Lyells große Neuerung, wonach wir uns nicht scharf getrennte, durch Erdrevolutionen unterbrochene Abschnitte (Cuviers

---

Vergangenheit der Natur (Entwicklungsgeschichte der Erde, geologische Anthropologie). 2. Als Mittelpunkt einer unendlichen Gegenwart (Organische Epoche der Erde, physiologische Anthropologie). 3. Als Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft (. . . psychologische Anthropologie).

[82]) „Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas", Bd. I, S. 138 ff.

[83]) „Die Kulturländer des Alten Amerika", 1878, Bd. I, S. V.

Schöpfungsperioden) in der geologischen Entwicklung vorzustellen haben, sondern alle Umänderungen durch jetzt noch wirkende kleine Ursachen langsam, aber stetig durchgeführt werden, der neuerdings gewonnenen Erkenntnis an die Seite setzt, daß auch im Völkerleben nicht die großen Stürme der Völkerwanderungen, sondern das von Lapouge als Invasion interstitielle bezeichnete langsame Einsickern das Ausschlaggebende sei. Demselben Ripley ist es auch nicht entgangen, daß die Gesamtparallele zwischen Geologie und Rassengeschichte nicht nur nach der starken, sondern auch nach der schwachen Seite gilt. Wohl tragen beide ein gutes Teil Evidenz in sich selber, finden aber doch auch beide darin ihre Begrenzung, daß sie zu einem anderen Teile hypothetisch sind. (A. a. O. p. 110—112)[84]).

Ueber die Kreise der genannten Wissenschaften ist die „geistige Geologie" wohl vornehmlich durch Gobineau hinausgedrungen, der das Gleichnis gewissermaßen popularisiert hat. Nach ihm hat es unter anderen breit ausgeführt der Baron Eckstein im „Athenaeum français" von 1854 (p. 364, 22 avril). Aber der Sinn desselben war längst zuvor auch schon anderen humanistischen Denkern aufgegangen. So sagt Friedrich Schlegel: „In den Völkerschichten sehen wir, wie der Naturforscher im inneren Bau der Gebirge, einen Teil der verlorenen Urgeschichte gleichsam in einem Grundriß vor Augen[85])." Von den späteren haben namentlich der verdiente Sprachforscher Lorenz Diefenbach[86]) und Klemm[87]) in seiner Kulturgeschichte es reichlich verwertet. Ersterer nennt (S. 24) die Geologie „die rückwärtsschauende Seherin, von welcher wir noch am ersten mehr als Sage von der Urzeit und den ersten Heimaten der Menschheit und ihrer einzelnen Rassen zu erwarten haben", und S. 52 heißt es dann: „Der Prozeß der Völkerschichtung gleicht dem geologischen. Die in ruhigerer Allmählichkeit gebildeten neptunischen Ablagerungen werden durch plutonische Aus- und Einbrüche durchgeschmettert, auf die Seiten geschoben, auf- und übereinander geworfen." Ganz durchgehend findet sich das geologische Bild zugrunde gelegt in Rocholls „Philosophie der Geschichte" (vgl. namentlich Bd. II, S. 56/57, 83, 166/167, 437). Auch Max Müller wendet es an[88]), warnt aber zugleich davor, es allzu wörtlich zu nehmen, „denn was ähnlich ist, ist darum nicht gleich,

[84]) v. Richthofen, „China", Bd. I, Berlin 1877, S. 46, verweist auf die Zusammenhänge „ethnologischer und geologischer Dynamik". Hermann Post bei Achelis, „Moderne Völkerkunde", Stuttgart 1896, S. 275: „Die Ethnologie kennt keine Jahrzehnte oder Jahrhunderte, sondern nur Perioden, Schichten, wie die Geologie."

[85]) „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier", S. 166.

[86]) „Origines Europaeae." Frankfurt a. M. 1861.

[87]) „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit." Bd. IV, S. 6, 233 ff.

[88]) In seinen „Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion". Straßburg 1880, S. 72/73.

und jedenfalls ist die Gefahr, metamorphisches Gestein für primäres vulkanisches zu nehmen, weit größer in der Anthropologie als in der Geologie".

Wie sehr indessen dieses Bild das natürlich gegebene war, eine wie vielsagende, ja erschöpfend klärende Bedeutsamkeit ihm zuzuschreiben ist, erhellt völlig erst, wenn wir von seinen allgemeinen Anwendungen jetzt zu denen auf einzelne Vorgänge und Bestandteile der geologischen Welt übergehen. Da steht denn weitaus im Vordergrunde die Vorstellung einer Schichtung: Wie die Gesteine im Raume, sind die Rassen gleichsam in der Zeit über-, neben- und durcheinandergeschichtet. Diese Bezeichnung — Schicht und Schichtung — ist, wie namentlich auch die entsprechende „strata, stratification" in englischen anthropologischen Werken, für den Doppelvorgang derart landläufig, daß es einzelner Beispiele dafür kaum bedarf, zumal sie in den obigen Anführungen schon mit anklang[89]. Hie und da wird diese Vorstellung auch durch die verwandte des Ineinanderschiebens nicht sowohl ersetzt als abgelöst, da ja diese mehr auf die Mischungen hindeutet, welche die Wandlungen der Geschichte für die Rassen wie die Wandlungen der Natur für die Gesteine herbeiführen[90]. Die Tatsache der Feststellung romanisch-keltischer Rassenelemente im deutschen Leben veranlaßt Ratzel[91] zu dem Ausspruch, daß hier „die fremden Bestandteile in einem Volke noch fast so deutlich erkannt werden können wie die Kristalle des Feldspats und Glimmers im Granit".

Im einzelnen redet Pott[92] von den Iberern als dem „Urgestein der europäischen Bevölkerung", Rocholl (a. a. O. S. 437) von den Fürstendynastien als „dem Granitgestein, den starken Trägern der Völker, dem Gerippe der Länder", Lavisse[93] von „lateinischen, griechischen, ostgotischen, lombardischen und fränkischen Sedimenten in Italien".

Peschel[94] zieht die Pseudomorphose der Mineralogie, das heißt die Fälle, wo ein Kristall von Sickerwasser aufgelöst und aus dem Muttergestein hinweggeführt, der Hohlraum alsdann von einem als Trugkristall auftretenden anderen Mineral ausgefüllt wird, zur Vergleichung mit solchen heran, wo Menschenstämme ihrer Sprache nach in eine andere Stellung gehören als

---

[89]) Ein anderes, höchst originelles Bild, das der Uebereinanderlagerung mehrerer Schriften auf Pergamenten („Palimpsesten"), gebraucht Diefenbach (nach Roget de Belloguet, „Ethnogénie gauloise" II, 322) zwar nicht unmittelbar von den Rassen, aber von deren Traditionen.

[90]) Die ganz ungemischten Rassen vergleicht Klemm, a. a. O., den Felsen der Urgebirge.

[91]) „Türmer-Jahrbuch" 1904, S. 63.

[92]) „Die Ungleichheit menschlicher Rassen." Detmold und Lemgo 1856. S. XXVIII.

[93]) „Histoire de France", T. I, p. IV/V.

[94]) „Völkerkunde", 6. Auflage, S. 402.

nach den Kennzeichen der Rasse, und an anderer Stelle[95]) führt er die neueren Griechen als Beispiel hierfür an. Auch Hoernes[96]) bezeichnet die ursprünglich nicht arischen, aber sprachlich arisierten Völker als solche „Trugkristalle". Auch die künstlichen Reproduktionen ausgestorbener Minerale und Edelsteine durch hervorragende Chemiker, deren Renan[97]) gedenkt, dürften in gewissen künstlich rekonstruierten Rassen der Neuzeit ihr Gegenbild finden. Derselbe Renan[98]) endlich setzt an die Stelle der geologischen Vergleiche den einer Ersetzung des Materials bei großen Bauten. Auch sehr treffend, namentlich insofern die allmähliche Wandlung des Menschen- wie des Steinmateriales mehr und mehr eine bloße Aehnlichkeit an Stelle der Identität einführt.

Wiederum Peschel[99]) erinnert an gewisse kunstvollere gesellschaftliche Gliederungen und Bedürfnisse tief gebildeter Völker, welche den Versteinerungen ähnlich in die Zustände späterer Verwilderung gerettet wurden, wie er umgekehrt auch in dem Rassentod einen paläontologischen Vorgang sieht. Von Fossilrassen redet auch Michelet[100]) wie Holm[100a]) von Leitmuscheln (Leitfossilien), woran ihn die gottesdienstlichen Kulte des griechischen Altertums erinnern, wie Graf Wilczek[101]) von den Thrakern und Illyriern als „erratischen Blöcken der Ethnographie".

Sehr häufig ist die Bezugnahme auf die vorzeitlichen Erschütterungen der Erdoberfläche durch gewaltsame Naturereignisse, insbesondere auf vulkanische Ausbrüche, um die entsprechenden Umwälzungen im Völkerleben zu veranschaulichen. Michelet[102]) zumal führt dieses Bild genauer aus, aber auch in Gibbons großem Werke[103]) findet es sich bereits, Diefenbach[104]) wendet es auf die Türken an, wie jener auf die Moguls und die Tataren. Seltener müssen die Gletscher herhalten; nur Gustav Freytag[105]) vergleicht ihren Fortschritt einmal dem eines ackerbauenden Volkes.

Während allen bisherigen Betrachtungen die Auffassung der Rassen als Massivbestände zugrunde lag, nähern wir uns jetzt noch einem ganz anderen Vorstellungskreise, in welchem sie als vor-

[95]) „Geschichte der Erdkunde", S. 684.
[96]) „Urgeschichte der Menschheit", S. 669.
[97]) „Les Apôtres." Paris 1866. p. XLVIII.
[98]) „Journal Asiatique", Série V, T. 16, „Nouvelles considérations sur le caractère des peuples sémitiques".
[99]) „Das Zeitalter der Entdeckungen", S. 55, S. 547. Vgl. auch dessen „Völkerkunde", S. 149.
[100]) „Histoire romaine", T. I, p. 15.
[100a]) „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 49 ff.
[101]) In Helmolts „Weltgeschichte", Bd. IV, S. 7.
[102]) „Histoire romaine", T. I, Paris 1831, p. p III/IV, 15.
[103]) T. XI, p. 401.
[104]) „Origines Europaeae", S. 208.
[105]) „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", B. I, S. 110.

zugsweise im Blute verkörpert gedacht werden. Da bietet dann naturgemäß das Wasser den Vergleichspunkt, und zwar unter verschiedenen Gesichtswinkeln. Am nächsten lag es, wie man die Rassen, als kompakte Gebilde, dem Gestein einer Gegend verglichen hatte, so nun ihr Blut mit deren Wasser in die gleiche Verbindung zu bringen. Wie das Wasser in seiner Zusammensetzung, seiner chemischen Beschaffenheit und seinem Geschmack dem Gestein entspricht, durch das es uns zugeflossen ist, so das Blut der Rasse, durch deren Adern es fließt. Wir brachten früher schon eine Stelle aus Littré, die auch hierfür als Beispiel dienen kann; ein weiteres gibt ebenderselbe unter „sang", 11: „c'est une ville fort agréable; l'air y est bon, les promenades y sont délicieuses, et le sang y est superbe."

Aber auch die Bewegung der Gewässer hat man ziemlich allseitig in der der Völker wiederfinden wollen. „Les peuples sont comme les eaux: ils suivent leurs pentes", sagt Mignet[106]), und Klemm (a. a. O.) führt in breitem Bilde aus, inwiefern Volkswanderungen Quellen, die Völkerstraßen den Rinnsalen der Gewässer gleichen. Wie wir in der Natur bemerken, daß das Wasser eines Flusses von dem Momente an getrübt weiterfließt, wo ein Zufluß zu ihm gestoßen ist, so bei den Rassen; wie auch beim Durchfließen eines Flusses durch einen See letzterer in ersterem seine Spuren hinterläßt und Entsprechendes im Völkerleben stattfindet. Der Aufzeichnung und Vergegenwärtigung des Laufes der Ströme Wassers durch den Raum entspricht für die des Laufes der Ströme Blutes durch die Zeit im besonderen die Genealogie. Besäßen wir vollständige genealogische Aufzeichnungen eines Volkes, so hätten wir eine ungleich deutlichere Vorstellung von seiner Rasse.

Mit Jakob Grimms Wort[107]): „Der Strom hat nicht nur die Bäche aufzunehmen, die ihm von Berg und Hügel herab frisches Gewässer zuführen, sondern selbst zuletzt in die weite Meeresflut auszumünden: Völker grenzen an Völker, friedlicher Verkehr, Krieg und Eroberung verschmelzen ihre Schicksale. Aus den Mischungen mag Unerwartetes hervorgehen" — wird uns einerseits, als letztes Bild dieser Reihe, das vom Meere an die Hand gegeben, wo ja auch Welle um Welle daherwallt, wir nur das Ganze, nicht die einzelne Welle betrachten, anderseits wird damit zu den Mischungen und mit ihnen zu dem Punkte hihübergeleitet, wo das geologische Bild ebenso seine Grenze findet wie das Menschenleben von der unbelebten Natur sich abhebt. Hören wir hierüber Ranke[108]): „Die Geschichte der Völkerbildungen hat etwas von der Geschichte der Erde, sie trägt, wenn man so sagen darf, einen geologischen Charakter

[106]) „Etudes historiques", 6me édit., Paris 1885, p. 399.
[107]) „Deutsche Mythologie", 3. Ausg., Bd. I, 1854, S. XXII.
[108]) „Französische Geschichte", Bd. I, S. 19.

an sich; man unterscheidet die Formationen der verschiedenen Bildungsepochen. Aber in der Geschichte der Menschen gibt es nichts Unbelebtes; Völkerelemente, die sich berühren oder in gemeinschaftliche Grenzen eingeschlossen sind, wirken unaufhörlich aufeinander, bestreiten sich oder streben nach einer organischen Verbindung."

Damit hätte denn also die Geologie der Chemie und der „chemischen Analyse"[109]) Platz gemacht, welche bei den Völkermischungen einzig noch zur Anwendung kommt. Seit Gobineaus „à parler chimie"[110]) und seiner Kritik durch Pott ist diese Anwendung in Gestalt der „Völkerchemie" so mannigfach erfolgt, daß auf Belege hierfür wohl verzichtet werden darf. In jedem neueren Rassenwerke hat das Kapitel Rassenmischungen in diesem Sinne seinen hervorragenden Platz angewiesen erhalten.

Aus allem im vorstehenden Zusammengetragenen erhellt wohl zur Genüge, daß die Rassenkunde für das Völkerleben und alle ihm zugewandten Wissenschaften die gleiche fundamentale und überragende Bedeutung besitzt wie die Geologie für die Naturwissenschaften. Beide sind auf ihrem Gebiete das Erste, das, auf dessen Grunde alle anderen Wissenszweige des gleichen Gebietes erst erwachsen und sich entfalten können.

+

Die philosophische Bewegung hat sich von je innerhalb der Gegenpole von Metaphysik und Positivismus, von abstrakt-spekulativer und empirisch-induktiver Forschungsweise abgespielt. Sooft die erstere, sei es im guten Sinne einen zu hohen Flug genommen, oder im schlimmen zu Auswüchsen und Verirrungen des Gedankenspieles geführt hatte, ist in der Regel von seiten der Naturwissenschaften ein mehr oder minder unmittelbares Eingreifen erfolgt, das dann regulierend wirkte, freilich auch wohl das Verfallen ins entgegengesetzte Extrem zur Folge hatte. Es gilt dies nicht nur, und nicht einmal hauptsächlich, für das engere Gebiet der reinen, sondern vor allem auch für die weiteren der angewandten Philosophie. War doch mit der steigenden Bedeutung der Philosophie in den letzten Jahrhunderten der Trieb, alle den menschlichen Geist beschäftigenden Fragen in deren Weise zu behandeln, um die Gründe der Dinge zu erkennen, in die verschiedensten Wissensgebiete eingedrungen: Philosophien der Natur, der Religion, des Rechts, der Gesellschaft, des Staates, vor allem aber der Geschichte waren entstanden. Welch sonderbare Blüten die verschiedenen Systeme des Naturrechts, der natürlichen Religion, der abstrakten Staatslehre, der abstrakten Politischen Oekonomie im 18. Jahrhundert in Frank-

[109]) Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. I[5], S. 49.
[110]) T. III, p. 280, der französischen Originalausgabe.

reich getrieben[111]), welch verhängnisvolle praktische Schlüsse die französische Revolution daraus gezogen, ist bekannt genug. In Deutschland bildete sich, zum Teil als Reaktion hiergegen, eine Strömung aus, welche das geschichtliche Werden und Wachsen als den Grundvorgang alles geistigen Lebens in Recht, Staat, Religion und Gesellschaft darstellte. Unter dem Einfluß erst Comtes und seiner englischen Nachfolger Stuart Mill und Buckle, dann des Darwinismus verstärkte sich die rein empirische Betrachtungsweise durch Uebertragung naturwissenschaftlicher Prinzipien und Methoden, mit welchen man schließlich auch die Rätsel der geschichtlichen Welt mehr und mehr zu lösen versuchte.

Daß der Philosophie der Geschichte, mit welcher wir es unserem Thema entsprechend hier ausschließlich zu tun haben, des öfteren der Charakter als eigentlicher Wissenschaft abgesprochen worden ist[112]), darf uns nicht beirren. Sie hat die bedeutendsten Köpfe aller Richtungen in einem Maße in Bewegung gesetzt und damit für die Ergründung der Hauptfaktoren der Geschichte, nicht am wenigsten auch der Rasse, eine Bedeutung gewonnen, welche über die mancher exakteren Wissenschaft weit hinausgeht. Ein wenig Geschichtsphilosoph ist zudem, was auch immer ein Fustel de Coulanges, ein Tocqueville gegen diese Betrachtungsweise auf dem Herzen gehabt und sich vom Herzen geredet haben mögen, fast jeder bedeutendere Historiker doch gewesen. Vor allem aber läßt uns gerade diese Wissenschaft oder Nichtwissenschaft mit kaum wieder erreichbarer Deutlichkeit die drei Hauptstadien überschauen, welche alles spekulative Denken im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung durchgemacht hat.

Das erste Stadium war das theistisch religiöse, in welchem die Geschichte als das Werk einer zielbewußt schaffenden und handelnden Gottheit erscheint. Mit Vorliebe knüpft diese Richtung an den christlichen Gedanken einer gemeinsamen Erziehung aller Nationen durch die Vorsehung und eines sich so verwirklichenden Reiches Gottes an. Ihre Hauptnamen sind Bossuet und Lessing. Auch Herder steht ihr noch sehr nahe, vermischt sie aber mit der alsbald zu betrachtenden des dritten Stadiums und gibt ihr außerdem mit dem ihm ganz eigenen Begriff der Humanität noch eine besondere Note.

Auf das theistische Stadium folgt das rationalistische, dasjenige, in welchem Gott oder die Vorsehung durch die Vernunft oder, wie Hegel sagt, den absoluten Geist abgelöst wird. Die menschliche

[111]) Die Entstehung und Verbreitung der abstrakt-philosophischen Begriffe von Menschenrechten, Naturgesetzen usw. hat meisterhaft dargestellt Tocqueville im 1. Kapitel des 3. Buches seines „Ancien régime“.

[112]) So von Dilthey, „Einleitung in die Geisteswissenschaften“, Bd. I, S. 108, vgl. Rocholl a. a. O., Bd. I, S. 391.

Vernunft soll danach der Menschheit die Wege, die sie zu wandeln, die Ziele, die sie anzustreben habe, aufweisen. Jede geschichtliche Tatsache soll nach Hegel, dem Hauptvertreter dieser Richtung, damit, daß sie wirklich ist, auch schon vernünftig, das heißt einem hinter den Dingen ruhenden Gesamtplane entsprechend und dienstbar sein. In aufeinanderfolgenden Völkergruppen verwirklichen sich die geschichtlichen Ideen, jede derselben hat eine besondere Mission oder Funktion, wie man das bei Hegel im einzelnen nachlesen kann. In Frankreich wurde diese Lehre durch Cousin und Michelet popularisiert, während die ihr nahe verwandte, sie gewissermaßen ergänzende von dem unbegrenzten Fortschritt der Menschheit schon früher durch Condorcet ihre schärfste Ausbildung gefunden hatte.

Wie es nicht anders sein konnte, mußten die lebhaften Widersprüche, welche sich gegen eine solche Tyrannisierung der Erfahrung, gegen die aus diesen Lehren erwachsenden vielfach willkürlichen Konstruktionen erhoben — Hegels anspruchsvolle überfliegende Vernunfthypothesen zumal, die für ihn Axiome waren, erwiesen sich in Wirklichkeit als Seifenblasen —, einer dritten Richtung zum Siege verhelfen, welche sich neben den anderen her schon früher angekündigt und langsam ausgebildet hatte, der naturalistischen. Sie betrachtet die Menschheitsgeschichte nicht als einen Ausfluß der Vernunft oder, mit anderen Worten, als ein Werk des freien Menschengeistes, sondern diesen letzteren selbst als naturbedingt, daher überhaupt die Menschheit als einen unfreien Bestandteil der Natur, und infolgedessen die einzelnen Völker als in ihren Handlungen und Schicksalen von der Natur abhängig. Montesquieu, Herder, Schelling, Buckle, von Baer sind die hauptsächlichsten hier zunächst zu nennenden Namen. Bei ihnen überwiegt meist noch die Vorstellung einer Abhängigkeit von der äußeren umgebenden Natur, von Klima, geographischer Lage usw., kurz von dem, was wir neuerdings mit Milieu oder Umwelt bezeichnen. Diese den Alten durchaus geläufige Anschauung ist für die Neueren, nächst Bodinus, vornehmlich durch Montesquieu begründet, dann durch Buckle in unhaltbarer Weise auf die Spitze getrieben worden. Ihnen traten die Rassendenker entgegen, welche den Schwerpunkt der Einwirkung in den Menschen selbst als Teil der Natur, in sein Blut, seine Rasse verlegten.

Ehe wir der Frage nähertreten, was die Rasse der Geschichtsphilosophie Neues und Wesentliches zugebracht habe, müssen wir notgedrungen eine Betrachtung allgemeinerer Art einschalten, welche auf die Bedeutung der Rasse für das gesamte Geistesleben der Völker ein besonders helles Licht wirft. Der erwähnte Rückschlag nämlich gegen die Hegel und Genossen, gegen die Ausschreitungen und Willkürlichkeiten der Spekulation, traf mit der Zeit unwillkürlich alle Metaphysik, ja allen Idealismus mit. Freilich war ja auch

deren große Zeit vorbei. Der idealistische Schwung, welchen auf Platos und Kants Spuren die Metaphysik Schopenhauers noch einmal so großartig entfaltet hatte, war in derjenigen anderer Nachfolger Kants dermaßen karikaturhaft entartet, daß die Engländer von unverständlichem Wust sagen konnten: „like german metaphysics“. Immerhin aber mußte die Tatsache, daß die Metaphysik ihre bisherige geschichtliche Rolle ausgespielt, ihre Führerstellung verloren habe, nicht etwa nur den Veteranen der engeren mit ihr getränkten Weltanschauung, sondern im weiteren überhaupt allen höheren Naturen die schmerzlichsten Bedenken erwecken. Ging es hier doch nicht etwa nur darum, daß in der neuen Färbung und Beleuchtung der Menschheit gewisse Illusionen dahinschwanden, Ideale fallen gelassen wurden, vielmehr bezeichnete eine solche nicht mehr und nicht weniger als eine Wandlung — im Sinne einer Bescheidung — in den geistigen Ansprüchen überhaupt, eine Beschneidung der Flügel gerade in den erhabensten menschlichen Leistungen, ja letzten Endes den Rücktritt der höchstbegabten Völker von der geistigen Führung. Denn die Beseitigung der Metaphysik bedeutet in der Tat eine Verdrängung der hervorragend arischen Rassenbestandteile — Indoperser, Hellenen, Germanen —, welche alle in ihren höchsten geistigen Vertretern wie in ihren Religions- und philosophischen Systemen die Anschauung von der Anwesenheit des Ewigen auch im Vergänglichen, der Objektivation der Idee in der sinnlichen Erscheinung als einen ihrer Lebensgedanken kundgetan hatten.

Schroff und hochfahrend genug haben die Wortführer beider Weltanschauungen einander abgelehnt. Schopenhauers „platter Empirismus“, als welchen er den Darwinismus, einen Haupthebel der neuen Lehre, bezeichnete, tönt noch in aller Ohren. Aber die junge Schule, deren geistiges Haupt und Mittelpunkt Comte war, stand, wenn auch an geistiger Kraft, doch an Energie sowenig wie an Ueberzeugung und Durchdrungenheit hinter den Vertretern des Alten zurück. Mit welch feuriger Beredsamkeit hat ein Taine — in der Einleitung zum letzten Bande seines großen Werkes „Les origines de la France contemporaine“ — zur Menschheit gesprochen, um ihr beizubringen, daß sie umzulernen habe[113])! Eine große Zahl der Denker der drei Hauptländer steuerte denn auch seit Comte in dieser Richtung, und wer wollte verkennen, daß die Begeisterung, mit welcher namentlich die neuere rein empirische Völkerkunde ihre Ziele verfolgt — ich brauche nur an den einen Namen Bastian zu erinnern —, etwas so Berechtigtes wie Wohltuendes hat? Bei näherer Betrachtung werden wir dann freilich erkennen,

[113]) Zu diesem Umlernen gibt mancherlei klärende Belege das Buch von Th. Achelis „Moderne Völkerkunde“. Stuttgart 1896. Vgl. besonders S. 196, 461 ff. u. ö.

wieviel des Großen und Bedeutsamen zwar diese neue Wissenschaft noch birgt, daß sie aber — was das überraschendste — dieses, und gerade das Größte und Beste, vom Idealismus herübergerettet, übernommen hat, übernommen vornehmlich in der Rasse, dem eigentlichen Kern des neuen Denkens. Gewiß ist es doch kein Zufall, daß gerade Taine, einer der Hauptverkünder der neuen Lehre, zugleich ein warmer Vorkämpfer der Rasse war. Noch weniger aber entbehrt es einer tiefen symbolischen Bedeutung, daß diese durch Kant, den Erzvater des deutschen Idealismus, in die Philosophie eingeführt worden ist.

In dieser letzteren war allzulange der Mensch nur als Einzelindividuum Gegenstand der Betrachtung gewesen. Insbesondere bei allen Staat und Gesellschaft betreffenden Untersuchungen war man immer von diesem Gesichtspunkte ausgegangen[114]).

Aber auch bei allgemeinerer Ueberschau der Menschen- und Weltdinge hat diese Auffassung noch bis in späte Tage Nachzügler gefunden. Konnte doch noch Schopenhauer in seiner berühmten Abhandlung über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des einzelnen den Ausspruch tun, daß „nicht in der Weltgeschichte, wie die Professorenphilosophie es wähnt, sondern im Leben des einzelnen Plan und Ganzheit sei", und damit die atomistisch-individualistische Philosophie gleichsam von einem höheren Standpunkte aus rechtfertigen. Als man dann im 18. Jahrhundert daranging, die größeren Zusammenhänge, in welche der Mensch in Geschichte und Gesellschaft gestellt ist, zu ergründen, verfiel man — nicht zum wenigsten unter dem Einflusse der Geschichtsphilosophen und Geschichtstheologen — nun gleich ins entgegengesetzte Extrem; man operierte mit dem als apriorisch vorausgesetzten Begriff der Menschheit als eines Ganzen. Das Mittlere, die Kollektiv-Individualität, ahnte man lange nicht. Wenn aber, nach Kant, der Mensch nicht im Individuum, sondern in der Gattung seine Bestimmung erreicht, indem ja auch das größte Individuum„ als Einzelwesen, noch immer große Beschränkungen aufweist, so dürfen wir nunmehr uns diese Gattung, das so erforderte Kollektivwesen, nicht etwa in dem Abstraktum Menschheit, sondern in dem Konkretum bestimmter Menschheitsgruppen verkörpert denken. Mit anderen Worten: die Rasse steht vor uns, der im 17. Jahrhundert das Individuum, im 18. die Menschheit im Wege gestanden hatte. In ihr, in den rassenhaft bedingten Völkern, ist tatsächlich das verwirklicht, was dem Menschengeschlechte fälschlich zugesprochen werden soll: Einheit, Gleichheit. In ihr vor allem liegt auch alle

[114]) Vgl. hierüber Bluntschli, „Geschichte der neueren Staatswissenschaft", Aufl. 3, 1881, S. 93 (Grotius), 348 ff. (Rousseau); Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker", Leipzig 1896, S. 30 ff. (Hobbes); Rocholl I, S. 52/53 (Hume).



Entwicklung, liegen die Höhenleistungen der Menschheit. Sie versinnlicht diese gleichsam in einem Querschnitte, wie sie ja auch als fleischgewordener Monismus ihre Doppelnatur als Kollektiv-Individuum wiedergibt.

Da hätten wir denn also die Rassenphilosophie als neue Philosophie der Geschichte, wie sie in naturwüchsiger Intuition, und ohne sich dabei vielleicht noch der vollen Tragweite seines Schrittes bewußt zu sein, Gobineau begründet hat[115]).

Einer seiner französischen Jünger, Jacques de Boisjoslin, hat in der Einleitung seines Werkes „Les peuples de la France. Ethnographie nationale", Paris 1878, über das, was sie von den früheren Betrachtungsweisen abhebt, manches Vortreffliche gesagt. Am knappsten faßt er es zusammen in den Worten: „A l'inverse de la philosophie abstraite de l'histoire, qui s'attache à la tradition des états successifs de l'esprit humain comme à une formule générale réalisée par toutes les races, se développe une autre philosophie de l'histoire qui considère la civilisation comme une série de formules inégales dont chacune est due à la tendance innée d'une race... chaque race est véritablement une nouvelle humanité, et il existe toujours entre la race et la civilisation le même rapport qu'entre le cerveau et la pensée"[116]).

So hätte denn in der Tat die Geschichtsphilosophie den Wandel gebracht, nach welchem wie der einzelne Mensch so auch die Völker, als Träger der Rassen, fortan zuerst vor die Lupe des Naturforschers müssen, um erst dann Objekt des historischen Betrachters zu werden. Von manchem hat sich der letztere entwöhnen, in manches sich finden müssen. Die tierische Genealogie des Menschen zumal hat ihm viel zu schaffen gemacht, sie hat einen Gobineau abgehalten, sich dem Darwinismus anzuschließen. Gewiß war es eine glücklichere Zeit, da die besten der Menschen sich noch als Διογενεῖς, als Gottentstammte, fühlen durften, während sie heute mit den minderwertigsten in ein und die gleiche Masse, wenn nicht der Affensprossen, doch der Affenbrüder sich einreihen lassen müssen. Aber auch die durch Naturwissen hindurchgegangene Erkenntnis gibt uns doch noch Gedankengänge an die Hand, welche für das dort vermeintlich Verlorene wohl entschädigen können. Zunächst hindert den Menschen nichts, an dem Zusteuern auf das Gottähnliche, das Göttliche festzuhalten, wenn anders wir dieses doch nun einmal nur als

---

115) Die öfter behandelte Frage der Priorität Klemms oder Gobineaus hier nochmals zu erörtern, scheint mir müßig. Sie können sehr wohl nebeneinander hergehen. Charakter und Absicht ihrer Werke ist zudem derart verschieden — Klemm schrieb eine Kulturgeschichte, Gobineau eine Geschichtsphilosophie —, daß sie mehr in einem Ergänzungs- als in einem Nebenbuhlerverhältnis zueinander stehen.

116) Vgl. besonders p. 25, 26, 28—34, 34—36.



ein gesteigertes Menschliches begreifen können. Vor allem aber haben wir, um hier klar zu sehen und gerecht zu urteilen, von einer veränderten Einstellung zur Tierwelt auszugehen. Wenn so viele primitive Menschen den Irrtum begingen, die Tiere zu hoch zu schätzen, indem sie ihnen göttliche Verehrung bekundeten, so leidet es keinen Zweifel, daß wir in den entgegengesetzten Fehler verfallen sind. Sehr treffend ist gesagt worden, daß wir den Tieren, unseren einstigen Brüdern, gegenüber die Rolle des Parvenus spielen[117]. Fest steht jedenfalls, wenn wir ehrlich sein wollen, daß die besten Exemplare der höchststehenden Tiergattungen hoch über den schlechtesten der niedrigsten Menschenrassen stehen. In moralischer Beziehung leuchtet das ohne weiteres ein, aber auch im Punkte der Intelligenz setzen uns jene immer wieder in Erstaunen[117a].

Vergessen wir endlich nicht, daß ja Lamarck und Darwin durchaus nicht etwa eine völlig neue Lehre vorgetragen haben, daß diese vielmehr nicht nur wissenschaftlich in ganzen Reihen von Denkern vorher angeklungen, sondern auch in der indischen Volksreligion wie im Sagenleben verschiedener Völker allegorisch vorweggenommen war. (Man denke nur an Ovids „Verwandlungen".) Wir werden uns dann nicht mehr wundern, daß es nicht nur den wilden Völkern, sondern selbst noch unseren Kulturpionieren und Missionaren in manchen Fällen schwer fiel, Mensch und Tier auseinanderzuhalten[118].

Mindestens ebenso unbegründet ist ein anderes, ebenfalls von moralischen Gesichtspunkten ausgehendes Bedenken, das, zunächst zwar auch wieder nur gegen den Darwinismus geäußert, doch die Rasse als Teilprodukt der Natur mittreffen würde, daß nämlich jener keine Ziele, sondern nur blinde Notwendigkeiten anerkenne. Am entschiedensten hat Karl Ernst von Baer dieses vorgebracht[119]. Die beste Antwort aber hat Weismann darauf gegeben, wenn

---

117) Letourneau, „Psychologie ethnique". Paris 1901, p. 3. Dies Buch enthält überhaupt mit das Beste zu diesem Thema Gesagte. Man vergleiche namentlich p. 19—23, 57, 79, 118/19, 178, und des gleichen Verfassers „La sociologie d'aprés l'ethnographie", 3me édition, Paris 1892, p. 440/41.

117a) Letourneau, a. a. O., p. 22, macht geltend, daß der Abstand eines Wolfes von einem klugen und gutgezogenen Hunde mindestens ebenso groß sei als der eines Ozenaniers von einem gebildeten Europäer.

118) Bei den Negern ist vielfach die Anschauung verbreitet, daß die Affen entartete Menschen seien. Sie reden von ihnen als „le pauvre peuple" und nehmen unter anderem die Verwandlung eines ganzen Zulustammes in Paviane an. (Letourneau a. a. O., p. 119.) Noch Athanasius Kircher („China . . . illustrata", Amstelodami 1667, p. 193) weiß offenbar angesichts der von ihm in der Provinz Fokien angetroffenen „homines silvestres" nicht, ob er sie für eine Affenart oder für versprengte Menschen halten soll.

119) „Reden und kleinere Aufsätze", Teil 2. St. Petersburg 1876. S. VII.

er sagt[120]): „Wenn ich von Zwecken rede, so meine ich es nur bildlich und stelle mir keineswegs die Natur bewußt arbeitend vor ... Die scheinbaren Zwecke sind in Wahrheit oder wenigstens doch in erster Linie nur notwendige und unbewußte Wirkungen der vorhandenen Naturkräfte."

Aufs engste mit diesem zusammenhängend ist der namentlich gegen Gobineau, als den Hauptverfechter des Rassengedankens, öfter erhobene Vorwurf des Rassendeterminismus oder -fatalismus. Ich habe zu diesem Punkte schon in meinem früheren Werke das Wichtigste gesagt[121]), muß dies aber hier noch einigermaßen erweitern.

Gobineau selbst hat zur Frage des „libre arbitre" das Wort ergriffen in einer Stelle der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines „Essai", die er dann allerdings in der gedruckten Fassung unterdrückt hat. Er sagt dort: „S'il fallait que la valeur intrinsèque d'un peuple résultât de la race d'où ce peuple est issu, il faudrait donc aussi restreindre sensiblement, peut-être supprimer, toute action du libre arbitre. Un peuple ne serait ni à louer ni à blâmer pour être grand ou misérable? Il ne ferait là que subir les nécessités de son essence? On reculait devant un tel aveu d'une si accablante tyrannie de la Prédestination."

Und doch ist es nicht anders! Was auch immer gewisse Denker, an ihrer Spitze Tocqueville, hiergegen eingewandt haben mögen, es bleibt bestehen, daß jene selbe unbedingte Kausalität, jener Determinismus, den die größten Geister, Spinoza, Kant, Friedrich der Große, Goethe, Schopenhauer und wieviele andere, für das Individuum unumstößlich dargetan haben, auch für die Völker und Rassen gelten muß[121a]). Im Grunde ist diese Tatsache schon mit dem Phänomen der Erblichkeit gegeben, die ja für die Kollektivgruppen der Rassen und Gattungen reichlich dieselbe Bedeutung hat wie für die Individuen und Familien. Mit nicht zu überbietender Deutlichkeit hat es denn auch Ribot[122]) ausgesprochen: „Tout ce qui est donné à l'hérédité est retranché à la liberté. ... L'hérédité n'est qu'une forme de déterminisme en plus", und an anderer Stelle seines großen Werkes: „L'hérédité est donc bien un déterminisme, et, ce qui le distingue de tout

---

[120]) „Aufsätze über Vererbung und verwandte biologische Fragen." Jena 1892. S. 9.

[121]) S. 395 ff. Die Tocquevilleschen Einwände ebenda, S. 25 ff.

[121a]) Boisjoslin, a. a. O., p. 242, 283, macht die interessante Feststellung, daß namentlich germanische Denker am zaglosesten die Willensunfreitheit proklamiert haben, während bretonisch-keltische — er nennt Pelagius, Johannes und Duns Scotus — mit Vorliebe an der Illusion des freien Willens festgehalten hätten.

[122]) A. a. O., p. 320—322, 408—410.

autre, un déterminisme spécifique, l'habitude d'une famille, d'une race ou d'une espèce. Par elle, nous nous sentons pris dans la chaîne indestructible des effets et des causes; par elle, notre chétive personnalité se rattache à l'origine dernière des choses, à travers l'enchaînement infini des nécessités."

Die mutigsten und wahrhaftigsten der Menschen sind sich über diesen Stand der Dinge zu allen Zeiten klar gewesen. Mit Recht macht Taine[122a]) darauf aufmerksam, daß schon in der *Μοῖρα*, der *Εἱμαρμένη* des griechischen Volksglaubens, welche über Göttern und Menschen stand, unsere jetzt wissenschaftlich begründeten Gesetze des Determinismus intuitiv erschaut gewesen seien. Auch Seneca[123]) sagt: „Fata nos ducunt, et quantum cuique restet, prima nascentium hora disposuit. Causa pendet ex causa, privata ac publica longus ordo rerum trahit." Und mit der ihm eigenen Gründlichkeit dehnt Kant das Gesetz des Determinismus ausdrücklich an zwei Stellen seiner Werke auf Rassen und Völker aus[124]).

Begreiflich ist aber auch, daß diese Erkenntnis wieder und wieder die Menschen geschreckt hat, daß sie sich haben einreden wollen, die deterministische Lehre dürfe nicht wahr sein. Das ist ja in Kürze der Sinn der Einwendungen Tocquevilles und aller derer, die ihm gefolgt sind, worauf ihm Gobineau die im Sinne der strengen Wissenschaft einzig gebotene Antwort gab, er frage nur darnach, ob sie wahr sei. Aber die strenge Wissenschaft darf hier nicht allein das Wort behalten; was für sie wahr ist, darf in diesem Falle nicht als Wahrheit hinausdringen. Daher die mannigfachen Versuche, die deterministische Lehre abzuschwächen oder doch mundgerecht zu machen, Augustins und Luthers, indem sie die menschliche Willensfreiheit mit der Vollziehung eines göttlichen Willens identifizierten, der Kantisch orientierten Philosophen, wie Schopenhauer, indem sie wenigstens den Schein einer Willensfreiheit, die empirische Selbstbestimmung neben der intelligiblen Gebundenheit, zugaben. Vor allem aber mußten die Historiker für die Freiheit des sittlichen Menschen einen möglichst weiten Spielraum zu gewinnen suchen. Es sei hier an Ranke, an Droysen erinnert. Ganz besonders hat sich Eduard Meyer für die Freiheit der geschichtlichen Individuen — die ja zum guten Teil die Geschichte machen — eingesetzt[125]).

[122a]) „Philosophie de l'art", T. II[11], Paris 1904, p. 110.

[123]) „De providentia", cap. 5.

[124]) Zu Beginn der Abhandlung: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784), und sodann in der „Bestimmung des Begriffes einer Menschenrace" (1785). Werke, Hartensteinsche Ausgabe, Bd. IV, S. 143, 227 ff.

[125]) „Zur Theorie und Methodik der Geschichte", S. 13, 15 ff.

Das alles kann freilich nichts daran ändern, daß auf der Menschheit eine Art Verhängnis ruht, welchem die einzelnen je nach ihrem Standpunkt eine mehr allgemeine oder besondere Ursache zuschrieben. Ganz allgemein macht Shakespeare[126]) die Sterne dafür verantwortlich, während ein namhafter Historiker neuerer Zeit von einer „Fatalité de race et de climat“ redet[127]). Wer wollte aber verkennen, daß gerade die Rassen wiederum die allerwichtigste, jedenfalls die durchschlagendste Ursache ihrer Geschicke in ihrem eigenen Blute in sich tragen? Von diesem Blutsfatalismus finden wir von alters her bis heute die rätselvollsten Beispiele. Eines der merkwürdigsten berichtet R. Dozy in seiner „Geschichte der Mauren in Spanien“[128]) von der seit 25 Jahrhunderten andauernden Feindschaft des südarabischen Stammes der Jemeniten und des nordarabischen der Ma'additen. „In der Geschichte Europas gibt es nichts dem Hasse der beiden arabischen Völker Aehnliches. In Europa war freilich auch die Feindschaft der Rassen sehr groß, aber hier war sie wenigstens begründet; hier hatte Sieg und Unterwerfung stattgefunden. In Arabien aber war keine Rasse von der anderen unterdrückt worden. „Die Feindschaft der Abstammung“, sagte ein alter Dichter, „ist von unseren Vorfahren auf uns gekommen, und solange diese noch Nachkommen haben, wird sie dauern.“ Dieser Haß, welcher die zartesten und heiligsten Gefühle der Natur erstickt, welcher sich von Generation zu Generation fortpflanzt trotz vollkommener Gemeinschaft der Sprache, der Rechte, der Gewohnheiten, der Ideen, der Religion und selbst bis zu einem gewissen Grade der Abstammung, dieser Haß, der aus keinerlei Ereignissen zu erklären ist, liegt im Blute, das ist alles, was sich darüber sagen läßt“[129]). Aber wir brauchen nicht so weit ostwärts und so weit zurückzugehen, um Beispiele für das verhängnisartige Walten des Blutes in der Geschichte aufzutreiben. Durch nichts wird dies greller beleuchtet als durch die Rolle des Judentums in der gesamten abendländischen einschließlich der Neuen Welt. Als der „plastische

[126]) Kent im „King Lear“, Akt 4, Szene 3: „The stars, the stars above us govern our conditions.“

[127]) Michelet, „Introduction à l'histoire universelle“, Paris 1831, p. 28, 47.

[128]) Bd. I, S. 71 ff.

[129]) Ganz Aehnliches meldet Victor Place, der in der Nähe von Arbela Ausgrabungen veranstaltete, in einem (handschriftlich im Gobineau-Archiv erhaltenen) Briefe an Gobineau, d. d. 24 octobre 1852: „Il m'est impossible de continuer mes fouilles si je ne fais pas alliance avec messieurs les Arabes. La plus grande partie des ouvriers que j'emploie appartiennent à la tribu soumise des Dgébours, mais il y a du sang, comme ils disent, entre eux et les Taïes et comme ils auraient pu être égorgés sur les travaux, ce qui n'eût pas été gai du tout, j'ai été obligé de venir chez les Taïes conclure la fraternité avec eux afin que tous mes ouvriers puissent aller et travailler sans crainte, lorsqu'ils seront munis d'un papier portant mon cachet.“

Dämon des Verfalles der Menschheit" konnte der Jude, durch jene Welt schreitend, zum Verderber der Völker sich ausgestalten. Vergebens zermartern sich seit vielen Jahren die besten Köpfe von beiden Seiten, die unselige Judenfrage zu lösen. Diese ganze durch die Jahrtausende andauernde Tragödie vollzieht sich eben in den Formen eines Naturgesetzes.

Beachten wir wohl, daß in dem obigen Beispiele der arabischen Stämme Dozy Gemeinsamkeit der Abstammung nur „bis zu einem gewissen Grade" anzunehmen wagte. Wir wissen ja, welch mannigfache Spielarten des Blutes das Semitentum in seinem Schoße barg. Im zweiten Falle, dem von Place erzählten, ist gar von einem unterworfenen Stamme die Rede. Wir dürfen also für bestimmt annehmen, daß das „il y a du sang entre eux", welches offenbar für beide Fälle gilt, nicht nur auf das vergossene Blut, das zwischen den Stämmen steht, sondern auch auf einen zwischen ihnen obwaltenden Blutsabstand hindeutet. Noch unzweideutiger liegt es beim Judentum zutage, daß dieser Blutsabstand von den abendländischen Völkern es ist, der es zu deren Verhängnis hat werden lassen.

Wir mögen uns den festgestellten Blutsfatalismus noch so sehr durch neben ihm wirksame Imponderabilien anderer Art eingedämmt denken, zu rütteln ist an ihm nicht mehr, und wer sich gegen ihn aufbäumen wollte, dem könnte man erwidern, daß er von allen denkbaren Fatalismen doch immer noch der wissenschaftlich eingänglichste ist. Wenn wir doch einmal für die Forschung auf Dinge, die man, je nachdem, als geschaffene Begriffe, als Symbole oder als Fiktionen bezeichnen mag, wie *νοῦς*, Vorsehung, sittliche Weltordnung u. dgl., verzichten müssen — Dinge, die als Not- und Sicherheitsventile, als Objekte des Glaubens der Menschheit immer unentbehrlich bleiben werden —, so erscheint von den Wirklichkeiten, mit denen wir die geschichtlichen Vorgänge in der bezeichneten Weise kausal verknüpfen können, die Rasse als die oberste und vornehmste. Jedenfalls steht ein solcher Rassenfatalismus weit über dem geographischen oder Milieu-Fatalismus, wie ihn, nächst Ritter und Ratzel, hauptsächlich Karl Ernst von Baer[130]) vertritt, der es geradezu ausspricht, daß „die Weltgeschichte nur die Erfüllung des Fatums sei, das mit der Scheidung von Land und Wasser, mit der Begrenzung der Ländergebiete in die Welt gekommen sei". Die in Rassen gruppenhaft geschiedene und sich entwickelnde Menschheit hat es doch fertig gebracht, über die elementare Außennatur sich zu erheben, sie so weit zu überwinden, daß die Alleinherrschaft der Naturnotwendigkeit, welche über dem ursprünglichen Menschen wie ein eisernes Joch lag, zum mindesten in eine Mitherrschaft verwandelt erscheint, und den in der Rasse hausenden Kräften ist es von

---

[130]) „Reden und kleinere Aufsätze", Teil 2. 1876. S. 3—47. Besonders S. 19, 41, 43.

Hause aus ganz ebenso gegeben, sich als ihr guter wie als ihr böser Geist zu bewähren. Die großen Zeiten der Geschichte sind die gewesen, wo sie in jugendlicher Vollkraft schöpferisch in die Welt hinaustrat, wo ihre Helden und Propheten, ihre großen Genien auf den Schlachtfeldern aller Lande und Gebiete ihre stolzen Siege errangen. Und auch heute noch, da diese Schöpferkraft der Rassen erloschen scheint, da nicht mehr ihre charakteristischen Züge den geschichtlichen Epochen das Gepräge geben[131]), blieb es uns doch vorbehalten, aus dem Rassengedanken einen Hebel hohen Aufschwungs uns zu gewinnen durch die generative Gestaltung der Ethik. Wenn es dem kommenden Geschlechte in seinen maßgebenden Vertretern möglich würde, Ahnenverehrung und Enkelliebe so zu vereinigen, daß jene sich zugleich als Enkel und als Ahnen und eben damit erst als Persönlichkeiten, als Vertreter der Rasse fühlten, so wäre wenigstens zum Teil das ersetzt, was die Jahrhunderte aufgebraucht, was sie uns genommen haben. Es wäre insbesondere unserer Jugend, die den heillosen sexuellen Wirren der Zeit zu erliegen droht, ein neues Ideal der Sittlichkeit geboten.

Unwillkürlich haben wir im vorstehenden wenigstens mittelbar eine Frage bereits gestreift, welche auch noch zum Kapitel Geschichtsphilosophie gehört und dieses beschließen möge, die des Verfalles oder Fortschritts des menschlichen Geschlechtes. Beide sich kreuzende Lehren haben in den Sagen und Dichtungen der Völker wie in deren Wissenschaft reichliche Vertretung gefunden. Wenn aber je eine Frage, hat diese nicht sowohl auf dem Wege theoretischer Erörterungen als auf dem faktischer Entwicklungen ihre Entscheidung gefunden, soweit bei ihr von einer Entscheidung die Rede sein kann. Denn die Beurteilung von Fortschritt oder Rückschritt wird immer davon abhängen, welche Vorstellung wir uns vom Guten, vom Erstrebenswerten machen, welche Ideale uns vorschweben; und eben darüber wird eine Einigung der Geister nie zu erzielen sein. Nehmen wir zum Beweis dessen nur die Wirkungen, welche die vielleicht bedeutsamste Umwälzung des letzten Jahrhunderts in unserem Denken hervorgebracht hat: die Stufenfolge „theologisch-metaphysisch-positivistisch", welche Comte und seine

[131]) Vortrefflich führt Boisjoslin (a. a. O., p. 37) aus — damals, vor etwa einem halben Jahrhundert, noch als Weissagung; heute ist es mehr oder minder Wirklichkeit geworden —, welch eine Umwälzung das Zurücktreten der bestimmenden, gestaltenden Kraft der Rasse in den Weltdingen hervorrufen werde: „Quand les dernières neiges de l'Europe féodale ou militaire seront fondues dans les foyers d'une Europe industrielle, alors le cycle de la civilisation par les races sera fermé. Les changements à vue de l'histoire ne s'opéreront plus par l'apparition, sur ce sanglant théâtre, de nouvelles personnes collectives appelées races; ils seront dévolus à la lutte des idées et à l'arrivée sur la scène du monde de nouvelles personnes idéales qui seront les groupes professionnels ou les vues diverses de l'esprit."

Schule aufstellten, wird den einen als ein Fortschritt, den anderen als ein Herabsteigen erscheinen. Immerhin lassen sich hier gewisse Richtlinien gewinnen, gegen welche ein Widerspruch nicht wohl denkbar erscheint.

Zunächst ist es bezeichnend, daß der Fortschrittswahn am stärksten in den Zeiten sich austoben konnte, da man noch in allen möglichen der Menschheit zugeschriebenen Herrlichkeiten schwelgte. Auch heute fabeln von diesem allgemeinen und ununterbrochenen Fortschritt nur noch Menschheitsverbrüderer, traumselige Gemüter, denen man diesen holden Wahn wohl gönnen kann[132]. Alle Einsichtigen sind sich längst darüber klar, daß Fortschritt im Sinne einer wirklichen Hebung des inneren, des Wesensmenschen im Rahmen einer organisch-allseitigen Entwicklung sich nur innerhalb einzelner Gruppen der Menschheit vollziehen kann, daß Fortschritt wie Rückschritt sich nur in den menschlichen Rassen, wie in Persönlichkeiten, verkörpert. Und auch hier bleibt nur dem Individuum die eigentliche Vervollkommnung nach der höheren Seite des Menschentums, in Intelligenz und Sittlichkeit, vorbehalten. Die Masse bleibt auf einem bestimmten Durchschnitt stehen. Ihr fallen nur die allzuviel gepriesenen Verbesserungen und Verfeinerungen im Leben des äußeren, des Verkehrs- und Gesellschaftsmenschen zu, und die allerdings kommen dann wirklich der gesamten Menschheit zugute — ein kümmerlicher Firnis, der das Sinken wahrer Kultur überdeckt, verbirgt und gewissermaßen beschönigt. Diese gänzlich minderwertigen, niedrigen Faktoren gewinnen in dem Maße an Bedeutung, als die schöpferische Kraft der Rassen nachläßt, als sie als Persönlichkeiten sich nicht mehr voll auswirken können. Ganz andere Dinge als das Blut, das, wenn edel, von je Wunder zu wirken vermochte, werden alsdann der Menschheit zum Verhängnis. So heute die Maschinenindustrie, unter deren Herrschaft der Geist materialisiert, das Gemütsleben erstickt, die Kultur zur Technik degradiert ist[133].

+

---

[132]) Für sie führt unter anderen das Wort O. Henne am Rhyn in Hellwalds „Kulturgeschichte", I[4], S. 20.

[133]) Ich habe in „Gobineaus Rassenwerk", S. 387 ff., des genaueren ausgeführt, welche Stimmen sich, und aus welchen Lagern, zugunsten eines allmählichen Verfalles — unter Annahme eines vorangegangenen „Goldenen Zeitalters" — und welche zugunsten eines Emporsteigens, einer Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes ausgesprochen haben. Die beste Uebersicht über die ganze Frage gewinnt man wohl aus Rocholls „Philosophie der Geschichte". (Bd. I, S. 18, 19, 85, 93 ff., 175 ff., 203, 211, 231, 239, 242, 248, 259 ff., 274, 277, 288 ff., 311 ff., 334 ff., 357 ff., 366, 384—386. Vgl. Bd. II, S. 110—118, 268 ff., 469, 502/03, 518, 520 ff.)

Die ausführlichste und beste Behandlung derselben findet sich bei Ottokar Lorenz, „Handbuch der wissenschaftlichen Genealogie", S. 38 bis 73. Als Ergebnis der Betrachtungen der hervorragendsten, von mir

Nur kurz brauchen uns hier die Staatswissenschaften zu beschäftigen, und zwar scheint es geraten, für die Darstellung der hier in Betracht kommenden Verhältnisse kurzerhand Robert von Mohl das Wort zu erteilen, der uns in seinen vortrefflichen Werken[134]) über die Stellung seiner Wissenschaft zu den Rassenfragen folgendermaßen geschichtlich orientiert: „Bis vor wenigen Jahrzehnten wurde die Stammeseigentümlichkeit einer Bevölkerung von der Staatskunst nur in sehr untergeordneter Weise beachtet, und zwar in der Uebung so gut wie in der Lehre. Natürlich konnte zu keiner Zeit die Verschiedenheit der Rassen und Stämme des Menschengeschlechts ganz ohne Rücksicht bleiben, wenn es sich um die Aufgaben des Staates und die Mittel zu ihrer Erreichung handelte... Allein im großen ganzen wurde auf die Nationalität weder bei dem Gebahren der Regierungen in der Wirklichkeit, noch bei der

a. a. O. aufgezählten Geister — Allgemeindenker, wie Wieland, Goethe und Schopenhauer, Philosophen, wie Lotze und Friedrich Albert Lange, Historiker, wie Ranke und Treitschke, ja selbst materialistischer Denker, wie Büchner, denen allen neuerdings fast nur noch die Positivisten, Comte und sein Anhang, gegenüberstehen — kann man es wohl bezeichnen, daß „das Leben als Synthese von Progreß und Regreß zu fassen sei" (Gioberti). Schon Pascal hat es ausgesprochen, was heute verstärkt gilt: „Les inventions des hommes vont en avançant de siècle en siècle. La bonté et la malice du monde en général reste la même." (Pensées, Art. 6, Nr. 22.) Selbst im Punkte des geistigen Fortschritts ist man bescheidener geworden, seit man namentlich nach Gobineaus markigen Worten — im 13. Kapitel des ersten Bandes des „Essai" — diesen mehr und mehr nur allenfalls in die Rassen und Völker zu verlegen gelernt hat. Und auch für diese wagen die am weitesten Gehenden einen Fortschritt höchstens in Spiral- oder Wellenlinien anzunehmen. Den im vorstehenden bezeichneten (Wielands Werke, Hempelsche Ausgabe, Bd. 31, Abschn. 5 und 9. Goethe bei Eckermann, 12. März und 23. Oktober 1828. Schopenhauer, passim. Ranke in den „Vorträgen über die Epochen der neueren Geschichte", „Weltgeschichte", IX, 2, S. 6, 8, 238. Treitschke, „Politik", Bd. I, S. 9—11. Lotze, „Mikrokosmus", Bd. II², S. 345, Bd. III, S. 21 ff., 181 ff. Lange, „Geschichte des Materialismus", Bd. II, S. 477. Büchner in Hellwalds „Kulturgeschichte", Bd. I⁴, S. 66/67, und in seiner Nachschrift zu Lyells „Alter des Menschengeschlechts", 1874, S. 349 ff. Comte, „Philosophie positive", T. IV, p. 274 ss. Schäffle, „Bau und Leben des socialen Körpers", Bd. II, S. 444 ff.) seien der Vollständigkeit halber hier noch folgende Stellen nachgetragen: Condorcet, „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain", nouv. édit. 1797, p. 3/4, 203. Ribot, L'hérédité psychologique", p. 263—272, 278. Jakob Burckhardt, „Griechische Kulturgeschichte", Bd. II, S. 374, 384, 392. E. B. Tylor, „Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwicklung der Civilisation"; deutsch von H. Müller, S. 230—240, 404—408. Derselbe, „Die Anfänge der Kultur", Bd. I, S. 21, 27, 29, 35, 38 ff., 69. Woltmann, „Politische Anthropologie", S. 159.

[134]) „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik", Bd. II („Politik", Bd. I), Tübingen 1862, S. 333 ff. „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", Bd. III, S. 360.

Ausbildung der theoretischen Lehren große Rücksicht genommen." (Folgt eine Schilderung, wie und nach welchen Gesichtspunkten ehedem Staaten zusammengebracht wurden, die zuweilen geradezu „Musterkarten von Nationalitäten" aufweisen.) „Was aber die Wissenschaften betraf, so trachteten sie mehr darnach, ideale Zustände für die Menschheit überhaupt ausfindig zu machen, als das unter konkreten Umständen Zweckmäßigste nachzuweisen. Sie nahmen den Menschen in abstracto und nicht in seinen tatsächlichen Besonderheiten. Die Verschiedenheit der Abteilungen des Menschengeschlechtes wurde mehr als ein Gegenstand für die Naturwissenschaften als für die Politik betrachtet." (Eine Ausnahme bildete Vollgraff, dem die Anmerkung gewidmet ist)[135]. Und an anderer Stelle: „Die Folgen der Stammeseigentümlichkeiten sind von Staatsgelehrten schon frühzeitig erkannt und berücksichtigt worden, es wurde jedoch der Fehler begangen, diese Eigenschaften lediglich dem Klima zuzuschreiben. (Bodinus, Montesquieu, neuerdings Comte.) ... Es war daher ein Verdienst, daß in jüngerer Zeit die Frage der Stammeseigentümlichkeiten und ihrer Folgen für das Staatsleben rein aufgefaßt wurde. Die Lösung der Aufgabe ist ohne Zweifel eine sehr schwierige... Namentlich hat man sich vor Ueberschätzung der Folgen dieses *einen* Verhältnisses zu hüten, um nicht das, was der Erfolg sehr zusammengesetzter Ursachen ist, einzig und allein den natürlichen Anlagen der Bevölkerung zuzuschreiben."

Wir sehen also, daß die Staatswissenschaftler lange Zeit ein Seitenstück zu den Philosophen — und, dürfen wir schon hier hinzusetzen, bis zu einem gewissen Grade auch zu den Historikern — abgegeben haben. Sie alle verloren sich zu sehr in Abstraktionen und Allgemeinbetrachtungen, oder aber, soweit sie empirisch vorgingen, verfehlten sie die rechte Grundlage der Empirie, *weil sie der Natur zu fern blieben*. Erst die Annäherung an diese und ihre wissenschaftlichen Methoden hat ihnen allen gemeinsam auch im Punkte der Rassenfragen die rechten Wege gewiesen. Den Staatswissenschaftlern insbesondere hat der große französische Historiker *Albert Sorel* diese ihre neue Methode in die Worte[136]) zusammengefaßt, es gelte „d'appliquer à l'étude des phénomènes sociaux et politiques, oeuvre de la nature humaine, les mêmes procédés d'observation, de comparaison, de critique, qui sont la méthode des sciences de la nature physique: nous laisser guider par les faits, seul moyen de les suivre; les comprendre dans leur enchaînement et leur demander leurs lois, seul moyen de les gouverner; et, cependant, n'oublier jamais que ces faits sont

[135]) Diesem wären allerdings billigerweise noch einzelne andere Denker, in Frankreich *Courtet de l'Isle*, bei uns vor allem *Zachariä*, anzugliedern gewesen.

[136]) „Etudes de littérature et d'histoire". Paris 1901. p. 275.

des actes d'hommes, des actes d'âmes". In Befolgung dessen, und in Anlehnung an die unwillkürlich mit fortreißende Bewegung, die inzwischen zugunsten der Rasse eingesetzt hatte, haben ja dann gerade die Staatswissenschaften fast früher noch als die historischen Wissenschaften dieser ihre Tore geöffnet, und haben einzelne ihrer Vertreter — es genüge für jetzt, hier die Namen Mohls, Riehls, Schäffles und Schmollers zu nennen —, wie wir sehen werden, Hervorragendes zu ihrer Ergründung beigetragen — begreiflich insofern, als ja das Allgemeine, das ihnen zunächst als Aufgabe zufiel, immer leichter zu erfassen und schneller abzutun ist als das Einzelne, das in seiner bunten Fülle nunmehr den Historikern obliegt.

Diesem tieferen Eindringen der Staatswissenschaft in das Wesen der Rasse hätte nun von Rechts wegen eine entsprechende Verwertung von deren Erkenntnissen durch die Staatskunst folgen sollen, dies um so mehr, da seit dem vergangenen Jahrhundert die Nationalitäts- (das heißt eben doch Abstammungs-) Forderungen, die sich auf dem praktischen Felde mit den wissenschaftlichen der Rasse, wenn auch nicht völlig deckten, doch in weitem Umfange begegneten, im Völkerleben eine erste Stelle behaupteten. (Man denke nur an Polen, Iren, Madjaren, an Panslawismus und Verwandtes.) In einer Zeit, da selbst Geister ersten Ranges wie Montesquieu und Rousseau in diesem Punkte noch im Dunkeln tasteten und nur allenfalls Voltaire und einigen wenigen eine Ahnung aufgegangen war, durfte man sich füglich nicht wundern, wenn Völker und Reiche, so wie es geschehen, verhandelt und vertauscht, wie geometrische Größen versetzt, anstatt wie lebendige Organismen gepflegt wurden. Nachdem aber alle diese Machenschaften — erinnert sei nur an die Monstreleistung der Teilung Polens, mit der das Jahrhundert abschloß — sich so bitter gerächt, hätte man ähnliche Versündigungen nicht mehr für möglich gehalten, zumal die Aufklärung über die Bedeutung des Blutes für die Völker auf wissenschaftlichem wie volksmäßigem Wege gleich weit fortgeschritten war. Daß dennoch in den Friedensschlüssen nach dem Weltkriege ärger denn je in dieser Richtung gesündigt, den Erkenntnissen der Staatswissenschaft aufs brutalste ins Gesicht geschlagen worden ist, läßt sich nur daraus erklären, daß hinter jenen Friedensschlüssen dunkle Mächte standen, denen geradezu daran gelegen war, daß in den Opfern derselben die volle Auswirkung ihrer rassenhaften Kräfte unterbunden werde.

Den Staatswissenschaften reihen wir ein weiteres Studiengebiet an, aus welchem sich, als ein Seitenstück gewissermaßen und sich vielfach mit jenen berührend, eine eigene Wissenschaft, die dann allerdings eine Zeitlang fast im Vordergrunde aller einschlägigen Forschungen gestanden, erst seit einigen Jahrzehnten herausgebildet hat: die Soziologie oder Gesellschaftswissenschaft. Es läßt sich nicht

leugnen, daß es um diese, eben als besondere Wissenschaft, ziemlich mißlich bestellt ist. Nur so viel ist klar, daß auch sie den im vorhergehenden für andere Wissenschaften gekennzeichneten Weg vom Allgemeinen, Abstrakteren zum Besonderen, Konkreteren gewandelt ist. In der ersteren Phase hat man sie schlechthin mit der Philosophie der Geschichte identifizieren können, in der letzteren nähert sie sich der Anthropologie und Ethnologie auf einen Grad, daß sie schier mit ihnen zusammenfällt. Im übrigen hat sie, wie mit den Staatswissenschaften, auch mit der Kulturgeschichte so vieles gemeinsam, daß sie anderen wiederum als eine „Kulturgeschichte nach naturwissenschaftlicher Methode" erscheinen konnte. Kurzum, man darf sich nach alledem nicht wundern, wenn einem so mannigfach schillernden Gebilde von einem Dilthey[137]) der Charakter als Wissenschaft ganz abgesprochen wurde.

Es ist klar, daß für uns vornehmlich ihre Ausgestaltung nach der anthropologisch-ethnologischen Seite in Betracht kommt, wenn wir auch die frühere Phase, in welcher mehr die Systematiker — Vico, Condorcet, Saint-Simon, Comte — das Wort führten, nicht ganz außer Acht lassen dürfen. Wir verzichten aber darauf, die Soziologie als Sonderwissenschaft zu führen, werden vielmehr ihre Hauptdenker, einen Spencer, Lilienfeld, Schäffle, Gumplowicz, Letourneau, denjenigen unter den altbewährten, unumstrittenen Disziplinen — je nachdem der Philosophie, den Staatswissenschaften oder der Anthropologie und Ethnologie — einverleiben, denen sie vorwiegend anzugehören scheinen[138]).

---

[137]) A. a. O., Bd. I, S. 108.

[138]) Wer sich über die recht verwickelte Frage der Grundlagen und des Wesens der Soziologie näher belehren will, sei vor allem auf das zweite Kapitel des ersten Abschnittes von Thomas Achelis „Moderne Völkerkunde" verwiesen, wo (S. 122—180) eine gute Uebersicht über die wichtigsten soziologischen Werke gegeben wird. Knapp und klar ferner Topinard, p. 167—169. Gumplowicz, „Der Rassenkampf, soziologische Untersuchungen", Innsbruck 1883, Abschnitt I; „Geschichtsphilosophie und Soziologie". Letourneau, „La sociologie d'après l'ethnographie", 3me édition, Paris 1892 (besonders die Vorrede). Mit diesem bedeutenden Buche ist der Uebergang zur Völkerkunde endgültig vollzogen: es ist im Grunde ein völkerkundliches Werk.

Viertes Kapitel

Die Rasse in den Einzelwissenschaften, Allgemeines. Fortsetzung: Geschichtschreibung einschließlich Kulturgeschichte. Linguistik. Anthropologie nebst Völkerkunde.

Der theoretischen Betrachtungen über Sinn und Aufgaben der Geschichtswissenschaft ist von je kein Ende gewesen. Was ist ihr nicht alles zugemutet, was in sie hineingelegt, was aus ihr herausgelesen worden! Wie wohl keine zweite Wissenschaft ist die Geschichte zur Ablagerungsstätte menschlicher Wünsche, Stimmungen und Tendenzen gemacht, ist über den Rang und die Berechtigung der in ihr wirksamen Faktoren gestritten, ist sie zwischen Subjektivität und Objektivität hin und her gerissen worden. Die verschiedensten Klassifikationen hat sie über sich ergehen lassen müssen, so daß man manches Mal versucht war, sich zu fragen, ob denn das noch ein und dieselbe Disziplin sei, von der da die Rede gewesen.

Es kann in diesem Werke nur auf die entscheidenden Hauptmomente dieses langen Auf und Ab hingewiesen werden. Ein genaueres Bild davon können nur Fachwerke geben, von denen ich als die wertvollsten etwa Droysens „Grundriß der Historik", Ottokar Lorenz' „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben", Ernst Bernheims treffliches „Lehrbuch der historischen Methode" und Xénopols „Principes fondamentaux de l'histoire", vor allem aber auch Wegeles „Geschichte der deutschen Historiographie" nennen möchte.

Der Abt Trithemius nennt die Geschichte „eine Bewahrerin ewigen Angedenkens, die allein den Ruhm ausgezeichneter Männer vor Vergessenheit schützen kann. Sie vergegenwärtigt die vergangenen Zeiten, sie lehrt Lebensklugheit und zeigt an den Taten der Alten, was wir zu tun und zu lassen haben". Luther, der ja alle Wissenschaften vor allem auf ihre theologische Verwertbarkeit ansah, findet des Lobes der „Historienschreiber" kein Ende, weil sie ihm nach der guten wie bösen Seite Beispiele liefern. Er ist naiv genug, den Hauptnutzen der Geschichte darin zu erkennen, daß sie voll warnender Beispiele dafür sei, daß das Böse schon in diesem Leben bestraft werde. (Beiläufig bemerkt ist dies wohl das grellste Beispiel, das uns zeigt, wie die Menschen in der Geschichte das finden, was sie darin finden wollen.) Aehnlich betont auch Melanchthon die lehrhafte Kraft und den religiös-moralischen Nutzen der Geschichte. Begreiflich, daß auch berufsmäßige Historiker von dieser Auffassung nicht frei waren. Johannes von Müller z. B. verfolgt in seiner „Allgemeinen Geschichte" durchaus eine

lehrhafte Tendenz, eine Art „didaktischen Pragmatismus", der die Geschichte als eine Schule der praktischen, vor allem auch der staatsmännischen Weisheit ansieht. Von den späteren haben namentlich Schlosser, Droysen, auch Treitschke das sittliche Moment in der Geschichte stark hervorgekehrt.

Wir müssen hier ferner daran erinnern, wie von philosophischer und philosophisch-theologischer Seite eingegriffen wurde, um der Geschichtschreibung gewissermaßen Vorschriften zu machen. Herder und so manche andere wußten viel von den Plänen zu erzählen, welche Gott mit der Menschheit vorhatte und welche sich in deren Geschichte verwirklichen sollten. Kant (in seiner „Idee zu einer allgemeinen Geschichte") schreibt einen solchen „verborgenen Plan" der Natur, Hegel der Vernunft oder dem absoluten Geiste zu. Kurzum, die Geschichte schien hauptsächlich dazu da zu sein, „damit" — nach Alexander von Humboldts Witzwort gegen Varnhagen — „erfüllet werde, was der Philosoph verheißt".

Hiergegen setzte nun aber aus den Reihen der Historiker eine kräftige Reaktion ein, welche sich die volle Loslösung der Geschichtswissenschaft von der Spekulation zum Ziele setzte, die geschichtliche Forschung ganz auf sich selbst stellen und ihre Aufgaben nach eigener Methode lösen lassen wollte. Nicht wenig kam ihr dabei allerdings ein inzwischen auch in der Philosophie selbst eingetretener Umschwung zu Hilfe. Mit Recht konnte gesagt werden, daß die aus dem Judentum stammende und vom Christentum übernommene übertriebene Einschätzung einer Vorsehung für die Weltdinge durch die neuere Philosophie, aus arischem Denken heraus, zunichte gemacht worden sei[139]). (Es braucht hierfür nur an das große pessimistische Dreigestirn Kant — Schopenhauer — Hartmann erinnert zu werden, nach welchem in der Tat z. B. der Herdersche Standpunkt des Verhimmelns der Welt, ihres Schöpfers und ihrer Entwicklung für die heutige Erkenntnis geradezu etwas Verletzendes hat.) Und nicht minder ließ sich der erwähnten Deutung oder Mißdeutung der Geschichte durch Luther die umgekehrte entgegensetzen, daß hier auf Erden gemeiniglich nicht die Tugend, sondern die Gemeinheit („la bassesse") belohnt, die erstere eher bestraft werde[140]).

So wurden denn mit der Zeit nicht nur Vorsehung, Erziehung zur Humanität, Idee Gottes, sittliche Weltordnung, Fortschritt usw., als persönliche Ueberzeugungen und Glaubensartikel, über Bord geworfen, es wurde auch überhaupt mit aller Teleologie gründlich aufgeräumt[141]), ja von manchen Seiten sogar alle eigentliche Wertung

[139]) Renan, „Histoire du peuple d'Israël", T. II, p. III.

[140]) Ebenda, T. III, p. 80.

[141]) „Zwecke, wie man sie nennt, gibt es nicht, die Schicksale des Menschengeschlechtes rollen fort, wie die Ströme vom Berge dem Meere zufließen", heißt es in der Einführung von Helmolts „Weltgeschichte" wo diese Dinge sozusagen programmatisch behandelt werden.

aus der Geschichte ausgeschlossen, wobei man stillschweigend voraussetzte, daß, indem man zur Induktivmethode greifend möglichst reichliche Tatsachen aufhäufe, diese für die Werte zeugen und so zugleich die beste Wertung in sich schließen würden.

So blieb denn als eigentliche Aufgabe der Geschichtsforschung die Erkenntnis des wirklich Geschehenen, die Erfassung des Zusammenhanges der Dinge im großen und ganzen. Je nachdem man aber diese Dinge herleitete und beleuchtete, mußten nun auch hier wieder die Wege auseinandergehen. Zwei Hauptströmungen bezeichnen diese damals neu eingeschlagenen Wege. Die ältere knüpft sich vornehmlich an den Namen des Großmeisters deutscher Geschichtschreibung: Leopold von Ranke, der jahrzehntelang dieser letzteren das Gepräge verliehen und einen so großen Einfluß ausgeübt hat, daß fast alle bedeutenderen Geschichtswerke der Epoche demselben mehr oder minder unterstanden haben.

Die Geschichte, welche Ranke und seine Schule lehrte, ist vor allem Staatengeschichte, und in dieser wieder ist es die Tätigkeit der großen politischen Persönlichkeiten, welche im Vordergrunde des Interesses und der Darstellung steht. Urkundlichkeit ist das oberste Gesetz dieser historisch-politischen Schule, wobei aber die geschriebenen Urkunden in einer Weise bevorzugt wurden, daß andere wichtige Quellen darüber entschieden zu kurz kommen, so namentlich die Monumente, auf deren Bedeutsamkeit für den Historiker der geistvolle, vielgereiste französische Forscher Gustave Le Bon in seinen Werken besonders eindringlich hinweist, und die als Leistungen und Schöpfungen des Menschengeistes eben doch auch Dokumente sind. Von den anatomisch-anthropologischen Merkmalen als Urkunden vollends, überhaupt von dem Menschen als solchem, der seiner Art und Abstammung nach doch der eigentliche Hauptträger der Geschichte ist, war kaum je die Rede. Und doch kann, was an Funden ersterer Art die Gräber liefern — eine Quelle, die neuerdings immer reichlicher fließt —, für die geschichtliche Erkenntnis mit dem gleichen Recht und in dem gleichen Sinne in Anspruch genommen werden wie die geologisch- paläontologischen Denkmäler von Darwin für die naturgeschichtliche. Und welche Aufhellung den verschiedensten Geschichtsgebieten aus einer rassenkundlichen Betrachtung des Menschen erwächst, ersehen wir heute sozusagen täglich und stündlich.

Die Zurückhaltung der älteren Historiker in letzterer Beziehung erscheint zunächst nur allzu begreiflich. Keiner vermag sie besser zu würdigen als der Verfasser, der selbst der Schule eines unserer ersten Historiker entstammt und daher ihrer sich erst hat entschlagen müssen. Alle jene Meister der historischen Methode wollten, was immer ihnen an wissenschaftlichem Stoff der Behandlung wert schien, klar durchschauen, sicher begründen können. In

der Rasse sahen sie höchstens ein ihnen unheimliches Imponderabile, dem man nicht zu Leibe könne. Gewisse in der Ethnologie zeitweilig grassierende Verallgemeinerungen weckten zudem ihr Mißtrauen; es erschien auch bedenklich, bei diesen und jenen Erscheinungen des Volkslebens jedesmal bestimmen zu wollen: dies kommt von dem, das von jenem Teile des Blutes. Vorhanden sind diese Beziehungen sicherlich, aber sie nachzuweisen ist in den seltensten Fällen leicht, in vielen unmöglich. Vor allem haben sich unsere Historiker auch fast durchweg instinktiv das Prähistorische vom Halse gehalten; so sprach es auf dem siebenten Deutschen Historikertage zu Heidelberg 1903 Eduard Meyer aus: „eine Brücke von dem, was wir Geschichte nennen, zu dem, was wir als Vorgeschichte bezeichnen, können wir nicht schlagen", und Professor Kaufmann: „Soweit unsere Kenntnis der Geschichte zurückreicht, stoßen wir auf die vorhandenen Völker; wie die Völker geschaffen wurden, wissen wir nicht."

Daß diese gänzliche Abweisung des rassenkundlichen Momentes der Geschichte nun aber auch zu mancherlei Lücken, Einseitigkeiten und Irrtümern führen mußte, war offenkundig. Viele Historiker vereinfachten es sich in fast kindlicher Weise, wenn sie bei dem so komplexen Völkergemisch besonders Europas von lateinischen, germanischen, arischen, finnischen Familien redeten. Ueberhaupt waren ihnen die Völker — worum man sie hätte beneiden können — geschlossene, nicht weiter erklärbare Organismen, gleichsam körpergewordene Axiome, in jedem Falle aber anthropologische Einheiten mit dem dominierenden, vermeintlich untrüglichen Kennzeichen der Sprache. Daß durch das Eingreifen der Anthropologie bald die Werte und Bezeichnungen der Linguistik in einen Wandel und Wechsel, fast könnte man sagen in Auflösung, versetzt, die Geschichte gewissermaßen zwischen beide gestellt werden würde, ließ man sich nicht träumen[142]), so wenig wie man dessen gewahr wurde, wie unzureichend die geschriebenen Denkmäler für die Aufhellung der wirklichen Völkerbewegungen waren. Die Germanen der Völkerwanderung insbesondere dachte sich diese etwas primitive Schuldoktrin in bestimmte Gebiete, Provinzen gleichsam, eingepfercht, in die sie in Massen eingewandert sein sollten; kam dann gar romanisches Renegatentum hinzu, so konnte es begegnen, daß dem Verfasser gegenüber von einem der ersten Historiker Italiens die Germanen aus seiner Heimat Toskana wegzudisputieren versucht wurden. Um die Beispiele für die im obigen Sinne unbewußt begangenen Unterlassungssünden nicht unnötig zu häufen, begnüge ich mich mit ein paar an besonders glänzende Namen sich knüpfenden.

[142]) Für die Abweichungen, welche die gleichen Bezeichnungen im Munde eines Philologen und eines Ethnologen mit sich bringen, bietet ein Schulbeispiel Taylor, „The Origin of the Aryans", p. 112/13, in dem über Kelten und Ligurer Gesagten.



Von den beiden großen Historikern der Römerwelt, Niebuhr und Mommsen, ist die für Italiens neuere Geschichte so entscheidend wichtige Beimischung des germanischen Blutes völlig unberücksichtigt gelassen worden. Während Mommsen sie wenigstens nur ignoriert, hat Niebuhr sie direkt geleugnet[142a]).

Heinrich von Sybel tut in seinem bändereichen Werk über die Geschichte der französischen Revolution der Rassenseite dieser Vorgänge keinerlei Erwähnung, wiewohl doch heute kaum mehr ein Wort darüber zu verlieren ist, daß die damaligen politischen Ereignisse mit in erster Linie durch die Blutsverhältnisse Frankreichs bedingt und hervorgerufen waren, der Bürgerkrieg einen Rassenkampf — die Auflehnung der nichtgermanischen gegen die im Adel vertretenen vorwiegend germanischen Elemente — bedeutete.

Können wir die Einseitigkeiten der hier charakterisierten Richtung kurz dahin bezeichnen, daß sie über der Vertiefung in Archive und Chroniken die natürliche Seite des Menschentums zu sehr vernachlässigte, so lag es nun nahe, daß deren Korrektur bzw. Ergänzung von der zweiten Strömung aus erfolgte, welche sich gegen die theologische und philosophisch-theologische Geschichtsphilosophie ausbildete und dabei von einer bewußten Anlehnung an die Natur ausging[143]).

Wenn ehedem, in der großen Zeit des Humanismus, die Naturforscher — man denke nur an Alexander von Humboldt und andere — vielfach humanistisch angehaucht und beeinflußt waren, so haben umgekehrt in dem darauffolgenden Zeitalter der Naturwissenschaften

[142a]) Näheres hierüber in „Gobineaus Rassenwerk“, S. 366.

[143]) Mit Ottokar Lorenz' Bemerkung (a. o. O., T. 2, S. 67): „Der Meister der Geschichtsforschung (Ranke) stand dem naturwissenschaftlichen Geiste unserer Zeit unendlich nahe, stand in seiner Wissenschaft auf einem Standpunkt, der mit den naturwissenschaftlichen Auffassungen verwandt und ähnlich war und sich der großen Strömung des modernen Denkens in der Hauptrichtung durchaus einfügte“ gestehe ich nichts anfangen zu können. Ranke war von Hause aus Theologe, und Aeußerungen wie die von Dove („Ausgewählte kleine Schriftchen“, S. 156) mitgeteilte: „In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeuget von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber der Zusammenhang der großen Geschichte“ rücken ihn den Teleologen aller Schattierungen ganz anders nahe als der reinen voraussetzungslosen Naturforschung, welche für das „moderne Denken“ tonangebend wurde. Weit richtiger scheint mir daher Doves Charakteristik, der (a. a. O., S. 158 ff., 195, 197) zeigt, wie Ranke schon in den volkskundlichen Bestrebungen der Boeckh, Otfried Müller und Niebuhr ein ihm fremdes Element gewittert, die Geographie nur spärlich herangezogen und die Rasse noch weniger berücksichtigt habe. Wenn Lorenz (a. a. O., S. 112) Rankes „Weltgeschichte“ mit Humboldts „Kosmos“ in Parallele setzen konnte, so hat dies nur in dem Sinne Berechtigung, daß rein objektiv, Ranke unbewußt und von ihm wohl kaum anerkannt, im tiefsten Grunde von Natur- und Geschichtswissenschaft verwandte Kräfte und Gesetze walten.

die meisten Vertreter der Geisteswissenschaften, nicht am letzten die Historiker, etwas von naturwissenschaftlichem Denken mitbekommen. Mächtigen Vorschub leistete diesem der Entwicklungsgedanke, der, als Reaktion gegen den Rationalismus, das historisch Gewordene in Sprache, Sitte, Gewohnheit, Recht, Staat und Gesellschaft zu Ehren brachte[144]). War er auch ursprünglich — in der Darwinschen Fassung — rein biologisch gedacht, so folgten ihm doch bald, namentlich auf dem Gebiete der Kulturgeschichte, Entwicklungslehren auf nur vorwiegend naturwissenschaftlich-biologischer Grundlage. Inzwischen war auch die Verbindung der Anthropologie und Ethnologie mit der Geschichte eine engere geworden. Die Edwardsschen Anregungen (oben S. 53) hatten weitergewirkt. Der englische Naturforscher Prichard erklärte bereits: „Ethnology is in fact more nearly allied to history than to natural science", und allgemach wurde die von dieser Seite dargebotene Hand auch von der anderen mit Verständnis aufgenommen. Man einigte sich dahin, daß die Grenzbestimmung im Völkerleben selbst zu suchen sei, und zwar in jenem Moment der ethnischen Entwicklung liege, da ein Volk historisch wird, das heißt sich selbst geschichtlich begreifen lernt, was sich durch das Auftauchen einer eigenen geschichtlichen Ueberlieferung kundgibt. „Die Entwicklung eines Volkes jenseits dieser Grenze gehört der Völkerkunde, die diesseits der Geschichte an"[145]). In verwandtem Sinne hat ein anderer Forscher, auch die Soziologie in diese Gebiets- und Arbeitsteilung hineinziehend, das Nacheinander eines und desselben Stoffes als Objekt der Geschichte, das Nebeneinander als das der Anthropologie und Ethnologie, das Uebereinander als das der Soziologie bezeichnet[146]).

Freilich blieb auch des Trennenden noch genug. Die Scheu vor der Prähistorie konnte ein rechter Historiker nach wie vor nur schwer überwinden, und an die langen, unter Umständen unermeßlich langen Zeiträume, mit denen die Prähistoriker kaum weniger als die Geologen wie mit vertrauten Größen umsprangen, wollte man sich erst recht nicht gewöhnen. Vor allem aber wurde grundsätzlich[147]) gegen eine Durchsetzung geschichtlicher Forschung mit naturwissenschaftlichen Vorstellungen eingewandt, daß die Geschichtserkenntnis es mit

---

144) Ueber den Einfluß des Entwicklungsgedankens auf die verschiedensten Geistesgebiete vgl. G. von Below, „Historische Zeitschrift", Bd. 81, 1898, S. 198 ff., 232 ff. Lamprecht, „Zeitschrift für Kulturgeschichte", Bd. VI, S. 36 ff. Der Geschichte weist Xénopol (a. a. O., p. 19) „les phénomènes qui deviennent et non pas les phénomènes qui sont" zu.

145) Lamprecht in der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", N. F., Bd. I, 1896/97, S. 120.

146) Lilienfeld, a. a. O., Bd. II, S. 113 ff.

147) So unter anderen von Bernheim, a. a. O., S. 125. Vgl. auch G. von Below, „Die deutsche Geschichtschreibung seit den Freiheitskriegen", 2. Aufl., S. 78—83, 104—106, 143.

den ursächlichen Zusammenhängen von Erscheinungen zu tun habe, welche ihrem Wesen nach durch psychische Kausalität bestimmt sind, daß daher Gesetze und Begriffe naturwissenschaftlicher Art keine zureichenden Mittel für sie seien. Dieser Einwand, der sich übrigens bis zu einem gewissen Grade mit dem Vorbehalt Albert Sorels in seiner oben (S. 80) mitgeteilten Formel deckt, müßte in dem Maße an Berechtigung verlieren, als die naturwissenschaftlich beeinflußte Geschichtschreibung psychologischen Gesichtspunkten Raum gibt, was gerade bei der rassenkundlichen durchaus der Fall ist und neuerdings immer mehr in den Vordergrund gerückt wird.

So vollzog sich allmählich eine Spaltung im Lager der Historiker, man könnte sagen: es bildete sich eine konservative und eine mehr fortschrittliche Fraktion. Von ersterer Seite wurde die Ablehnung der naturwissenschaftlichen Einflüsse in stellenweise fast leidenschaftlicher Weise fortgesetzt[148]), von letzterer wurden sie immer unbedenklicher aufgenommen. Wie weit ist in dieser Beziehung in Frankreich ein Taine gegangen! Er sucht fast etwas in Parallelismen aus Natur und Geschichte, namentlich in seiner „Philosophie de l'art", wo er z. B. von der natürlichen Auslese sagt: „elle s'applique au moral comme au physique, dans l'histoire comme dans la botanique et la zoologie, aux talents et aux caractères comme aux plantes et aux animaux" (T. I, p. 53/54, 56). Bei uns bezeichnet wohl die Helmoltsche Weltgeschichte den bewußt und gewollt stärksten Grad dieser Reaktion gegen die alte Weise der Geschichtschreibung.

Als den wertvollsten und bleibenden Gewinn dieser Reaktion können wir das bezeichnen, daß durch sie nunmehr die Rasse voll zu ihrem Rechte kam. Es muß hier übrigens im Sinne der Gerechtigkeit nachgeholt werden, daß die Anthropologen wie Topinard so scharf gerügte Vernachlässigung derselben doch keine ganz allseitige und unbedingte war. Wenn man so will, hatte schon der alte Du Cange[149]) der Rasse ihr Teil zukommen lassen, wenn er unter den vier Abteilungen der Geschichte — neben der pragmatischen oder allgemeinen Geschichtsdarstellung, der topischen oder Ortsgeschichte, der chronologischen oder Zeitgeschichte — als vierte die genealogische aufführte. Denn Genealogie bedeutet, gewollt oder ungewollt, immer ein Stück Rasse[150]). Dann kamen später die Thierrys, deren Beispiel auf alle ihre Nachfolger weitergewirkt hat. Auch bei uns sind neben der Rankeschen Schule her immer einzelne selbständige Historiker ihren Weg gegangen — es sei nur an Ernst Moritz Arndt, später an Theodor Lindner erinnert —,

[148]) So z. B. auf der schon erwähnten Historikertagung in Heidelberg, wo dann Lamprecht solchen heftigen Anfeindungen entgegentrat.

[149]) „Historia Byzantina", Paris 1680, Praefatio, p. 3.

[150]) Von deutschen Historikern hat diese vornehmlich Ottokar Lorenz gepflegt.

welche ganz aus sich auf den Gesichtspunkt rassischer Betrachtung verfielen und nicht einmal so ganz vereinzelt standen; wenigstens haben immer wieder deutsche Historiker und Forscher aus verwandten Gebieten — Altertumsforscher und Kulturhistoriker — Untersuchungen über Bevölkerungszusammensetzung angestellt, wenn sie diese freilich auch nicht gerade in den Vordergrund rückten. Für die geschichtliche Forschung im allgemeinen wurde die Bemerkung Alfred Doves (a. a. O.) fruchtbar, daß man nicht sowohl den Begriff der Rasse zur Illustration der Geschichte verwenden, als ihn selbst aus der Geschichte Licht und Farbe gewinnen lassen möge. Damit war, weit über Ranke hinaus, ein ungemein wertvolles Zugeständnis von seiten der Historiker gemacht, die Zusammengehörigkeit der Geschichte mit der Rassenforschung verkündet, die dann jeder nach seiner Art mit dem Schwerpunkt mehr nach der einen oder anderen Seite zur Geltung bringen mochte. Jedenfalls haben seitdem immer mehrere, namentlich unter den jüngeren Historikern, dem siegreichen Vordringen des Rassengedankens Rechnung getragen, so daß schon 1913 einer derselben in einer Festrede zur Erinnerung an die Erhebung des deutschen Volkes im Jahre 1813 zum Schluß die Rasse als vor anderen Faktoren berufen hinstellen konnte, die Leere an Ideen, unter der wir zurzeit leiden, auszufüllen[151]). Ein anderer, Fritz Kern, ist der Rassenwissenschaft vorwiegend auf dem Wege der Vorgeschichte zugeführt worden.

Es wäre verfrüht, über die Einwirkungen, welche das Eindringen der Rasse in die Geschichtschreibung auf deren Haltung und Leistungen im einzelnen ausgeübt, schon jetzt ein Urteil abgeben zu wollen. Nur zwei Punkte bedürfen sozusagen im voraus einer grundsätzlichen Klärung, ein mehr formeller und ein sachlicher.

Wenn des öfteren betont worden ist, daß die Wirksamkeit des Geschichtschreibers und des Dichters eine verwandte, daß die Geschichtschreibung eine freie, in sich vollendete Kunst sei[152]), so fragt es sich nun, in welcher Weise diese Seite derselben durch die Beschäftigung mit der Rasse beeinflußt werde. Da läßt sich denn von

[151]) Adalbert Wahl, „Die Ideen von 1813", Tübingen 1913, S. 28/29: „Halten wir die nationale Idee fest mit aller Kraft, aber über der Nation steht als natürlich gegebene Grundlage der Organisation die Rasse. Die Rassenidee bietet, wie die nationale es tat, der Wissenschaft wie der Politik eine Fülle von Aufgaben . . . Wenn wir über den Einzelstaat hinauskommen, so wird nicht der Organisation der Welt, sondern der der Rasse die Zukunft gehören."
Schon fast ein Jahrzehnt früher hatte in einer akademischen Antrittsrede in Jena Alexander Cartellieri auf die Bedeutung der Rassenforschung für die Geschichtswissenschaft hingewiesen.

[152]) Wilhelm v. Humboldt, „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" (Ges. Werke, Bd. I, S. 3) Mommsen („Reden und Aufsätze", S. 11) sagt geradezu: „Der Geschichtschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten."

vornherein vermuten, daß die intuitiven Kräfte, die Tätigkeit der Phantasie, auf welche der Geschichtschreiber in seiner Eigenschaft als Künstler in erster Linie angewiesen ist, durch jene Studien nicht wenig in Betrieb gesetzt werden, — gestehen wir es — nur zu leicht in einem Maße in Betrieb gesetzt werden, daß sie ihm zur Klippe werden können. Die Erfahrung bestätigt das ja denn auch. Ratzels Ausspruch[153]), daß die Beziehungen der Menschheit und der Erde von Herder bis Taine hauptsächlich künstlerisch angelegte Denkernaturen beschäftigt haben, schließt nämlich — und berechtigterweise — ganz unzweifelhaft auch die Rassendenker ein, da jener die Geographie vor allem als Anthropogeographie faßte. Außer Taine kann man zum Beleg Gobineau nennen; Augustin Thierry[154]) rühmt sich selbst mit bezug auf sein Hauptwerk, die „Histoire de la conquête de l'Angleterre": „J'avais l'ambition de faire de l'art en même temps que de la science". Und bei uns war der erste, der mit der Rasse Ernst gemacht hat, Arndt, nicht weniger Dichter als Denker. Bezeichnend ist es auch, daß der Rassengedanke vor allem in der Kulturgeschichte Eingang fand, für die, als eine Zusammenfassung von Wirtschafts-, Kunst-, Sprach- und anderen Geschichten, es ja nahelag, die auf diesen verschiedenen Gebieten in die Erscheinung tretenden Gegenstände als Ausstrahlungen der Rasse zu fassen, und die schon ohnehin ihrer ganzen Bestimmung nach in noch weit höherem Grade als die politische Geschichte eine künstlerische Beimischung in sich schloß.

Ein zweiter Punkt. Wir hörten zwar, daß namentlich die deutsche Geschichtschreibung in ihren Höchstleistungen die unbedingteste Objektivität, eine völlig tendenzlose Sachlichkeit angestrebt habe. Aber ist solche, außer von ihrem Oberhaupte, dem sie niemand abstreiten wird, wirklich erreicht worden? Ist eine solche gänzlich tendenzlose Geschichtschreibung — es sei denn eben als Ausnahme — überhaupt denkbar? Wird nicht zum mindesten etwa eine Negativtendenz des Sinnes, Irrtümer und Fälschungen jeder Art zu widerlegen, was doch wiederum ohne Hervorkehrung der eigenen Anschauungen nicht immer möglich ist, obwalten? Wie sehr aber Weltanschauungsfragen, die Glaubensspaltung, die politischen Gegnerschaften in die meisten Geschichtsdarstellungen mit hineinspielen, dafür bedarf es vollends keiner Belege.

Ist es danach nicht natürlich, daß man, allem Rankeschen Puritanertum zum Trotze — zu welchem in Frankreich Fustel de Coulanges ein Seitenstück geliefert hat —, immer wieder auf Rückschlüsse aus der Geschichte, auf eine tiefere Bestimmung derselben zurückgekommen ist? Ein so überaus geistvoller Mann wie

[153]) „Anthropogeographie", Bd. I², S. 25.
[154]) „Dix ans d'études historiques", p. 13.

Görres[155]) hat einst in ihr „die große Seelenwanderung der niedergestiegenen Idee" erkennen wollen. Wenn wir sie heute — Gobineauisch — als die große Seelenwanderung der Rasse bezeichnen wollten, so würden wir uns damit mehr scheinbar als wirklich weit von jenem Görresschen Ausspruch entfernen, wenn wir wenigstens dabei die Zeiten im Auge hätten, da die Rassen noch Ideen verkörperten. In jedem Falle kommen wir nicht daran vorbei, uns Rechenschaft darüber abzulegen, wie sich der Rassengedanke zu den die Zeit und daher unter anderem auch die Wissenschaft beherrschenden Ideen verhält — wir kommen um so weniger daran vorbei, als in diesem Wechselverhältnis sich ebensosehr ein Stück Rassen- als ein Stück Ideengeschichte ausprägt.

Scheuen wir denn vor allem nicht vor dem Bekenntnis zurück, daß die Rasse ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach in mehr als einer Beziehung den Hauptströmungen unseres gegenwärtigen Zeitalters entgegensteht. Mit den Worten International-Kosmopolitisch, Pazifistisch, Demokratisch sind diese Hauptströmungen gekennzeichnet. Die Rasse dagegen ist die Unterlage und der Kern des Volkstums, das unterscheidende, wenn man will, auch auszeichnende Merkmal bestimmter Menschengruppen. Sie hat ferner von je den Kampf bedeutet, soweit sie nicht Mischung bedeutete. Und vor allem ist sie ein uraristokratisch-konservatives Element[156]), wie ja denn auch aristokratisch-konservative Geister vor anderen den Rassengedanken in Pflege genommen haben, bis ihn Gobineau abschließend und zusammenfassend ausprägte. In allen diesen ihren Eigenschaften konnte die

[155]) „Gesammelte Schriften", Bd. IV, S. 313.

[156]) Näher ausgeführt habe ich dies in einem Aufsatze der Zeitschrift „Die Tradition": „Ueber die Bedeutung der Rasse für die konservative Weltanschauung" (Jahrgang 1, Heft 24, September 1919). Dort wird unter anderem auch darauf hingewiesen, daß auf dem ersten internationalen Kongreß für Eugenik — die ins Praktische umgesetzte Rassenlehre —, der im Juli 1912 in den Räumen der Londoner Universität abgehalten wurde, vorwiegend konservativ gerichtete Politiker, Anthropologen, Soziologen und Pädagogen sich zusammenfanden, wie denn auch das Haupt der englischen Konservativen, Lord Balfour, die erste große Ansprache hielt. Genau ein Jahr vorher hatte im selben London, in den gleichen Julitagen, in den gleichen Räumen der Universität, der erste allgemeine Rassenkongreß stattgefunden, auf welchem sich alle Kosmopoliten, Verbrüderungsfreunde und Pazifisten des Erdkreises ein Stelldichein gaben, und welchen man, in seinem grellen Gegensatze zu dem anderen Kongreß, nicht anders bezeichnen kann denn als eine Orgie des aufklärerischen Liberalismus. Für dieses in wissenschaftliche Formen gekleidete 1793 ist es charakteristisch, daß in den offiziellen Schriften des Kongresses von „sogenannten weißen und sogenannten farbigen Rassen" gesprochen wurde, eine Kundgebung, die ja dann in der berüchtigten Resolution unseres deutschen Reichstages in Betreff der Mischehenfrage in unseren Kolonien ein würdiges Seitenstück fand. Und wiederum war es die konservative deutsche Welt, welche — namentlich in der Reichshauptstadt — in Protest- und Entrüstungsversammlungen sich hiergegen wandte.

Rasse jahrhunderte- und jahrtausendelang Ideen verkörpern, Tendenzen ausstrahlen, solange sie jung und lebenskräftig war, solange sie sich in festen, charakteristischen Gestaltungen aus dem geschichtlichen Getriebe heraushob. Heute dagegen, wo der Schrecken Gobineaus und der Seinen, das Ideal Ratzels und seiner Genossen, die Allvermischung, sich zu verwirklichen droht, wo die schöpferischen Rassen der Geschichte verblaßt, zum Teil im Erlöschen begriffen sind, vermag sie jenen Strömungen kaum ernstlicher Einhalt zu tun als ein einzelner Fels den Wassern, wenn die Dämme gebrochen sind. Alles, was von seiten der bewußt in ihrem Sinne Wirkenden noch geschehen kann, ist, dafür Sorge zu tragen, daß von der größten schöpferischen Rasse der Geschichte in die Allmischung, deren Lobpreiser schon mit Weltsprachen und Weltreligionen liebäugeln, möglichst viele Elemente hineingerettet werden, daß im Zeichen des Germanentums ein letztes Sammeln erfolge und so, wenn möglich, eine retardierende Zwischenperiode vor dem unausbleiblichen allgemeinen Amalgam eintrete.

Hiermit berühren wir nun einen Punkt, der, im Gegensatz zu den im vorhergehenden aufgewiesenen unwillkürlich aus der Rasse selbst wirkenden Tendenzen, im Sinne einer willkürlichen gedeutet werden kann und so ja wohl auch mehrfach in geschichtliche Darstellungen hineingetragen worden ist. Ich rede vom Germanismus, wie er auch in diesem Buche eine große Rolle wird spielen müssen, und darf von vornherein keinen Zweifel darüber lassen, daß er nicht nationalistisch, nicht als aus einem Volke erwachsend und nur einem Volke zugute kommend zu verstehen ist, sondern universalistisch, als jene Rassenmacht, welche nach dem Untergange der alten Welt die neue geschaffen und beseelt, jahrhundertelang auch ersichtlich geleitet hat, jenes regeneratorische Element, das in verschiedenen Dosen allen abendländischen Völkern wie ein Sauerteig beigemengt worden ist, daraus ihnen erst die besten ihrer religiösen, geistigen und politischen Leistungen erwachsen sollten. Auf diese produktiv-schöpferische Seite des Germanismus gründet es sich, daß wir die übrigen Rassen den Germanen nicht koordinieren, sondern subordinieren. Ein Seitenstück zu ihm bietet in dieser Hinsicht einzig der Hellenismus, der in der alten Geschichte das gleiche geleistet hat wie jener in der neueren, und zwar gleichfalls auf Grund der unzweideutigsten Ueberlegenheit des Blutes. Denn das dürfen wir, bei aller geistigen Anschauung der Sache, doch keinen Augenblick vergessen, daß auch Hellenen und Germanen von Hause aus Blutsmächte darstellen, wenn sie auch allmählich mehr und mehr als Mächte der Kultur in der Geschichte fortwirken, als deren Träger und Verbreiter dann nicht mehr nur Hellenen und Germanen, sondern auch — übrigens diesen zum Teil im Blute nahe-

stehende — Völker anderer Nationalität, im Altertum Römer oder was man so nannte, in neuerer Zeit Romanen, mit auftreten.

Wenn Guizot, Michelet, Henri Martin und andere in Frankreich, Arndt, Lagarde, Klemm und andere in Deutschland, Gioberti und andere in Italien ihren Landsleuten eine höchste und führende Kulturrolle zuschreiben wollen, so haben sie alle gleichermaßen recht, immer vorausgesetzt, daß dies auf bestimmte Perioden der neueren Geschichte beschränkt wird, und zwar sind diese Perioden die, wo das germanische Element in jenen Nationen so beherrschend durchschlug, daß es deren vorbildliche und größte Taten und Leistungen aus sich projizierte. Die Führerschaft der Völker wechselte, die führende Rasse sind jedesmal die Germanen gewesen. Kein anderer als Ranke hat uns gelehrt, in Völkerwanderung, Kreuzzügen und Entdeckungen einen einzigen kontinuierlichen Strom zu erkennen — einen germanischen Strom, dürfen wir hinzusetzen, der die romanische Welt mitriß. Die Germanen haben der Reihe nach als Franzosen, als Italiener, als Engländer und Niederländer, als Deutsche die Führung in der neueren Geschichte übernommen. Die Germanen oder, wenn man noch korrekter sich ausdrücken wollte, das Germanische, das bei allen genannten Völkern, mindestens zeitweilig, in der Blutszusammensetzung, aus der sie erwachsen sind, das Uebergewicht erlangte und selbst bei den romanischen, die es später wieder zurückdrängten, jenen Zeitraum zum Höhenpunkt ihrer Geschichte gestaltet hat.

Die Lehre vom Primat der Germanen besagt also im Grunde nur die allzu offenkundige Tatsache, daß man, nachdem Rom den höheren Anliegen der Menschheit gegenüber versagt hatte, unter germanischer Führung wieder in die Höhe ging; und weit entfernt, den romanischen Nationen mit der Würdigung und teilweisen Aneignung dieser Wahrheit — des germanischen Gedankens — etwas für sie Unehrenvolles oder gar Demütigendes zuzumuten, meinen wir vielmehr, es könne sie nur ehren und heben, wenn sie einem besten Teile ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung, ja, sagen wir es geradeheraus, selbst ihres dauernden Wesens eine gerechtere Auffassung zuteil werden lassen wollten, als dies während langer Zeiträume bei ihnen der Fall gewesen ist. Das Beispiel großherziger Wahrhaftigkeit, das ein Muratori, ein Gobineau gegeben, sollte die Bahn für eine allseitigere und ungetrübtere Selbsterkenntnis bei jenen brechen.

Jedenfalls sollte, wo so in Rassen, nicht in Nationen gedacht wird, von irgend etwas wie Imperialismus keine Rede sein. Und doch ist die Rassenlehre Gobineaus und seiner Nachfolger in dem Sinne, namentlich im Auslande, methodisch verdreht und verleumdet worden, daß man sie als auf deutschen Chauvinismus hinauslaufend

bezeichnete[157]). Hiergegen genügt wohl die einfache Erklärung, daß es in allen Werken dieser Art — und so auch in dem vorliegenden — nicht um patriotische Ideale, sondern um wissenschaftliche Wahrheiten geht, womit die Frage eines — in jedem Falle doch nur zeitweiligen — Vorrangs einzelner Nationen als Rivalitätsfrage von selbst ausscheidet. Nichts könnte gerade dem Verfasser ferner liegen, als einen solchen hohlen Zankapfel in die Völkerwelt zu werfen, zumal er diese — wie er nicht leugnen kann — mit den Augen Gobineaus, Vollgraffs und leider noch so mancher anderer unserer besten und tiefsten Rassendenker betrachtet, die dort eine Rivalität fast nur noch nach der schlechten Seite sich abspielen sehen. Das hindert natürlich nicht, daß es jedem unbenommen bleibt, seine geschichtlichen und politischen Folgerungen aus den hier verfochtenen und belegten Wahrheiten zu ziehen, und daß man es mit Genugtuung begrüßen darf, wenn auch das vaterländische Bewußtsein, ohne das doch kein rechter Mann denkbar ist, aus ihnen Förderung erfährt.

+

Wir hatten im vorhergehenden bereits mehrmals des Eingreifens der Sprachwissenschaft in den Prozeß der Ergründung und Entwicklung des Begriffes und Wesens der Rasse zu gedenken. Wir vernahmen da von ihrem zeitweilig an Alleinherrschaft grenzenden Einfluß, aber auch von dem darauffolgenden Sturz von solcher Höhe, auf welchen dann aber im jüngsten Stadium eine erneute, auf weit besonnenere Schätzung begründete Geltung gefolgt ist.

Um die erste dieser Erscheinungen zu begreifen, müssen wir vor allem uns vergegenwärtigen, daß die Linguistik, ehe sie im vergangenen Jahrhundert, vornehmlich durch Wilhelm von Humboldt, als Wissenschaft völlig auf eigene Füße gestellt wurde, längst vorher schon im geographischen Rahmen, im Dienste der Ethnographie, Ausbildung und Verwendung gefunden hatte. Schon das klassische Altertum hatte fremden Sprachen nur unter dem praktischen Gesichtspunkte der Feststellung von Völkerverwandtschaften Beachtung geschenkt. Unter den Neueren gab das epochemachende Beispiel im gleichen Sinne Leibniz. Noch der spanische Priester Lorenzo Hervas betrachtet in seinem „Catalogo“ (Madrid 1800—1805) die Erforschung des Ursprungs und genealogischen Zusammenhanges der Völker vermittelst der Sprachen als seine eigent-

[157]) Das Stärkste, was mir in dieser Beziehung begegnet ist, ist der Artikel eines Mannes, der schmählicherweise einen deutschen Namen trägt, Emil Reich, in der „Morning Post“ vom 19. April 1907: „The state of mind of the Germans“, dessen gesamter Hetzinhalt auf die Fälschung aufgebaut ist, daß die Vorgenannten die Bezeichnung „Germanen“ im Sinne der modernen Engländer, nämlich für „Deutsche“, angewandt hätten!!

liche Aufgabe. Nicht viel anders ist es mit Adelungs „Mithridates", obwohl dieser schon stärker nach der rein sprachwissenschaftlichen Seite neigt. Ein Hauptvertreter, ja gewissermaßen der Erfinder der linguistischen Rassen, als eines Mitteldinges gleichsam zwischen denen der Geschichte und denen der Zoologie, war A. Balbi mit seiner „Introduction à l'atlas ethnographique" (1826), der es geradezu aussprach: „C'est par le seul examen des langues que l'on remonte à l'origine des nations." Nach seinem Beispiele und in seinem Sinne — „telle langue, tel peuple, telle race" hat Topinard diesen glücklich formuliert — wurde dann die Rassenlehre besonders in England von Prichard und noch mehr von Latham — auch Max Müller stand dieser Auffassung nicht fern — nach der linguistischen Seite auf die Spitze getrieben. Aber auch bei uns herrschte diese Richtung, bis die Reaktion von anthropologischer Seite einsetzte, unter Vorantritt Wilhelm von Humboldts fast unumschränkt[158]). Schon daß dieser die Sprache als Schöpferin der Volkseigentümlichkeit anstatt als deren Erzeugnis angesehen wissen wollte, war eine bedenkliche Verwechslung, die damit zusammenhing, daß Humboldt überhaupt die Sprache zu sehr als Instrument des Verstandes auffaßte, während man neuerdings immer entschiedener der Ansicht ist, daß sie, in der Unbewußtheit geboren, mit dem Geiste schon gegeben ist. Vollends aber mußte die ausnahmslos angewandte Identifizierung von Rassen und Sprachen zu den stärksten Uebergriffen führen. Man kann das Schalten und Walten, das damals die Philologen auf rein sprachlicher Unterlage mit den Völkern trieben, nur allenfalls mit der Naivität Hegels vergleichen, der mit der Logik zugleich die Ontologie geliefert zu haben sich vermaß. So auch wähnten jene mit der Sprachforschung zugleich Anthropologie und Ethnologie zu treiben. In der Folge erst zeigte sich hier wie dort, daß die wirklichen, greifbaren Objekte der Forschung ihre besonderen Rechte und Methoden beanspruchten. Noch zu der Zeit aber, da Gobineaus „Essai" auf den Plan trat, in den fünfziger Jahren, erschien es männiglich in der Ordnung, daß die hauptsächlichste kritische Gegenschrift aus dem linguistischen Lager hervorging, wiewohl Pott, der hier als der Nachfolger der Humboldt, Bopp und Grimm das Wort führte, gewissen Hauptgesichtspunkten Gobineaus gegenüber sich als durchaus unzulänglich erweisen mußte. Diese Unzulänglichkeit, und damit überhaupt die begrenzte Zuständigkeit der Philologie in anthropologischen Dingen, trat nun aber allmählich in immer größerem Umfange hervor. Es rächte sich, daß die Linguisten als erste das Gebot, das für alle Rassenforschung gleichermaßen

[158]) Zu Obigem vergleiche man Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland", München 1869, S. 170, 269 ff., 273, 280. Topinard, a. a. O., p. 120—123.

gilt: sich zu bescheiden, weniger wissen zu wollen, mißachtet hatten. So konnte es kommen, daß sie eine Zeitlang in diesen Studien zurückgedrängt, fast ausgeschaltet wurden.

Denn inzwischen hatte sich die Anthropologie, die zur Zeit der linguistischen Hochflut noch in den Windeln lag, dieser Fragen bemächtigt und ganz andere Grundlagen für ihre Lösung ausgefunden, denen sich auch unbefangene Sprachforscher immer weniger verschließen konnten. Konnte es doch nunmehr nicht mehr zweifelhaft erscheinen, daß Sprachverwandtschaft an sich noch kein Beweis für Rassenzugehörigkeit, daß die Sprache jedenfalls nur dann ein Verwandtschaftszeichen sei, wenn von den betreffenden Völkern geschaffen, nicht wenn ihnen gemeinsam zugetragen bzw. auferlegt. (Sprechendstes Beispiel die romanisch-germanischen Völker, da Rom, blutlich ein Negativwert, nimmermehr eine anthropologische Verwandtschaft begründen konnte.) Es zeigte sich vor allem, daß die Sprachen wandelbar, die Rassen dauerbar sind, und daß gerade die Sprachen derjenigen Völker, welche am stärksten an der geschichtlichen Bewegung sich beteiligt haben, am wenigsten dazu angetan sind, rassische Rückschlüsse aus ihnen zu ziehen. Bei keiner anderen Sprachfamilie tritt das Auseinandergehen von Sprache und Rasse deutlicher zutage als bei den Indogermanen; aber es gibt wohl überhaupt kaum eine Rasse, wenigstens keine der von der Geschichte berührten, bei der nicht einer der in jenem Sinne wirkenden Vorgänge nachzuweisen oder zu vermuten wäre: Unterjochung, Einfluß einer fremden Religion, längeres Zusammenleben auf Wanderschaften, Vermischung der Stämme und anderes. Auch gibt es Wandervölker, bei denen die Sprache etwas rein Formales, Aeußerliches ist. Ja man kann nicht einmal sagen, daß die geschichtlich festgewurzelteren und bedeutsameren sich etwa durch treueres Festhalten ihrer Sprache von den ungeschichtlichen und tieferstehenden unterschieden. Gerade die ihre Eigenart im übrigen durch alle geschichtlichen Wandlungen zäh wahrenden Germanen haben ihre Sprache am schnellsten preisgegeben, und ihr kraftvollster Zweig, die Normannen, sprechen so gut die Sprachen der Länder, in die sie eingewandert sind, wie die Neger die derjenigen, in die sie importiert werden. Vollends die Juden, die am meisten von allen Völkern auf Rasse halten, haben von allen die größte Gleichgültigkeit gegen ihre Sprache an den Tag gelegt und solche nach Zeiten und Ländern am öftesten gewechselt[159].

---

[159]) Zur Frage von Rasse und Sprache: Humboldt, „Kosmos", Bd. I, S. 231. Lyell, „Das Alter des Menschengeschlechts", deutsch von Büchner, S. 438. Peschel, „Geschichte der Erdkunde", S. 684. Steinthal-Misteli, „Abriß der Sprachwissenschaft", Teil 2, 1893, S. 489. Gobineau (Deutsche Ausgabe), Bd. I, S. 262 ff., 274. Aufzählungen von Sprachwandel bei Taylor (a. a. O., p. 204—211), der in seinem Werke vornehmlich an den Ariern die Divergenz von Sprache

Die hiermit gewonnenen neuen Richtlinien waren nun freilich zunächst reichlich negativer Art, sie führten aus vermeintlich hellem Licht vielfach nur in das Zwielicht der Vermutung, wenn nicht gar in das Dunkel völligen Verzichtes[160]). Es mußte ein Positives, ein Sicheres von seiten der Anthropologie hinzukommen, wenn diese Studien wieder Frucht tragen sollten. Für hier genüge die Bemerkung, daß es als fortan zum Gesetz erhoben gelten durfte, von Völkerverwandtschaft könne erst dann die Rede sein, wenn sie, außer auf sprachlichem Wege, auch von der Blutsseite dargetan sei, ja daß sie unter Umständen sogar wohl von der Anthropologie, nie aber von der Sprachwissenschaft allein sich feststellen lasse.

Bei alledem würde es nun aber undankbar sein, nicht voll anzuerkennen, wie außerordentlich viel des Wertvollen die älteren von der Sprachwissenschaft ausgehenden Ethnologen auch für diese letztere Wissenschaft beigebracht, in wie vielem sie den Späteren die Wege geebnet, den Boden bereitet haben. Es genügt, für mehrere solcher Doppelgestalten die Namen Zeuß' und Lorenz Diefenbachs zu nennen[161]). Unverhältnismäßig klarer liegt noch die Bedeutung der Sprachforschung für die Kulturgeschichte zutage (Otto

---

und Rasse sozusagen methodisch dartut (p 5 ff., 6, 7, 18—20, 31/32, 37, 38, 45, 197, 204, 208, 212, 213, 273 ff.). Boisjoslin, p. 14. Topinard, p. 123, der unter anderem daran erinnert, daß die Römer alle Sprachen Südeuropas und viele Westasiens aufgesogen und daß allein die Araber zehn alte Sprachen ausgetilgt haben. Alexander v. Humboldt (a. a. O.) führt die asiatischen Welteroberer im gleichen Sinne an. Mit die interessantesten Beispiele liefert immer Neu-Griechenland, seit Fallmerayer dieses zuerst als Fundgrube in dieser Hinsicht aufdeckte. Niebuhr („Vorträge über alte Geschichte", Bd. I, S. 261) veranschaulicht den Vorgang freiwilligen Sprachentausches an den albanesischen Kolonien unter Neugriechen, welche eine Zeitlang die albanische Sprache beibehielten, dann *διγλωσσοι* wurden und zuletzt bloß griechisch sprachen.

[160]) In ein solches Zwielicht werden wohl für immer Tatsachen gehüllt bleiben wie z. B. die Abstammung der Türken und der Madjaren (Lippert, „Kulturgeschichte der Menschheit", Bd. I, S. 163), oder wie die nähere Verwandtschaft der Sprachen zweier indogermanischer Völker, etwa der Kelten und der Italiker, die nach Kossinna („Zeitschrift für Ethnologie", Bd. 42, S. 185) vielleicht darauf beruht, daß diese Völker auf einer Wanderungsstation oder in der neuen Heimat sich mit verschiedenen Teilen eines und desselben Urvolkes, in dem erwähnten Falle mit Ligurern, gemischt hätten. Bei allem im Text über die Grenzen sprachlicher Rassenerkenntnis Gesagten ist übrigens ein Bedenken noch gar nicht berücksichtigt worden, das Fr. Müller (im „Globus", Bd. 66, 1894, S. 179) anführt, daß es nämlich ebensowenig vollkommen ungemischte Sprachen wie vollkommen ungemischte Völker je gegeben haben könne, da auch den kleinsten Stämmen sich verhältnismäßig bald fremde Elemente beigesellten, von denen dann unwillkürlich sprachliche Einwirkungen ausgingen.

[161]) Obige Bemerkung gilt nicht am wenigsten auch für die ethnologischen Abschnitte der sprachlichen und literar-historischen Teile von Körtings, Gröbers und Pauls romanistischen und germanistischen Sammelwerken.

Schrader!), aber eine Haupterschließerin auch der Rassen bleibt die Sprachwissenschaft in jedem Fall. So wenig man darin mit Chamberlain gehen kann, daß er (in der Vorrede der vierten Auflage seiner „Grundlagen") der Philologie sein hohes Lob auf Kosten der ihm anstößigen Anthropologie spendet, so unbedingt wird man ihm darin beipflichten, daß „alle die Hauptbegriffe, die heute Gemeingut sind, und die auch die anatomische Anthropologie nicht entbehren kann, wie Arier, Indoeuropäer, Semit, Hamit, Turanier usw., auch die Vorstellung der Wanderungen, die Kenntnisse der Kulturzustände usw. in erster Linie der Philologie zu verdanken sind" (a. a. O. S. 13). Insbesondere die Entdeckung der indogermanischen Verwandtschaft, die in der Weise in den abendländischen Völkern nachgeklungen hat, daß nicht nur ihre Gelehrtenwelt genauer darum wußte, daß auch für die meisten Gebildeten in ihr geradezu ein zweites Gemeinschaftsmoment neben das christliche trat, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden.

Und weiter. Wenn auch der Sprache nicht mehr wie früher das Recht zugesprochen werden kann, tatsächliche, leibliche Verwandtschaften der Völker festzustellen, so sind dafür doch die Sprachfamilien der unzweifelhafte Ausdruck von deren geschichtlicher Verwandtschaft[162]). Wie ja denn auch die Sprache eine geistige Einheit zunächst des Stammes, demnächst der Völker herstellt, und dann, über den Rahmen der Rasse hinaus, die Völker noch seelisch zusammenhält, wenn ihre übrigen Bindeglieder, physische Verwandtschaft, einheitliche Religion, nicht mehr wirken[163]).

Vergessen wir vor allem nicht, daß die Lehre von der Sprache des Menschen ein Hauptkapitel der Anthropologie, eben der Wissenschaft vom Menschen, ist, und daß die Sprache mit ihren Organen — auf deren Verschiedenheit die Verschiedenheit der einzelnen Sprachen in erster Linie beruht — tief in die Rasse als ein Bestandteil derselben hineinragt[164]).

Aus dieser engen Zusammengehörigkeit, aus der Tatsache, daß die Sprache das vielleicht älteste Erzeugnis der Rasse ist, geht nun aber die weitere hervor, daß sie uns Einblick in reicher Fülle in rassische Vorgänge und Eigenschaften aller Art erschließt. Nur von den wichtigsten derselben können hier einige Beispiele gegeben werden, anderes muß in späteren Sonderkapiteln seinen Platz finden.

162) v. Amira in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie", Bd. III, S. 55.

163) Sehr fein sagt Taylor, „Anthropology", London 1904, p. 153: „The information which the language of a nation gives as to its race is something like what a man's surname tells as to his family, by no means the whole history, but one great line of it."

164) Ueber die anatomisch-physiologische Vermittlung von Rasse und Sprache Reibmayr, „Inzucht und Vermischung beim Menschen", S. 28.

Der vielleicht wertvollste Schlüssel, den uns die Sprachenkunde darreicht, ist der zu den Volkscharakteren. Insbesondere auch wirft sie nicht selten ein helles Licht auf die Anwendungen, welche gewisse Kardinaleigenschaften der Rassen im geschichtlichen Verlaufe fanden, auf die Veränderungen, welche sie mit dem Wechsel ihrer geographischen Unterbringung erlitten. Allgemein bekannt ist, daß die auf Krieg und Wehrhaftigkeit bezüglichen Wörter der französischen Sprache gemeinhin deren germanischen Bestandteilen angehören. Dagegen zeugt von der verhältnismäßig friedlichen Verfassung des alten Galliens der Umstand, daß in den zahlreichen von den Galliern geschaffenen Ortsbezeichnungen der Begriff der Befestigung fast ganz fehlt: in den Zusammensetzungen überwiegen —magos (= Feld) und —ialos (= offener Raum). Nun aber wiederum finden sich von diesen selben Galliern, wenn sie, wie auf der iberischen Halbinsel, als Militärkolonien in feindlichem Lande hausen, zahlreicher die in der französischen Heimat seltenen Zusammensetzungen mit —briga und —dunum (= Festung, Burg)[165].

Außerordentlich ergiebig erweist sich die ethnographisch-linguistische Methode für die Geschichte der Stämme, ihrer Wanderungen und Siedlungen. Aus den Ortsnamen zumal gewinnen wir bedeutsame Einblicke in ganze Teile ihres Wesens und ihrer geschichtlichen Betätigung. Ein Musterbeispiel dieses Zweiges der Forschung ist der fünfzehnte (Schluß-)Abschnitt des Paulschen Grundrisses: „Ethnographie der germanischen Stämme" von Otto Bremer, der namentlich auch den von ihm aufgestellten Grundsatz, daß erst eine Verbindung der geschichtlichen Zeugnisse mit den Ergebnissen der Sprachforschung eine sichere Grundlage für die Bestimmung der Stammesverhältnisse liefere, vorbildlich zur Anwendung gebracht hat.

Am einfachsten liegen die Dinge in betreff der Abgrenzung der Stämme da, wo sich diese, wie z. B. im südwestlichen Deutschland: —ingen Alemannen, —hausen Franken, nach Dorfnamen-Endungen auseinanderhalten lassen. Aber auch in feinste Verzweigungen stammlicher Niederlassungen dringt die Sprache ein, wenn es ihr z. B. gelingt, in gewissen Bezirken Schlesiens drei übereinandergelagerte Schichten — eine ältere niederdeutsche, eine jüngere mitteldeutsch-fränkische und endlich eine dritte aus bairischen Bestandteilen — bloßzulegen[166].

Neuerdings konnte ein Meister deutscher Sprachforschung wie Friedrich Kluge es unternehmen, in seiner „Deutschen Sprachgeschichte" (Leipzig 1921) für unser Volk den Zusammenhang von Sprache und Volkstum in großen Zügen geschichtlich zu schildern. Welch ungemeiner Ertrag hieraus unserem Thema erwachsen mußte,

---

165) Arbois de Jubainville, „Les Celtes", p. 95, 98, 108.

166) Behaghel, „Geschichte der deutschen Sprache", 2. Aufl., Straßburg 1902, S. 656.

springt in die Augen und wird später noch genauer gewürdigt werden. Auch in seinem Werke „Von Luther bis Lessing" (4. Aufl. Straßburg 1904) gibt derselbe kluge lehrreiche Aufschlüsse über das Verhältnis von Sprache und Stämmen: so zeigt er unter anderem, wie gewisse Lautbewegungen (Umlaut, Lautverschiebung, Diphthongierung früher einfacher Vokale) mundartliche Grenzen schufen und so der Einheit der kontinentalen Germanen ebenso gefährlich wurden wie die Zersplitterung in Stämme; wie die Lautverschiebung ein Zurückweichen des ursprünglich alleinherrschenden Niederdeutschen vor den hochdeutschen Sprachgesetzen bedeutet, wie aber anderseits die Beständigkeit und Zähigkeit der Niederdeutschen sich in nichts sinnfälliger dartut als in ihrer Sprache[167]).

Die für die Rassenkunde bedeutsamste Wendung der neueren Sprachforschung haben wir wohl in der gesteigerten Aufmerksamkeit zu erkennen, die man neuerdings den Mundarten zuteil werden läßt, und in der gänzlich veränderten Auffassung, die sich hieraus ergeben hat. Die früher vielfach verbreiteten Ansichten, wonach eine Gemeinsprache durch allmähliche Angleichung der Mundarten aneinander entstanden und wonach die Dialekte verdorbenes Schriftdeutsch wären, ist heute völlig aufgegeben. Die Gemeinsprache ist vielmehr ein fremdes Idiom, dem die Mundart aufgeopfert wird, eine Abstraktion, eine ideale Norm, die angibt, wie gesprochen werden soll. Sie verhält sich zu der wirklichen Sprachtätigkeit wie ein Gesetzbuch zu der Gesamtheit des Rechtslebens[168]). Das letzte Schöpferische der Sprache, das eigentlich Reale, das sie widerspiegelt, ist also in den Mundarten zu suchen. Sie sind das Ursprüngliche, das historisch Gewordene, einheitliche, reine Bildungen. „Weil die Mundart in der eigensten physiologischen und psychologischen Konstitution des Stammes begründet ist, kommt ihr eine Konsistenz zu, welche durch Lehnformen aus der Schriftsprache nicht beeinträchtigt wird.... Im Idiotikon wird uns das Denken, Wollen und Fühlen einer Sprachgenossenschaft erschlossen, die Kulturgeschichte vereinigt sich unlöslich mit der Sprachbetrachtung, die Darstellung der Mundart wird hier im eigentlichen Sinne zum Charakterbild des Volksstammes"[169]).

[167]) S. 24 ff., 105, 125.

[168]) H. Paul, „Prinzipien der Sprachgeschichte", S. 244, 266, 282.

[169]) Friedrich Kauffmann, „Dialektforschung", in „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung" (herausgeg. von A. Kirchhoff), S. 384—389, 423. An ersterer Stelle wird darauf aufmerksam gemacht, wie bezeichnend es für die Geistesrichtung sei, welche Sinnes- und Seeleneindrücke vorwiegend sprachlichen Ausdruck gefunden haben, und wie helles Licht auf den Kulturzustand durch die Feststellung falle, daß für gewisse Begriffe die Wörter hier fehlen, dort vorhanden sind. Ein interessantes Kennzeichen für die Verschiedenartigkeit der Gemütsanlage der beiden großen deutschen Stämme liegt darin vor, daß auf niederdeutschem

Zu diesen Feststellungen von sprachwissenschaftlicher Seite treten ergänzend und bestätigend die von völkerkundlicher und anthropologischer hinzu, wonach „der Prozeß der Völkerbildung mit lokalen Vermischungen anhebt und vorerst eine Anzahl lokaler Dialekte schafft, und erst die Schriftsprache ihn zum nationalen Abschluß bringt“ [170]), wonach endlich „die Erfindung der Sprache nur in einer in strengster Inzucht lebenden Horde oder in einem Stamme langsam ausgebildet worden sein kann“ [171]).

Nach diesem allen dürfen wir nicht zweifeln, daß wir in der Dialektforschung ein allerwesentlichstes Stück Rassenforschung zu erkennen haben.

+

Von allen Wissenschaften, welche mit der Rasse sich berühren, haben wir diejenige, bei der dies am stärksten der Fall ist, bis zuletzt aufgehoben: die Anthropologie. Von ihr werden wir jetzt zu zeigen haben, wie sie im Laufe ihrer Entwicklung, während deren sie mehrmals Charakter und Methoden gewechselt hat, immer mehr auf die Rassenlehre hingeführt worden ist, bis sie, nachdem sie einzelne engverwandte Hilfswissenschaften sich mehr oder minder organisch einverleibt, in dieser ihrer neuesten und anscheinend endgültigen Ausgestaltung mit ihr im wesentlichen zusammenfällt [172]).

Gemeinhin wird die Anthropologie als ein Kind des 19. Jahrhunderts betrachtet, und sie ist es auch zweifellos insoferne, als sie sich erst in diesem allmählich über ihre Ziele und Methoden so weit klar geworden ist, daß sie dem zwanzigsten eine festgeschlossene Wissenschaft als Erbe überweisen konnte. Aber ein gutes Teil von dem, was ihr heute als Stoff der Forschung obliegt, hat doch auch das 18. Jahrhundert schon in den verschiedensten Richtungen beschäftigt. Felix Günther in seinem früher schon erwähnten Buche „Die Wissenschaft vom Menschen“ hat alles zusammengetragen, was in der Blütezeit des Rationalismus auf den Gebieten der Paläontologie

Gebiet, im Gegensatz zum Hochdeutschen, die Verkleinerungssuffixe größtenteils auf die Ammensprache beschränkt sind, in der Verkehrssprache der Erwachsenen fast nie vorkommen. Schon A. d'Orbigny („L'homme américain“, Paris 1839, T. I, p. 9—10) weist übrigens die Sprache der Nation, den Dialekt dem Stamme zu.

170) J. R. Mucke, „Das Problem der Völkerverwandtschaft“, Greifswald 1905, S. 289, 353; vgl. 188—190.

171) Reibmayr, „Inzucht und Vermischung beim Menschen“, S. 28.

172) Bezeichnend ist es, daß im Anfang, vor einem Menschenalter etwa, da unsere Wissenschaft von der Rasse noch sozusagen um ihr Dasein zu kämpfen hatte, immer nur von Rassentheorien die Rede war — was jene als etwas Unwirkliches, Phantastisches bloßstellen sollte —; dann ließ man mehr und mehr die Rassenforschung gelten, und neuerdings wird die Berechtigung einer Rassenlehre oder Rassenkunde immer weniger bestritten.

und Urgeschichte, der Physiologie, der Völkerkunde, der Anthropogeographie, der Psychologie, der Pädagogik, der Geschichtsphilosophie und der Geschichtswissenschaft an Untersuchungen zur Wissenschaft vom Menschen geleistet worden ist. Danach wird sich doch der Ausspruch eines neueren Forschers[173]), der Mensch habe nicht aus Bescheidenheit, sondern eher aus Selbstüberschätzung erst diese jüngste der Wissenschaften sich selbst gewidmet — „Weil er alles auf sich selbst bezog, sich für das Maß und den Zweck aller Dinge hielt, darum erschien es ihm fast undenklich, sich mit eigenen Augen zu beschauen wie alles andere" —, nicht aufrechthalten lassen. Es war weder das eine noch das andere, was das Inslebentreten der neuen Wissenschaft als solcher hinderte, vielmehr mangelte es lange an der nötigen Klarheit über Umfang und Grundbegriffe, und fest konstituieren konnte sie sich erst — darin hat der Genannte recht gesehen —, als eine richtige Auffassung von der Stelle des Menschen in der Natur als Ausgangspunkt gewonnen war.

Noch als Steffens (1822) daranging, die verschiedenen zu seiner Zeit vorliegenden Behandlungen der Anthropologie nebeneinanderzuhalten, konnte er feststellen, daß sie dem einen nur eine Art räsonierender Anatomie, dem anderen ein lockeres Gewebe von Anatomie, Physiologie, empirischer Psychologie, dem dritten eine zoologische Monographie der Menschenspezies, Kant endlich das bedeute, was man sonst empirische Psychologie nannte.

Indem nun aber mehr und mehr eine Vereinigung dieser verschiedenen Elemente sich vollzog, indem man dahin gelangte, nicht mehr einseitig den physischen oder den geistigen Menschen, sondern beide Seiten gleichermaßen ins Auge zu fassen, erweiterte sich die Aufgabe dahin, „die Vermittlung des naturwissenschaftlichen und des historischen Teiles des Wissens vom Menschen zu erstreben" (Theodor Waitz)[174]), und in unseren Tagen konnte Woltmann[174a]) die Anthropologie definieren als „die Naturwissenschaft von der körperlich-geistigen Eigenart des Menschen als Individuum und Gattung".

Diese Fassung hat sich denn auch, über mancherlei Widerstände und Streitigkeiten im anthropologischen Lager hinweg, durchgesetzt,

[173]) Hoernes, „Urgeschichte des Menschen". Wien 1892. S. 1/2.

[174]) Ganz ähnlich bezeichnet T. Bendyshe, „The history of anthropology" (in: „Memoirs red before the anthropological society of London", Vol. I, 1863—64), London 1865, die Verbindung von Naturgeschichte und Geschichte als die Bestimmung der Anthropologie. Indem er sie definiert als „that science which deals with all phenomena exhibited by collective man, and by him alone, which are capable of being reduced to law" (p. 335), scheint er freilich das Individuum auszuschließen, das allein umgekehrt Roget de Belloguet (T. I, p. 5) ihr als Objekt zuweisen möchte.

[174a]) „Politisch-Anthropologische Revue", Bd. V, S. 601.

und so begreift heute die Anthropologie in sich: 1. Die somatische Anthropologie oder Lehre von den körperlichen Verschiedenheiten der menschlichen Rassen und deren Ursachen. 2. Die Ethnologie oder Lehre von dem materiellen und geistigen Leben der Naturvölker, früher meist als ein Teil der Geographie angesehen, durch Bastian und seine Schüler zur besonderen Wissenschaft erhoben. Ein eigener Zweig der Ethnologie ist die Volkskunde, die sich mit dem Volksleben auch bei den Kulturvölkern befaßt. 3. Urgeschichte (= Leben in der Zeit der ausgestorbenen Tierwelt) und Vorgeschichte (= Kultur des Menschen in der Zeit, da bereits die heutige Tierwelt existierte, jetzt meist prähistorische Archäologie benannt[175]).

Wie man sieht, hat so die Anthropologie, ursprünglich eine naturwissenschaftliche Disziplin, immer mehr geisteswissenschaftliche Zuflüsse in sich aufgenommen. Sie tritt selbst allmählich in die Geisteswissenschaften mit über, in dem Maße, als sie die körperlichen Eigenschaften nicht ausschließlich und um ihrer selbst willen, sondern nur als einen Teil und im Zusammenhang mit geistigen und moralischen Faktoren betrachtet. Ja in einem Zweige, der Sozialanthropologie (auch als Politische Anthropologie bezeichnet, mit welcher die anthropologische Geschichtsdarstellung aufs engste zusammenhängt), erscheint sie geradezu zu einer Geisteswissenschaft geworden.

Es lag nun in der Natur der Sache, daß die verschiedenen Elemente, welche den geistigen Kubikinhalt der Anthropologie hergaben, zunächst nacheinander und erst allmählich nebeneinander zur Geltung kamen. Den Vortritt hatte logischerweise die somatische Anthropologie, und in ihr wieder die Kraniologie oder Schädellehre als die Kunde von dem Gefäße, das den edelsten Teil des menschlichen Organismus, sein Geistiges, birgt. Eine ausführlichere Ueberschau über die Entwicklung dieser Wissenschaft wäre hier nichts weniger als am Platze[176]). Für unser Thema genügt, daran zu erinnern, daß wir in der Hauptsache zwei Perioden der Schädelmessungen zu unterscheiden haben, eine ältere, in welcher diese wie überhaupt die gesamte Forschung über den Schädel mehr oder minder Selbstzweck und daher auch in das engere Gebiet der Anatomie gebannt blieb, und eine jüngere, in welcher sie mehr im Dienste der weiteren Zwecke der Anthropologie zur Anwendung kam.

Die wichtigsten Namen sind für uns der des Schweden Anders Retzius, auf welchen die Unterscheidung in Langschädel und Kurzschädel (Dolichozephalen und Brachyzephalen) und die Gewinnung des Schädelindex (= Verhältnis von Schädellänge und Schädelbreite) zur Bestimmung des Schädelinhalts sowie die erste Verwen-

[175]) „Zeitschrift für Ethnologie", Bd. 42, S. 321 ff.

[176]) Eine sehr eingehende Darstellung der älteren Zeit gibt Topinard in seinem dritten und sechsten Kapitel.

dung dieser Erkenntnisse für die Einteilung der Menschenrassen zurückgehen, und später Rudolf Virchow und Otto Ammon, welche sie, jeder in seiner Weise, zum Ausgangspunkte weittragender anthropologischer, insonderheit sozialanthropologischer Forschungen zu gestalten wußten.

Zwar mußte man bald einsehen, daß die übertriebenen Erwartungen, denen viele im Anfang im Punkte der Schädelmessungen sich hingaben, sich nicht erfüllen sollten[177]). Darauf zumal — was man erst geglaubt hatte —, auf Grund der Schädelformen die betreffenden Individuen durchweg festen Rassen zuweisen zu können, mußte man verzichten[178]). Auch ließ sich nicht verkennen, daß für die Schätzung des wichtigsten Organes des Menschen mit der Feststellung des Rauminhaltes der Schädelhöhle und der des Schädelgewichtes nur ein denkbar roher Maßstab gewonnen sei, daß man für die Beurteilung eines so wichtigen Dinges wie die menschliche Intelligenz doch noch ganz andere Faktoren zu Hilfe nehmen müsse. Reibmayr[179]) konnte die Berufung auf den Schädelindex in dieser Frage mit der Beurteilung eines Bildes nach seinem äußeren Rahmen vergleichen. Aehnliche Bedenken äußerte Wilhelm Henke[180]). Auch er fand, daß es auf die äußere Gestalt des Schädels nicht eben viel ankomme, und daß das, was uns im Leben vom Bilde des Kopfes einen Eindruck macht, nicht in der Gestalt des Hirnschädels, sondern im Gesicht liege. So war denn auch schon Kollmann in Basel bei der Einteilung der Menschenköpfe nach deren Gestalt von der des Gesichts ausgegangen[181]), und auch im ferneren Verlauf ist diesem „Gesichts"-Punkte im eigensten Sinne immer Rechnung getragen worden.

---

177) Eine äußerst gewissenhafte und gründliche Abschätzung der den Schädeluntersuchungen vorbehaltenen Erkenntnismöglichkeiten gibt Roget de Belloguet, a. a. O., T. II, p. 167—183.

178) Das erkannte Virchow schon 1876 an (Abhandlungen der Berliner Akademie, S. 6, 10). Uebrigens aber schloß ein solcher genereller Verzicht, wie er z. B. in betreff der aus der Dolichozephalie zu ziehenden Folgerungen auszusprechen war, keineswegs die hohe und mitbestimmende Bedeutsamkeit der Schädelfunde für die Feststellung gewisser Rassentypen aus. So konnte Ecker die Schädelformen der alemannischen und fränkischen „Reihengräber" von denen der früheren (hallstättischen) Bewohner derselben Gegend, die in „Hügelgräbern" beigesetzt waren, und von den heutigen scharf und deutlich scheiden und so zum ersten Male für eine bestimmte Kulturgruppe der Vergangenheit den körperlichen Typus ihrer Träger darstellen. (Eugen Fischer im „Anthropologischen Anzeiger", Jahrg. 3, 1926, S. 103, der zugleich daran erinnert, wie Ecker durch die Erkenntnis des Zusammenhanges dieser Völkerwanderungsschädel mit denen der heutigen Schweden den ersten Schritt zur Entdeckung der „nordischen Rasse" getan habe).

179) A. a. O., S. 223/24.

180) „Der Typus des germanischen Menschen", Tübingen 1895, S. 3 ff.

181) „Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", 1883, Nr. 11.

Alles in allem schien es unbestreitbar, daß die Ergebnisse der Kraniologie, namentlich solange diese auf sich allein gestellt war, äußerst bescheidene blieben, so daß nicht nur die Wortführer anderer Disziplinen, stellenweise in der bei solchen Auseinandersetzungen nicht ganz seltenen scharfen Weise, ihr und mit ihr, weniger berechtigterweise, der gesamten Anthropologie, zu hören geben konnten, wieweit sie hinter ihren Ansprüchen und Ankündigungen zurückgeblieben sei, sondern auch namhafte Anthropologen dies unumwunden anerkannten[182]). Allerdings ist man ihnen auch von anthropologischer Seite die Antwort nicht schuldig geblieben und konnte ja sogar leidigerweise namentlich den Linguisten mit einem Gegensündenregister dienen[182a]). Doch wäre mit dem allen nichts gewonnen gewesen, wenn diese Nebenbuhlerschaften und Kompetenzstreitigkeiten nicht unwillkürlich die positiv schöpferischen Elemente und Kräfte auf beiden Seiten, und so insbesondere auch in der Anthropologie, geweckt und zur Geltung gebracht hätten.

Das freilich war nicht zu leugnen, daß ziemlich das einzige — freilich ein sehr wichtiges — allgemeingültige Ergebnis, das die auf sich selbst gestellte Kraniologie hinterlassen hat, die Schaffung einer Verbindungsbrücke zwischen der Vorgeschichte und den geschichtlichen Epochen war. In der Tat sind ja die Schädel die einzigen Merkmale, welche diese Verbindung sichtbar verkörpern, welche das Hineinragen ausgestorbener Rassen in geschichtliche Zeiten, ihr Fortleben in den neueren uns vor Augen führen[183]). Zu unvergleichlich reicherer und vielseitigerer Bedeutsamkeit erhob sich aber die Anthropologie, als sie die Schädel als Beweisstücke mit anderen körperlichen Hauptmerkmalen (Körperwuchs, Gesichtsbildung, Haar-, Augen- und Hautfarbe) zusammenzog und es ihr gelang, aus dem so entstehenden Gesamtbilde feste Rassen herauszulesen wie auch einen Maßstab für die nähere Ergründung des Prozesses der Mischungen zu gewinnen. Alle Einwände, welche man gegen das frühere Einzelvorgehen mit mehr oder minder großer Berechtigung erhoben, mußten vor dem neuen kombinierten Verfahren erblassen.

Die entscheidende, für den ganzen ferneren Verlauf der anthropologischen Forschung grundlegende und richtunggebende Erkenntnis, daß in jedem Volke mehrere Rassen vertreten sind, und daß es gilt,

[182]) Zum damaligen Versagen der Anthropologie: O. Schrader, „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde", S. XXVI, 896 ff.; Bremer bei Paul, a. a. O., S. 750 ff., 766 ff.; und besonders Kretschmer, „Geschichte der griechischen Sprache", S. 29—47; Virchow, a. a. O.; Ehrenreich, „Anthropolog. Studien", S. 5, 10 ff.

[182a]) Wilser in der ersten Auflage seines Germanenbuches, S. 72 ff. 80 ff.

[183]) Das hat unter anderen Taylor ins Licht gesetzt (a. a. O., p. 63 bis 65, 100). Erst neuerdings ist ein solcher empirischer Nachweis des Fortlebens Eugen Fischer für die Guanchen gelungen.

die reinen, durch die Mischung überdeckten Rassentypen aus dieser herauszulesen, ist von Frankreich ausgegangen. In den früher schon erwähnten „Mémoires de la Société ethnologique" von 1841 ist sie zum ersten Male ausgesprochen worden und hat seitdem die eigentliche Achse aller Bemühungen auf diesem Felde gebildet. Es genügt, in betreff der hierbei angewandten Methode die Worte Lapouges[184]) anzuführen, der sie folgendermaßen charakterisiert: „Ce qui permet de reconnaître la race, c'est la présence des caractères physiques, physiologiques et psychiques qui en constituent le type. A l'aide des documents historiques figurés, et surtout des débris osseux, on peut reconstituer le type moyen d'une race avant qu'elle ait été mise en contact avec les autres éléments qui ont contribué à former la population. Il convient de dire que les pièces osseuses recueillies dans les sépultures ou ailleurs sont les meilleurs témoignages, les moins suspects d'imagination ou d'invention, les seuls d'ailleurs qui permettent de remonter plus haut que les temps historiques", welchen Sätzen er nur noch hätte hinzufügen sollen, daß, wo wie bei einzelnen Rassen noch deren lebende reine Vertreter aufzutreiben sind, sich die Feststellung weit unmittelbarer und sicherer vollziehen läßt als lediglich mit Hilfe der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Denkmäler und der Gräberfunde.

Die Rassen, auf die man sich auf diesem Wege für Europa geeinigt, sind, soweit die wissenschaftliche Welt in Frage kommt, geistiger Gemeinbesitz aller Hauptkulturländer geworden (weniger fest stehen die Ergebnisse für Asien, das zudem nicht in gleicher Weise im Vordergrunde des Interesses steht). Bei uns insonderheit sind die nordische, die mittelländische, die alpine (kurzköpfige), die dinarische Rasse[185]) nicht nur, dank den neuesten Fortschritten der Rassenforschung, in aller Munde, sie beginnen — was mehr sagen will — auch wirklich ins Volksbewußtsein einzudringen. Auch vermögen die immer gedämpfter erklingenden, zuletzt fast verklingenden Einwände von wissenschaftlicher Seite ihnen immer weniger anzuhaben. Mögen doch immer Uebergänge sich feststellen lassen, mag bei manchen Rassenbildern es zweifelhaft erscheinen, ob sie als eigene Gruppe anzusprechen oder nur als Varietät einer anderen zu bezeichnen sind, mag vor allem die geographische Verteilung der Rassen und Varietäten immer auf Schwierigkeiten stoßen, wegdisputieren lassen sich die Hauptrassen der neueren Anthropologen heute sowenig mehr wie einstens die Grundrassen (schwarze, gelbe und weiße) der älteren. Gewiß werden sie immer neben den geschichtlichen (bzw.

---

[184]) „Les sélections sociales", p. 5.

[185]) An diese vier von allen Seiten anerkannten Grundrassen werden wir gut tun, uns bis auf weiteres zu halten (E. Fischer, „Handwörterbuch d. Nat.-Wissensch.", Bd. VIII, S. 97). Alles andere darüber hinaus Aufgestellte ist umstritten.

durch die geschichtliche Literatur überlieferten) und den Rassen der Sprachforscher hergehen müssen. Der weitestmögliche Ausgleich mit diesen und, wo dieser nicht angeht, die Erklärung der Divergenzen aus den mutmaßlichen Mischungen bleibt der Anthropologie als vornehmste Aufgabe, in deren Lösung sie den anderen Wissenschaften voranzugehen hat, zugewiesen, und es ist nicht zu bezweifeln und bereits vielfach festzustellen, daß ihr in diesem Sinne jetzt auch von seiten der Sprachforschung entgegengekommen wird[186]).

Will man sich von der Tragweite der hiermit gewonnenen Errungenschaften der neueren Anthropologie eine klare Vorstellung machen, so vergleiche man etwa die Wirkung der Werke von Chamberlain und Hans Günther. Wieviel des Geistvollen und Treffenden auch der erstere in seinem sechsten Kapitel über Stand und Bedeutung der Rassenverhältnisse im heutigen Europa sagen mag, den Endeseindruck eines Fehlens der rechten Grundlage, des rechten Ausgangspunktes wird man nicht los. Günther sagt dem Gesamtsinne nach nichts wesentlich anderes als Chamberlain, aber die gleichen Erkenntnisse dringen in seiner Darstellung ganz anders überzeugend auf uns ein, weil es inzwischen gelungen war, die von Chamberlain noch als „Dogmen" bekämpften Rassengebilde zu unzweifelhaft festen wissenschaftlichen Realitäten auszugestalten. Die Güntherschen Bücher[187]) bezeichnen so einen der Endpunkte unserer anthropologischen Forschung und einen wesentlichsten Prüfstein dafür, wessen diese fähig ist. Sie konnten freilich erst geschrieben werden, nachdem die Anthropologie sich zwei so wichtige Zuströme wie die Ethnologie und die prähistorische Archäologie einverleibt und nachdem ihr lebensvollster Zweig, die politische oder Sozialanthropologie, ihre letzten Möglichkeiten, ihren eigentlichst substantiellen Gehalt erschlossen hatte.

Anthropologie und Ethnologie sind genau genommen von Hause aus gar nicht oder nur schwer zu trennen[188]). Am ersten könnte man noch eine Unterscheidung in dem Sinne vornehmen, daß man das Individuum der Anthropologie, die Kollektivgruppen der Völker und Rassen der Ethnologie als Forschungsobjekt überwiese, wie

[186]) Schon Schrader hat hiervon ein Beispiel gegeben in der sehr besonnenen Auseinandersetzung über das Verhältnis der Indogermanen zu den zur Zeit ihres ersten Auftauchens vorhandenen (quaternären) Rassen, wiewohl wir nach seiner Meinung damals „von der scharfen und reinlichen Unterscheidung distinkter Rassen in Europa-Asien noch weit entfernt waren" (a. a. O., S. 896, 897).

[187]) Eingehend gewürdigt habe ich die beiden Güntherschen Bücher im „Sammler", 1923, Nr. 2, und in den „Alldeutschen Blättern", 1925, Nr. 14. An letzterer Stelle habe ich auch dargelegt, daß und warum ich Günthers Benennungen der europäischen Rassen nicht beizustimmen vermag.

[188]) Das erhellt unzweideutig aus den auf Erfahrungstatsachen begründeten Mitteilungen Topinards, p. 124—127.

dies manche Forscher getan haben[188a]). Aber auch dieser Unterschied hat sich mehr und mehr verwischt, in dem Maße, als die Völkerkunde sich neuerdings in Volkskunde verwandelt hat. Die frühere Fachethnologie bevorzugte durchweg die Naturvölker und fertigte die Kulturvölker kurz ab (wie ja denn auch das Wort Rasse lange Zeit vorwiegend nur für die ersteren in den Mund genommen wurde). Bezeichnend ist es, daß Virchow in den Eröffnungsbetrachtungen seiner Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen[189]) es als einen besonderen Vorzug der modernen Anthropologie rühmt, daß sie den heimischen Bevölkerungen in immer größerer Ausdehnung ihre Aufmerksamkeit zugewandt habe. Damit sind die beiden Disziplinen gleichsam endgültig ineinander übergeflossen, früher der Ethnologie zugeschriebene Leistungen der Anthropologie überwiesen. Virchow selbst hat mit an erster Stelle in dieser Richtung gewirkt durch die großartige von ihm angeregte[190]) Untersuchung von Millionen deutscher Schulkinder, welcher dann entsprechende in Oesterreich, der Schweiz und Belgien folgten. In Anknüpfung an diese Vorgänge konnte dann einer der angesehensten deutschen Anthropologen, Johannes Ranke, die programmatischen Sätze aussprechen: „Der Schwerpunkt der Weiterentwicklung unserer Kenntnisse vom Menschen liegt heute in der lokalen vaterländischen Ethnographie. Wie lange ist es überhaupt her, daß wir exakt wissen, daß typische Unterschiede in der Gesamtkörperbildung unseres Volkes existieren? Aber nicht allein die Vergleichung mit anderen Völkern und Rassen läßt die somatisch-anthropologische Untersuchung unseres Volkes wichtig erscheinen. Die somatisch-anthropologische Forschung im Vaterlande ist zu einem Hilfsmittel der historischen Untersuchung geworden und wird sich mehr und mehr als solches ausbilden. Sie wird einst für die Entwicklungsgeschichte der Namens- und Volks-

188a) So Eugen Fischer in seinem Buche über die Rehobother Bastards, das er als „Anthropologische und ethnographische Studien" bezeichnet. Gerade umgekehrt bezeichnet G. Gerland, „Anthropologische Beiträge" (Halle a. S. 1875), S. 2, die Anthropologie, welche ihm die Ethnologie einschließt, als die Wissenschaft von der menschlichen Gattung.

189) „Abhandlungen der Berliner Akademie d. W.", 1876, S. 1. Es ist wohl kaum ein Zufall, daß in Frankreich wie in Deutschland der große Aufschwung der vereinigten Anthropologie und Ethnologie von dem energischen Eintreten eines berühmten und bedeutenden Arztes datiert. Die Rolle Brocas entspricht fast genau der Virchows. Sie stehen noch heute als verehrte Altmeister ihrer Wissenschaft da, und ihr Beispiel hat Schule gemacht. Sehr viele strebsame Aerzte, insonderheit Anatomen, haben seitdem die Anthropologie als einen Teil ihres Studien- und Arbeitsgebietes betrachtet. Auch Bastian war übrigens ursprünglich Arzt.

190) Streng genommen geht sie auf die Initiative des so vielfach um unsere Wissenschaft verdienten Freiburger Anatomen Alexander Ecker zurück. (Eugen Fischer im „Anthropol. Anzeiger", Jahrg. 3, S. 103.)

individualität da eintreten, wo geschriebene Dokumente fehlen. Sie ermöglicht es schon, aus den heutigen körperlichen Formen die ethnischen Elemente zu rekonstruieren, welche zur Bildung der modernen Volks- oder Stammesindividualitäten zusammengetreten sind. Darin liegt die höchste Aufgabe der vaterländischen somatischen Anthropologie, in welche sie sich mit der archäologischen vaterländischen Ethnographie, mit der Ethnographie der deutschen Stämme, teilt[191])."

Da hätten wir denn einen der Marksteine auf dem langen Wege, den die Anthropologie hat zurücklegen müssen. Ergänzend haben wir freilich hinzuzufügen, daß auch die Ethnologie älteren Stiles fast gleichzeitig Gewaltiges vollbracht hatte. In Deutschland ragt hier der Name Adolf Bastians vor anderen hervor, der namentlich in der Materialbeschaffung schier Unermeßliches geleistet hat. Konnte ihm von einigen Seiten noch vorgerückt werden, daß unter der übermäßigen Betonung und Förderung des Empirischen die geistige Seite zu sehr vernachlässigt worden sei[192]), so ward dem doch durch die von ihm in Verbindung mit Virchow und Robert Hartmann ins Leben gerufene, bald mächtig aufblühende „Zeitschrift für Ethnologie" gründlich abgeholfen. Auf dem also neubereiteten Boden konnten dann so prächtige völkerkundliche Werke wie die Ratzels und Peschels erwachsen. Auch in Frankreich ging es ähnlich zu[193]), so daß alles in allem der Zuwachs, der unserer Wissenschaft von dieser Seite gekommen ist, gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Ihr eng verschwistert ist nun die prähistorische Archäologie, indem sie gewissermaßen ein Vorstudium der Völkerkunde bildet, ein Vorstadium der Völker offenlegt, und wiederum hängt sie auch ganz unmittelbar zusammen mit der somatischen Anthropologie, insbesondere der Schädelkunde, insofern ja die Gräber reichlich so sehr durch die archäologischen Beigaben wie durch die Schädel und Skelette, die sie liefern, zu einer Hauptquelle der Völkerkunde werden. Verkörpert wird diese Gemeinsamkeit durch eine Gestalt wie Virchow, der auch hier wieder führend mit eingriff, indem er unter anderem an der Seite Schliemanns gen Osten zog und dessen Ausgrabungen beiwohnte[194]). Bald freilich sollte sich die

[191]) In „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung", herausgegeben von A. Kirchhoff, S. 331 ff.

[192]) So z. B. Mucke, „Horde und Familie", Stuttgart 1895, S. X/XI.

[193]) Wie gründlich man es dort mit den Methoden dieser Wissenschaft nahm, lehrt unter anderen Roget de Belloguet, bes. T. I, 4—5 (wo er Ethnologie, Ethnographie und Ethnogénie scheidet). Vgl. auch T. II, p. 68.

[194]) Man vergleiche auch seine Ausführungen über das Hand-in-Hand-Gehen von Archäologie und Osteologie in der mehrerwähnten Akademieabhandlung, S. 3 ff.

Archäologie immer mehr auf eigene Füße stellen und auch ihrerseits die schöpferischen Geister aus sich hervortreiben, die ihr einen ebenbürtigen Rang im Kreise der anthropologischen Gesamtwissenschaft sichern.

Nächst Hoernes und Matthäus Much („Die Kupferzeit in Europa" und „Die Heimat der Indogermanen") war es vor allen Gustav Kossinna, der bei uns in diesem Sinne gewirkt hat. In Frankreich sind vor anderen G. de Mortillet und Arbois de Jubainville zu nennen. Letzterer hat in den einführenden Partien des zweiten Bandes seiner „Premiers habitants de l'Europe" zum ergänzenden und ausgleichenden Eingreifen der Archäologie gegenüber den Geschichtswissenschaften, namentlich auch wo es der Blutsbestimmung eines Volkes gilt, ein kräftiges Wort gesprochen, das sich zwar zunächst nur auf das französische Volk bezieht, aber auch ganz allgemein für alle gilt.

„Die Archäologie ... ist in der bevorzugten Lage, durch eine Fülle unverfälschter Zeugnisse uns heute noch mitten hinein in die fernsten Urzeiten zu führen ... Immer wieder komme ich zu dem Ergebnis: erst die Archäologie, dann Sprachforschung ... Sprach- und Geschichtsforschung schweift in vorgeschichtlichen Zeiten ohne die Archäologie hilflos in der Irre, in geschichtlichen Zeiten aber kann sie ihrer Hilfe zur Berichtigung und feineren Ausarbeitung der eigenen Ergebnisse niemals entraten." Diese Worte Kossinnas[195]) bezeichnen zunächst das Grundsätzliche, wovon er ausging. Damit machte er sich dann an die nächste Hauptaufgabe, eine zusammenfassende Betrachtung der Kultur der Länder Europas zu der Zeit, da sie die indogermanische Bevölkerung empfingen, wofür vor allem „eine völlige Beherrschung der bis jetzt erreichten Chronologie des Stein- und Bronze-Zeitalters erforderlich war, um darnach das gesamte vorhandene Material zeitlich und an der Hand der Landkarte zu ordnen[196])." (Fügen wir hier gleich hinzu, daß, seit dies geschrieben, dieses „vorhandene Material", die Funde von Waffen, Gerätschaften und Kunstwerken aller Art, nicht zum wenigsten dank der rastlosen und planvollen Tätigkeit Kossinnas und seiner Schüler, sich in geradezu erstaunlichem Maße gemehrt hat.) Indem es ihm so gelang, mit reichhaltigsten Belegen eine Anzahl von Kulturgruppen aufzuweisen, welche uns vorgeschichtliche Völker oder Völkergruppen vertreten und diese namentlich in ihren Bewegungen und Siedlungen stellenweise aufs genaueste verfolgen lassen, konnte er von seiten der Archäologie den Indogermanen eine vielfach neue Beleuchtung zuteil werden lassen, insbesondere aber für die germanische Stammeskunde und Siedelungsgeschichte Hervorragendes leisten.

[195]) „Zeitschrift für Ethnologie", B. 42, S. 162, 185, 217.
[196]) Ebenda, S. 184.

Während Kossinnas Wirken, das durchweg von einem großen und weitherzigen germanisch-vaterländischen Zuge beseelt wird, weit auseinandergezogen vor uns liegt — seine Schriften „Die Herkunft der Germanen", „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft", „Die Indogermanen" und mancherlei kleinere sowie Zeitschriftenaufsätze sind nur ein verhältnismäßig geringer Teil desselben; eine gewaltige Fülle gelehrten Wissens und organisatorischer Kraft findet sich in seiner Zeitschrift „Mannus" und seiner „Mannusbibliothek" aufgespeichert oder in der von ihm geschaffenen und geleiteten Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte nutzbar gemacht —, war es einem anderen bedeutenden Vertreter der vorgeschichtlichen Archäologie, Karl Schuchhardt, gegeben, sein Schaffen auf ein großes Hauptwerk („Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung" 1919) zu konzentrieren. Da erhalten wir denn also ein vollständiges Bild des vorgeschichtlichen Europa, wie es sich aus Stilarten und Stilwanderungen jener Zeiten ergibt. Nur von diesen geht Schuchhardt wie auch Kossinna aus, die Rassen stehen ihnen in zweiter Linie. Dennoch könnte nur ein Blinder die neuen Lichter, die von der prähistorischen Archäologie, wenn auch gleichsam nur als Reflexlichter, auf jene mit fallen, nicht sehen. Sowenig sich mit den hier aufgewiesenen Kulturgruppen und entsprechenden Völkergruppen durchweg bestimmte Rassen decken bzw. als sich deckend nachweisen lassen, indem ja in dieser archäologischen Welt die Kulturübertragung die gleiche Störung aller Berechnungen mit sich bringt wie in der linguistischen die Sprachübertragung und in der gesamtanthropologischen die Mischung, so bestimmt ist jener Nachweis doch in zahlreichen Einzelfällen möglich, und kommen daher keramische und sonstige Kunstformen, namentlich in Verbindung mit sprachlichen und osteologischen Beweisstücken, als Charakterisierungsmittel der Rassen sehr wohl in Betracht[197]). Wie vieles dabei hypothetisch bleibt, wird der in der Rassenliteratur Bewanderte am allerwenigsten verkennen. Aber darum, weil hier vielfach Vermutungen sich kreuzen oder widersprechen, sich derselben ganz zu enthalten, wäre noch weniger im Geiste der Sache.

Längst ehe die prähistorische Archäologie zu einer Systemwissenschaft ausgebaut worden, hatte ein origineller deutscher Forscher von reichstem Wissen und kühnem Instinkt, Gustav Klemm, verwandte Bahnen beschritten und in seinem zehnbändigen Werke „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit" (Leipzig 1843—1852), in welchem unter reichlicher Berücksichtigung der Altertümer vieles von den Forschungserträgnissen unserer Tage ahnungsvoll vorausgenommen ist — der achte Band umfaßt das Alte Europa, der

[197]) Als eine Probe für Obiges möge man etwa R. von Lichtenbergs „Die ägäische Kultur" (Leipzig 1911) betrachten, namentlich in der Einleitung und im dritten Abschnitt.

neunte die germanisch-romanischen Völker —, unwillkürlich dargetan, wie unzertrennlich diese Studien von denen der Rassenkunde sind. Was nämlich für uns hier besonders ins Gewicht fällt, ist, daß er auf ganz anderen Wegen als Gobineau doch zu ganz gleichen Ergebnissen wie dieser gelangt. Auch ihm ist alle Kultur Ausstrahlung der Rasse, und das Höchste von Kultur hat auch nach ihm die Rasse aller Rassen, die von ihm die aktive genannte, welche Gobineaus germanischer aufs Haar gleicht, nicht nur selbst erzeugt, sondern auch allerwärts hingetragen. So ist Klemm des öfteren unter den Begründern derjenigen Wissenschaft mit aufgeführt worden, mit welcher wir jetzt diesen Rundblick beschließen, der angewandten (historisch-politischen und sozialen) Anthropologie, die sich unter der Hand zu einer anthropologischen Geschichtsforschung nicht sowohl um- als ausgestaltet hat. Sie war es, die wie kein anderer Zweig der Wissenschaft die gesamten Erträgnisse so reicher empirischer Vorarbeiten wie die vereinigte Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie sie darboten, eingeheimst und verarbeitet hat. Wir haben hier recht eigentlich die Schule Gobineaus vor uns. Er zuerst hat das große Beispiel gegeben, und zwar nicht nur durch seinen „Essai", der ja freilich wie ein Alarmsignal wirkte, sondern, was hier sehr stark betont werden muß, reichlich so sehr durch seine späteren viel reiferen Einzelarbeiten, wie ich in meinem Werke „Gobineaus Rassenwerk" dargetan habe[198]. Auf seinen Spuren konnten dann die Lapouge und Ammon, Penka und Wilser, Chamberlain und Woltmann, Reibmayr und der Verfasser, Eugen Fischer und Hans Günther bei stets wachsendem Horizonte und unter immer vollerem Echo weiterarbeiten.

Es konnte nicht fehlen, daß ein Vorgang wie der eben geschilderte, den ich einem geistigen „synoikismos" vergleichen möchte, in gewissen anderen Kreisen der Wissenschaft Anstoß erregte. Vornehmlich aus denen der alten (Schul-) Anthropologie sind die Proteste dagegen erfolgt, sind die Gefahren betont worden, welche der Anthropologie aus der Vielheit ihrer Beziehungen erwachsen sollen. „Es werden dadurch", sagt Rudolf Martin, der Hauptwortführer dieser Richtung, „besonders jene spekulativen Köpfe angezogen, die sich lieber auf einem weiten Brachfeld tummeln, als mit dem Mute der Selbstverleugnung ein Stück Ackerland mühsam zu bebauen. Diesen Köpfen entsprangen zumeist die großzügigen Hypothesen und die verfrühten Verallgemeinerungen, an denen wir so

[198]) Insbesondere findet sich in dem Fragment „Vues sur l'histoire générale" ein von mir, a. a. O., S. 453 ff., mitgeteilter Lobgesang auf die neue Wissenschaft. Leider ist der Fortführung der Veröffentlichung von Gobineaus Nachlaßschriften durch den Verlust Straßburgs und des Gobineau-Archivs Einhalt getan worden.

reich sind, und mit deren Widerlegung und Ausrottung viele kostbare Zeit verloren geht[199])."

Man kann dem, der diese Worte sprach, seine Bedenken durchaus nachfühlen, kann das Berechtigte an ihnen wohl anerkennen und doch der jungen großen Wissenschaft in freudiger Begrüßung sich anschließen. Trügt nicht alles, so hat der Spezialismus, der so nicht mehr weitergehen konnte, seinen Höhepunkt überschritten, und man kehrt sich von vielen Seiten wieder einer umfassenderen Betrachtung der Wissenschaften zu. Wenn eine hierzu auffordert, ist es eben die Anthropologie, der es in dieser Hinsicht übrigens nicht einmal an Seitenstücken fehlt (ich erinnere, als an eine solche zusammengesetzte Wissenschaft, nur an die Erdkunde, wie sie neuerdings mehr und mehr in der Wissenschaft betrieben und auf unseren Universitäten gelehrt wird). Sie konnte gar nicht anders, als jenes wunderliche Ding, die Rasse, die bisher zwischen den verschiedensten Wissenschaften blindlings hin- und hergeworfen, nach der alle die Hände ausstreckten, die keiner dem anderen gönnte, als ihr legitimes Erbteil aufgreifen, nachdem sie ihren vorbereitenden Lehrgang und damit ihr wissenschaftliches Rüstzeug in einer Weise erweitert hatte, daß sie sich für fähig erachten durfte, die innere Identität, die zwischen all dem — scheinbar unzusammenhängend und doch in einem latenten Zusammenhange stehend — aus allen Windrichtungen des Wissens durch die Luft Schwirrenden obwaltete, zu entwickeln und darzulegen. Gerade in dieser ihrer Aufgabe und ihrem Ergebnis, eine und dieselbe wirkende Kraft, zugleich Idee und Realität, für die verschiedensten Wissenschaften auch verschieden zu beleuchten und doch für alle als gleich nötig und gleich wirklich aufzuweisen, erscheint diese große Gesamtwissenschaft der Anthropologie als so geschichtlich bedingt, so organisch geworden, so logisch begründet, so in sich geschlossen wie nur eine der Schwesterwissenschaften.

Daß diese Erkenntnis auch bei den besonnensten, über jeden Verdacht ausschweifender „spekulativer Köpfe" erhabenen Forschern bald durchdrang, dafür nur zwei Zeugnisse[200]).

Virchow[200a]) sagt, nachdem er die Einzeldisziplinen, Sprachforschung, Archäologie, Naturwissenschaft, Anthropologie, aufgezählt: „Aus so mannigfaltigen Elementen baut sich die Wissenschaft der

---

[199]) „Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach", Jena 1901, S. 13. Im folgenden (S. 17) dann einige abschätzige Bemerkungen über die „sogenannte Sozialanthropologie".

[200]) In beiden ist allerdings von der „Ethnologie" die Rede, wie es damals noch üblich war. Seitdem hat sich für die gleiche Wissenschaft mehr die Bezeichnung „Anthropologie" befestigt. Vgl. das oben S. 108 ff. hierüber Gesagte. Gerland, der sich, a. a. O., S. 5 ff., ganz im gleichen Sinne ausspricht, nennt dagegen die Anthropologie als die Universalwissenschaft.

[200a]) „Die Urbevölkerung Europas", Berlin 1874, S. 8/9.

Ethnologie auf. Das Zusammenwirken so vieler Einzelfächer sichert dieser jungen Wissenschaft für Gegenwart und Vergangenheit ein Maß von Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit, wie es eine einseitige Forschung nie zu erreichen vermag. Jede Spezialrichtung hat ihre besonderen Gefahren. ... Die Kenntnis so zahlreicher Fehlerquellen, wie sie eine einseitige, wenngleich übrigens ganz vortreffliche Forschung mit sich bringt, ist erst nach langen und sehr störenden Erfahrungen gewonnen worden. Noch gegenwärtig ist keineswegs ein so harmonisches Zusammenwirken aller Einzelrichtungen in der Ethnologie erreicht, daß eine allgemeine Uebereinstimmung in den Ergebnissen zustande gekommen wäre."

Und Ujfalvy, einer der gediegensten Anthropologen aus der Schule Brocas: „Wenn es sich darum handelt, den Ursprung eines Volkes festzustellen, so muß man vor allem seinen physischen Typus und seine Sprache studieren, muß man seine Vergangenheit ergründen, muß man sich mit seinen Sitten, Gebräuchen und seinem Glauben vollkommen vertraut machen, das Land, welches es bewohnt, und die Länder, die es durchzogen hat, durchforschen und dabei besonders die klimatischen Verhältnisse und den Einfluß, welchen die Bodenbeschaffenheit auf den Bewohner ausübt, berücksichtigen. Die Anthropologie, die vergleichende Sprachwissenschaft, die prähistorische Altertumskunde, deren natürliche Fortsetzung, die Geschichte, die Ethnographie oder Völkerbeschreibung und endlich die physikalische Erdkunde sind alles Wissenschaften, deren Forschungskreis die Ethnologie oder Völkerkunde ausmacht[201])."

Darüber, wie sich das hier und anderwärts verlangte Sich-in-die-Hände-arbeiten der Einzelwissenschaften zu gestalten habe, ließe sich manches sagen[202]). Klar ist ja in jedem Falle soviel, daß es immer nur ganz vereinzelten genialen Naturen gegeben sein wird, den ganzen Umkreis dieser Studien mit gleicher Sachkenntnis zu beherrschen, daß alle anderen ihrer Begabung entsprechend den Schwerpunkt ihrer Untersuchungen bald mehr auf diese, bald auf jene Seite des gemeinsamen Forschungsgebietes legen werden, keiner aber das eine je aus den Augen lassen darf, daß wir für ein großes und bedeutsames Zentralwissen von einer sehr ausgedehnten Peripherie aus, einander ergänzend, Einzelbeiträge zu liefern haben. Hieran, als an einem Ideale, muß festgehalten werden, wobei die Mahnung des vorbenannten kritisierenden Gegners, sich möglichst auf dem soliden Grunde wissenschaftlicher Einzeluntersuchung zu halten, durchaus nicht außer acht gelassen zu werden braucht. Daß auf dem so gewiesenen Wege schon ein Beträchtliches erreicht, die Aufgabe, den Völkern als Rassenträgern zu Leibe zu gehen, zum

[201]) „Aus dem westlichen Himalaya", Leipzig 1884, S. 307 ff.

[202]) Ich selbst habe diese Frage eingehender behandelt in einem Aufsatze der „Politisch-Anthropologischen Revue", Jahrg. 11, S. 37 ff.

guten Teile erfolgreich gelöst worden ist, dürfte ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der sozialanthropologischen Schule lehren und könnte nur von dem äußersten Unverständnis oder von der Böswilligkeit geleugnet werden[203]).

Zwei Grundgedanken sind allen Forschern dieser Richtung gemeinsam, die als beseelende Triebkräfte aus ihnen wirken, und die gewissermaßen in ihnen, wie übrigens auch in der Luft, lagen — denn einzelne von ihnen kannten, wenigstens in ihren Anfängen, Gobineau noch nicht und wußten nicht, daß und wie er jene Gedanken schon ausgesprochen hatte —: erstlich, daß alle geschichtliche Entwicklung auf biologischer Grundlage ruht, daß insbesondere auch alle kulturellen und zivilisatorischen Leistungen der Völker an die jene Grundlage verkörpernden Rassen gebunden, und zweitens, daß diese Rassen hierarchisch gegliedert sind und daß es der arischen oder Nordlandrasse, als der Trägerin der höchsten menschlichen Aufgaben und Verwirklicherin unserer größten und letzten Möglichkeiten, gegeben gewesen ist, den weitesten Kreis der Kultur und Zivilisation zu durchmessen und mehr oder minder alle anderen Rassen und Völker des Erdkreises an den Früchten ihrer geschichtlichen Wirksamkeit teilnehmen zu lassen.

Wie ein heller Stern hat Germanenherrlichkeit allen diesen Männern vorgeleuchtet, und es war begreiflich, daß ihre Begeisterung nicht in allen Lagern geteilt wurde. Die zumeist aus den Tagesfragen geborenen oder doch an sie anklingenden Anfeindungen aber, die gegen ihre These erfolgten, waren im wissenschaftlichen Sinne völlig gegenstandslos. Daß romanische, insbesondere italienische Forscher, wie Sergi, neben der nordischen auch der Mittelmeerrasse ihren Anteil an dem kulturellen Gesamterträgnis der

[203]) Eine sehr gute geschichtliche Skizze der Sozialanthropologie, auch in ihrer Verbindung mit Zeitströmungen, wie dem Darwinismus, gibt — bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts — H. Muffang, ein Schüler Lapouges, in der Vorrede seiner französischen Uebersetzung von Ammons Werk „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen" (Paris 1900). Vgl. desselben „Histoire d'une idée" (Extrait de la Revue Internationale de Sociologie), ebenda 1898. Bedeutsamere Zusammenfassungen geschichtlicher oder methodologischer Art hat unermüdlich immer wieder Woltmann geliefert, z. B. im ersten Kapitel seines Renaissancewerkes, „Die anthropologische Geschichtstheorie", im 2. Jahrgang seiner „Politisch-Anthropologischen Revue", S. 236—242 (Selbstanzeige seiner „Politischen Anthropologie"), vor allem aber in einer längeren Aufsatzreihe desselben Jahrganges, „Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie". Auch Lapouges „Grundlagen der historischen Anthropologie" („Polit.-Anthrop. Revue", Jahrg. 3, S. 220 bis 229) ist hier zu nennen. Endlich finden sich Beiträge zur Geschichte der soziolanthropologischen Bewegung in meiner vorerwähnten Aufsatzreihe: „Neues aus der Welt Gobineaus", im 10. und 11. Jahrgang der „Politisch-Anthropologischen Revue". Diese Zeitschrift gibt überhaupt in ihren früheren Bänden, nicht nur in den größeren wissenschaftlichen Auf-

Menschheit sichern wollten, war ihr gutes Recht; namentlich für die prähistorischen Zeiten scheinen auch die Schuchhardtschen Forschungen in diesem Sinne auszusagen, während für die geschichtlichen nach der Fülle nicht mehr anzuzweifelnder Zeugnisse die Ueberlegenheit der Arier allzu überwältigend sich kundgibt. (Daß nach der gewiß nicht unbegründeten Vermutung ernster Forscher wie Ammon beide Rassen in voreiszeitlichen Epochen einmal eine Einheit gebildet haben könnten, sei nur nebenbei erwähnt.) Empfindlicher noch fühlte sich das Judentum vom Preise des Germanentums getroffen und zur Nebenbuhlerschaft angestachelt. Auch hier aber kann die Wissenschaft mit gutem Grunde die Nichtigkeit der Einwände schon allein daraus erklären, daß ja das Judentum selbst, wie heute allgemein angenommen wird, starke arische oder arisierte Elemente im Verlauf seiner Mischungen in sich aufgenommen hat.

Am wirksamsten werden freilich die Werke dieser Schule selbst in ihrer Ganzheit und ihrem unzertrennlichen Zusammenhange für die ihnen innewohnenden Wahrheiten zeugen. Vergegenwärtigen wir sie uns in knapper Formulierung, diese Wahrheiten.

Eng Hand in Hand gehend, entdecken[204]) Lapouge und Ammon („Les sélections sociales“. „L'Aryen“. — „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen) die Rückwirkungen der Rasse auf die Gestaltung der Gesellschaft und ihre Wandlungen innerhalb derselben[205]). Zugleich zeigen sie in unermüdlicher Arbeit, unbeirrt durch Spott und Verkennung, die Bedeutung der anthropometrischen Methoden für die Gewinnung der aus jenen Vorgängen sich ergebenden Gesetze. Chamberlain bringt zwar wissenschaftlich nicht Neues hinzu, eher in dieser Beziehung eine

---

sätzen, nicht am wenigsten auch in den kleineren Beiträgen und Notizen, ein äußerst sorgfältiges und genaues Bild von der allmählichen Entwicklung der anthropologischen Wissenschaft, und man kann unter anderem daraus ersehen, wie es ihrem kühnsten, größten und substantiellsten Zweige mit der Zeit doch gelang, auch die Widerstände einer falsch verstandenen Fachwissenschaft siegreich zu überwinden. (Man vergleiche unter anderem den Bericht über den Anthropologen-Kongreß in Straßburg im August 1907 und die Ansprache von dessen Vorsitzendem, G. Schwalbe, in der „Polit.-Anthropol. Revue“, Jahrg. 6, S. 446 ff.) Früher war übrigens schon Wilser (ebenda, Jahrg. 1, S. 944—951, „Ueber das Verhältnis der Anthropologie zur Geschichte und Politik“) solchen Engherzigkeiten würdig und besonnen entgegengetreten.

[204]) Im Sinne der Vollständigkeit muß hier bemerkt werden, daß der Ausdruck und der Gedanke der „Sélections sociales“ nicht auf Lapouge, sondern auf seinen Meister Broca zurückgeht („Revue d'anthropologie“, 1872, p. 705 ss.). Jener hat ihm nur erst die volle Ausfüllung gegeben.

[205]) Vorgearbeitet hatte ihnen schon Hansen in seinem Buche: „Die drei Bevölkerungsstufen“ (München 1889), in welchem namentlich der rasche Verbrauch der rassisch wertvollsten Elemente durch das Stadtleben dargetan wird.

Stockung in die Bewegung, da er die morphologische Seite der Rasse nicht nur vernachlässigt, sondern geradezu ausschaltet, um so mehr aber hat er durch Ausbildung der Rassenlehre als Weltanschauung für die Sache getan und so erstmalig den im guten Sinne populären Zug hineingebracht, der bei Gobineau noch gänzlich fehlte. Gewaltig war der Ruck vorwärts, der mit Woltmann getan wurde. In seiner „Politischen Anthropologie" gab er die erste geniale Systemskizze des neuen Wissens; in seinem Renaissancewerk und seinen „Germanen in Frankreich" stellte er, gestützt auf eine riesige Kleinarbeit, zwei methodologische Meisterwerke zur Eroberung bisher umstrittener Gebiete für seine Leibrasse hin; in der „Politisch-Anthropologischen Revue" endlich schuf er eine Rüstkammer und eine Sammelstätte, an der, was immer an schaffensfrohen, hochgemuten Geistern eines ergiebigen Echos auf seinen Anruf fähig war, sich zusammenfand[206]). Penka und Wilser brachten endlich Licht in die allzulange dunkle Frage der indogermanischen Urheimat, Wilser schenkte uns außerdem in seinen Germanenbüchern wahre Kleinode einer idealen geistigen Heimatkunde. Auch für die Popularisierung des wissenschaftlichen Grundbestandes der Rassenkunde hat er (durch sein Buch „Rassen und Völker") Treffliches geleistet. Reibmayrs epochemachende Aufschlüsse über die Inzucht wie über die Entwicklungsgeschichte des Talentes und des Genies sind noch heute viel zu wenig gekannt und gewürdigt. Eugen Fischer hat in seinem Buche über die Rehobother Bastards als erster eine exakte Darstellung der Kreuzungsvorgänge gegeben und läßt es sich jetzt angelegen sein, das vor anderen wichtige Problem der Rassenkontinuität (des Fortlebens oder doch Hineinragens vergangener Rassen in die Gegenwart) aus dem Gebiet vager Hypothesen in das empirisch begründeter Wirklichkeiten überzuführen. Ihrer aller Erkenntnisse zusammenfassend und verarbeitend, konnte Hans Günther ein vollständiges Bild des deutschen Volkes (dem er später das der übrigen europäischen Völker folgen ließ) nach seiner rassenmäßigen Art und Zusammensetzung entwerfen, das sein Gefährte L. F. Clauß nach der seelischen Seite noch näher auszuführen sucht. Damit ist denn auch uns endlich das geworden, was die Franzosen in den beiden vortrefflichen Werken von Mortillet („Formation de la nation française", Paris 1900) und Alfred Fouillée („Psychologie du peuple français", 4me édition, Paris 1913) schon längst besaßen. Uebrigens ist auch Ripleys schönes Werk „The races of Europe" (London 1900) hierherzuziehen: es steht ganz auf dem Boden dieser Schule und führt zu gleichen Ergebnissen. Viel Geistvolles hat in seinen „Germanen in

[206]) Leider muß gesagt werden, daß die ungewöhnlich hohe Bedeutung dieser Zeitschrift nur andauerte, solange Woltmann lebte. Die Nachfolger haben sie nicht auf der Höhe zu halten vermocht.

Europa", „Rasse und Rassefragen in Deutschland" und anderen Schriften endlich noch Otto Hauser hinzugebracht.

Um den Ring zu schließen, fehlt jetzt noch das Werk einer geschichtlichen Darstellung des großen geistigen Feldzuges für die Rasse, der sich, mit allen seinen bisher weniger bekannten Vorläufern, durch Jahrhunderte hinzieht. Auch mit diesem Plane hat sich einst Woltmann getragen, aber der Verfasser hatte ihn schon früher gefaßt und hat ihn ja auch zu einem Teile, anknüpfend zunächst an Gobineau, in seinem älteren Werke schon zur Ausführung gebracht. Sollte es ihm jetzt gelingen, das Ganze zum Abschluß zu bringen, so würde noch ganz anders, als es hoffentlich doch auch nach diesen ersten übersichtlichen Darlegungen schon der Fall ist, die ganze Tragweite des Rassengedankens und die tiefe innere Einheitlichkeit der ihm gewidmeten Forschungen dem Leser sich erschließen.

Fünftes Kapitel

Einzelheiten der Rasse: Einteilungen. Unitarismus und Pluralismus. Rassenbildung. Rasse und Umwelt. Rasse und Religion. Genie und Rasse.

Von einer Einteilung der Menschenrassen nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten kann natürlich erst in den letzten Jahrhunderten die Rede sein. Immerhin müssen wir wenigstens im Vorbeigehen auch auf die mehr empirischen Versuche einen kurzen Blick werfen, welche in früheren Zeiten in dieser Hinsicht gemacht worden sind.

Von den in so vielen Beziehungen früh aufgeklärten und geistig regsamen Chinesen wird berichtet, daß sie fünferlei menschliche Gruppen nach den Farben unterschieden hätten [207]. Daß den Aegyptern vier Menschenrassen bekannt waren, die sie ebenfalls nach den Farben auseinanderhielten, wissen wir aus ihren Denkmälern. Weitaus die größte Bedeutung von diesen älteren Aufstellungen hat die sogenannte Völkertafel des zehnten und elften Kapitels der Genesis — der Stammbaum der Söhne Noahs — gewonnen. Zwar ist sie ganz unvollständig, insofern sie nur diejenigen Völker umfaßt, welche den Juden bekannt waren bzw. nahelagen, und z. B. die Neger ganz ausschließt. Aber die ungemeine Autorität, welche das Alte Testament durch die Jahrhunderte genoß, hat zur Folge gehabt, daß bis in die neueste Zeit hinein einzelne Gelehrte an jener Einteilung festgehalten bzw. sie der ihrigen zugrunde gelegt haben [208].

Wenig Beachtung scheint in der deutschen anthropologischen Literatur die Einteilung der Griechen gefunden zu haben, vielleicht weil man sie nicht allzu ernst nahm, während von französischer Seite, wie uns scheint mit Recht, nachdrücklich darauf hingewiesen worden ist. Die Griechen schieden nämlich, unter dem Vorantritt ihrer Seefahrer, die Menschen nach der Nahrung, die sie für gewöhnlich bevorzugen, und teilten sie dementsprechend in —phagen (Ichthyophagen, Sitophagen, Rizophagen, Spermatophagen usw. — die Anthropophagen natürlich nicht zu vergessen) ein. Victor Bérard,

---

[207]) Topinard, p. 63, nach Père Amyot.

[208]) Eine sehr gründliche Untersuchung widmete ihr seinerzeit der Gießener Theologe August Knobel, „Die Völkertafel der Genesis. Ethnographische Untersuchungen", Gießen 1850. Eine sehr große Rolle spielt sie unter anderem auch noch in dem in zahlreichen Auflagen erschienenen Werke der beiden Amerikaner Nott und Gliddon: „Types of Mankind".

der uns in seinem schönen Buche „Les Phéniciens et l'Odyssée"[209]) die eingehendsten Mitteilungen hierüber macht, hebt den tiefen Sinn dieser Einteilung hervor, insofern gemeinsame Nahrung ein mindestens ebenso festes Band um die Menschen schlinge wie gemeinsame Sprache und sich aus ersterer die gewichtigsten Rückschlüsse auf Lebensweise, Beschäftigungen, materielle und geistige Bedürfnisse, ja auf das Seelenleben der betreffenden Gruppen ergäben, wie wir denn ja noch heute mit aller Berechtigung von Biervölkern und Weinvölkern, von Getreide- und Reismenschen („humanités du blé" und „humanités du riz") reden könnten.

Ganz ähnlich äußert sich Letourneau[210]), der namentlich die Höherentwicklung zeigt, welche die Menschheit „en allant de la sauvagerie à la civilisation" mit dem Wechsel der Nahrung vorgenommen hat. Damit ist allerdings schon unwillkürlich ein Hauptseinwand gegen diese Klassifikationsweise angedeutet: sie hätte Sinn nur für die Zeiten und Gebiete, in denen die Rassen wirklich noch strenger geschieden waren oder sind. In dem Maße aber als die Menschheit oder doch große Teile derselben sich vereinheitlichen, gilt dies auch von ihrer Ernährung. Immerhin hat sich namentlich in deren Kerne, in dem Urnahrungsmittel Brot, noch heutigen Tages auch innerhalb der zivilisierten Menschheit etwas wie ein Rassenkennzeichen, ein Völker charakterisierendes und trennendes Merkmal, erhalten[211]).

Der naiven Einfachheit dieser älteren Versuche steht in neuerer Zeit ein fast wirr zu nennendes Treiben, ein Treiben jedenfalls von seltener Kompliziertheit, gegenüber. Seit zuerst 1684 ein Ungenannter im „Journal des Savants" sich an dieser Aufgabe, deren Schwierigkeit er damals wohl noch kaum ahnte, versuchte, hat es Klassifikationen aus den verschiedensten Gesichtspunkten gehagelt, ohne daß man lange Zeit viel weiter als zu der negativen Erkenntnis, wie es dabei nicht anzufangen sei, und allenfalls zu einigen theoretischen Grundsätzen, die aber in die Praxis umzusetzen nicht so ohne weiteres gelingen wollte, vorgedrungen wäre. Als Humboldt seinen „Kosmos" schrieb, mußte er von allen bisherigen

---

209) T. I, p. 20 ss., T. II, p. 99 ss. Belege führt er unter anderen an aus Homer, Herodot und Diodor, und vor allem aus dem „Periplus" des Agatharchides (Geogr. Graec. min. ed. Didot, p. 120), wo „vier große Rassen im Süden von Aegypten am Roten Meere" nach der Nahrung aufgezählt werden.

210) „La sociologie d'après l'ethnologie", p. 31.

211) Man vergleiche hierzu Goethe, „Kampagne in Frankreich" unterm 19. und 24. September 1792: „Der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume; Weißbrot und Schwarzbrot ist eigentlich das Schiboleth, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen", und Hirt, „Die Indogermanen", Bd. I, S. 275: „Noch jetzt ist das Roggenbrod den romanischen Nationen verhaßt" . . . „Wo die Mädchen schwarz sind, ist das Brot weiß, und umgekehrt."

Gruppierungen das Urteil fällen, daß ihnen „keine typische Schärfe, kein durchgeführtes natürliches Prinzip der Einteilung zugrunde liege" und daß insbesondere die geographischen Benennungen als Ausgangspunkt viel zu unbestimmt seien[212]). Und noch mehr als ein halbes Jahrhundert später sah sich Eugen Fischer[213]) zu der Feststellung genötigt, daß „man heute noch nicht in der Lage sei, eine Einteilung der Menschheit zu geben, die, auf morphologisch-physiologische Merkmale aufgebaut, wirklich eine Gruppierung der menschlichen Varietäten nach genealogischen (stammesgeschichtlichen) Gesichtspunkten ergäbe", und daß namentlich hinsichtlich der Namengebung ein geradezu trostloses Durcheinander herrsche"[214]).

Wie ist nun dies zu erklären? Vor allem wohl daraus, daß gerade hier, wo man mehr als irgendwo sonst der Naturwissenschaft allein das Wort hätte lassen sollen, dieser zuviel von anderen Seiten dreingeredet worden ist. Mag immerhin die Unterscheidung von Völkern und Rassen in der Praxis rassenkundlicher Untersuchungen zumeist nicht durchzuführen sein — gerade dieses Buch zeigt wiederum auf Schritt und Tritt, daß, wie die Völker rassisch gebunden, so auch die Rassen, mindestens die der Kulturwelt, volklich bedingt sind, nur als Völker oder doch in Völkern in die Erscheinung treten —, hier, an einem so entscheidend wichtigen theoretischen Ausgangspunkte mußte sie festgehalten werden. Daß dies nicht geschehen, hat dann zur Folge gehabt, daß nun bei manchen dieser Gruppierungen geographische und ethnographische mit anthropologischen Benennungen bunt durcheinanderwirbeln. Auch zeitgeschichtliche Strömungen haben mehr als gut in diesen Teil unserer Wissenschaft mit hineingespielt, so, wenn der Göttinger Kulturhistoriker Meiners unter dem Eindrucke der ästhetisierenden Neigungen seiner Zeit zwischen schönen und häßlichen Völkern unterschieden sehen wollte, oder zur Zeit der Hochblüte der Völkerpsychologie O. Caspari sich so weit verstieg, nur dem Völkerpsychologen die Möglichkeit und die Berechtigung einer „wirklich sachgemäßen Einteilung und Klassifikation" zuzusprechen[215]).

---

212) Bd. I, S. 231.

213) Artikel „Rasse und Rassenbildung" im „Handwörterbuch der Naturwissenschaften".

214) Noch radikaler jetzt derselbe, „Rasse und Rassenentstehung beim Menschen", S. 114 ff.

215) „Die Urgeschichte der Menschheit", Leipzig 1873, Bd. I, S. 218 ff. Gegen Casparis Sätze, daß „die Grundverschiedenheiten des Naturells unter den Urstämmen durchaus als ursprünglich anzunehmen, das innere Naturell als Anlage bereits ursprünglich entscheidend sei, im Kampfe ums Dasein den Entwicklungsgang der Rasse zu bestimmen, daher auch nur im Naturell die glücklichsten Unterscheidungsmerkmale der Rassen gefunden und nur mit Rücksicht darauf die Verwandtschaftsgrade der Völker festgestellt werden können" — gegen dieses alles ist an sich nichts

Die Naturforscher unter sich sind dann freilich auch nicht viel weiter in ihren Einteilungsversuchen gekommen. Sie haben vor allem mit dem Streit über die Frage, was als Art, Gattung, was als Rasse, was als Unterrasse (Varietät) zu bezeichnen sei — letzten Endes einem Streit um Worte — viel kostbare Zeit und Kräfte verloren. Demnächst aber sind sie dann lange Zeit zu einseitig, auf zu engem Revier und ohne die gebotene Fühlung mit den Schwesterwissenschaften vorgegangen. Nur beiläufig können wir hier erwähnen, daß Linné die Rassen auf die Erdteile, Leibniz auf die klimatischen Zonen verteilt sein ließ. Weitaus die meisten hielten sich an die anatomischen Merkmale, griffen dabei aber gemeiniglich nur ein einzelnes heraus, wie Cuvier und andere die Hautfarbe, Retzius die Schädelgestalt, Kollmann diese letztere in Verbindung mit der Gesichtsbildung, Friedrich Müller die Kopfhaare. Erst allmählich gelangte man dahin, der gesamten körperlichen Beschaffenheit maßgebende Bedeutung für die Einteilung zuzuschreiben, dabei allerdings die Vergleichung einzelner wichtiger Körperteile — vor allem den Schädelbau — in den Vordergrund zu rücken, eine Art Rang- oder Reihenfolge: Schädel, Haar- und Hautfarbe, Wuchs, aufzustellen[216]. Lapouge[217], und nach ihm R. Steinmetz[218], haben dann noch einen Gesichtspunkt hinzugebracht, dessen Berücksichtigung zugleich ein Entgegenkommen gegen die Forderungen der Psychologen bedeuten würde: sie machen darauf aufmerksam, daß die gehirnanatomische und histologische sowie überhaupt die feinanatomische — physiologische und pathologische — Untersuchung der Menschentypen ungeahnte Zusammenhänge aufweisen und einer einwandfreieren Einteilung der Menschheit vorarbeiten werde.

Wie eine solche nun aber auch ausfallen möge, eine Erkenntnis wird dabei immer festzuhalten sein, die manche der Früheren zu wenig beherzigt haben: daß zur allgemeinen Anerkennung immer nur einige wenige große Gruppen sich hindurchringen, zwischen den vielen Uebergangserscheinungen aber, den „Rassen in Duodezformat", scharfe Grenzen sich nun und nimmer ziehen lassen werden,

einzuwenden, die Forderung eines gewissen Primates des Psychischen nicht durchaus abzulehnen. Wenn aber Caspari die für den Naturforscher maßgebenden äußeren Merkmale als „nicht klar durchgreifend und dem Psychologen nicht genügend" bezeichnet, so haben wir seitdem gelernt, daß, wie alles Menschliche stets ein Doppelgesicht zeigt, so auch die durch einen festen Komplex äußerer Merkmale charakterisierten Rassen ein ebenso festes psychisches Gepräge tragen, das sich als jenem unbedingt entsprechend mit Sicherheit aus ihm herauslesen läßt.

[216]) So Wilser, „Politisch-Anthropol. Revue", Jahrg. 5, S. 388.

[217]) „L'Aryen", p. 29.

[218]) „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie", Jahrg. 26, S. 84.

daß, mit anderen Worten, aller und jeder Rasseneinteilung immer etwas Approximatives anhaften wird. Man wird immer nur zu einem Ergebnis gelangen, das Topinard mit den Worten treffend umschrieben hat: „Le type d'une espèce, d'une race, d'un peuple, d'une série de crânes, autrement dit d'un groupe quelconque, est l'ensemble des caractères les mieux accusés, les plus constants au degré voulu et les plus frappants par rapport à ceux d'autres groupes“[219]). Und ähnlich ein deutscher Anthropologe, Paul Ehrenreich[220]): „Ein Rassenkanon wird nur auf breitester Basis möglich sein ... Ob wir es je zu einer wissenschaftlichen Bestimmung der Merkmale jeder Hauptrasse bringen werden, ist nicht abzusehen. Es handelt sich hierbei zunächst immer nur um ein theoretisches Postulat. Die Hauptsache bleibt die Unterscheidung der am schärfsten hervortretenden Formen, wenn solche auch exakt nicht zu fixieren sind. Ihrer Bedeutung im System geschieht dadurch kein Abbruch."

Diese Einsicht einmal gewonnen, werden wir auch einen kritischen Rückblick auf die lange Reihe der in nahezu zweiundeinhalb Jahrhunderten vorgenommenen Einteilungsversuche vornehmlich nur in dem Sinne zu werfen haben, inwieweit deren namhafteste Urheber sich jener genähert bzw. nach ihr verfahren haben. Das Genauere oder gar Vollständige hierüber, das nur in naturgeschichtliche Werke gehörte, schließt sich für uns ohnehin aus[221]).

Klar ist zunächst, daß die sinnvolle Beschränkung auf einige wenige Hauptgruppen gerade von den älteren Forschern vorwiegend geübt, von den neueren zum Teil wieder aufgegeben worden ist. Meiners, später Virey nahmen nur zwei, Cuvier und auf ihm fortbauend Broca und Topinard drei, der Anonymus von 1684, Kant, Linné und andere vier, Blumenbach fünf, Buffon, Herder und andere sechs, Hunter sieben Rassen oder Varietäten

---

219) p. 193.

220) „Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens", Braunschweig 1897, S. 24—25.

221) Für diejenigen, welche der Geschichte der Rasseneinteilungen im einzelnen näher nachgehen wollen, mögen hier folgende Winke gegeben sein: Eine sehr vollständige Aufzählung der älteren (bis 1837) findet sich unter anderem bei d'Orbigny, „L'homme Américain" (Straßburg 1840), zu Anfang des ersten Bandes. Gute Referate über die hervorragendsten bei Kriegk, „Die Völkerstämme und ihre Zweige", 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1856. Von den Neueren geben namentlich Topinard, Johannes Ranke („Der Mensch", S. 236—253) und Eugen Fischer („Handbuch der Naturwissenschaften", Bd. VIII, S. 94 ff.) ausführlichere Mitteilungen. Eine geschichtliche Uebersicht über die naturwissenschaftlichen Bezeichnungen bringt Lapouge in der „Politisch-Anthropologischen Revue", Jahrg. V, S. 669 ff.

an[222]). Erst im neunzehnten Jahrhundert folgen dann Agassiz mit acht, Pickering mit elf, Fr. Müller mit zwölf, Bory St. Vincent mit fünfzehn, Malte-Brun und Desmoulins mit sechzehn, Morton mit zweiundzwanzig, Deniker mit neunundreißig und so fort bis dreiundsechzig (Burke). Je mehr die Zahl wuchs, desto mehr mußten Hauptrassen und Unterrassen (d. i. durch gemeinsame körperliche Eigenschaften, je nachdem auch durch sprachliche Zusammengehörigkeit verbundene Typen, geographische Lokalformen, aus denen sich die größeren Formengruppen zusammensetzen) in diesen Aufzählungen durcheinandergeraten. Ausdrücklich auseinandergehalten werden beide von Deniker[223]), der seine sechs Haupttypen (neben denen er noch vier Untertypen annimmt) in neunundzwanzig Rassen zerfallen läßt. Deniker hat großen Einfluß gewonnen, nicht am wenigsten auch dadurch, daß er die Heranziehung der gesamten Körpermerkmale, Schädelform, Haar- und Hautfarbe, Wuchs, am konsequentesten durchführte. Aber der Ruhm, dies Verfahren zuerst methodisch begründet und gegen die Einseitigkeiten der Früheren durchgesetzt zu haben, gebührt dem großen Blumenbach[224]), der außerdem auch mit seiner Rasseneinteilung (Kaukasier, Mongolen, Neger, Amerikaner, Malaien), innerhalb deren er unmerkliche Stufen und Uebergänge jeder Art zuließ, bahnbrechend gewirkt und lange Zeit eine vorherrschende Stellung eingenommen hat. Viel Anerkennung hat unter den Neueren noch Fr. Müller mit seiner „Allgemeinen Ethnographie" (Wien 1873) gefunden, trotz ihres ungenügenden Einteilungsprinzipes. Sie ist aber wertvoller für die Völker- als für die Rassenkunde, welche beiden Wissenschaften gerade dieser Forscher besonders klar und scharf geschieden hat.

In jüngster Zeit hat sich die Aufgabe der Anthropologie nach dieser Seite insofern erweitert, als nachgerade die in immer reicherer Anzahl zutage tretenden prähistorischen Rassen in die Einteilungen mit einzubeziehen waren. Hier ist Wilser führend vorangegangen[225]), der, im übrigen — mit seinem Homo Europaeus, den Weißen, Homo niger oder afer, den Schwarzen, Homo brachycephalus, den Gelben — die vornehmlich bei den Franzosen übliche Dreiteilung aufgreifend, seinen drei Rassen deren fossile Varianten eingliedert, und außerdem, bis zur Entstehung der

[222]) Bezeichnet werden sie bald als Rassen, bald als Gattungen (Spezies), bald als Varietäten, bald als Hauptstämme, ohne wesentlichen Unterschied.

[223]) „Les races de l'Europe", Paris 1898—99. (Zuerst in den „Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris".)

[224]) In seiner Abhandlung: „De generis humani varietate nativa". Ed. 3. 1795. Vgl. hierzu Peschel, „Geschichte der Erdkunde", München 1865, S. XIV/XV und 680 ff., und Ehrenreich, a. a. O., S. 9 ff., 21.

[225]) Im fünften Jahrgang der „Politisch-Anthropologischen Revue".

Menschheit zurückgehend, ihnen allen einen Proanthropus erectus und einen Homo primigenius voranstellt.

Mit diesem Vor- und Urmenschen tritt nun aber ein neues Problem vor uns hin: das der Entstehung der Rassen. Je weiter wir diese zurückverfolgen, desto unentrinnbarer werden wir vor die Frage ihres Ursprunges gestellt, für deren Beantwortung es zweierlei Möglichkeiten gibt, wie sie etwa Steffens (klar und gründlich) formuliert hat[226]: „Müssen wir für jede Rasse einen eigenen Urstamm annehmen, so daß die Einwohner der verschiedenen Weltteile nicht bloß klimatisch Erzogene, Gebildete, sondern vielmehr klimatisch Geborene, wahre Autochthonen sind, oder lassen sich alle Abweichungen als Strahlen aus einem Mittelpunkt, alle Rassen aus einer Stammrasse erklären?" — oder wie wir sie kürzer fassen können: Haben wir primitiv geschiedene Gruppen oder aber Gruppen mit sekundären, durch die Umwelt bedingten Unterschieden anzunehmen?

Von den ältesten Zeiten an haben sich hier die Geister geschieden, und bis zu einem gewissen Grade stehen sich Polygenisten und Monogenisten (Pluralisten und Unitarier) bis auf den heutigen Tag noch als Gegner gegenüber, wenngleich es mit der Zeit auch hier an ausgleichenden Mittelwegen nicht gefehlt hat. Noch weniger freilich hat es an solchen Stimmen gefehlt, welche der ganzen Frage die Berechtigung, oder doch jede Aussicht auf eine befriedigende Lösung, absprechen. „Keiner unserer Philosophen ist ja bei der Schöpfung zugegen gewesen", sagt schlichtvolkstümlich der Lachende Philosoph[227], und etwas gewählter Goethe: „Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht." Mehr als einer der Forscher, die in diesen Dingen mitgeredet, hat ja denn auch seine Untersuchungen in ein non liquet auslaufen lassen, und kaum einer wird sich darüber im Unklaren gewesen sein, daß er nur allenfalls hoffen könne, in die Wagschale seiner Ansicht ein etwas größeres Teil von Wahrscheinlichkeit hineinzubringen. Aber diese Bescheidung hat doch die besten Köpfe nicht abgehalten, sich an dem heiklen Probleme zu versuchen, und es ist bezeichnend, daß gerade Goethe, der durch seinen obigen Ausspruch gewissermaßen davor zu warnen scheint, dann doch in der Sache selbst recht kräftig Partei ergriffen hat. Uebrigens aber wollen wir uns doch auch gegenwärtighalten, was der Geschichtschreiber des Materialismus, Friedrich Albert Lange, zu diesem Thema bemerkt hat[228]: „Um etwas zu entscheiden, wovon niemand eine klare Vorstellung hat, nämlich ob die Menschheit eine Einheit bilde, hat man Schädel gemessen, Skelette studiert, Proportionen

[226]) „Schriften", Bd. II, Breslau 1821. S. 222 ff.
[227]) Weber, „Demokritos", Bd. IX, S. 7.
[228]) „Geschichte des Materialismus", Bd. II². Iserlohn 1875. S. 328 ff.

verglichen und jedenfalls die Ethnographie bereichert, den Gesichtskreis der Physiologie erweitert und zahllose Tatsachen der Geschichte und Anthropologie gesammelt und der Vergessenheit entrissen." Nun, man sollte denken, dies lohne allein schon die darauf verwandte Fülle des Fleißes, auch wenn eine feste Entscheidung in der strittigen Frage dadurch nicht herbeigeführt wäre, und rechtfertige es insofern auch, wenn wir dieser letzteren jetzt hier einigermaßen nähertreten. Es kann dies, unserer Aufgabe entsprechend, auch wiederum nur unter Anführung der Hauptdaten geschehen.

Für manches Einzelne muß auf die Sonderarbeiten verwiesen werden, auf welche unsere Darstellung sich zum Teil stützt[229]).

Bemerkenswert ist vor allem, daß ziemlich im gesamten, insbesondere griechischen, Altertum, und zwar gleichermaßen bei den Denkern wie im Volke der Autochthonenglaube, das heißt die pluralistische Vorstellung, die herrschende war[230]). Sie auch liegt den Ursprungssagen der indogermanischen Völker, von denen unter anderen Jakob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie"[231]) handelt, zugrunde. Sagen bergen immer einen gewissen, wenn auch noch so bescheidenen, Kern von Wirklichkeit, und wenn es im vorliegenden Falle auch zu kühn wäre, von tatsächlichen, greifbaren Erinnerungen zu reden, so deutet jenes auffallende Unisono der größten wie der kleinsten Geister doch unzweifelhaft auf einen höchst sicheren Instinkt, der letzten Endes in etwas wie Erinnern wurzelte.

Zum ersten Male trat die Lehre von einer einheitlichen Abstammung des Menschengeschlechtes in die Welt mit den Ueberlieferungen der Juden, welche Esra nach der babylonischen Gefangenschaft sammelte. Aus dem Schöpfungsberichte der Genesis ging sie dann ins

---

[229]) Eine Uebersicht der polygenistischen Systeme, insbesondere Isaac de La Peyrères, gibt schon Diderot im „Dictionnaire encyclopédique" (Oeuvres complètes, T. XVI.), Paris 1876, p. 387—389, unter dem Artikel „Préadamite". Sehr vieles zu der Frage sodann in dem Kapitel „Physiologie" (S. 108—202) von L. Diefenbachs „Vorschule der Völkerkunde" (Frankfurt a. M. 1862), bei T. Bendyshe, „The history of anthropology" in den „Memoirs red before the anthropological Society of London", 1863—64, Vol. I., London 1865, p. 335—458, und bei R. von Mohl, „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik", Bd. II, S. 336 ff. Eine ausführliche Darstellung des Kampfes der Pluralisten und Unitarier gibt Topinard in seinem Hauptwerke, p. 49—62, 78—97, eine kürzere in der „Revue d'Anthropologie", 1879, p. 590. Endlich sei noch auf Achelis hingewiesen, in dessen Buche namentlich die mehr oder minder vom Darwinismus beeinflußten, jedenfalls aber unitarisch gerichteten Denker zu Worte kommen, während der ganze zweite Abschnitt von Ludwig Gumplovicz' „Der Rassenkampf" (Innsbruck 1883) wohl als ein Arsenal des Polygenismus bezeichnet werden darf.

[230]) Vgl. unter anderen Plato im „Menexenos", K. 6 u. 7.

[231]) S. 537 ff.



Römerreich und in die christliche Welt über, allerdings von Anfang an nicht ohne Widerstände und abweichende Lehrmeinungen. Sogar innerhalb der Judenschaft selbst machten sich solche bemerklich: schon die Urheber der babylonischen Targums vertraten gesonderte Schöpfungsakte, Julian der Abtrünnige kam darauf zurück, und selbst für den Kirchenvater Clemens von Alexandrien gab es voradamitische Welten. Aber Augustin setzte sich mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit für die jüdische Lehre ein[232]) und erhob sie so zum Dogma, das nicht nur während des gesamten Mittelalters unbedingt in Geltung blieb, sondern Jahrhunderte darüber hinaus so großen Einfluß übte, daß es noch einen Gobineau, der im Herzen unzweifelhaft Polygenist war, wenn auch nicht zur Waffenstreckung, doch zur Stimmenthaltung vermochte. Unter den Opfern der Ketzergerichte und der Inquisition sind auch die Bekenner polygenistischer Anschauungen in nicht ganz geringer Anzahl vertreten, und noch im 17. Jahrhundert mußte Vanini nicht am letzten um ihretwillen den Scheiterhaufen besteigen.

Aber mit dem Aufkommen freieren Denkens tagte es auch für diese wieder. Acht Jahre nachdem durch eine päpstliche Bulle von 1512 erklärt worden, daß auch die Bewohner der neuen Welt als Nachkömmlinge Adams zu betrachten seien, trat einer der originellsten Geister und eine der markantesten Charakterfiguren jener Zeit, Theophrastus Paracelsus, dem kühnlich entgegen, und später folgten ihm Giordano Bruno und Vanini. Epoche machte 1655 La Peyrère mit seiner Schrift „Systema theologicum ex Praeadamitarum hypothesi", in welcher er das Dasein anderer Menschen zur Zeit Adams aus der Genesis selbst bewies. Nicht weniger als neununddreißig Gegenschriften aus dem monogenistischen Lager hat sie hervorgerufen. Gleichwohl ging die präadamitische Ketzerei weiter, wie denn überhaupt der Kampf seitdem nie wieder zur Ruhe gekommen ist.

Im 18. Jahrhundert geriet er, wie billig, mehr und mehr in die Hände der Naturforscher. Blumenbach gab dem Hin und Her des Streites im Sinne der Einheit die Wendung, daß die uns bekannten Varietäten des Menschengeschlechtes auf eine einzige Gattung zurückgingen. Auch der Engländer Prichard, später Karl Ernst von Baer, Virchow und Kollmann sprachen sich im gleichen Sinne aus, während die Franzosen Bory St. Vincent, Desmoulins, Agassiz, Broca und die Amerikaner Nott und Gliddon den Polygenismus verfochten.

Einen mächtigen Aufschwung nahm die Einheitslehre seit dem Eingreifen Darwins, welcher die Ansicht, daß der Mensch nur eine Spezies bilde, und die Rassen sich aus einem Urtypus entwickelt

---

[232]) „De civitate Dei", 12, 10 und 16,8.

hätten, am entschiedensten vertrat. Seine Nachfolger wußten sogar über das Einzelne dieser Entwicklung Näheres zu berichten[233]).

Die Siegeszuversicht der Darwinianer war eine Zeitlang groß. Nur ein paar Beispiele hierfür:

Johannes Ranke sagt: „Es erscheint uns als eine besonders wichtige Errungenschaft der modernen darwinistischen Naturphilosophie, daß dadurch der Annahme einer gemeinsamen Abstammung des Menschengeschlechtes, die unter den auf ernsthafte und eigene umfassende Studien bauenden anatomischen Anthropologen von jeher die leitende war, ganz allgemein auch unter den Teilen des Publikums Bahn gebrochen worden ist, welche sich durch anatomische Beweise nicht überzeugen lassen", und einige Seiten weiter meint er sogar, „Darwins Philosophie habe mit der direkten Anerkennung der Einheit des Menschengeschlechts die noch hochgehenden Wogen der Diskussion beruhigt"[234]).

Und O. Caspari[235]): „Die Autochthonentheorie zählt heute in Rücksicht auf die vielen Tatsachen, die sich wider sie erheben, nur noch wenige Anhänger." Aehnlich Hermann Wagner[236]): „Vor einem Menschenalter gingen viele von der Annahme aus, es zerfalle das Geschlecht in eine Reihe scharf gesonderter Arten. Der Sieg der Entwicklungslehre ... schuf Wandel in diesem Punkte. Heute hat die Ansicht, daß die verschiedenen Erscheinungsformen, in denen die Menschengruppen sich auf der Erde bewegen, aus einer Wurzel hervorgegangen sind, die Oberhand gewonnen. Die Einheit des Menschengeschlechtes ist wieder ein Glied in der herrschenden Weltanschauung unserer Tage."

Doch dürften diese Triumphrufe verfrüht gewesen sein und vor der Gesamtentwicklung, welche die Wissenschaft in diesem Punkte genommen hat, nicht standhalten. „Herrschend" ist dieser Teil der Weltanschauung nicht geblieben.

Erstlich wiesen wir schon darauf hin, daß Darwin und den Seinen, namentlich in Frankreich, doch auch mächtige Gegner gegenüberstanden und das Feld behaupten. Gumplovicz hat die Hauptstimmen gesammelt[237]). Er auch hat überzeugend dargetan[238]), daß

---

[233]) So namentlich Häckel, der in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" für alle Menschenrassen der Erde einen einzigen Stammbaum konstruieren will, dem er sogar einen bestimmten Ort als Entstehungszentrum anweist. Man vergleiche hierzu (als Anhänger) Friedr. Müller, „Allgemeine Ethnographie", S. 23 ff., und (als Gegner) Gumplovicz, a. a. O., S. 70—77.

[234]) „Der Mensch", Bd. II, S. 231, 236.

[235]) „Urgeschichte der Menschheit", Bd. I, S. 216 ff.

[236]) „Lehrbuch der Geographie", Bd. I[6], S. 659.

[237]) A. a. O., „II. Polygenismus", S. 43—86. Man vgl. besonders das S. 80 ff. über Agassiz Gesagte.

[238]) Ebenda, S. 70 ff.

der ursprüngliche und reine Darwinismus der Annahme mehrfältiger Abstammung gar nicht im Wege stehe, daher denn auch einige Darwinisten wie Oskar Schmidt und Büchner sie ausdrücklich zuließen.

Was ihm noch entgangen, was aber ganz besonders ins Gewicht fällt, ist, daß der bedeutendste und älteste Bundesgenosse Darwins, A. R. Wallace, aus der von ihnen gemeinsam entdeckten Wahrheit im Betreff des hier strittigen Punktes[239]) ganz andere Folgerungen gezogen hat. Hören wir ihn: „Wenn wir versuchen, unparteiisch über das Meritorische dieser wichtigen Streitfrage zu entscheiden, indem wir allein nach den Beweisen urteilen, welche beide Parteien vorgebracht haben, so scheint es sicher, daß die besten Argumente auf der Seite jener stehen, welche die ursprüngliche Verschiedenartigkeit des Menschen behaupten. Ihre Gegner sind nicht imstande gewesen, die Permanenz der existierenden Rassen, soweit wir sie zurückverfolgen können, zu widerlegen, und es ist ihnen nicht in einem einzigen Falle gelungen zu zeigen, daß zu irgendeiner früheren Zeit die gutmarkierten Varietäten des Menschengeschlechtes sich näher standen, als sie es jetzt tun. Allein dieses ist nur ein negativer Beweis. Ein Zustand von Unbeweglichkeit während vier- bis fünftausend Jahren schließt nicht einen Fortschritt zu einer früheren Zeit aus und macht nicht einmal einen solchen Fortschritt unwahrscheinlich, wenn man irgendwelche Argumente zu seinen Gunsten anführen kann."

Was nun diese — der Sachlage nach durchaus hypothetischen — Argumente betrifft, welche von seiten der Monogenisten hierzu vorgebracht worden sind, so spielen dabei, wie begreiflich, die „ungeheuren Zeiträume", die „Hunderttausende von Jahren, welche der Mensch brauchte, um sich aus der einen Spezies zu den vielen Varietäten zu differenzieren, von denen die heutigen Rassen nur schwache Reste sein dürften[240]), ja die nur nach Lichtzeit zu messenden Aeonen älterer geologischer Epochen, in die wir zurückgehen müssen, um den Urmenschen, aus dessen Variierung die verschiedenen Typen der heutigen Menschheit hervorgegangen sind, zu finden[241])," eine große Rolle. Es muß jedem einzelnen überlassen bleiben, inwiefern er einer solchen immer doch nur auf konstruktive Möglichkeiten hinauslaufenden Beweisführung den greifbar vorliegenden Ersichtlichkeiten der anderen, der Tatsache gegenüber, daß die jetzigen Rassen Dauerformen sind, Berechtigung zugestehen will. Bewiesen im eigentlichen Sinne haben die Monogenisten jedenfalls noch nichts, nicht einmal negativ, wie unter anderen der sonst der Einheit zuneigende Vir-

[239]) „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl", S. 349 ff.
[240]) Fr. Müller, a. a. O., S. 34.
[241]) J. Ranke, a. a. O., Bd. II, S. 360.

chow[242]) zugibt: „Wie soll man es erklären, auf welche Weise und durch welche Einflüsse die originären Rassentypen entstanden sind? Noch ist kein einheitlicher Urtypus für die Menschen festgestellt" (und dürfte sich auch in den nur nach Lichtzeiten zu messenden Aeonen nimmer feststellen lassen). Und doch besteht zu Recht, was Ehrenreich[242a]) sagt: „Wer als Monogenist die evidenten Unterschiede für unwesentlich hält und die Einheit, d. h. den gemeinsamen Ursprung der Rassen behauptet, dem liegt die Beweislast dafür ob, keineswegs aber brauchen, wie man vielfach verlangt, die Polygenisten Beweise für gesonderte Entstehung zu bringen, denn die Sonderung ist schon von Natur gegeben und gilt prinzipiell bis zum Beweise des Gegenteils."

So haben offenbar auch viele Naturforscher empfunden und sind deshalb nicht nur von der Unveränderlichkeit der Rassen, sondern, als von einer logischen Folge derselben, auch von der Mehrheit ihrer Urväter wie von etwas natürlich Gegebenem ausgegangen. So unter anderen Carl Vogt, der erst in seinen „Vorlesungen über den Menschen" (Gießen 1863) unter dem Einflusse Darwins der allmählichen Umgestaltung der Organe durch äußere Einwirkung größere Zugeständnisse machte[243]). Und kaum einer findet sich, der nicht, bewußt oder unbewußt, von seiner Lehre etwas zugunsten der polygenistischen abgelassen hätte[244]). Hierher gehören auch die Bemühungen, beide zu vereinigen, oder doch ein Mittleres zwischen ihnen zu finden, so wenn Einheit der Gattung Mensch und Einheit der Abstammung der Rassen, d. h. ihre Entwicklung aus derselben Grundform, auseinandergehalten werden sollen, indem die gleiche Spezies sich an verschiedenen Arten unter verschiedenen Verhältnissen zu verschiedenen Varietäten differenziert haben könne[245]), oder wenn zwischen Mensch als elementarem Produkt der Natur und Mensch im höheren Sinne ein Unterschied gemacht werden und nur ersterem die Einheit im Sinne gemeinsamen Ursprungs zugesprochen, letzterem die Mannigfaltigkeit auch im Sinne ursprünglich verschiedener Menschenrassen belassen werden soll (was letzten Endes doch auf die monogenistische Lehre hinauslaufen würde)[246]).

---

[242]) Bei Ehrenreich, a. a. O., S. 20.

[242a]) Ebenda, S. 20/21.

[243]) Lorenz Diefenbach, „Vorschule der Völkerkunde", Frankfurt a. M. 1864, S. 120.

[244]) Beispiele bei Ehrenreich wie bei Gumplovicz, a. a. O.

[245]) So Ehrenreich, a. a. O., S. 18 ff. Aehnlich Waitz, „Anthropologie der Naturvölker", Bd. I, Leipzig 1859, S. 22 ff. E. Fischer, „Rasse und Rassenbildung beim Menschen", Berlin 1927, S. 51 ff.

[246]) Diesen Versuch hat namentlich Wallace unternommen, a. a. O., S. 367—68. Daß übrigens die den Menschen rein nur anatomisch Fassenden in dem hier angedeuteten Sinne einzelne sehr auffallende Erscheinungen für ihre Lehre anzuführen vermögen, kann am wenigsten

Schon nach diesem allen dürfte es begreiflich erscheinen, daß wieder und wieder gerade auch von bedeutenden Naturforschern ein Verzicht auf endgültige Lösung dieser Frage ausgesprochen worden ist. Alexander von Humboldt führt die Worte Johannes Müllers, als „des größten Anatomen seines Zeitalters", an: „daß die Erfahrung es nicht ermitteln könne, ob die gegebenen Menschenrassen von mehreren oder einem Urmenschen abstammen"[247]), und ein belgischer Gelehrter, Van der Kindere, spricht es geradezu aus, daß die Naturwissenschaft hier ihre Unzuständigkeit zu erklären habe, und daß die These einer Einheit des Menschengeschlechtes nur in rein ideellem Sinne („dans un sens tout idéal") aufgestellt werden könne[248]). Damit wäre dann freilich wieder, wie einstens, den Theologen und den in solchen Dingen meist mit ihnen marschierenden Philosophen das Wort erteilt, und es ist ja bekannt, wie eifrig und unnachgiebig namentlich erstere bis heute an jener ihrer Lieblingsthese festhalten, mindestens so fest wie die Darwinianer an der ihrigen, so daß wir hier in der Uebereinstimmung der Ergebnisse, in welche rein materialistische und rein spiritualistische Gedankengänge ausmünden, ein neues Beispiel für den alten Satz, daß die Extreme sich berühren, vor uns hätten. Insbesondere auch in dem Verlangen nach einer Endeseinigung und der Ueberzeugung von dem unausbleiblichen Eintritt einer solchen begegnen sich Theologen und Philosophen mit sehr vielen Vertretern der realen Fächer. Können sie die Einheit der physischen Abstammung nicht aufrechterhalten, so ziehen sie sich auf die der geistigen Verwandtschaft, der Gleichartigkeit der geistigen Befähigung, zurück, und „warum sollte nicht die Einheit der Menschen statt an den Anfang, wo sie ja doch jedenfalls nur ganz kurze Zeit gedauert hätte, eher an das Ende der Menschheitsentwicklung zu setzen sein, als das Ziel, dem sie zustrebt"[249])? Liegt doch diese Einheit von Hause aus in dem göttlichen Plane, daher denn auch „die Kirche der partikularistisch-nationalen Staatsidee [es könnte geradesogut heißen dem sondernden und gliedernden Rassengedanken]

---

geleugnet werden. So die von Johannes Ranke („Anthropologische Beobachtungen", in „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung, herausgegeben von A. Kirchhoff", S. 342) mitgeteilten, wonach sich die Gesichtsbildung unserer Neugeborenen in wesentlichen Zügen teils der der Mongoloiden, teils der der niedrigsten schwarzen Stämme annähert. „Das, was jene Gesichter fremder Völker für uns so ungewohnt macht, ist das Festhalten an typischen Bildungen, welche für unser Volk nur erste Durchgangsstadien nach der Geburt darstellen."

[247]) Gumplowicz, a. a. O., S. 49.

[248]) „De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples", Brüssel und Paris 1868, p. 84/85.

[249]) Pfleiderer, „Die Religion", Bd. I, S. 288.

die Idee der unteilbaren in Christo wieder zu ihrer ursprünglichen gottgewollten Einheit zurückgeführten Menschheit gegenüberstellt"[250]).

Man sieht, hier liegt geradezu etwas wie eine höhere Weihe über dem Einheitsgedanken, und nicht viel anders ist es um gewisse metaphysische Systeme bestellt, die ebenfalls gar nicht anders als auf unitarischer Basis zu denken sind. Es braucht hier nur an die indische Alleinslehre und die von ihr beeinflußten Systeme erinnert zu werden. Und da, wo die Einheit nicht als eine göttliche Mitgift oder doch als ein Ueberzeitlich-Ewiges vorausgesetzt wird, da wird das Bewußtsein um sie, das uns unter anderem erst das Verständnis der Geschichte erschließen soll, als eine der höchsten Errungenschaften menschlicher Entwicklung, als recht eigentlich das volle Erwachen der Menschheit bekundend, gefeiert[251]). So tief wurzelte diese Durchdrungenheit von der Einheit des Menschengeschlechts namentlich in den ethischen Anschauungen des Humanitätszeitalters, daß ihr selbst ein Mann wie Alexander von Humboldt, dessen wissenschaftliche Ueberzeugung offensichtlich anders gerichtet war[252]), starke Zugeständnisse machen konnte.

Wo immer nun aber eine solche theologische oder systematische Gebundenheit, oder eine Abhängigkeit von Zeitströmungen, nicht vorlag, da finden wir Zeugnisse für die Vielfältigkeit menschlicher Abstammung, als für das als natürlicher Vorauszusetzende, in Fülle. An der Spitze steht hier Goethe, der unterm 7. Oktober 1828 gegen den auf Grund der Bibel die unitarische Lehre vertretenden Naturforscher von Martius sich dahin äußerte, „daß die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erweise, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sei, anzunehmen, sie habe, statt eines einzigen armseligen Paares, die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen . . ., überall, wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerst"[253]).

Daß auch Gobineau die Argumente der Pluralisten den weit tieferen Eindruck machten, und er nur darum nicht kategorischer auf ihre Seite trat, weil die falsche Autorität der Bibel auch in ihm noch von ferne nachzitterte, erwähnten wir schon. Dieser sonst

250) Franz Xaver Kraus, „Lehrbuch der Kirchengeschichte", 4. Aufl., Trier 1896, S. 406.

251) Flint, „The philosophy of history", Vol. I, p. 42, der ausdrücklich bemerkt: „This unity . . . is unity of nature, not of origin."

252) Das geht klar und unzweideutig hervor aus den von Gumplovicz, S. 49—51, zusammengetragenen Stellen, wozu man ergänzend hinzunehmen möge, was ich selbst („Gobineaus Rassenwerk", S. 115 ff.) über die Zwiegeteiltheit Humboldts in den Rassenfragen und seine Beeinflussung durch seinen Bruder Wilhelm beigebracht habe.

253) Bei Eckermann, Bd. II³, 1868, S. 15.



unerklärlichen Zurückhaltung steht eine Aeußerung Niebuhrs von erfreulicher Freimütigkeit gegenüber, der in seiner „Römischen Geschichte" sagt, „die Ableitung aller Völker von einem Ursprung und aus einer ausgezeichneten Gegend könne nur entweder aus einer gewöhnten Glaubenspflicht oder aus einer genealogischen, für die Mannigfaltigkeit der ältesten Stämme und die Analogie der Natur verschlossenen Ansicht hervorgehen"[254]).

Vorwiegend pluralistisch gesinnt sind ferner die Vertreter der Staats- und Sozialwissenschaften. Als erster möge hier Zachariä reden: „Es dürfte wohl die Meinung den Vorzug verdienen, daß die verschiedenen Menschenrassen ihre verschiedenen Stammeltern hatten ... Vielleicht kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die verschiedenen Menschenrassen nicht gleichzeitig auf der Erde aufgetreten, sondern stufenweise, die edleren und die edelste zuletzt, aus den schaffenden Händen der Natur hervorgegangen sind. Denn, wie die Versteinerungen beweisen, entstanden auch andere organische Geschöpfe in einer ähnlichen Reihenfolge"[254a]).

Sehr energisch spricht sich an mehreren Stellen seines Werkes Vollgraff für die „lokale und autochthonische Erschaffung der Menschenstufen" aus. Unter anderem führt er zur Begründung an: „Es wäre geradezu unmöglich gewesen, sich einzeln weiter auszubreiten, und jeder Erdteil mußte daher sogleich mit einer hinlänglichen Menge versorgt werden. Nur fertige Nationen konnten größere Wanderungen vornehmen"[255]). Etwas vorsichtiger äußert sich R. von Mohl, der mit Wendungen wie „Einheit im Großen und Verschiedenheit im Einzelnen", „Verschiedenheit innerhalb des gleichen Grundcharakters", „Einheit in der Vielheit und Vielheit in der Einheit" gleichsam eine Mittelstellung einzunehmen scheint. Doch hebt auch er die in jedem Falle mehr für die Polygenisten sprechende hohe Bedeutsamkeit der Persistenz der historischen Rassen hervor[255a]).

Einer der Hauptvorkämpfer des polygenistischen Gedankens ist Gumplovicz, der nicht nur aus eigenem alle für den Polygenismus sprechenden Tatsachen zusammenträgt, sondern das so gewonnene Ergebnis auch noch durch eine Reihe anderer gewichtiger Stimmen (unter anderen Burmeister, Gustav Fritsch und Waitz) verstärkt. Sein Hauptargument, das er mit vielen anderen teilt, das aber auch allein für sich schon durchschlagend genannt werden muß, ist natürlich das Goethesche, das er so wendet: Als allgemeines Naturgesetz,

---

[254]) Bd. II, S. 252.

[254a]) „Vierzig Bücher vom Staate", Bd. II, S. 148.

[255]) Bd. II, S. 30, 235. Bd. III, S. VII/VIII. Vollgraff war durch die Hegelsche Schule gegangen, welche gleichfalls die Einheit der Abstammung ablehnte.

[255a]) Bd. II, S. 336, a. a. O.

von dem es keine Ausnahmen gibt, erkennen wir „viel Keime, weniger Wesen, am wenigsten Früchte oder reife Organismen". Diese weise Vorsicht, diese kluge Politik kann die Natur bei der wichtigsten ihrer Leistungen, der Schaffung des Menschen, am allerwenigsten außer acht gelassen haben[256]).

Auch Letourneau, der im übrigen voll auf dem Boden der Darwinschen Entwicklungslehre steht, wahrt sich doch das Recht, die Vorläufer des Menschen als vielfältig anzunehmen[257]).

Dem Einheitsglauben neigt dagegen, trotz Ablehnung Darwins, Schmoller zu[257a]). Kurz und knapp tritt den Unitariern ein Popularphilosoph, Eduard Reich, mit der Formel entgegen: „Der Mensch, wie er jetzt ist, macht den Gegenstand unserer vergleichenden Betrachtung aus, und dieser Mensch ist so verschieden, daß er als Vielheit, nicht als Einheit erscheint"[258]).

Schließlich müssen nun auch noch die Sprachforscher zu Gehör kommen, die wohl einstimmig sich für die pluralistische Ansicht aussprechen. Schon Lorenzo Hervas (in seinem „Catalogo de las lenguas de las naciones conocidas") war trotz seines geistlichen Berufes vorurteilslos genug, die zum Glaubensartikel des Christentums gewordene Ueberlieferung von der ursprünglichen Einheit der menschlichen Sprachen preiszugeben und diesen verschiedenen Ursprung zuzuschreiben[259]). Wilhelm von Humboldt äußert sich dahin, daß „zwischen allen Sprachen vermittelnde genealogische Bande aufzufinden und sie an eine einzige Ursprache anzuknüpfen vergeblich und unmöglich sei[260]), und sein Bruder Alexander bezeichnet[261]) die vergleichende Sprachkunde als „ein wichtiges rationelles Hilfsmittel, um durch wissenschaftliche, echt philologische Untersuchungen zu einer Verallgemeinerung der Ansichten über die Verwandtschaft des Menschengeschlechts und seine mutmaßlich von mehreren Punkten ausgehenden Verbreitungsstrahlen zu gelangen". (Beiläufig, ein weiteres Zeugnis für Humboldts im Grunde polygenistische Gesinnung, das bei Gumplovicz noch fehlt, der dagegen noch eine sehr bezeichnende, ausführliche Aeußerung Wilhelm von Humboldts gegen die monogenistische Bibellehre anführt[262]).

[256]) A. a. O., S. 44, 56 ff. Besonders zu beachten seine „Auseinandersetzung mit dem Darwinismus", S. 67 ff.

[257]) „La sociologie d'après l'ethnologie", p. 1.

[257a]) „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre", Bd. I[4-6]. S. 142.

[258]) „Der Mensch und die Seele", Berlin 1872, S. 65.

[259]) Th. Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft", S. 175.

[260]) Bei Vollgraff, a. a. O., Bd. II, S. 235.

[261]) „Kosmos", Stuttgart 1870, Bd. II, S. 93.

[262]) A. a. O., S. 49/50.

Jakob Grimm sagt in seiner Schrift „Ueber den Ursprung der Sprache"[263]), nachdem er sich zuvor überhaupt gegen die einschränkenden Entstehungsmöglichkeiten der Genesis und ihrer Nachbeter gewandt und dafür nicht nur Goethe, sondern auch den anscheinend durch diesen bekehrten Martius als Zeugen aufgerufen hat: „Auch erklärt sich der Sprache Ursprung viel leichter, wenn also gleich zwei oder drei Menschenpaare, und bald ihre Kinder, an ihr bildeten, so daß alle Sprachverhältnisse auf der Stelle sich zahlreich vervielfachen konnten."

Auch Pott[264]) gelangt, wiewohl nicht ganz ohne Bedenken und nicht frei von der Einheitssehnsucht, unbedingt zu der Annahme mehrfältiger Abstammung, und gerade als Sprachforscher kann er nicht wohl anders. Steht es doch um die erwünschte und früher auch behauptete ursprüngliche Spracheinheit so mißlich, daß es nicht einmal hat gelingen wollen, die beiden flektierenden Sprachstämme, Indogermanisch und Semitisch, auf einen zurückzuführen. Treffend kennzeichnete Topinards Witzwort: „La linguistique explique la Tour de Babel au besoin, mais non la langue d'Adam"[265]) das Fiasko der Monogenisten von dieser Seite.

Alles in allem ergibt sich so, immer unter der Voraussetzung, daß es sich hier nur um Wahrscheinlichkeitsergebnisse handeln kann, doch ein gewaltiges Plus zugunsten der Polygenisten. Fast überall, wo natürlicher Instinkt, gesunde Beobachtung, besonnene Analogieschlüsse, überhaupt allgemeinere Gesichtspunkte obwalten, wiegt ihre Anschauung vor. Der unitarischen steht in früherer Zeit fast ausschließlich die biblische, in späterer vornehmlich die darwinistische Lehre zur Seite — dort ein Dogma, hier eine Theorie (von der Arteinheit). In jedem Falle aber hält sich die pluralistische in ganz anderem Maße an das wirklich Gegebene und damit an das als erkennbar Mögliche.

Wenn wir nun auch in den Stand gesetzt sind, den geschichtlichen, das heißt den in die Geschichte hineinragenden Rassen, mit den vereinigten Mitteln der verschiedensten Wissenschaften, durch anthropologische Beobachtungen und an der Hand von Schriften, Urkunden und Denkmälern aller Art so weit beizukommen, daß wir uns ein wirkliches Bild von ihnen, das bis zu einem gewissen Grade auch eine Vorstellung von ihrer Entstehung, zum mindesten ihrer Entwicklung, einschließt, zu machen vermögen, so sind wir dagegen

[263]) 6. Aufl., Berlin 1866, S. 37. Die Goethesche Stelle lautet: „Man fing an, sich zu überzeugen, daß das Menschengeschlecht überall unter gewissen Naturbedingungen habe entstehen können, und daß jede so entstehende Menschenrasse sich ihre Sprache nach organischen Gesetzen habe erfinden können."

[264]) „Die Ungleichheit menschlicher Rassen", Detmold und Lemgo 1856, S. 248, 264, 273.

[265]) p. 122.

im Betreff der Bildung der natürlichen, das heißt der Rassen, wie sie ganz unmittelbar aus der Natur aufgetaucht sind, durchaus auf Vermutungen angewiesen. Trotz alles darauf verwandten Scharfsinns wird dieser Vorgang wohl für immer in Dunkel gehüllt bleiben. Immerhin darf gesagt werden, daß jene Vermutungen auf einen hohen Grad von Bestimmtheit Anspruch erheben dürfen[266]. Um sie kurz zusammenzufassen: Die völlige Uebereinstimmung der Hauptmerkmale und Charaktereigenschaften, welche das Wesen der ursprünglichen, der reinen Rasse ausmacht, ist ein Geschenk der Natur, das erfolgt, wenn eine Menschengruppe in ihrer Urzeit in einem abgeschlossenen, ihr nicht leicht überschreitbaren und anderen unzugänglichen Gebiete unter sich lebt. Ich möchte nur einige wenige Stimmen berufener Forscher anführen, welche uns jene Zeiten der Rassenbildung, wie wir sie uns ganz unzweifelhaft zu denken haben, noch etwas näher verdeutlichen mögen. Zunächst Otto Ammon[267]: „Zur Erwerbung gleichmäßiger Beschaffenheit gehört nicht nur die räumliche Abgeschlossenheit während einer ausnehmend langen Zeitdauer, sondern auch eine sehr große Gleichheit der sozialen Verhältnisse. Die Umwelt muß auf den einen ebenso einwirken wie auf den anderen, sonst entsteht keine Rasse. Es darf also nicht Reiche und Arme, Hohe und Niedere geben, von denen die einen starke Wirkungen der Außenwelt sich vom Leibe halten können, die anderen aber nicht. Unter hochdifferenzierten sozialen Verhältnissen, wie sie jetzt bei uns bestehen, kann die Bildung einer einheitlichen Rasse nicht geschehen. Die Entstehung der Rassen liegt weit, weit zurück in der grauen Vorzeit." Demnächst Gustav Kossinna[268]: „Rassenbildungen gehören in eine Zeit, die in Europa, wenn nicht vor, so doch spätestens innerhalb der paläolithischen Periode liegt. Rassenbildung bedingt eine strenge Abgeschiedenheit und, was vielleicht noch wichtiger, einen Kindheitszustand der Bevölkerung, worin nicht nur demokratische Gleichheit im heutigen oder im geschichtlichen Sinne, sondern völlige soziale Unterschiedslosigkeit in der Art der Tierwelt herrscht, wo durch eine in allen Stücken gleichartige Lebensweise und jahrtausendelang fortgesetzte Mischung innerhalb eines beschränkten Kreises eine in sich übereinstimmende Masse ihre unauslöschbaren Rassenmerkmale erwirbt. Wissenschaftlicher Beobachtung und Untersuchung werden solche Vorgänge natürlich stets entzogen bleiben, weil uns für so entlegene Zeiten und Zustände kein Material überkommen ist."

---

[266]) Sehr anschaulich werden die Möglichkeiten der Rassenentstehung jetzt erörtert von E. Fischer, „Rasse und Rassenentstehung beim Menschen". Vgl. bes. S. 51 ff.

[267]) „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", Jahrgang 6, 1903, S. 758.

[268]) „Zeitschrift für Ethnologie", Bd. 42, S. 161.



Endlich noch Reibmayr[269]): „Zur Bildung von Rassencharakteren bedarf es einer ungestörten, sehr langen Inzuchtperiode — einer Bedingung, wie sie nur in der Kindheit des Menschengeschlechtes bei schwacher Besiedelung der einzelnen Kontinente vorhanden war. Die Periode, in der sich der Mensch mit Hilfe der ungestörten Inzucht auffallendere Rassencharaktere züchten konnte, hat mit der vollständigen Besiedelung der Erde und dem Beginn des scharfen Kampfes des Menschen mit dem Menschen aufgehört; seither wechseln Inzucht und Vermischung und können nur mehr nationale Charaktere gezüchtet werden. Je mehr die Vermischung durch die modernen Verkehrsmittel und den immer schärferen Kampf ums Dasein überhandnehmen wird, desto „internationaler" werden die Charaktere, das heißt desto weniger können auffallendere, nationale Charaktere gezüchtet werden."

Wenn nach diesem allen die Rasse in vorgeschichtlicher Zeit ihrer Bildung nach wirklich als eine Einheit zu denken wäre, so hätten wir uns demnach allen geschichtlichen Prozeß gewissermaßen als ein principium individuationis vorzustellen, mit einem *ἓν καὶ πᾶν* im Hintergrunde, das mit dem Augenblicke durchbrochen wird, wo die erste Mischung eintritt. Nicht am wenigsten äußert sich jener Prozeß der Individuation auch darin, daß es mit der allgemeinen Gleichheit ein Ende hat, indem der überwiegende Wert des einzelnen sich im Verlaufe der Geschichte mehr und mehr herausarbeitet. Die Einheit wirkt indes immer noch so stark weiter, daß, wenn z. B. Rassen und ihre Zivilisationen zertrümmert und versprengt werden, wie etwa bei den Juden, jedes Individuum, jede Familie, jede Gruppe gleichsam als ein Bruchstück, eine Scherbe derselben bezeichnet werden kann.

Was die Entstehungsarten der Rassen betrifft, so ist hier natürlich erst recht alles hypothetisch, und ist denn auch im einzelnen so vieles Unbegründete, ja ans Phantastische Grenzende vorgebracht worden, daß es nicht verlohnt, darauf einzugehen. Die nächstliegende und bestbegründete Ansicht ist wohl die, daß jeder Kontinent eine vorwiegende Rasse gezüchtet habe. Seit sie als erster Linné aufbrachte und sogar zum Prinzip seiner Rasseneinteilung erhob, ist sie oft vertreten worden, mit am einleuchtendsten von Reibmayr[270]), der dabei hervorhebt, daß „je isolierter eine Rasse wohnte, je mehr sie von der Natur vor Vermischungen mit anderen Völkern geschützt war, desto mehr sie imstande war, auffallende körperliche Rassencharaktere zu züchten, die natürlich ihren tiefsten Grund in den äußeren Verhältnissen des Klimas und des verschiedenen Kampfes ums Dasein mit der Natur hatten". Daher denn auch die beiden isoliertesten Kontinente, Australien und Amerika, bis zur

[269]) „Inzucht und Vermischung beim Menschen", S. 212.
[270]) A. a. O., S. 212—220.

Zeit der Entdeckung diese Züchtung am reinsten bewirkt haben. In dieser Ansicht braucht uns auch der Umstand, daß höchstwahrscheinlich, ja ziemlich sicher, die Verteilung der Kontinente nicht immer die gleiche wie heute, daher auch die Berührungsmöglichkeiten zwischen ihnen andere waren, nicht zu beirren.

Darin, daß für jederlei Rassen- wie überhaupt Artenbildung Isolierung die unerläßliche Vorbedingung sei, stimmen wohl ausnahmslos alle Forscher überein. Wie diese Isolierung aber zustande kommen bzw. herzustellen sei, zu dieser Frage hat zur Zeit der Hochflut des Darwinismus einen bedeutsamen Beitrag Moritz Wagner geliefert mit seiner sogenannten Migrationstheorie[271]). Gestützt auf den Ausspruch des Aristoteles, daß „die Grundprinzipien aller Natur das Veränderliche und die Bewegung seien", den er seinerseits dahin wendet, daß „Bewegung notwendig Veränderung erzeugt", will er nun auch die Artenbildung in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, durch solche (Bewegung in Form von Wanderungen und Veränderung in Gestalt von Koloniebildungen) sich vollziehen lassen. Einige seiner eigenen Sätze mögen seinen Sinn verdeutlichen: Zur Bildung neuer typischer Formen, zur Züchtung verjüngter Arten hat sich die Natur von jeher bei allen höheren Organismen des einfachen Mittels eines Separationsprozesses bedient. Ein wesentlicher Faktor bei dem Vorgang der Entstehung der Arten ist die räumliche Trennung einzelner Individuen vom Verbreitungsgebiete der Stammart. Nach der Separationstheorie züchtet die Natur periodisch neue Formen stets außerhalb des Wohngebietes der Stammart durch geographische Isolierung und Kolonienbildung. In einer jungen Kolonie wird die Vererbungskraft bei den ersten Zweigen eines neuen Stammbaums eine Zeitlang der Variationskraft dienstbar. Wo keine Migration stattfindet, keine isolierte Kolonie sich bildet, kann auch keine Zuchtwahl tätig sein.

In dem, was Wagner zur Begründung seiner Hypothese — denn als solche muß sie so gut wie die Darwinsche, die sie ergänzen, wenn nicht gar ersetzen will, bezeichnet werden — vorbringt, ist so viel des fast packend Einleuchtenden, daß man es begreift, wenn sie seinerzeit starken Einfluß gewonnen, ja von manchen Seiten unbedingte Zustimmung gefunden hat[272]). Dahin gehört, was er über

[271]) „Die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen", Leipzig 1868, und „Ueber den Einfluß der geographischen Isolierung und Kolonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen". (Sitzungsberichte der Münchner Akademie der Wissenschaften, Mathemat.-Physikalische Klasse, Bd. II, 1870.) Die Hauptstellen sind in ersterer Schrift S. 154 ff., 160 ff., in letzterer S. 38 ff., 43 ff., 47 ff., 60 ff.

[272]) So z. B. bei G. Schmoller, a. a. O., S. 142/43, und Ratzel, der geradezu sagt („Anthropogeographie", I², S. 195): „Die Migrationstheorie ist die fundamentale Theorie der Weltgeschichte."

die Bedeutung und die Wirkungen der Absonderung im allgemeinen sagt, die sich bis in unsere Tage hinein in Nationen, Ständen, Kasten, Dynastien feststellen lassen, in den Urzeiten aber, bei den Rassen und Arten, sich in ganz anderen Maßen bekundet haben müssen. Dahin auch die so anschauliche Schilderung, wie einzelne Menschenpaare dazu getrieben worden, wie und wo sie es alsdann bewerkstelligt haben, als Stammpaare neue, veredelte Rassen oder Unterrassen ins Leben zu rufen (das erste Aufleuchten des Führergedankens, in der Durchbrechung der am Ende doch die Rassen wie die Völker ertötenden Gleichheit).

Die ungeheure lebenspendende Kraft, die von jugendlichen Siedlungen ausgeht, hat in historischen Zeiten mehr als eine griechische Kolonie, hat in zahlreichen Fällen das ver sacrum der Römer und haben nicht minder die germanischen Siedelungen in der Alten wie in der Neuen Welt dargetan. Es liegt also nahe, etwas Analoges auch für die Urzeiten anzunehmen. Und nicht minder steht es fest, daß das Wandern ein Lebenselement der Rassen, und zwar gerade der bevorzugteren Rassen ist, so daß nach der Betätigung oder Nichtbetätigung dieses Triebes ein Mann wie Klemm die Menschheit in aktive und passive Rassen einteilen konnte. Gleichwohl dürfte mit der zu ausschließlichen Verwertung desselben für die Rassenbildung Wagner übers Ziel geschossen haben und hier die Schwäche seiner Lehre liegen, wie ja denn auch Darwin[273]) diese nur darum ausdrücklich ablehnt, weil er Wanderung und die dadurch herbeigeführte Isolierung nicht als notwendige Elemente für die Bildung neuer Arten anerkennen will, und auch Woltmann[274]) sie nur als Hilfsursachen neben der „überall und allmählich wirkenden natürlichen Auslese und Züchtung" gelten läßt. Mit dieser Einschränkung aber wird die Wagnersche Hypothese immer ein äußerst wichtiger Beitrag zur Aufhellung der Urzeit und insbesondere des Problemes der Rassenbildung bleiben. Denn in jedem Falle steht es fest, daß wir in ihrem Urheber einen der in diesen Fragen Berufensten zu erblicken haben, und so möge auch er schließlich uns über die der Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit fernerer Rassenbildungen belehren[275]): „Die natürliche Zuchtwahl wird, wenigstens in bewohnbaren Gegenden, zuletzt beinahe ganz aufhören und der künstlichen Zuchtwahl des Menschen allein das experimentierende Feld räumen. Neue Menschenrassen werden nicht mehr entstehen, nur Bastardrassen durch häufige Mischung der jetzt bestehenden Hauptrassen. Vollständige Isolierung einzelner Stämme durch eine lange Reihe von Generationen ist bei den heutigen Verhältnissen

[273]) Im vierten Kapitel seiner „Entstehung der Arten".

[274]) „Politische Anthropologie", S. 16.

[275]) „Die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen", S. 47 ff.

des Weltverkehrs und der von den übervölkerten Kulturstaaten Europas und Asiens nach allen Richtungen ausflutenden Emigration nicht mehr möglich. Damit fehlt aber schon die Grundbedingung zu neuen Rassenbildungen. Kein Weltteil, keine Insel kann sich jetzt und künftig mehr der Invasion von Ansiedlern oder der gelegentlichen Berührung mit Europäern entziehen." Zur Ergänzung möge dann abermals Woltmann hinzutreten: „Der eherne Gang der Naturmächte durch die Geschichte der Kultur ist ein notwendiger, der sich mit Gesetzmäßigkeit wiederholt und dem nichts Menschliches entrinnen kann. In dem Erschöpfungs- und Aussterbeprozeß der Rassen waltet ein immanentes Verhängnis... denn es besteht ein innerer Widerspruch zwischen der organischen Züchtung und der kulturellen Entwicklung einer Rasse"[276]).

Danach kann von etwas wie Rassen**bildung** fortan nicht mehr auch nur geträumt werden, aber auch Rassen**züchtung** nur bedeuten, auf künstlichem Wege die Natur nachahmen oder ersetzen. Dennoch hat — ganz vereinzelt — ein bedeutender Mann unserer Tage, Chamberlain, eine solche ernsthaft ins Auge gefaßt. Da er die Rasse als fest vorliegenden morphologischen Typus nach ihrem ausschließenden Charakter, als urgeborene reine Rasse, leugnet, so stellt sie sich ihm als ein Gebilde dar, das jeden Augenblick neu gezüchtet werden könne. Er beruft sich dabei auf Darwin; mit welchem Rechte, möge das Folgende dartun.

Chamberlain formuliert[277]) fünf Grundgesetze, die er als Voraussetzungen für seine Rassenzüchtung hinstellt. Erstlich das Vorhandensein vortrefflichen Materiales, sodann Inzucht desselben, Zuchtwahl, Notwendigkeit von Blutmischungen, endlich die Notwendigkeit, daß diese Blutmischungen in der Wahl und in der Zeit streng beschränkt seien.

Es gehört mehr als Mut dazu, dem Zeitalter des Verkehres, der Freizügigkeit und des Kosmopolitismus, in welchem die Allvermischung praktisch schon soweit vorgeschritten ist und sogar theoretisch — nicht am wenigsten unter deutschen Gelehrten — ihre Verfechter findet, mit solchen Forderungen zu kommen.

Zunächst die „Qualität des Materiales". Nach Chamberlains gesamter sonstiger Einstellung kann er dabei nur an die nordische Rasse denken, wie er denn ja mehr als einmal betont hat, daß ihm die Zukunft der menschlichen Gesellschaft in dem Maße gedeihlich erscheine, als Germanen darin gediehen. Nun haben noch einmütig alle, welche einen tieferen Einblick in den rassischen Untergrund der heutigen Menschheit getan, mögen wir den Ersten, Gobineau, oder die Letzten, seine jüngsten Nachfolger, nehmen, in den ethno-

[276]) A. a. O., S. 278.
[277]) „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts", S. 277—288.

graphischen Uebersichten, die sie angestellt, den Rassenbildern, die sie entworfen haben, die Tatsache festgestellt, daß das auserlesene, das Edelmaterial, welches ein Demiurg der Zukunft brauchte, um im Sinne Chamberlains zu züchten, nur noch als Enklave, in allseitiger minderrassiger Umklammerung, sich findet. Gesetzt aber, es ließe sich in genügender Fülle auftreiben, wie und wo wollte er dessen Inzucht von der richtigen Zeitdauer bewerkstelligen, wie eine Mischung von der Art derjenigen herstellen, welcher Chamberlains Mustervölker (Engländer und Preußen) entsprossen sind? Und die Zuchtwahl? Die hat der Gang der Kultur längst der Natur aus der Hand gerissen, und wir sehen ja, was dabei herausgekommen ist.

So viele Forderungen, so viele Unmöglichkeiten. Chamberlains Versuch bricht in sich selbst zusammen, und wir hätten ihn gar nicht zu erwähnen brauchen, wenn nicht das ungewöhnliche Ansehen seines Namens, gerade auch in Rassendingen, eine völlige Unbeachtung verwehrte. Es bleibt aber, trotz seiner, dabei: die Rasse ist ein Naturwunder. Die Natur auch züchtet die Rasse, sie vollzieht alles Schöpferische, Aktiv-Grundlegende der Rassenbildung. Sie, oder wenn man will, der Weltgeist, hat Indern, Hellenen und Germanen ihren rassischen Sinn eingegeben und sie zu dem gemacht, was sie rassisch geworden sind. Künstlich sind m e n s c h l i c h e Rassen noch nie gezüchtet worden. Der Menschengeist kann höchstens nachhelfend, fast mehr sogar nur prohibitiv einschränkend, in den Rassenprozeß eingreifen, wie wir es einst bei den Indern gesehen und in gewisser Weise heute in den Vereinigten Staaten sehen, als der einzigen menschlichen Gemeinschaft, deren Lenker in der Welt von heute rassischen Gesichtspunkten Gehör geben. Gerade deren Beispiel lehrt aber auch, wie unendlich schwer auf den weiten Gebieten der heutigen Völkermassen wirklich rassisches Leben noch zum Durchbruch gelangt. Die Denker der Rasse vollends, von P l a t o angefangen, hinken deren urewiger Schöpferin, mit ihrem großen und freien Tritt, immer nur nach; sie können nur feststellen, wie weit der Gang der Kultur die Geschlechter der Menschen von ihrer Allmutter hinweggeführt, und wie ihnen damit als Rassen das Urteil gesprochen ist. Sie können immer nur sagen, wie es sein sollte, und allenfalls, wie es einmal gewesen ist. Leben vermögen sie ihren „Grundgesetzen" nicht einzuhauchen. Chamberlain wird vielleicht nicht der letzte sein, an dem sich dies bewahrheitet. Wir anderen aber, die wir gelernt haben, uns mit den vorhandenen Rassen, wie sie einmal sind, zu begnügen, nehmen jetzt den Gang unserer ihnen gewidmeten Betrachtung wieder auf, indem wir uns der mit ihrer Bildung eng zusammenhängenden Frage zuwenden, inwieweit bei dieser Einwirkungen der Umwelt mitspielen, und in welchem Maße sodann der Einfluß

von Rasse und Umwelt im menschlichen, insonderheit im geschichtlichen Leben sich verteilt[278]).

Auch hier haben wir wieder festzustellen, daß, namentlich in früherer Zeit, heftige und schroffe Gegensätze der Anschauung aufeinandergeprallt sind, die erst neuerdings einer jetzt wohl ziemlich allseitigen Verständigung auf mittlerer Linie, aber doch unter ziemlich starkem Vorwiegen der Rasse, Platz gemacht haben. Den einen war das Rassenleben ein Landschaftsbild, auf dem die Menschen nur sozusagen als Staffage, mit anderen organischen Wesen, fungierten, den anderen ein Menschenbild mit landschaftlichem Hintergrunde. Nach den einen war das Milieu der eigentliche Beweger im Weltgeschehen, der die Träger der Rassen fast zu Marionetten herabdrückte, nach den anderen standen diese als selbständige Gestalten im Vordergrunde, denen die Umwelt nur allenfalls das Kolorit verlieh. In dem Worte Tassos: „La terra molle e lieta e dilettosa Simili a se gli abitator produce"[279]), das den Menschen zum Bodengewächs machen will, und in dem dagegen geschleuderten etwa Vollgraffs[280]): „Der fertige Mensch macht das Land, nicht das Land den Menschen" oder Le Bons[281]): „L'homme est toujours et avant tout le représentant de sa race" fanden jene Gegensätze ihre schärfste Formulierung. Mit der Zeit haben auch die Vorkämpfer der Rasse, darunter der jugendliche Gobineau, der nach dieser Seite reichlich weit gegangen war, der Mutter Erde ihr Recht zurückgegeben und sich nur dagegen verwahrt, den Menschen zum Muttersöhnchen werden zu lassen.

Eine Zeitlang ist die Rasse- und Milieu-Frage auch in die Erörterung allgemeiner Weltanschauungsfragen mit hineingezogen worden, ja sie wurde bis zu einem gewissen Grade Interessen- und Parteifrage. In der Tat ist ja namentlich der Zusammenhang der Milieutheorien mit den „positivistischen" und materialistischen Strömungen der Zeit unverkennbar, wenn auch noch nicht Comte, sondern erst seine englischen Schüler die vollen Konsequenzen daraus gezogen haben. Buckle zumal hat die Gegner zu stärkster Gegenwehr herausgefordert und durch seine sinnlosen Uebertreibungen nicht wenig zum Siege ihrer Lehren beigetragen, die sich mit gewissen

[278]) Der Ausdruck „Umwelt" hat sich erst in neuester Zeit allmählich anstatt des früher üblichen „Milieu" bei uns durchgesetzt. Nach Helmolt, „Weltgeschichte", Bd. I, S. 14, wären die Uebersetzer Oerstedts die ersten gewesen, die anfangs der fünfziger Jahre den in Dänemark ganz gebräuchlichen Ausdruck „omverdenen" mit jenem übersetzt und dieses neue Wort in die deutsche Literatur eingeführt haben. Aber noch sehr lange nachher hat sich „Milieu" unbestritten bei uns behauptet. Dieser Entwicklung entsprechend verwende ich im folgenden beide Bezeichnungen unterschiedslos nebeneinander.

[279]) „Gerusalemme liberata", I, 62.

[280]) Bd. II, S. 143.

[281]) p. 12.

der aristokratischen wie der idealistischen Denker ganz ebenso decken wie die der Milieumänner der Egalisierung, Demokratisierung und Materialisierung Vorschub leisteten. Aber mit der Zeit sind auch in diesen Fragen derartige Nebengesichtspunkte abgestreift und ist eine sachliche, für alle Teile befriedigende Lösung gefunden worden.

Ehe wird dieses Sachliche näher ins Auge fassen, ist es vielleicht gut, in einem kurzen Ueberblick uns wenigstens die Hauptstadien der vorbezeichneten Entwicklung zu vergegenwärtigen[282]). Wir brauchen dabei auf beiden Seiten nur einige der hervorstechendsten, am meisten charakteristischen Namen anzuführen.

Es erscheint nur zu begreiflich, daß in der Frühzeit und noch auf lange hinaus die Milieulehre die Vorhand haben mußte. Die Anknüpfung an die sichtbare, allwirksame Natur ist ja zweifellos das Näherliegende, Einfachere, die rassenhafte Deutung bezeichnet erst eine spätere Stufe der Erkenntnis, sie ist die entlegenere, mittelbarere, letzten Endes freilich auch tiefere. Erstere entspricht mehr dem Kindesalter, letztere dem Mannesalter des Menschen. Wie wohl jedes geweckte Kind in einem gewissen Alter seines Wissensdranges in tausend Fragestellungen das Blaue vom Himmel herunterzufragen pflegt, so auch die Völkerkinder, vor allem das begabteste, die Griechen. Mit beneidenswerter Harmlosigkeit gibt sich alsdann das Einzel- wie das Völkerkind mit jeder denkbaren Antwort und vermeintlichen Lösung zufrieden; man überläßt es den Späteren, sich an den gleichen Problemen mit weitschichtiger Induktion und kritischer Sorgfalt abzuquälen. So stand es denn auch den Alten schnell fest, daß alle anthropologischen Verschiedenheiten kurzerhand auf das Klima zurückzuführen seien, und diese Weisheit tönt im Verlauf des gesamten Altertums immer wider. Herodot, Hippokrates, Aristoteles und andere stehen mehr oder minder unter ihrem Einflusse, der sich dann auch dem Mittelalter vererbte. Einzig bei Plato finden wir einen freilich mehr gefühlten, in keiner Weise noch anthropologisch präzisierten Begriff von der Rasse. In der Römerwelt ist es Tacitus, der deren Wesen und Bedeutung mit erstaunlicher Klarheit erfaßt hat. Indessen wirkten ihre Erkenntnisse nur wie vereinzelte Blitze, noch gehörte das Terrain fast unumstritten den Milieumännern, denen auch von

[282]) Literatur über die Einflüsse von Boden, Land und Klima bei Schäffle, Bd. II, S. 157 ff. Roget de Belloguet, T. II, Introduction, p. 1—20: „Observations préliminaires sur la persistance générale des types et sur l'influence des milieux". Ratzel, „Anthropogeographie", T. 1², Stuttgart 1899, S. 13—41: „Die Entwicklung der Ansichten über den Einfluß der Naturbedingungen auf die Menschheit". Achelis, unter den einzelnen Denkern, die er fast alle in dieser Beziehung besonders berücksichtigt. Driesmans „Die Milieu-Theorien und ihre Geschichte" („Polit.-Anthropol. Revue", Jahrg. 10, S. 301 ff.) und desselben Verfassers Buch „Rasse und Milieu", Berlin 1902, 2. Aufl., 1909. (Geistvoll, wenn auch vielfach etwas kühn.)



anderer Seite stark in die Hände gearbeitet wurde, so, wenn Spinoza die Geschichte wie die Naturgeschichte nach unerbittlicher Notwendigkeit sich vollziehen läßt und daher die Geschichte aus der Natur zu erklären sucht. So will auch der eigentliche Vater der neueren Milieulehre, Montesquieu, insbesondere den Staat als etwas natürlich Gewordenes erklären und betont daher die Naturbedingtheit der Geschichte. Vor diesem wäre als Vertreter der Milieu-Anschauung noch Bodin, nach ihm vor anderen Herder, dann die Positivisten und Darwinisten Buckle, Spencer und Taine zu nennen (letzterer aber bereits eine Brücke zu den Verfechtern der Rasse schlagend). Eine besondere Gruppe bilden die Geographen. Karl Ritter bezeichnet das Extrem nach dieser Seite. Neben ihn aber tritt noch Karl Ernst von Baer, der mit am unbedingtesten für die Lehre eintritt, daß „das Schicksal der Völker durch die Beschaffenheit des Wohngebietes, das sie innehaben, mit einer gewissen Notwendigkeit geleitet und also vorausbestimmt werde". Freilich sieht selbst er, der vor dem Satze nicht zurückschreckt, daß die Weltgeschichte nur die Erfüllung eines mit der geographischen Konstellation gegebenen Fatums sei, sich genötigt zuzugeben, daß dieses letztere „nur durch die dem Menschen eingeborenen Triebe und Fähigkeiten zur Entwicklung komme[283]).

Damit ist denn schon angedeutet, in welchem Sinne, und zwar bereits im 18. Jahrhundert, eine energische Reaktion gegen die allzu üppig wuchernde Milieulehre einsetzte. Schon der alte Isaak Iselin schrieb (1768)[283a]): „Indessen erleiden diese Regeln (über die Einflüsse des Klimas) ihre mannigfaltigen Abfälle, und die Geschichten zeigen, daß in den gleichen Ländern abwechslungsweise wilde und sanfte, tapfere und feige, gutartige und böse, dumme und geistreiche Menschen gewohnt haben", welche Gegensätze dann im folgenden durch Abendland, Orient und Griechenland belegt werden. Auf verschiedenen Wegen haben sich dann Denker wie Hume, Voltaire und Lichtenberg der Rasse genähert, die von Kant bereits voll erfaßt wird. Im 19. Jahrhundert erscheint die Milieulehre, trotz zeitweise überlauter Verkündung, in ihre Schranken zurückgewiesen. Eine Art Nachblüte erlebt sie noch in Iherings „Vorgeschichte der Indo-Europäer", aber im ganzen behaupten doch ihre Gegner siegreich das Feld, was in erster Linie französischen Denkern, Thierry, Gobineau, Le Bon zu verdanken ist. Mit des letzteren Worte, daß von dreierlei Einflüssen, denen der Ahnen, der unmittelbaren Vorfahren und der Milieux im weitesten Sinne, letzterer der bei weitem schwächste sei[284]), erscheint dieses

[283]) „Reden und kleinere Aufsätze", T. II, 1876, S. 19, 41, 43.

[283a]) „Ueber die Geschichte der Menschheit", Bd. I, Zürich 1768, S. 47 ff.

[284]) A. a. O.

Stadium des Kampfes abgeschlossen. Auch nach Deutschland hatte diese Gegenbewegung kräftig übergegriffen, wie uns einige wenige Stimmen lehren mögen. In erster Linie ist hier Peschel zu nennen, der den Einseitigkeiten Ritters energisch und erfolgreich entgegentrat[284a]).

Der Ritterschen „geographischen Teleologie" stellt er die geistig-sittlichen Leistungen der Völker als die wahre Triebkraft der geschichtlichen Bewegung gegenüber. Auch er betont es, daß die gleich oder ähnlich „organisierten" Erdstücke (Ritter) doch keineswegs immer gleiche oder ähnliche Zivilisationen erzeugt oder entfaltet haben, da vielmehr in den nämlichen Lebensräumen die einander historisch ablösenden Bewohner, wie etwa Thraker, Hellenen, Byzantiner und Osmanen am Bosporus, dennoch ein grell verschiedenes Verhalten gegen die Gunst oder Ungunst ihrer natürlichen Lage zeigen. Die „Organisation" der Länder ist daher nichts anderes als eine passive Möglichkeit der Leistung, welche erst durch die Aktion des Volksgeistes zur geschichtlichen Wirklichkeit erhoben wird. Die Landesnatur hat im ganzen nur als eine Summe von Gelegenheiten, nicht aber von Ursachen in die Geschicke der Völker eingegriffen. Die Geschichte der Geographie ist daher eine Geschichte gerade der Emanzipation des Menschengeschlechtes von seinen räumlichen Schranken. Nur auf der niedrigsten Gesittungsstufe ist der Mensch wirklich nichts Besseres als ein örtliches Erzeugnis im Sinne Ritters. Bei den historischen Völkern dagegen ist die geographische Präformation oder Prädestination eine vorhistorische Tatsache, sie ist lediglich ins Gebiet der Urgeschichte zu verweisen[285]).

Diesen klassischen Sätzen wäre kaum etwas hinzuzufügen. In verwandten Gedankengängen ergeht sich Curt Wachsmuth[286]): „Die Geschichte des Menschengeschlechtes ist keine Naturgeschichte, die Entwicklung der einzelnen Völker ist mit nichten einfach gleich dem Produkte der gegebenen Naturverhältnisse: unter erschwerenden physischen Bedingungen haben sich begabte Nationen zu hoher Kulturstufe emporgearbeitet, und auf der anderen Seite haben auch die vortrefflichsten Wohnsitze unfähigen Stämmen die eigene Tatkraft nicht ersetzen können. Wohl aber ist, zumal in älteren Zeiten, wo die Naturverhältnisse minder leicht überwunden wurden, die umgebende Natur ein gewichtiges Faktum, der Körper gleichsam, in den die Seele der Bewohner gesteckt ist, der diese hemmt oder fördert." Von noch etwas anderer Seite wird die Sache beleuchtet in Helmolts „Weltgeschichte"[287]): „Erst das Zusammenwirken der

---

[284a]) In den „Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde", Leipzig 1877.
[285]) Vgl. hierzu A. Dove, „Ausgewählte kleine Schriftchen", S. 468 ff.
[286]) „Geschichte der Stadt Athen im Altertum", Bd. I, S. 93.
[287]) Bd. I, S. 18.

Naturverhältnisse mit den menschlichen Anlagen, nicht jene allein oder hauptsächlich, erzeugt die Geschichte. Denn derselbe Boden wirkt verschieden je nach den Anlagen derer, die ihn bebauen, und verschieden auf denselben Bebauer je nach der von diesem erreichten Kulturhöhe. Nicht für alle Völker ist, nicht zu allen Zeiten war die Wüste ein den Fernverkehr förderndes Element..." Und ferner: „Kein Volk bleibt auf seinem Boden dasselbe. Mit Recht betont Heeren (in seinen „Ideen") das Flüssige, die Veränderung... Und mit dem Volke verändert sich der Boden. Alles fließt, Geschichte ist Bewegung."

Schon aus diesem allen dürfte erhellen, daß die Frage von Rasse und Umwelt zu den heikelsten und umstrittensten, jedenfalls immer nur bedingt zu beantwortenden gehört, und je mehr man ins Materielle derselben im einzelnen sich versenkt, desto mehr wird sich dieser Eindruck verstärken. Was uns von Wirkendem aus der Natur und aus der Rasse entgegentritt, und was dementsprechend pro Milieu und pro Rasse vorzubringen und vorgebracht worden ist, dürfte sich annähernd die Waage halten.

Zunächst ist ja klar, daß der Quell alles Lebens, die Wurzel und die Krone aller Rasse, daß Gesundheit vor allem aus dem Klima erwächst. Wohl kann eine besonders starke Rasse ihre Gesundheit auch einmal gegen ihr Klima durchsetzen, aber der andere Fall, daß sie durch dasselbe gefördert wird, ist doch zweifellos wie der naturgemäßere so der weit häufigere. Ein Behaupten der Rasse und damit eine Entwicklung der Kultur durch Emanzipierung von der Umwelt ist übrigens auf die gemäßigte Zone beschränkt; die Polarmenschen weisen den höchsten Grad der Abhängigkeit vom Klima auf. In der Beschaffenheit ihres Körpers haben sie eine merkwürdige Gleichmäßigkeit. Der Eskimo und der Grönländer, der Kamtschadale und der Aleute haben dieselben Eigenschaften wie der Lappe, der Samojede und der Tschuktsche, wie sie auch durch ihr Klima zur selben Lebensweise genötigt sind[288]. Zu allen Zeiten und in allen Erdteilen sind die Bewohner gemäßigterer Gegenden denen von heißen überlegen gewesen; eine ursprüngliche intertropische Zivilisation hat es nie gegeben. Alle großen Invasionen und Platzveränderungen von Rassen sind mehr von Nord nach Süd vorgegangen als umgekehrt; die mexikanische Zivilisation kam von Norden, die Ceylons von Nordindien, die Eroberer Hinterindiens vom Nordwesten, die nördlichen Mongolen unterjochten die Chinesen, die Nordstämme Europas verjüngten Südeuropa[289]. Selbst innerhalb der einzelnen Länder hat es mit dem Norden

[288]) G. Klemm, „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit", Bd. II, S. 197.

[289]) A. R. Wallace, „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl", S. 363 ff.

immer eine eigene Bewandtnis; die führenden Stämme der Völker sind meist deren Nordstämme gewesen, zum mindesten weisen sie vielfach eine Ueberlegenheit bald nach dieser, bald nach jener Seite auf. Der Nordchinese ist groß, stark, männlich, zu Körperübungen aufgeschickt, glänzender Reiter; er erträgt die größten Strapazen, ohne mit der Wimper zu zucken; der Südchinese dagegen ist klein und weibisch[290]. So ist auch in Indien das aktive Element vom Norden ausgegangen. Die Nordstämme haben immer wieder kräftigend und erneuernd in das Leben von Hellas eingegriffen. Die überragende Bedeutung der Nordfranzosen in der Geschichte Frankreichs ist unbestritten. Die größere Leistungskraft der Nordengländer und Schotten ist nicht minder festgestellt[291]. Norddeutsche und Norditaliener haben die Einigung Deutschlands und Italiens, wenn nicht vollzogen, doch angebahnt; in letzterem Lande namentlich tritt die Führerrolle der Nordstämme am greifbarsten zutage[292]. Ganz gewiß spielen in allen diesen Fällen auch rassische Momente mit, aber ebenso gewiß ist es, daß diese durch das geographisch-klimatische verstärkt und wirksamer gemacht werden. Selbst in der Neuen Welt läßt sich Aehnliches beobachten: Die Ueberlegenheit der Nordstaaten über die Südstaaten der Union hat der Sezessionskrieg der sechziger Jahre dargetan, und im weiteren hat man den Norden in der Neuen so gut wie in der Alten Welt als „den fruchtbaren Bienenstock, von dem die Völker ausgeschwärmt", bezeichnen können[293].

Auf Grund dieser so vielfach bestätigten Erfahrungen hat Max Müller geradezu die Frage aufgeworfen, „ob nicht, wie es einen Norden und einen Süden in der Natur gibt, also auch zwei Hemisphären in der menschlichen Natur existieren, die tätige, kämpfende, politische auf der einen, die leidende, sinnende, philosophische auf der anderen Seite", was er dann an den Germanen und den Indern näher ausführt[294]. Offenbar ist ja das Abfärben des geographisch

[290] De Rochechouart, „Pekin et l'intérieur de la Chine", p. 249.

[291] Galton, „Hereditary genius", p. 328/29.

[292] Ratzel, „Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive", („Historische Zeitschrift", Bd. 93, 1904, S. 1 ff.), erinnert im Anschluß daran, daß die Einigungsschlachten von Magenta und Solferino von Norditalienern geschlagen worden, an ein Wort Napoleons von Sankt Helena, der — entsprechend der Tatsache, daß die Norditaliener germanisch-keltisch-slawische, die Süditaliener afrikanisch-mediterrane Mischungen aufweisen — Italien in ein Alpen- und Poland und ein Apenninenland geschieden sehen wollte. „Nur dieses mit den Inseln bilde das eigentliche Italien, jenes andere gehöre zum Festland Europas."

[293] Prescott, „History of the conquest of Mexico", Vol. 1, Boston 1859, p. 15: „The regions of the North, the populous hive of nations in the New World, as it has been in the Old." Vol. 3, p. 398: „The populous north, the prolific hive of the American races."

[294] „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung", Leipzig 1884, S. 77 ff., 79—83.

bedingten Klimas auf den Volkscharakter, seine Spiegelung in den Sitten und Gebräuchen nicht nur, auch in den Tugenden und Lastern der Völker. Man kann diese mit gutem Fug nördlich oder südlich gefärbt nennen, wie denn z. B. im Norden mehr die Kaltblütigkeit, im Süden mehr die Leidenschaft daheim ist, im Norden mehr der Alkoholismus, im Süden mehr der Erotismus wuchert. Auch auf das geistige Leben der Völker üben Klima und geographische Gestaltung den allergrößten Einfluß aus. Man denke nur an die eine Tatsache, daß bei den Nordvölkern die Musik, bei den Südvölkern die bildenden Künste nach Begabung wie in Pflege und Ausbildung den Vorrang behauptet haben. In der Poesie stehen sie vielleicht einander gleich, aber unverkennbar ist auch hier, wie deren Ausgestaltung nach Form wie Inhalt durch die Einwirkung der äußeren Natur auf die Temperamente der Völker in verschiedener Richtung bestimmt wird. Als das klassische Beispiel eines Volkes, an dessen körperlicher, geistiger und seelischer Gesamtentwicklung die Natur als Umwelt in hervorragendem Maße mitgewirkt hat, haben von je die Griechen gegolten: nicht leicht hat sich einer ihrer Historiker dieses Moment entgehen lassen[295]. Bei ihnen können wir diese Einwirkung sogar in der Stammesdifferenzierung bis ins Einzelne verfolgen.

Mit am stärksten wird das religiöse Leben der Völker von ihrer Umwelt beeinflußt. Ihre Mythologien, als Naturreligionen, spiegeln die entsprechenden Ausschnitte der Natur, aus denen sie hervorgegangen sind. Von den Stiftern der mehr geistigen Religionen läßt sich Aehnliches feststellen.

Peschel redet geradezu von einer „Zone der Religionsstifter“[295a]. Der Sonnenkultus der Peruaner konnte nur auf Hochplateaus erwachsen, denen durch dieses Gestirn eine spärliche Wärme zugeführt wird[296]; die Verehrung des Lichts und seiner Quellen als des heilsamen, belebenden, beruhigenden und erfreuenden Elementes entstand mit Naturnotwendigkeit in Iran, wo der wolkenlose Himmel in wunderbarer Klarheit und Bläue prangt und die ganze Natur wie in einem einzigen Lichtglanz erscheinen läßt[297].

Auch die Entwicklung der Eigenart der Völker steht vielfach zur umgebenden Natur in engem Wechselverhältnis. Je unnahbarer ein Volk durch seine Lage dasteht, desto eher entgeht es der Gefahr,

[295]) Wir begnügen uns hier mit einem Hinweis auf das Kapitel „Das griechische Land und Volk“ in K. Fr. Hermanns „Lehrbuch der griechischen Antiquitäten“ in der Neubearbeitung von K. B. Stark. Vgl. übrigens auch Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste“, Bd. II², S. 2 ff.

[295a]) Ueber diese (Vorderasien) jetzt — vom Rassenstandpunkte — sehr gut Günther, „Rasse und Stil“, S. 112 ff.

[296]) d'Orbigny, „L'homme Américain“, p. 114.

[297]) Loebell, „Weltgeschichte in Umrissen“, Bd. I, S. 138.

in seiner Körperbeschaffenheit Einbuße zu erleiden. Die Skandinavier, in dieser Beziehung von allen Indogermanen am günstigsten gestellt, haben daher auch deren gesamte körperliche Eigenschaften am reinsten bewahrt[298]). In Griechenland war die Folge der Zerrissenheit des Landes die Zerklüftung der Volksmasse. Der gleiche Volkscharakter betätigt sich verschieden in verschiedener Umwelt. Die Araber der spanischen Städte, an die Vorteile der Zivilisation gewöhnt, nahmen keinen Anteil mehr an den Stammes- oder Rassenstreitigkeiten, wohl aber die Araber auf dem Lande, die eigentlichen Vollblut-Araber, welche ihre plumpen Sitten, ihre alten nationalen Vorurteile, ihre Abneigung gegen jeden fremden Namen, ihren kriegerischen Geist ganz unverändert beibehalten hatten[299]). Ein genauer Kenner keltischer Art und Bevölkerung hat dem Verfasser Mitteilungen über die große Wesensverschiedenheit der doch einem Blute entstammenden Walliser und Bretonen gemacht. Die Kinderarmut der französischen Normandie kontrastiert grell mit der großartigen Ausbreitung und andauernden großen Fruchtbarkeit ihrer zu Kanadiern gewordenen Sprößlinge; 1763, bei der Abtretung an England, waren es 60 000, gegenwärtig sind es mehr als anderthalb Millionen, und eine halbe Million in den Vereinigten Staaten[300]).

Wechsel des Klimas kann Wandlungen in der physischen Beschaffenheit wie im Charakter der Völker hervorrufen, die diesen nicht selten zum Verhängnis geworden sind. Auf das Beispiel der Inder-Arier, die dadurch aus einem Volke von Helden sozusagen zu einem Volke von Duldern wurden, ist oft hingewiesen worden[301]). Nicht minder herrscht wohl Einmütigkeit darüber, daß der schnelle Untergang der Vandalen aus dem jähen Klimawechsel zwischen der Ostsee und Nordafrika zu erklären sei. Bei ihnen kam freilich hinzu, daß das einst doch wohl als tapfer anzunehmende Volk mitsamt seinem Könige durch die Lockungen der Reichtümer und des Genusses stark verweichlicht war. Aber hierbei war doch eben auch wieder ein Stück „Umwelt" im Spiele; Müßiggang und Ueppigkeit sind letzten Endes nicht minder deren natürliches Erzeugnis wie Erschlaffung und aufzehrende Krankheiten[301a]). Auch die Langobarden erfuhren ähnliche Wirkungen der Kultur des Südens; ihre rauhe Kraft und Ursprünglichkeit verlor sich in dem milden Lande, dessen ehedem unbekannte Reize zudem ihren Sitten bedenklich zusetzten. Welch

[298]) Much, „Die Heimat der Indogermanen", S. 303 ff.

[299]) R. Dozy, „Geschichte der Mauren in Spanien", Bd. I, S. 393.

[300]) Alfred Fouillée in der „Revue des Deux Mondes", T. 131, 1895.

[301]) L. von Schröder, „Indiens Literatur und Kultur", Leipzig 1887, S. 86 ff. Oldenberg, „Buddha", 2. Aufl., Berlin 1890, S. 12.

[301a]) Papencordt, „Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika", S. 239 ff. Vgl. auch A. W. von Schlegel, „Gesammelte Werke", Bd. 12, S. 524.

eine starke Veränderung im Physischen mit ihnen vorgegangen war, geht daraus hervor, daß, während zu Zeiten des Caesar und Tacitus das zwanzigste Lebensjahr die Zeit der Ehe für beide Geschlechter gewesen war, Anfang des achten Jahrhunderts als legitimes Heiratsalter das zwölfte Lebensjahr für Mädchen, das dreizehnte für Knaben festgestellt wurde. Selbst von den Goten hat man wohl mit Recht angenommen, daß ihre Besiegung durch das Ostreich kaum so rasch geglückt sein würde, wenn ihre Kräfte nicht in wenigen Jahrzehnten von dem Süden und seiner Kultur aufgezehrt gewesen wären[302]).

Dieser gewiß stattlichen Bilanz der Umwelt läßt sich nun aber ein zum mindesten ebenso gewichtiges Tatsachenmaterial zugunsten der Rasse gegenüberstellen. Wohl erleidet diese Einwirkungen, Abwandlungen jeder Art von außen her, aber ihrem innersten Kern, ihrem eigensten Wesen vermögen diese nichts anzuhaben. Auch alle diejenigen, welche jenes andere am stärksten betont haben, mußten doch zugeben, daß den Völkern von der historischen Entwicklung unabhängige und daher unwandelbare Eigenschaften zuzusprechen sind, die eben das Rassenhafte bei ihnen ausmachen. Von dieser ihrer Naturanlage gehört das Allgemeine den Rassen gemeinschaftlich, das Besondere den Völkerindividuen. Der diesen von der Schöpfung eingehauchte Genius, ihre ursprüngliche geistige Anlage, wird durch die äußere Natur des Landes und durch die geschichtlichen Ereignisse entwickelt und näher bestimmt, gefördert oder gehemmt, aber dies alles immer nach ihrer Eigenart, die sich gegen alle äußeren Einflüsse siegreich behauptet und so die mannigfachsten Differenzierungen hervorruft. Indien (wie andere Länder) zeigt dies deutlich: Die Dekhanischen wie die Vindhja-Völker standen unter denselben Natureinflüssen wie die Arier, haben sich aber nie selbständig zu einer höheren Entwicklung erhoben[303]). Und nun wiederum diese indischen Arier! Mochten wir immerhin zuvor deren Beugung unter das Klima und daraus hervorgehende seelische Wandlungen festzustellen haben, ihr Haupt- und Grundzug, ihr Heroismus, blieb ihnen doch: er war später mehr passiv, mehr geistig, aber nicht verringert, er wechselte nur sozusagen den Sitz, das Organ, wie der jahrhundertelange Kampf der arischen Brahmanen gegen das Nagen der Zeit, gegen ausländische Herrschaft und gegen den Buddhismus gelehrt hat.

Das vielleicht Wunderbarste von Fortwirken des Rassengeistes haben die germanischen Stämme in Italien uns zu erleben gegeben. Mochten sie immerhin, wie wir sahen, leiblich wie seelisch von der neuen Welt, in die sie getreten waren, auch ihrerseits zu anderen Menschen umgestaltet werden, so geschah dies doch mehr scheinbar

302) R. Davidsohn, „Geschichte von Florenz", Bd. I, S. 56, 64.
303) Lassen, „Indische Altertumskunde", Bd. I², S. 490 ff.

als wirklich, oder richtiger, es stieß ihnen nur als Individuen, nicht als Vertretern ihrer Rasse zu. Ihr Dauerwesen blieb davon unangetastet. Der Geist der Ahnen zeugte und wirkte aus ihnen, und noch aus ihren späten Nachkommen, weiter und behauptete sich gegen Widerstände, wie sie gleich stark wohl in keinem anderen Lande zu überwinden waren. Nicht um Klima, Boden, überhaupt äußeres Milieu allein ging es hier, wiewohl auch dieses alles gerade in Italien besonders charakteristisch ausgeprägt erschien und daher besonders eindringlich mitsprach. Ganz anders zäh und energisch noch haben Ideen dem Blute entgegengewirkt. Die Renegatenbewegung gegen das Germanentum, welche nie geruht hat und heute gewissermaßen ihr letztes Ziel erreicht hat, sie stützt sich in erster Linie freilich auf die Identität des Bodens und der Landschaft, auf das Fortbestehen der geographischen Benennungen, auf die andauernde Einwirkung der Ruinen und Denkmäler, dann aber und vor allem auch auf das Fortleben der lokalen Traditionen in der Literatur und Kunst, mehr als auf alles auf die Idee, die allein in dem Namen Rom jahrhundertelang auf die Menschheit eingewirkt hat. Wenn gegen das alles etwas möglich ist wie das Italien des späteren Mittelalters und der Renaissance, das namentlich in allem Geistigen in einem so ganz anderen Lichte, in einem Glanze erscheint, der dem alten Rom undenkbar, unerreichbar gewesen wäre, so kann man eben nur sagen: alle noch so mächtigen äußeren Faktoren, alle lokalen Traditionen sind hier durch das lebendige Wirken des Blutes überwunden und durchbrochen, das im italienischen Volkskörper und noch mehr in der italienischen Seele derart latent eingesessen war, daß es noch heute aus Wesen und Geschichte namentlich des Norditalieners lautzeugend redet.

Während so im germanisierten Italien nach der geistigen Sterilität der alten Zeiten ein Geistesfrühling emporgeblüht ist, wie ihn — trotz Griechenland — die Welt noch kaum gesehen hatte, hat in dem nur slawisierten Neugriechenland von aller alten Hellenenherrlichkeit nichts wieder zum Vorschein kommen wollen. Es ist müßig auszudenken, was wohl geworden wäre, wenn auch Hellas eine Germanisierung im großen Stile zuteil geworden wäre. Sicher ist nur, daß auch die starke Beimischung des an sich ungemein wertvollen albanesischen Blutes die Neugriechen nicht befähigt hat, irgend etwas hervorzubringen, was sich den Leistungen, sei es ihrer Väter, sei es der neueren Italiener an die Seite setzen ließe.

Wenn so Gegensätze wie die bezeichneten in umgekehrter Richtung auf dem gleichen Boden sich abspielen können, wird man wohl zugeben müssen, daß die Macht des Blutes nicht leicht zu hoch einzuschätzen ist, die sich freilich den Mächten der Natur gegenüber auf verschiedene Weise und in verschiedenem Grade geltend macht. Tref-

fend bemerkt hierzu ein neuerer Forscher[304]): „Dem Norden ist ein ruhigeres Wesen, eine minder feurige Phantasie und ein geringeres Glühen der Leidenschaft eigen. Es werden die Völker germanischen, finnischen wie slawischen Stammes alle diesem Einfluß unterworfen sein, allein jedes auf seine Weise, die Schweden auf germanische usw." Und dann stellt er dem Germanen im Süden hypothetisch den Italiener im Norden gegenüber: „Man könnte auch Italiener unter den Nordpol versetzen, und ihr Blut würde gewiß nordischen Pulsschlag annehmen. Sie würden nordische Italiener werden. Zu gleicher Zeit würden sie aber auch italienische Nordländer bleiben, das heißt, die Einflüsse des Nordens auf italienische Weise modifizieren."

So wirkt und lebt denn immer und überall Umwelt und Rasse gegeneinander, einander durchkreuzend und nicht am wenigsten eben dadurch Leben erzeugend. Bald behält die eine, bald die andere die Oberhand. Von immer neuen Seiten setzt die Natur der Rasse zu; die Geschichte droht sie zu verwischen, abzuschwächen. Aber den Vergewaltigungen der einen wie den Umwälzungen der anderen wirft sie die zähe Kraft ihrer Atavismen entgegen. Mit Recht hat man in Gustav Adolf und Karl XII. trotz ihres modernen Gewandes noch Wikinger erkennen wollen, und Ranke konnte von den Edelleuten Heinrichs IV. sagen, sie hätten ihn im Kampfe gegen die Spanier wie ein altgermanisches Kriegsgefolge umgeben[305]).

Je mehr man die Wanderungen als den Hauptvorgang der Menschheitsgeschichte erkannte und hervorkehrte, desto mehr kam die Rasse entsprechend zu Ehren und zur Geltung. Denn jene zeigen uns ja die vor anderen rassenhaften Völker als durch die verschiedensten Milieus fortwirkend. Ganz besonders gilt dies von einem Teil der germanischen Stämme, diesen Wanderariern par excellence. Die Angeln und Sachsen, von jeher und noch heute besonders konservativen Charakters, brachten ihre volle Heimat mit in das Land ihrer Verheißung: Sprache und Dichtung, Recht und Sitte blieben germanisch. Selbst die germanische Eisen- und Bronzekultur ward entgegen den fortgeschrittenen Zuständen der Provinz beibehalten und eingeführt[306]). Die Normannen haben reihum in allen Ländern und Klimaten ihre wunderbaren Leistungen vollbracht[307]). Auch die Juden, die man gerne als Beispiel für die Anpassung an und Abänderung durch das Milieu anführt, kann man mit demselben, ja größerem Rechte für die Bewahrung der Rassenspezifika durch alle

[304]) J. G. Kohl, „Der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschheit in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche". Leipzig 1841, S. 537.

[305]) „Französische Geschichte", Bd. II, S. 15.

[306]) Lamprecht, „Deutsche Geschichte", Bd. I, S. 252 ff.

[307]) Man lese etwa die Schilderung bei Dondorf, „Die Normannen", Berlin 1875, S. 37.

Anpassungen und Abänderungen hindurch in Anspruch nehmen. Sie sind das eigentliche Aushängeschild der Rasse. Allerdings muß man bei ihnen in Anschlag bringen, daß sie den Zusammenschluß der Rasse bewußt und willkürlich aufrechterhalten, während die gleichen Vorgänge bei den anderen sich triebhaft-unbewußt vollziehen. Aber auch so, und gerade so, lehren sie noch, daß, wie sehr man sich auch das ursprüngliche Stammeswesen durch den Einfluß der Allzerstörerin Zeit verwittert, durch die Mitarbeit der räumlichen Verhältnisse in seiner Entwicklung verändert denken mag, die Macht der Rasse immer noch groß genug bleibt, um eben eine Erscheinung wie das Judentum zwar als eine Sondererscheinung mit außergewöhnlich gesteigerten Merkmalen, aber doch nicht eigentlich als eine ganz für sich stehende Ausnahme hervorzubringen. Nach einer Seite namentlich belegen sie diese Allmacht der Rasse in hervorragendem Maße: indem sie zeigen, wie schwer, wenn überhaupt, der einzelne aus ihrem Banne herauskann. Nirgendso wie bei ihnen verkehrt sich gegebenen Falles das „einer für alle, alle für einen" automatisch in das „einer gegen alle, alle gegen einen".

Ein letzter schlagender Beweis für die Dauerbarkeit und das Fortwirken der Ursprünge durch alle zeitlichen und räumlichen Einkleidungen ist in der verschiedenen Weise zu erkennen, in welcher die Rassen auf die Einwirkungen ein und derselben Elemente, Einrichtungen und Vorstellungen reagieren. Kelten und Slaven sind dem Meere immer ferngeblieben, zu dessen souveränen Herren Hellenen und Germanen sich aufschwangen[308]). Und wo immer einmal, z. B. in dem stark keltischen Frankreich, Seehelden wie Coligny oder Duguay-Trouin auftauchten, da waren es sicher Germanen.

Der Despotismus bricht den einen Völkern für immer das Rückgrat, während andere ihm siegreich widerstehen[309]). So auch blicke man auf die „Freiheit" im cäsaristisch-herdenhaften Frankreich und in den individualistisch gerichteten angelsächsischen Ländern: es ist völlig zweierlei, wie ja denn die Völker nicht auf die Einwirkung von abstrakten geistigen Mächten oder bloßen Begriffen, sondern auf Grund ihres realen Rassenbestandes sich entwickeln und ihre Rolle in der Geschichte spielen. Aehnliche Gegensätze zeigen uns die Kolonialweltreiche Englands und Frankreichs: dort wächst fast mit dem Momente der Eroberung schon ein neuer Ableger angelsächsischen Lebens heran, hier wird einfach in den Akten des Pariser Kolonialministeriums eine neue Rubrik ausgefüllt, neue Beamte geschaffen, ein neuer Etat aufgestellt; ein neues Volkselement erscheint nicht.

Der Glaube an ein Fatum, an ein unabwendbares, vorherbestimmtes Geschick, der übrigens schon bei Völkern der vorchrist-

---

[308]) Ueber Kelten und Germanen als Seefahrer W. Wackernagel, „Kleine Schriften", Bd. I, S. 85.

[309]) Letourneau, „La sociologie d'après l'ethnologie", p. 506.

lichen und vormohammedanischen Welt, namentlich bei Griechen und Germanen, vorhanden war, treibt den Türken zu träger Unempfindlichkeit und Tatlosigkeit, nicht so den Tscherkessen, der ihm ebenfalls ergeben ist[310]). Dem entspricht das grell verschiedene Verhalten zweier so urverschiedener Bevölkerungen wie der der Vesuvgegenden und derjenigen von San Franzisko nach dem Eintreffen eines solchen Geschickes, das wir vor ein paar Jahrzehnten unmittelbar hintereinander beobachten konnten: dort eine völlige Lähmung, stumpfes Gehen- und Geschehenlassen, hier ein sofortiges Aufraffen zu einer Tatkraft, die im Handumdrehen ein neues San Franzisko erstehen ließ.

Jetzt werden wir es nach diesen Aufzählungen begreifen, daß neuerdings die Anschauungen über Rasse und Umwelt sich stark einander annähern. Den ersten Keim einer solchen Verständigung können wir übrigens schon in Hippokrates finden, der den Begriff der durch das Milieu geschaffenen Rasse einführte, welcher dann dermaßen fest einwurzelte, daß man bei seinen Nachfolgern in dieser Gedankenrichtung häufig nicht weiß, ob sie von ersterem oder von letzterer reden. Der neueren Erkenntnis rückt die Rasse mehr als ein Selbständiges in den Vordergrund, dessen Entwicklung die Umwelt nur nachhilft. In jedem Falle aber sind die besonnenen Forscher aller Gebiete darin einig, daß die rassebildende Kraft der Umwelt und die Lebenskraft der Rasse selbst gleichermaßen anzuerkennen sind, und daß sie einander nicht ausschließen oder auch nur einschränken, sondern ergänzen. „Das in der Weltgeschichte waltende Prinzip besteht aus zwei sich gegenseitig unterstützenden und regulierenden Gewichten ... Es wirken beide Hauptursachen, sich wechselweis bedingend zusammen" (Anlage, Blut auf der einen, Wohnsitz, Klima, Lage, Nachbarn, Zeitstellung, Erbschaften, Regierungsform, Sitte, Religion, Wissenschaft usw. auf der anderen Seite)[311]).

Wenn daher Ripley, nach Aufzählung gegnerischer Gruppen der verschiedensten Länder, im Sinne des Ausgleichs sagt, man gelange dahin, to admit both causes as alike efficient according to circumstances"[312]), so wird es freilich nicht immer leicht sein, sich über diese „Umstände" so weit klar zu werden, um

---

[310]) Klemm, „Allgemeine Kulturgeschichte", Bd. IV, S. 84.

[311]) Pott (nach Besprechung von Herder und Gobineau), S. 48 ff. und 128—140. Vgl. auch Woltmann, „Politische Anthropologie", S. 245 ff. Mohl, a. a. O., S. 339. Sehr gut über das Thema ferner Xénopol, p. 71—131, der es besonders gründlich behandelt und p. 90 treffend formuliert: „L'action de la nature ne peut s'exercer que par l'intermédiaire de la race". Letourneau, „Sociologie", p. 26, 157, 506, der das Verhältnis der beiden wirkenden Ursachen unter dem Bilde der selbst einen Granitfelsen allmählich unterhöhlenden Wassertropfen faßt.

[312]) p. 8.

dem einen oder dem anderen Faktor das Uebergewicht oder gar die alleinige Wirksamkeit zuzusprechen. Strittige Fälle werden immer bleiben. So z. B. wollte ein amerikanischer Nachfolger Buckles, Draper, den Ausgang des amerikanischen Sezessionskrieges hauptsächlich klimatischen Einflüssen zuschreiben, worauf ihm Lilienfeld[313]) schlagend erwidert: „Hätten Eskimos, Indianer oder auch nur ausschließlich Iren den Norden bevölkert, so wäre der Sieg unzweifelhaft dem Süden zugefallen." Bei der Abgrenzung von Rasse und Milieu werden wir also oft genug uns begnügen müssen, ein klaffendes Rätsel festzustellen, und in jedem Falle ist die ganze Frage nicht generell, sondern nur individualistisch, nämlich nach beiden Seiten individualisierend, zu beantworten. Um nämlich einerseits im Bilde Karl Ritters zu bleiben, so neigen ja wohl die Kontinente und ihre Klimate, besonders Berg und See, zu verschieden starker Beeinflussung. Anderseits aber liegt die verschiedene rassenhafte Veranlagung der Völker, und dementsprechend ihre verschiedene Beeinflußbarkeit, noch offenkundiger zutage. Je stärker eine Rasse, desto weniger können die äußeren Verhältnisse ihr anhaben, desto eher wird sie sich allem zum Trotz behaupten und durchsetzen. Juden, Zigeuner, Neger, von den Germanen am meisten die Normannen, sind ungemein beständig, über den Wechsel der Zeit und des Ortes völlig erhaben und ihrem ursprünglichen Typus getreu. In einzelnen Fällen liegt solche Dauerbarkeit des Blutes besonders handgreiflich vor Augen, wie wenn man z. B. in demselben Klima und denselben Bergländern die Alemannen der Ostschweiz und die Leute des Rumaunsch als zwei schroff geschiedene Rassen noch nach Jahrhunderten so nebeneinander leben sieht wie in Graubünden. Aber auch die feineren Unterschiede einander näherstehender Stämme lassen sich ebenso durch die Jahrhunderte verfolgen: die Fährte der Normannen, die erst den großen Zug in die englische Geschichte gebracht haben, führt deutlich vom Tage der Eroberung bis auf den heutigen Tag, wenn sie sich auch nicht mehr so unmittelbar sichtbarlich von den Angelsachsen abheben wie zu der Zeit, aus der uns W. Scott im Ivanhoe beide Blutsströmungen vorführt.

Interessant ist es nun, zu beobachten, wie im Verlaufe der Geschichte bei den verschiedenen Völkern bald die Menschen, bald der örtliche Bezirk den ausschlaggebenden Faktor der Volksorganisation gebildet haben. Letzteres war z. B. der Fall in Aegypten, wo jenem örtlichen Bezirke, dem Nomos, eine feste Anzahl Land-Lose zur Zumessung an die Einzelfamilien zugeteilt waren. Dieser überwiegende Einfluß des Geographischen ging so weit, daß geradezu gesagt werden konnte, in Aegypten habe der Nil — wie ähnlich bei den Semiten Euphrat und Tigris — das Großkönigtum ge-

[313]) „Gedanken", T. I, S. 367 ff.

schaffen[314]. Bei den arischen Völkern dagegen blickt aus allem und jedem ihrer Organisation das allmähliche Emporwachsen aus dem Geschlecht als der ursprünglichen Grundeinheit hervor. Dies trug ein freiheitliches Element in sich, das den erdgebundenen Völkern fremd war. So haben bei den Indern die Geschlechter sich zu Phratrien zusammengeordnet, so in älterer Zeit bei den Hellenen, wo in Athen z. B. erst die Kleisthenische Demeneinteilung eine nur auf Oertlichkeit, nicht auf Abstammung basierte Organisation schuf. Bezeichnend ist aber, daß bei der Benennung der Demen oder Verwaltungsbezirke neben den Namen der darin belegenen kleinen Städte oder Flecken auch solche von ausgezeichneten Geschlechtern, alten Adelsfamilien, die in ihnen angesiedelt waren, berücksichtigt wurden[315]. Auch die Gaue, wie sie bei den Kelten und Germanen auftreten, sind durchweg mehr Völkerschaften als Ortschaften[316].

Einzig dürfte in der Geschichte das Verfahren der Revolutionsmänner von 1789 dastehen, welche damals, nach dem im September jenes Jahres von Sieyès der Nationalversammlung aufgewiesenen Ideale und nach einem rein mathematisch-mechanischen Schema, eine völlige Umformung Frankreichs vornahmen. Diese bedeutete nichts anderes als ein bewußtes und gewolltes Herabsteigen von der Rasse und dem Volkstum zum Milieu, indem fortan nicht mehr Landschaften und Stämme, sondern Flüsse und Gebirge für die Einteilung maß- und sogar namengebend sein sollten[317]. Bei diesem Gewaltakt, der unter alle Geschichte und Ueberlieferung einen dicken Strich ziehen, den Normannen, Burgunden, Lothringern, Bretonen usw. den Lebensfaden, jedenfalls alle Eigenentwicklung abschneiden sollte, hat den Umstürzlern keinerlei etwa in der geographischen Beschaffenheit des Landes begründete Notwendigkeit, sondern lediglich Ideologie die Hand geführt. Erwägungen z. B. wie die, daß die Namen von Bergen, Flüssen und Seen einen weit festeren Charakter aufweisen als die Benennungen von Wohnorten, daß sie keinem Wandel unterworfen sind, mögen auch über denselben Boden hin sich verschiedene Menschenwogen einander treiben, durchmischen oder gar verdrängen[318], daß sie folglich in einer Art auch ein bedeutsames Stück Ueberlieferung und Vorgeschichte verkörpern, lagen ja dem platten Sinn von Männern, denen es lediglich darum ging, in allen Dingen mit der Vergangenheit zu brechen und Neues aufzustellen, völlig fern. So steht denn jene Neueinteilung auf einer Stufe mit der neuen Jahrzählung und der Umtaufe der Monatsnamen. Während man aber diese bald

[314] Leist, „Gräco-italische Rechtsgeschichte", S. 107 ff.
[315] Schömann, „Griechische Altertümer", Bd. I, S. 379.
[316] Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. V, S. 82 ff.
[317] Näheres hierüber bei Bluntschli, „Geschichte der neueren Staatswissenschaft", 3. Aufl., S. 368 ff.
[318] Pott, „Die Personennamen", S. 536.

wieder aufgab, behielt man die Departementseinteilung bei, weil man mit ihr dem alten, wesentlich germanisch bestimmten oder doch mitbestimmten Geiste am sichersten beikommen zu können dachte. Die Monarchie hatte ja, dem Charakter der allmählichen Erwerbung und stückweisen Zusammensetzung des Landes Rechnung tragend, ursprünglich von einer einheitlichen Zentralverwaltung abgesehen und jeder Provinz, jeder Unterabteilung des Staatsgebietes ihr eigenes Regierungssystem, ihre eigene Finanz-, Justiz- und Polizeiverwaltung belassen[319]). Im Laufe der Zeit war sie dann freilich doch der Zentralisation zugesteuert, die dann die Revolution mit brutalem Radikalismus vollendete. Aber ganz austilgen hat der amtliche Druck den landschaftlichen Sinn und das Stammesbewußtsein mit nichten können. Von den gallischen Staaten (civitates), welche ursprünglich das Gebiet von Frankreich einnahmen und der Einteilung der alten Monarchie mehr oder minder zugrunde lagen, sagt Fustel de Coulanges[320]): „Les pagi ou pays subsistent encore; les souvenirs et les affections du peuple des campagnes y restent obstinément attachés. Ni les Romains, ni les Germains, ni la féodalité n'ont détruit ces unités vivaces, dont les noms mêmes ont traversé les âges jusqu' à nous."

Ein ähnlich zäher, aber noch weit eindringlicherer, weit persönlicherer Kampf der Rasse mit der Umwelt vollzog sich innerhalb der germanischen Welt während des Mittelalters in der Umwandlung des Prinzips der persönlichen Rechte zugunsten des Territorialprinzips. Im römischen Reich, wo das Nationale vor dem Staatlichen ganz zurücktrat, herrschte das Territorial- (Landes- oder Staats-) Recht: das Recht des überwiegenden Teiles der Landesbewohner galt mit der Zeit als das des Landes schlechthin, dem die verschiedensten Völker gleichmäßig unterworfen waren. Für das persönliche Recht des einzelnen wurde hier nicht das seines Blutes, seines Geschlechtes, sondern das seiner Beheimatung maßgebend. In den germanischen Reichen dagegen gab es nur Volks- bzw. Stammesrechte, entsprechend der Tatsache, daß die Germanen der Völkerwanderung mehr Volk als Staat waren. Erst allmählich, als die alten Volksstämme, welche ihre persönlichen Rechte sozusagen aus sich geboren, als einen Teil ihres Wesens in die Außenwelt projiziert hatten, untergegangen waren, konnten auch die germanischen Volksrechte in ihrer alten Eigentümlichkeit nicht weiterbestehen. Sie wurden Landrechte oder gingen doch in den Landrechten auf, trugen aber selbst in das Recht der romanischen Völker, die aus der Mischung jener Stämme mit den Landesbewohnern erwuchsen, noch

319) Capefigue, „Histoire de France au moyen âge", T. I[2], 1838, p. IX.

320) „Histoire des institutions politiques de l'ancienne France", p. I, Paris 1875, p. 12.

vielfach ein individuelles persönliches Moment hinein. Das langobardische Recht zumal hat sich besonders lange behauptet[321]). Daß noch der Code Napoléon sehr starke und zahlreiche Bestandteile germanischen Rechtes birgt, ist bekannt. Ein besonders schönes Zeugnis dafür, wie sehr dem Germanen sein Recht am Herzen liegt, liefern die Deutschen, welche im späteren Mittelalter die große Wanderbewegung nach dem Osten ausführten: sie ließen sich regelmäßig, ehe sie sich in fremdem Lande ansiedelten, für sich und ihre Nachkommen von dem sie berufenden ausländischen Landesherrn zusichern, für alle Zeiten nach deutschem Rechte leben zu dürfen; ein Leben ohne ihr angestammtes Recht dünkte ihnen nicht lebenswert[322]), was dann auch zur Folge gehabt hat, daß auch in vielen Teilen des Ostens das deutsche Recht bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist.

Die Gegensätze oder doch Unterschiede von persönlichem und Landesrecht, von Selbstverwaltung und Zentralisation, von Volk und Bevölkerung zeigen gleichermaßen die Begründung auf die natürliche Basis, das Festhalten rassenhafter Anlagen bei den einen, das Abfinden mit einem künstlichen Schema bei den anderen. Dort will man Geborenes, Gewordenes, Individuelles, hier übernimmt man künstlich und einheitlich Geschaffenes, differenziert nur nach geographischen Gegebenheiten. Ein letztes Beispiel dieser Gegensätze bietet die Fassung der Königstitel. Die freiheitlich veranlagten Völker haben immer darauf gehalten, daß ihr höchster Führer ihr, nicht ihres Landes König sei. Schon im Altertum überwiegen die Königsbezeichnungen, welche von der Vorstellung ausgehen, daß der Staat eine Vereinigung von Personen, nicht von der, daß er eine territoriale Einheit darstelle (*Μήδων βασιλεύς*, rex Macedonum). Die Frankenkönige heißen in den Urkunden stets reges Francorum, nie Franciae, und den Titel König der Franken haben von Otto dem Großen ab auch die deutschen Könige noch lange beibehalten[323]).

Es bedeutet also ein Zurückweichen des Persönlichkeitsprinzips, wenn später in Frankreich Roi de France an die Stelle trat. (Aehnlich in England, wo die früheren Könige ebenfalls Kings of the English hießen.) Erst in der allerletzten Zeit des Königtums besann man sich dort wieder auf jenes, aber nur einer hat den Titel Roi

---

[321]) E. Th. Gaupp, „Die germanischen Ansiedlungen und Landteilungen in den Provinzen des Römischen Westreiches", Breslau 1844, S. 218 ff., 227 ff., 230, 248. — Savigny, „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter", Bd. I², S. 180 ff. — R. Schröder, „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte", 4. Aufl., S. 647 ff.

[322]) W. Merk, „Werden und Wesen des Deutschen Rechts", 2. Aufl., Langensalza 1926, S. 8.

[323]) Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", Bd. I, S. 224.

des Français noch geführt. „König von Preußen" bildet scheinbar eine Ausnahme, in Wahrheit aber ist der Ländername hier ein alter Dativus pluralis des Völkernamens, und hieß es ursprünglich „König bei den Preußen" (wie mittelhochdeutsch „ze Burgonden"[324]).

Daß die Uebergriffe der unbelebten Welt selbst vor der Religion nicht haltgemacht haben, lehrt der Grundsatz des kirchlichen Territorialsystems: „Cujus regio ejus religio", den wir in diesem Zusammenhange anführen mußten, während wir im allgemeinen dem Verhältnis von Religion und Rasse noch eine Sonderdarstellung zu widmen gedenken.

Bisher haben unserer Betrachtung in der Hauptsache Vorgänge vorgelegen, bei denen die Wirksamkeit von Rasse und Milieu deutlich, und zwar meist im Kampfe derselben gegeneinander hervortrat. Andere Male wirken beide Kräfte gemeinsam in gleicher Richtung, und sind das die Fälle, wo eine Feststellung der jeder derselben zuzuweisenden Anteilsdosis überaus schwer, ja im Grunde unmöglich ist. Ein solches wohl für immer unlösbares Rätsel bietet z. B. der Dialekt (die Aussprache) des Menschen. Daß im allgemeinen die Natur den Mundarten zu ihrer Abgrenzung keine festen Scheiden zieht, scheint festzustehen. Flüsse und Berge erscheinen nur dann als Dialektgrenzen, wenn die vordringenden Ansiedler vor ihnen haltmachen. Der mächtige Rhein ist durchaus nicht überall eine Sprachgrenze, wohl aber trennt der Lech auf seinem Mittel- und Unterlauf die Baiern von den Schwaben, zwischen Dorsten und Gahlen gar ein winziger Mühlbach die Franken von den Westfalen[325]). Gleichwohl fällt zweifellos der Dialekt zum großen Teile in den Machtbereich des Milieus, wie schon daraus hervorgeht, daß einzelne Individuen, namentlich Kinder, ihn bei Veränderung des Wohnsitzes wechseln. Doch spricht auch die Rasse, die physiologische Anlage, ein gewichtiges Wort dabei mit. Und wenn auch zugegeben werden mag, daß nicht durchweg bei allen Menschenrassen Unterschiede in den Sprachorganen bestehen, die notwendig zu verschiedener Aussprache führen müssen[326]), so ist dies doch für einzelne Stämme unabweisbar: es braucht nur an gewisse Sprachbesonderheiten der Westfalen und der Schweizer, der Engländer und der Spanier erinnert zu werden. Auch belehrt die verschiedene Weise, in der z. B. ein stammtümlicher Chatte und ein eingewanderter Jude den hessischen Dialekt spricht, zur Genüge darüber, daß auch hier die Rasse am allerwenigsten ganz auszuschalten ist.

Im Vorstehenden haben wir „Milieu" und „Umwelt" durchgehends im Sinne äußerer wirkender Umstände der mannig-

[324]) O. Schrader, „Realenzyklopädie", S. 791/92.

[325]) Elard Hugo Meyer, „Deutsche Volkskunde", Straßburg 1898, S. 298.

[326]) H. Hirt, „Die Indogermanen", Bd. I, Straßburg 1905, S. 7.

fachsten Art gefaßt. Im Betreff dieser wäre denn nun abschließend noch ein Punkt etwas stärker zu betonen, über den sich Rassen- wie Milieuverfechter seit langem einig geworden sind: daß nämlich mit dem Fortschritt in der sozialen Ausbildung der Völker eine verminderte Abhängigkeit von den äußeren Verhältnissen Hand in Hand geht. Es ist ja klar, daß in den Urzeiten die Natur ganz anders rassebildend und -umbildend auf den Menschen einwirken mußte, daß insbesondere auch das Klima damals eine weit größere Rolle spielte. An Stelle des aufgezwungenen Kampfes mit Naturgewalten ist jetzt ein freiwilliges Ringen mit Naturkräften getreten. „Wenn die Völker eine gewisse Stufe der Bildung und Kunst des Lebens erreicht haben", sagt Arndt[327]), „wehren sie sich mit zäher und außerordentlicher Kraft gegen die Naturgewalt und retten und behaupten selbst unter ungünstigsten Umständen ihr geistiges Dasein (ihren ‚character indelebilis')." Sehr treffend macht nun aber Bagehot[328]) darauf aufmerksam, daß diese „Naturgewalt" durchaus nicht immer die gleiche geblieben ist; er unterscheidet zwischen der gröberen, allgemeineren, durchaus prähistorischen Naturkraft, welche die großen Rassen, und der feineren, differenzierten, durch die Geschichte sich verästelnden, welche deren Unterabteilungen und letzten Endes die Völker bildet. Erstere ist fast ganz erloschen, letztere heute noch ebenso wie nur je am Werke. Wir haben hier sozusagen ein zweites Milieu, eine Umwelt ganz anderer Art vor uns, die für die ausgereifte Menschheit reichlich so wichtig als die erstere, freilich auch ungleich schwieriger zu erfassen ist.

Vor allem haben wir es hier weitaus nicht mit einer so einheitlichen, greifbaren Macht wie dort zu tun, die wir uns mit Hilfe der Geologie und ihrer Schwesterwissenschaften im Grunde doch recht gut verdeutlichen können, sondern mit höchst verwickelten, zum guten Teil geheimnisvollen Vorgängen, zu deren Herbeiführung vielerlei zusammenwirkt. Wiederum haben wir dabei zweierlei zu unterscheiden: ein soziales, bis zu einem gewissen Grade noch ins Gebiet des Praktischen entfallendes, und ein rein ideelles, lediglich den geistigen Menschen berührendes Moment, welche beide freilich, wie es nicht

[327]) „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", S. 11.

[328]) „Physics and politics", London 1903, p. 86/87. Der Gedanke, daß mit steigender Kultur die Einflüsse der Natur auf den Menschen abnehmen, kehrt immer wieder, wie ja denn überhaupt die Erörterungen über das Thema „Rasse und Milieu" so leicht in keinem anthropologischen, ethnologischen oder kulturgeschichtlichen Werke fehlen dürften. Schon bei Gibbon, bei Ritter war er ausgesprochen. Von Neueren nenne ich auf gut Glück vor allem wieder Achelis' mehrerwähnte Sammelstätte, demnächst Topinard, p. 145, Boisjoslin, p. 151/52, Taine, „Philosophie de l'art", T. II, p. 87. Herbert Spencer, „Prinzipien der Soziologie", Bd. I, S. 17, 520. Auch J. L. Reimer, „Ein pangermanisches Deutschland", Berlin und Leipzig 1905, enthält (besonders S. 309 ff., 319 ff.) viel Gutes über diesen Gegenstand.

anders sein kann, unmittelbar ineinander übergehen und sich vielleicht nicht ganz ungeeignet unter dem Begriff der Kultur zusammenfassen lassen, wenn wir unter diesem das verstehen, „was innerhalb einer Sprachgemeinschaft unabhängig von den Einflüssen der äußeren Naturumgebung und der Vermischung von Völkern und Rassen verschiedener Abstammung Veränderungen der physischen und geistigen Formen des Lebens hervorbringt“[329]).

Wenn irgendwo, tritt in diesem sozialen und geistigen Milieu die Vererbung in Kraft. Den Sang der Spartaner an ihre Ahnen: „Wir sind, was ihr waret, wir werden sein, was ihr seid“ hat die moderne Wissenschaft in seiner ganzen Wahrheit bestätigt und nach allen Seiten näher ausgeführt[330]). Was immer auf unsere Vorfahren aus Verfassungen und Gesetzen eingeströmt, was immer sie an Sitten und Gewohnheiten ausgebildet, an Erziehung in sich aufgenommen, an Religion gepflegt, an Sprache, Kunst und Wissenschaft hervorgebracht haben, das ist uns von ihnen als ein Ganzes überkommen, als ein „principe spirituel, aboutissant d'un long passé d'efforts, de sacrifices et de dévouements, un héritage reçu indivis, qu'il faut continuer de faire valoir“ (A. Fouillée). Auf dieses soziale und geistige Milieu hat Letourneau sein Bild von der Unterhöhlung selbst des Granits durch das unausgesetzte Einträufeln des Wassertropfens vornehmlich zugeschnitten. „Chaque homme“, sagt er[331]), „naît avec un fonds moral hérité, et ce fonds formera, durant toute son existence, la base de sa nature. Contre ces instincts transmis par les ancêtres, l'éducation n'est pas désarmée, mais son pouvoir est fort limité. Sur chaque individu, l'influence du milieu social est minime, mais elle va croissant géométriquement à travers la chaîne des générations, c'est l'effort persistant de la goutte d'eau tombant sur un rocher de granit et finissant par le creuser et le désagréger. Les petites modifications mentales produites chez chaque homme par l'atmosphère sociale s'additionnent, se totalisent et, dans un temps donné, peuvent métamorphoser entièrement le caractère d'un peuple ou d'une race.“ Man sieht, das geistige Milieu, das so an die Stelle des natürlichen getreten, wird hier als eine eigene Atmosphäre bezeichnet, die sich um eine Gesellschaft lagert, und die sich aus dem geistigen Gesamtinhalt der Vorzeit bildet. Insbesondere auch sind innerhalb desselben die Ideen von großem Einfluß auf ganze Zeitalter und deren konkreten Inhalt, Rassen und Völker, wie namentlich Le Bon in

[329]) W. Wundt, „Völkerpsychologie“, Bd. I, 1, Leipzig 1900, S. 397.

[330]) Man vergleiche hierzu Ribot, „L'hérédité psychologique“. 7me édit., p. 275. — A. Fouillée, „Dégénérescence“, in der „Revue des Deux Mondes“, T. 131, 1895, p. 823/24.

[331]) A. a. O., p. 157.

seinem Hauptwerke sehr gut ausgeführt hat. Aber nicht minder zweifellos hat auch hier wieder Gobineau recht, daß hinwiederum die Rassen die Ideen erzeugen, vertreten und mit außerordentlicher Zähigkeit festhalten. Es besteht hier, wie so oft, eine Wechselwirkung. Oftmals zwar überspringen die Ideen die Grenzen der Rassen — Aufklärung, Klassik und Romantik, naturwissenschaftlicher Geist, Positivismus —, meistens aber werden sie doch wieder von ihnen rückgefärbt und in der ihnen entsprechenden Schattierung in die Geschichte hineingeworfen. Insbesondere die religiösen Ideen sind reichlich so sehr durch die Rassen hindurchgegangen wie die Rassen durch die Ideen[332].

Das geistige Milieu, von dem hier die Rede ist, könnte man in gewissem Sinne als ein solches der Zeit dem des Raumes an die Seite setzen. Weismann[333]) veranschaulicht die Wirksamkeit der allgemeinen Geistesströmungen einer Zeit an dem häufigen Auftreten bestimmter Talente in derselben: „Wie viele Dichter tauchten in Deutschland auf zur Zeit der empfindsamen Periode des 18. Jahrhunderts, wie zahlreiche Philosophen in der nachkantischen Periode ... Wo Akademien errichtet werden, da tauchen die Schwanthalers, Defreggers, Lenbachs auf ... Heute sind vielleicht manche Naturforscher, die sonst Dichter oder Philosophen geworden wären, hätten sie zur Zeit Bürgers, Uhlands oder Schellings gelebt."

Nicht vergessen werden dürfen bei dieser geistig sozialen Umwelt auch die Weltkonjunkturen, die Stellung zu den Nachbarvölkern und ähnliches. Man wird Finlay recht geben können, wenn er[334]) die Tatsache, daß von allen Sprachen, die je gesprochen worden, die griechische und die arabische im Verlaufe der Zeit die geringsten Veränderungen erlitten haben, darauf zurückführt, daß die beiden Völker, denen sie angehörten, dem Ausland den geringsten Einfluß auf ihr soziales Gefüge wie auf ihre Sitten und Ideen eingeräumt hätten. Man wird auch zugeben können, daß Literatur und Religion im allerstärksten Maße daran beteiligt gewesen sind, diese beiden Völker in ihrer Eigenart auszubilden, wenn man auch nicht so weit zu gehen braucht, darum die Bande des Blutes und der Rasse, wie Finlay will, für schwächer als die der Zivilisation und der Religion zu erklären. Daß aber die letzteren mitunter eine geradezu ungeheure Kraft in der Geschichte entfalten, die Rasse übertäuben und beiseiteschieben können, ist unbestreitbar: sonst wäre es nicht denkbar, daß anthropologisch so völlig zusammenfallende Elemente wie ein Teil

[332]) Aus einem ungedruckten Manuskript Gobineaus habe ich den Abschnitt über die Lebenskraft der Ideen als Ausdrucks der Rassen mitgeteilt in „Gobineaus Rassenwerk", S. 478.

[333]) „Aufsätze über Vererbung usw.", S. 110/11.

[334]) „Medieval Greece", p. 6. Uebrigens läßt sich diese These, wenigstens in vollem Umfange, nur von den Arabern aufrechterhalten.

der Bevölkerung Kleinasiens und der Inseln des Aegäischen Meeres, insbesondere auch Kretas, so auseinandergeraten wären, daß fast allgemein die Vorstellung scharf getrennter Rassen sich über sie verbreiten konnte. In Wahrheit ist, was seit Menschenaltern als „Türken" und „Griechen" in jenen Ländern so leidenschaftlich aufeinander losschlägt, vielfach eines Blutes und bedingt fast nur noch der Glaube die schroffen Scheidungen und Gegensätze[335]).

Kaum einer Bemerkung bedarf es, daß physisches und geistig-soziales Milieu, je nachdem, zusammenwirken und einander verstärken oder aber auch einander entgegenarbeiten können. Ersteres wird weit häufiger, ja fast regelmäßig der Fall sein, wie ja denn die Annahme naheliegt und durch die Erfahrung bestätigt wird, daß der Charakter eines Volkes durch beiderlei Einflüsse gemeinsam bestimmt wird, indem eben die natürliche Umwelt der sozialen und geistigen bis zu einem gewissen Grade vorarbeitet. Bisweilen kommt aber auch der andere Fall vor. So berichtet K. E. von Ujfalvy über die Kaschmiris[336]): „In Kaschmir erleben wir das in anthropologischer Beziehung wirklich seltene Beispiel von einem Volke, das bei relativ entschieden herrlichem physischen Typus eine unglaubliche moralische Entartung aufweist", was dann im folgenden näher ausgeführt und aus der Geschichte Kaschmirs erklärt bzw. mit Milderungsgründen versehen wird.

Eines Faktors haben wir bisher nicht gedacht, der doch für die Feststellung der Grenzen von Rasse und Umwelt noch stark in Betracht kommt und insbesondere bei der Schaffung des künstlichen oder sozialen Milieus wesentlich mitwirkt: das ist die Nachahmung, die Assimilierung, das suggestive Weiterverbreiten bestimmter seelischer und selbst leiblicher Eigenschaften und Gewohnheiten, Gedanken und Gefühle. Denker, denen das Wesen der Rasse noch nicht aufgegangen war, haben manches nur als rassenhaft zu Deutende auf jenes Motiv zurückführen wollen. Bei den Engländern vornehmlich begegnen wir ihm. Schon Hume hat es stark verwandt, später Bagehot, auch Ripley[337]), der von einem „imitative instinct", einer „like-mindedness" redet und beides mit gutem Fug mit dem, was wir den Zeitgeist nennen, in Zusammenhang bringt. Als Zuchtmittel zur Herstellung bestimmter in sich geschlossener Gruppen kann es Wunder wirken und eine Homogeneität des inneren, ja selbst des äußeren Menschen herbeiführen, die der der Rasse fast gleichkommt. Institute, Schulen, Klassen und Stände sind so gebildet worden, welche diese Merkmale aufweisen. Unter anderem hat man den Rassenklassen (wie der des Adels)

[335]) Vgl. oben S. 44. Obiges nach Gobineaus Schilderungen in seinem „Royaume des Hellènes" (Paris 1905).

[336]) „Aus dem westlichen Himalaya", Leipzig 1884, S. 125 ff.

[337]) p. 2 u. ö.

„Milieuklassen" entgegenstellen können[338]): eine solche Klasse des ideellen Milieus bildet z. B. die katholische Geistlichkeit, und aus ihr wieder ragen als das Muster dieser Gattung die Jesuiten hervor, die man geradezu als eine Art geistiger Rasse, oder auch als Simili-Rasse, bezeichnen könnte.

Daß es überhaupt so etwas wie anerzogene Rasse (das Wort kann natürlich in diesem Sinne nur noch bildlich verstanden werden) gibt, hat vortrefflich dargetan Fr. Rohmer in seinem nicht genug zu schätzenden Werke „Die Lehre von den politischen Parteien"[339]). Da dieses Buch äußerst selten ist — wir werden an späterer Stelle des unsrigen ausführlicher darauf zurückkommen —, teile ich mehrere Stellen hier im Wortlaute mit: „Die anerzogene, eine zweite und geistigere Rasse erhebt sich auf der Grundlage der ersten, angeborenen. Die erste Rasse ist die Erbschaft des Blutes, die der Mensch mit dem Eintritt in die Welt empfängt; die zweite die Erbschaft alles dessen, was im Laufe des Lebens durch natürliche Assimilation mit seinem Naturell in dem Maße verwächst, daß es ihm wie zum Blute (Verwandlung in succum et sanguinem) oder, mit einem treffenden Ausdruck der gemeinen Sprache, zur zweiten Natur wird — der Inbegriff des ganzen Eindrucks, welchen Verhältnisse und Umgebungen, Menschen und Schicksale bleibend und bestimmend in der Seele zurücklassen... Wenn der Charakter das Fundament aller großen Staaten ist und der Geist ihr Bildner, so ist die angeborene Rasse die Widerlage, welche das Fundament unterstützt, die anerzogene aber das Medium, wodurch der Geist sich im Gebilde erhält. Vermöge ihrer haben die Römer die Welt noch besiegt, nachdem der Kern ihres Staatsgeistes und ihrer Moralität sich schon geneigt hatte." In der Tat ist es ja bewunderswert, wie die Römer, die im übrigen wie kein anderes Herrschervolk der Geschichte der Rasse entgegengewirkt haben — durch exzessive Ausbildung des Staatsbegriffes, durch die Austilgung der Volkstümer, erst der besiegten fremden, dann der eigenen italischen, durch die Territorialisierung des Rechts, letztlich durch die Verleihung des Bürgertitels an alle Welt, wodurch dieser zur reinen Abstraktion wurde —, es doch auf der anderen Seite verstanden, ihr einen Ersatz zu schaffen und etwas, wenn auch nicht Rassenhaftes, doch Rassenähnliches jedem echten Römer einzuimpfen. Hierher gehört vor allem auch die systematische Ausbildung der Einrichtung der Adoption, durch welche die Gleichgeltung der anerzogenen Rasse mit der angeborenen sanktioniert wird. Treffend bemerkt hierzu Rohmer: „Nur dieser Gesichtspunkt macht die Annahme an Kindes Statt zum natürlichen, jeder andere läßt sie als juridisch fingierten Vorgang erscheinen", und im folgenden schildert er, wie auf diese Weise eine völlige Ver-

[338]) J. L. Reimer, a. a. O.
[339]) Zürich und Frauenfeld 1844, S. 232 ff.

wachsung mit der adoptierenden Familie erfolgen konnte, gleichviel, ob es sich dabei um ein Kind, das frühzeitig und mit Leichtigkeit den Familiengeist einsaugte, oder um einen Erwachsenen handelte, der alles daransetzte, die Tendenzen und Interessen der Familie in sich aufzunehmen. „Daher es geschieht, daß die großen römischen Geschlechter uns wie von einem Blut erscheinen; und doch waren Adoptierte z. B. unter den Scipionen, und welches Geschlecht ist von einheitlicherem Charakter als sie?" Wie im alten, hat auch im Rom des päpstlichen Stuhles sich die längstdauernde und unabhängigste Tradition erhalten, wie denn überhaupt nur dank der im vorangehenden charkterisierten künstlichen Schöpfung ein gleichbleibender Staatsinstinkt selbst in Reichen, bei denen die Fortpflanzung der Blutrasse nur wenig oder gar nicht stattfindet, wie in Wahlreichen und geistlichen Staaten, sich entwickeln kann. Wenn endlich Rohmer unter den neueren Völkern die Elsässer als das Muster einer unvollkommenen, die Schweizer als das einer vollkommenen anerzogenen Rasse anführt, so können wir auch das gutheißen, nur ist wohl die Deutung der ersteren Erscheinung weniger glücklich. Nicht darum, weil bei den Elsässern die anerzogene Rasse „in ihrer Entwicklung gehemmt und dadurch die angeborene geschwächt ist", ist ihnen die Harmonie der anerzogenen und der angeborenen Rasse, der Einklang der politischen Schicksale mit der Stammesgrundlage, verloren gegangen: im Jahr 1844, da dies geschrieben wurde, hatte noch, von außen wenigstens, nichts in jene Entwicklung des Französierungsprozesses der Elsässer hemmend eingegriffen. Vielmehr dürfte der Grund des Mißlingens dieses Prozesses für jetzt und vielleicht für immer in einer gewissen Zwitterhaftigkeit dieses Mittel- und Grenz-Volksstammes selbst zu suchen sein, der sich inmitten der auf ihn eindringenden zum Teil schroff entgegengesetzten Kulturelemente zu einer endgültigen Entscheidung zwischen eingeredeter und affektierter Franzosenverwandtschaft und renegatenhaft verleugnetem Deutschtum nicht hat aufschwingen können.

+

Das Verhältnis der Religion zur Rasse hatten wir bereits mehrmals im Vorübergehen zu berühren, müssen es aber jetzt noch etwas näher ins Auge fassen.

Weitverbreitet ist die Vorstellung, daß die Religionen den allergrößten Einfluß auf den Charakter der Nationen hätten, ja daß sie es wären, die ihm recht eigentlich erst den Stempel aufdrückten. Und es darf dies nicht wundernehmen, da ja diese Auffassung vor allem von den Dienern der Religion selbst gepflegt und vertreten wird, welche gar nicht anders können, als dieser bei jeder Art von Einwirkung und in jeder Hinsicht die erste Stelle, und somit auch einen Vorrang vor allen anderen Geistesmächten, anzuweisen. Eine wissen-

schaftliche Betrachtung dieser Dinge dagegen kann nicht anders als von dem Gegenteil jenes Satzes ausgehen und feststellen, daß die Religionen insofern keinerlei Ausnahmestellung beanspruchen können, als auch sie, wie Kunst, Wissenschaft, Sprache und vieles andere, vielmehr rassenhaft bedingt, ein Erzeugnis der Rasse sind.

„Nicht die Religionen formen die Völker, sondern die Völker formen ihre Religionen. Jedes legt in der seinen Zeugnis über sich selber ab"[340]. Schon in der ganzen Einstellung zur Religion sind die Völker sehr verschieden. Sie sind mit sehr ungleichen Elementen ihres Wesens an ihr beteiligt — man halte nur etwa die Inder neben die Juden — und verstatten ihr auch einen sehr ungleichen Raum in ihrem Leben: wie sehr stach in dieser Beziehung das Reich der Westgoten in Spanien — was dann dort sich fortgesetzt hat — von den übrigen germanischen Reichen ab! Der Grieche und Walache opfert die politische Freiheit seinem Glauben, der Albanese erträgt den Druck so schwer, daß er die Befreiung von demselben mit dem Glauben seiner Väter bezahlt. Die Kriegerrasse zumal ist überall zum Islam übergegangen, wo es ihr die Verhältnisse nicht verstatteten, sich strenge gegen ihn abzuschließen... Den geringen religiösen Sinn des türkischen Albanesen beweist übrigens wohl am besten das Axiom: „Da, wo das Schwert ist, da ist auch der Glaube", welches bei Gesprächen über Religion (im Sinne des „Cujus regio ejus religio") zu figurieren pflegt[341].

Für das Thema Rasse und Religion besitzen wir eine vortreffliche Zusammenfassung in dem Werke eines Franzosen, Emile Burnouf — eines Vetters des großen Orientalisten Eugène Burnouf —, „La science des religions"[342]. Sehr gründlich und

[340]) Th. Lindner, „Geschichtsphilosophie", 2. Aufl., Stuttgart und Berlin 1904, S. 156 ff. Ganz ähnlich Letourneau, „Psychologie ethnique", p. 221, und viele andere.

[341]) v. Hahn, „Albanesische Studien", Wien 1853, S. 35.

[342]) Die dem Verfasser vorliegende vierte Auflage ist in Paris 1885 erschienen. Der Grund zu dem Werke aber ist gelegt in einer Aufsatzreihe der „Revue des Deux Mondes" aus dem Jahre 1868: „La diversité des religions", und wer sich mit diesen Fragen eingehender beschäftigen will, dem ist zu raten, daß er die ältere Fassung mit hinzuziehe. Burnouf ist nicht eigentlich, wenigstens nicht durchweg, Originalforscher, er fußt auf den Bahnbrechern, aber hellen, klaren Blickes. In der vielleicht wichtigsten Frage der Religionsgeschichte, der des Verhältnisses der arischen zu den semitischen Religionen, lehnt er sich an den Meister dieses Gebietes, Renan, an, hat aber dessen weitschichtige Untersuchungen zu einem knappen, packenden Bilde zusammengezogen. Als die wichtigsten Abschnitte des Buches seien hervorgehoben die allgemeine Uebersicht über die Entwicklung des Gottesbegriffes (p. 201 ss.), ferner die Hauptstellen über das Christentum (p. 99 ss., 151 ss., 171 ss.) und das ganze Kapitel „Action des races" p. 227 ss.). Burnouf ist, soweit dem Verfasser bekannt, der erste gewesen, der das unten näher zu behandelnde Thema der Blutszugehörigkeit Jesu in wirklich wissenschaftlicher Weise in Angriff genommen hat.

gediegen wird darin nicht nur die unmittelbare Abhängigkeit der hauptsächlichsten Religionen von den sie schaffenden Rassen, es werden auch die Anschauungen und die Formen dargelegt, durch welche die Religionen modifiziert werden, sobald sie bei einem Volke von anderer Rassenanlage zur Geltung gelangen, wo dann dieses allemal mit der aus der Fremde ihm zugekommenen Religion die seiner eigenen psychischen Verfassung entsprechenden Umwandlungen vornimmt. Nach einer gedrängten Uebersicht über die Stufenfolge des Gottesbegriffes in seiner historischen Entwicklung, deren Hauptstadien etwa mit den Worten Fetischismus, Animismus, Symbolismus, Mythologie, Theologie (Metaphysik) gekennzeichnet werden können, wird gezeigt, welche religiösen Konsequenzen sich aus der Tatsache, daß heute alle Rassen gemischt sind, ergeben: die meisten alten und neuen Völker zeigen den Gottesbegriff verschiedener Stufen gemischt, und zwar entspricht das Mischungsverhältnis den Rassenmischungen[343]). Dies wird an den einzelnen Völkern und ihren Religionen nachgewiesen, insbesondere auch an den christlichen, die verdeckt allerlei von der griechischen Mythologie wie von dem semitischen und ägyptischen Symbolismus, nicht zuletzt von der Religion der Perser in sich aufgenommen haben (die himmlischen Heerscharen, Engel und Erzengel, die Dämonen der Unterwelt). Am Schlusse seines Werkes kommt Burnouf nochmals auf die rassenhafte Bedingtheit der religiösen Bewegung der Völker zurück, um darzutun, wie bei den höherstehenden, insonderheit den arischen Rassen der Sturz der Orthodoxien, die sich mit der Zeit ziemlich aller Völker bemächtigt hatten, durch die fortschreitende Einwirkung der Wissenschaft herbeigeführt wird, während die Niederrassen, wie es ihrem Naturell entspricht, jene zumeist ungeschmälert beibehalten.

Wie hier am Endpunkte der bisherigen geschichtlichen Entwicklung, so steht an deren Uranfängen abermals richtunggebend, entscheidend die Rasse; man kann den rassischen Wert der Völker wohl nicht am letzten danach bemessen, wie sie sich ihre mythologische Vorgeschichte zurechtlegen. Da erfahren wir denn[344]), daß manche, wie Libyer und Moxosindianer, der Erde entsprossen sein, andere

[343]) Vollbewußt und im weitesten Umfange bekennt sich zu einer solchen Vielheit und Zusammengesetztheit der religiösen Vorstellungen die persische Sekte des Bâbismus, deren Kenntnis wir Gobineau (in seinen „Religions et Philosophies dans l'Asie centrale") verdanken. Ihr Grundgedanke war geradezu, daß den erhabenen Hauptreligionen der Menschheit gleichermaßen übernatürlicher, göttlicher Ursprung zuzuweisen und die großen Offenbarer an eine gemeinsame Kette zu reihen seien. Es ist klar, daß ein solcher extremer Synkretismus nur auf einem rassisch schon stark zersetzten Boden entstehen konnte.

[344]) Ad. Bastian, „Die Völker des östlichen Asien", Bd. VI, 1871, S. XLIV ff. Eingehend spricht über die göttliche Abstammung in Mythen und Sagen der Völker (*Διογενεῖς*, Sohn Gottes usw.) Max Müller in seinen „Vorlesungen über physische Religion". Er zitiert unter anderem

Indianer von Tieren abstammen wollten. Die Hellenen sahen ihre Ahnen in Heroen, und den höchsten Helden der vornehmsten arischen Völker, Inder, Hellenen und Germanen, ward gar göttliche Abkunft zugeschrieben. Freilich waren es Götter ganz anderer Art, als die dem christlichen Kreise vertrauten, mit denen hier die Blüte der Menschheit blutsverwandt erklärt wurde: sie wurzelten in der Welt, sehr unähnlich dem Gott der Genesis, dem außerweltlichen, der den Menschen nach seinem Bilde geschaffen haben soll und als solcher in den frommen Glauben so vieler Völker übergegangen ist.

Aber wenn irgendwo, mußte hier die Wissenschaft, mußte fortschreitende Erkenntnis diesem frommen Glauben entgegentreten. Hatte schon im Altertum ein so erleuchteter Geist wie Aristoteles der Wahrheit, daß vielmehr „die Menschen überall und von jeher sich die Götter nach ihrem Bilde geschaffen, das heißt, daß alle Religionen anthropomorph sind"[345]), den klarsten und unzweideutigsten Ausdruck gegeben[346]), so ist man darüber vollends in neuerer Zeit, wo das Denken allgemeiner geworden, noch ganz anders ins reine gekommen. Voltaires „Si Dieu a fait l'homme à son image, celui-ci le lui a bien rendu", Schillers „In seinen Göttern malt sich der Mensch", Goethes „Wie einer ist, so ist sein Gott" tönen in aller Ohren. Selbst Luther, der rabiateste Theist, den wir kennen, der auf einen von ihm selbst formulierten Gott eingeschworenste, muß doch einmal erklären: „Wie das Herz, so der Gott", und Kant hat in seiner „Kritik der Urteilskraft" unumstößlich dargetan, daß gerade das höchste Prädikat, das dem jüdisch-christlichen Gotte beigelegt zu werden pflegt, das des Schöpfers, von dem Vorbilde menschlichen Schaffens hergenommen ist. Der Name Ludwig Feuerbachs, der mit dem Satze, daß Theologie letzten Endes Anthropologie sei, am gründlichsten und rücksichtslosesten Ernst gemacht hat, braucht hier nur genannt zu werden.

Wenn somit die anthropologische Anschauung, wonach jede Vorstellung von Gott Spuren des menschlichen Bewußtseins an sich trägt, auch vor den höchststehenden Religionen nicht haltmachen kann, so wird sie vollends durch die der Niederrassen auf Schritt und Tritt bestätigt. Es genüge hierfür das eine Beispiel der nicht-arischen Inder[347]). Gerade in diesem Lande freilich sind, entsprechend

den Vers des Hesiod („opera et dies" 108): *„ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι"*. Ueber Gottkönige, Götterdynastien und Verwandtes s. auch Lippert, „Kulturgeschichte", Bd. II, S. 467 ff.

[345]) Felix Dahn, „Bausteine", Bd. I, 1879, S. 106, vgl. Roskoff, „Geschichte des Teufels", Bd. I, Leipzig 1869, S. 14.

[346]) Polit. I, 1, 7.: „Der Mensch formt die äußere Gestalt wie auch die Lebensverhältnisse seiner Götter nach seinem eigenen Bilde."

[347]) „Sie forschten [die Inder], ob Gott weiß oder schwarz sei. Denn da man bei den Menschen eine so große Verschiedenheit der Farben wahrnimmt, ziehen die Ind(ian)er, als welche nämlich von Natur schwarz sind,

der Vielfarbigkeit seiner Einwohner, auch Religionen der verschiedensten Farben, vom plumpsten Götzenkult bis zu den höchsten Erhabenheiten des Brahmanismus, ausgesonnen worden. Rassisch bedingt aber, eben als Erzeugnisse und Spiegelungen ihrer Rassen, sind sie alle, Brahmanismus und Buddhaismus sogut wie — außerhalb Indiens — Mosaismus, Parsismus, Islam und andere Bekenntnisse.

Da die Rasse, wie wir später noch genauer sehen werden, zunächst in und nach Stämmen sich entwickelt und betätigt, so sind auch die Götter — und einzig sie, nicht *ein* Gott, lassen sich als dem Volke eigen und so in der Geschichte ersichtlich wirksam nachweisen — ursprünglich alle Stammes- und Nationalgötter gewesen. Die Kämpfe der Stämme untereinander haben nicht am wenigsten um ihre Götter stattgefunden. Ein naives Urbeispiel hierfür bietet Jahwe, der jüdische Stammesgott, wie er sich mit Baal und anderen Göttern, die er nicht neben sich dulden will, herumschlägt. Diese Stammes- und Volksgötter, aus und mit dem Volke erstanden, ein Stück Rasse, aus deren innerstem Geiste geboren, kommen immer wieder durch, auch wenn den Völkern, mehr oder minder auf dem Wege der Spekulation, universellere (Menschheits-)Götter auferlegt werden sollen. Jene sind eben blutsverwandt, während diese nur durch ideale Bande mit den Höheren verknüpft, den Niederen gar nur angelernt sind. Wie manche Gestalt aus dem Heidentum der Antike lebt in Heiligen der katholischen Kirche fort, wie viele Reste des Odinismus hat diese in den heute protestantischen Gegenden noch nach Jahrhunderten auszutilgen gehabt! Und tragen nicht die Religionen mit kosmopolitischer Tendenz, mögen sie hundertmal die nationalen Schranken überschreiten wollen, doch wiederum das Gepräge des Volkstums und der räumlichen und geschichtlichen Umgebung ihrer Stifter an sich? Können sie sich vollends in ihrer Fortbildung den Einflüssen der Nationalität und der Geschichte der Völker, denen sie zugebracht werden, entziehen? Der Islam allein unter allen Religionen hat es wirklich zum Range einer vielrassigen Religion gebracht, Völker ziemlich aller Rassen finden sich unter seinen Bekennern: Arier, Semiten, Berber, Neger, Mongolen, Chinesen, Dravida und Malaien, und doch hat auch er es erfahren müssen, daß die Iranier im Schiitentum, die Neger im Fetischismus, die Fellachen in der Heiligenverehrung innerhalb seiner ihre Rasseneigenheit wahrten[348]). In ganz anderem Maße noch hat die Verschiedenheit der Rassen sich der Welteroberung durch das

---

ihre Farbe den anderen vor und glauben, die Götter seien schwarz; darum sind ihre meisten Götzenbilder sehr schwarz." Franz von Xaver, Briefe, übers. von J. Burg, Bd. I, Köln 1836, S. 130.

[348]) Albrecht Wirth, „Volkstum und Weltmacht in der Geschichte", 2. Aufl., München 1904, S. 91.

Christentum entgegengestellt, so daß wir neuerdings von seinem reißenden Niedergange vor dem steigenden Sterne des Islam, in Asien und Afrika zumal, vernehmen müssen[349]). Den Niederrassen ist eben der letztere weit homogener, und unter rassisch höherstehenden Völkern, die aus sich selbst entsprechende Religionen erzeugt haben, wie Iranier und Inder, spielen die wenigen unter sie verschneiten Christen eine äußerst minderwertige, fast bedenkliche Rolle. Von den Christen in Persien kann Gobineau in seinen brieflichen Berichten aus diesem Lande, als von dem Auswurf der Gesellschaft, nicht verächtlich genug sprechen, und die Mission bei den Hindu hat Schopenhauer, noch ohne zu ahnen, wie sehr dieser Satz in der Rasse seine Begründung findet, für das verunglückteste Unternehmen der Welt erklärt. Christliche Gemüter haben an die Erscheinung Sadhu Sundar Singhs, des christlichen Inders, Hoffnungen für die Möglichkeit einer Amalgamierung dieser beiden religiösen Welten knüpfen wollen. Aber diejenigen dürften doch wohl recht haben, die da finden, daß das Wertvolle in Sundars Schriften eben das Indische sei, das Christliche dagegen neben den Kernschriften echter Christen wie etwa unserer Mystiker oder eines Thomas a Kempis sich einigermaßen verschalt ausnehme.

Nein, es ist nicht anders, das Christentum, wiewohl in der Theorie und seiner Tendenz nach eine universalistische Religion, hat seine besten und schönsten Verwirklichungen doch nur in den Metamorphosen und Anpassungen gefunden, welche die abendländischen Völker, insbesondere die Germanen, an dem ihnen ursprünglich in so manchem fremden Erzeugnis des Morgenlandes vorgenommen haben. Mit dem von Haus aus rein geistigen universalistischen Gottesbegriff ist es überhaupt eine eigene Sache. In der Geschichte hat er sich nicht durchführen lassen. In den Kreuzzügen und vielfach auch bei der neueren Mission stand doch wieder ein Gott gegen einen anderen, der Gott dieses Teiles der Menschheit gegen den jenes, ganz wie in den Zeiten der alten Stammeskämpfe, nur daß der Gott des Christentums gegen damals immer größere Völkerkomplexe vertritt. Die Triumphrufe christlicher Panegyriker über die Niederwerfung der fremden Götter — der spanischen Dichter z. B. über die Siege des Kreuzes in der Neuen Welt — sind daher nicht nur zu vorschnell ausgestoßen worden, sie waren grundsätzlich verfehlt, weil es einen einheitlichen Gott für alle Völker nicht gibt und nicht geben kann, indem bei allen einzelnen nur diejenigen Götter sich auf die Dauer behaupten können, die dem Geiste ihrer Rasse angemessen sind. Der universale Gedanke, die Fortsetzung und Ausführung des von Jesus oder seinen Jüngern aufgegriffenen Grundgedankens der israelitischen Propheten, ihren in arischer Filter geläuterten Jahweh aller Welt zu bringen, lief faktisch in seiner

[349]) Ebenda, S. 90.

kirchlichen Einkleidung darauf hinaus, daß ohne Unterschied den Völkern verschiedensten Blutes ein Konglomerat zum Teil aufs äußerste heterogener Begriffe zugetragen werden sollte. In den Köpfen der christlichen Sendboten war das ein sehr einfaches Ding. Gobineau hat uns mit harmlos mildem Spotte in dem Missionar Coxe seiner „Plejaden" einen solchen geschildert, wie er mit immer gleichem Vertrauen auf ihre Allheilskraft seine Bibel wahllos in weiße, rote, gelbe oder schwarze Hände legt. Tatsächlich aber haben die Missionare nicht ein, sondern so und so viele Christentümer ihren Pfleglingen in aller Welt zugetragen, oder doch, es haben sich diese das eine in den allerverschiedensten Schattierungen zu eigen gemacht. Welch ein Unterschied im Christentum der Europäer und der Peruaner, und in Europa wiederum in dem zu Stockholm, St. Petersburg und Neapel! Und welche Wandlungen mußte das Christentum bei denjenigen Völkern durchmachen, die es am ernstesten damit nahmen, den germanischen! Es braucht nur an den Arianismus, an den Heliand, an die verschiedenen Ketzerbewegungen, an die Reformation, an den Alt- und Reformkatholizismus, an die überreiche Sektenbildung erinnert zu werden, in welchem allen, als in der Wahl des Glaubens, die hinter den Unterschieden der Abstammung verborgen liegenden Unterschiede der Seelenstimmung zu naturgewaltigem Ausdruck kommen.

Uebrigens muß anerkannt werden, daß auch unsere Kirchenhistoriker diesem Stande der Dinge mehrfach Rechnung getragen haben. So sind z. B. Rettbergs Darstellungen in sehr weitem Umfange auf ethnographische Studien und Betrachtungen gegründet, wie er es ja denn auch einmal[350]) sozusagen programmatisch ausspricht.: „Es wird ferner darauf zu achten sein, welche Mischung der Völker in den einzelnen Provinzen stattfand, wo Kelten und wo Germanen saßen, denn sicher sind bei beiden die Bedingungen für die Aufnahme des Christentums verschieden"; und selbst ein Mann wie Harnack, dessen „Wesen des Christentums" rein theologisch gedacht ist und dem der Gesichtspunkt der Rasse bei seinen Betrachtungen völlig fern liegt, muß diese doch immer wieder herbeiziehen und unbewußt für sie zeugen, wenn er die geschichtlichen Anpassungen des Christentums behandelt[351]).

Die am meisten charakteristischen rassischen Unterschiede, die sich innerhalb der Kulturwelt ausgebildet und dann im Verlaufe der Geschichte vielfach zu Gegensätzen entwickelt haben, sind die zwischen Ariern und Semiten. Es versteht sich, daß an diesen Gegensätzen

[350]) „Kirchengeschichte Deutschlands", Bd. I, S. 16.

[351]) Vgl. z. B. S. 137 von der griechischen Kirche: „Sie erscheint nicht als eine christliche Schöpfung mit griechischem Einschlag, sondern als eine griechische Schöpfung mit christlichem Einschlag." Aehnlich S. 155 ff. über den lateinischen Geist und dessen Modifikationen des Allgemein-katholischen und S. 177 über das germanisch-reformatorische Christentum.

vor allem die beiderseitigen Gottesvorstellungen einen hervorragenden Anteil haben[350a]). Um sie auf eine kurze Formel zu bringen, könnte man sagen: die semitische Gottesvorstellung, wie sie vor allem in den Gestalten Jahwes und Allahs sich verkörpert und gipfelt, ist in ganz unvergleichlich viel höherem Grade anthropomorph, und insofern steht sie den Religionen der Niederrassen weit näher. Charakteristisch für sie ist der scharf, ja schroff ausgebildete Monotheismus, die allereigenste Erfindung der semitischen Rassen. Innerhalb desselben aber bleiben sie durchaus beim Persönlichen stehen: ihre Götter sind ihnen vor allem übermenschliche, allmächtige Persönlichkeiten, bei denen fast ausschließlich das Dynamisch-Erhabene vorwaltet, während sie ethisch nur eine sehr geringe Ausstrahlungskraft besitzen. Ethische Vertiefung hat der Gottesbegriff erst bei den Ariern erfahren, wie diese ihn auch geistig ganz anders frei ausgestaltet haben. Das Bestreben der Abkehr vom Menschlichen, der Erhebung zum Reingeistigen ist unverkennbar und hat namentlich bei den Indern zu den großartigsten Konzeptionen geführt. Selbst wo ihnen das Göttliche zu Gestalten sich verdichtet, haben sie diese immer mit einem reichen Maße von geistigem Gehalte ausgefüllt, im allgemeinen aber dem sie mehr oder minder ausschließenden Pantheismus sich derart zubewegt, daß er geradezu als ihre eigentliche, verborgene Religion bezeichnet werden konnte. Daß er aber im Verborgenen bleiben mußte, daß er, wie auch die ihm eng verwandte Mystik, wenigstens im Abendlande, nur im Innersten des Gemütes des einzelnen Ariers Wurzel schlagen konnte, hatte darin seinen Grund, daß der Gesamtheit der europäisch-arischen Menschheit, unter teilweise äußerst gewaltsamer Unterdrückung der ihr eigenen religiösen Instinkte, in der christlichen Kirche eine Lehre aufgezwungen wurde, deren innerster Kern völlig unarisch — nämlich nichts anderes als der aus dem Judentum übernommene semitische Monotheismus — war. Gegen diese Kirche, deren bloßer Gedanke, wie überhaupt die starke Vorherrschaft der Priesterschaft, an sich arischem Sinn und Art wenig entsprach, hat sich dieser Sinn sozusagen vom ersten Augenblick an und bis auf den heutigen Tag immer wieder aufgelehnt; das beste Teil namentlich des deutschen religiösen Lebens hat sich, fern der Kirche, in den Tiefen der deutschen Volksseele abgespielt und ist

[350a]) In der Forschung hierüber ist vor allem Renan führend vorangegangen, in einer Reihe von Zeitschriftenaufsätzen, die 1857 unter dem Titel „Etudes d'histoire religieuse" gesammelt und dann in vielen Auflagen verbreitet worden sind. Auch sein großes Werk „Histoire du peuple d'Israël" gehört hierher. Später haben andere, nicht am wenigsten Gobineau in seinen „3 ans en Asie", seinen „Religions et Philosophies dans l'Asie centrale" und seiner „Histoire des Perses" viel Wertvolles hierzu beigebracht. Auf die treffliche Zusammenfassung bei Burnouf (p. 142, 236 u. ö.) sei nochmals verwiesen.

mehr oder minder bewußt darauf hinausgelaufen, diese aus der semitischen Umklammerung zu befreien.

Unwillkürlich mußten sich diese Auflehnungen in erster Linie gegen den Urbegriff des Monotheismus, gegen die Alleinherrschaft eines angeblich allmächtigen Gottes richten, in dessen vermeintlichem Walten der gesunde und natürliche Sinn der meisten Völker unmöglich ein adäquates Bild des Welttreibens zu sehen vermochte[352]). Daß in den religiösen Anschauungen der Naturvölker ziemlich ausschließlich der Dualismus herrscht, ist durch Tatsachen aus allen Himmelsstrichen und von allen Menschenrassen bestätigt worden[353]). Plutarch, selbst Dualist, konnte aber noch weitergehen und dieser Lehre eine allgemeine Verbreitung auch einschließlich der Kulturvölker zuschreiben[354]). Jedenfalls war sie die Hauptbasis der religiösen Anschauung der Aegypter und Perser, und zum mindesten Ansätze dazu finden sich bei allen Hauptvölkern des Altertums, selbst bis in die semitischen hinein. Auch in der christlichen Welt tauchte sie denn so immer wieder auf. Allen gnostischen Systemen war der dualistische Charakter eigen; durch den aufs höchste gespannten Dualismus schließt sich der Manichäismus an den Parsismus. Auch im Abendlande wurden schon in früheren Jahrhunderten verschiedene dualistische Sekten, als Messalianer, Satanianer u. a., angeführt, die gewöhnlich in dem gemeinsamen Namen der Katharer zusammengefaßt werden. Besonders seit dem 11. Jahrhundert nahmen sie in mehreren Ländern zu. Am bekanntesten sind die Albigenser geworden, zu denen die vornehmsten Familien gehörten und die sich durch Ernst und Sittenstrenge auszeichneten.

Immerhin war die Macht der Kirche so groß, der von ihr ausgeübte Druck so stark, daß auch das philosophische Denken sich jahrhundertelang den Voraussetzungen des Monotheismus anbequemte. Erst in neuerer Zeit ist dies anders geworden, so daß sich voraussehen läßt, daß die dualistischen Anschauungen auch hier wieder an Raum gewinnen werden[355]).

---

[352]) Das Folgende nach Roskoff, a. a. O., Bd. I, S. 22 ff., 64, 223 ff., 260. Bd. II, S. 126 ff.

[353]) Ebenda, Bd. I, S. 24—57.

[354]) „De Isid. et Osir.", c. 45.

[355]) Ueber den Dualismus in der Philosophie: Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker", S. 163 ff., 494 ff., wo die Hauptstimmen (Lichtenberg, Schopenhauer, Hartmann, Stuart Mill) angeführt werden. Am merkwürdigsten ist die Stellungnahme des letztgenannten, der an der Hand der Erfahrung und der Wirklichkeit auf streng philosophischem Wege dahin gelangt, ganz in der Weise des Parsismus und des Mani den moralischen Dualismus als das Grundprinzip der Welt zu proklamieren. „Auch im Universum kämpft das Gute mit dem Bösen, das Licht mit der Finsternis, Gott mit dem Teufel. Gott ist allgütig und allweise, aber nicht allmächtig." Vgl. Sänger, „J. St. Mill" (in Frommanns „Klassikern der Philosophie"), S. 197.

Wie es im Apostolikum heißt: „Credo in unum deum, patrem omnipotentem, factorem coeli et terrae“, so ist auch in den weiten Gebieten, wo die Kirche herrschte, einschließlich der arischen Welt, der Schöpferbegriff von dem der Alleinheit und der Allmacht nicht getrennt worden. Und doch war von Hause aus der eine dem Arier sowenig geläufig als der andere. J. Lubbock[356]) macht darauf aufmerksam, daß sich im Sanskrit kein einziges Wort für Schöpfung finde, und daß sowenig im Rigveda wie im Zend-avesta wie im Homer eine derartige Idee vorkomme. Dadurch hat sich dann namentlich Schopenhauer zu einem leidenschaftlichen Kampfe gegen diesen Teil des Kirchenglaubens bestimmen lassen und damit in seinem Kreise Schule gemacht[357]). Aber es ist klar, daß Gedankengänge dieser Art auf die außerkirchlichen Kreise beschränkt bleiben mußten, und daß die Kirche, wie sie nun einmal ist, an ihren Fundamenten — und zu denen gehören unzweifelhaft auch die jüdischen Elemente ihrer Dogmen — nimmermehr rütteln lassen wird und kann. Auch die Reformation hat darin, daß das Alte Testament, die Verherrlichungsurkunde des jüdischen Gottes, Weltschöpfers und -regierers, eine beherrschende Stellung auch für die christliche Kirche und ihre Lehre eingeräumt bekommen hatte, zunächst keinen Wandel geschaffen. Sie war in erster Linie gegen die Ausartungen und Uebergriffe dieser Kirche gerichtet, und demnächst hat sie im Punkte dessen, wie geglaubt werden solle, dem arisch-germanischen Menschen größere Freiheit verschafft. Der Glaubenszwang wurde gemildert, von dem, was zu glauben sei, aber gerade der jüdische Kern nicht nur nicht angetastet, sondern durch Ausschaltung der heidnisch-volkstümlichen Elemente, wie sie sich namentlich in den Heiligen- und Marienkult geflüchtet hatten, noch mehr in den Vordergrund gerückt. Wenn man erwägt, daß die katholische Kirche, welche ganz anders reiche Quellen des religiösen Lebens zu Hilfe nimmt, nicht entfernt in

[356]) Vgl. Rich. Wagner, „Entwürfe, Gedanken, Fragmente“, Leipzig 1885, S. 114: „Der Weltenschöpfer ist nie wahrhaft geläufig gewesen und geglaubt worden.“ Unter den ungedruckten Nachlaßpapieren Adam von Doß', des Lieblingsjüngers Schopenhauers, fand ich einst die folgende urarische Betrachtung: „Nicht das Universum wurde von einer Gottheit erschaffen, sondern vielmehr hat diese, oder doch das Göttliche, sich erst den Elementen desselben zu entringen. Gegen die Schöpfung der Welt durch einen allmächtigen, allweisen und alliebenden Gott streitet unwiderleglich ihre Unvollkommenheit, nein ihre positive Schlechtigkeit. In Beziehung auf Gott wird es daher richtiger sein, denselben Weg einzuschlagen, welchen Kopernikus bezüglich des Weltsystems betrat. Nicht Gott hat den Kosmos geschaffen, sondern umgekehrt wird der Kosmos ihn erschaffen. Unter den Geburtswehen der Gottheit leiden wir. Die Welt ist die Geburtsstätte Gottes, und wir sind die Geburtsorgane. Einige werden durch diesen Geburtsakt besonders krampfhaft affiziert.“

[357]) „Die Entstehung der Zivilisation“, Jena 1875.

dem Maße wie die Kirche der Reformation das Christentum auf die Bibel begründet und noch dazu die Kenntnis dieser Bibel ihren Gläubigen, wenn auch nicht vorenthält, doch nur in mäßigen Grenzen zugänglich macht, so wird man zu dem Ergebnis kommen, daß Luther durch blinde Herübernahme des Alten Testamentes den Pfahl des Judentums der Kirche noch tiefer ins Fleisch gedrückt habe. Mit Recht ist ein tragischer Zug im Schaffen Luthers darin gefunden worden, daß ihm die rechte Einsicht, wie sie uns aus seinen letzten Schriften „Gegen die Juden und ihre Lügen" entgegentritt, zu spät kam, nachdem er die Hauptzeit seines Lebens mit aller Kraft und Gründlichkeit an den Erzeugnissen jüdischen Geistes festgehalten und sich damit in eine heute völlig unmögliche Dogmatik verrannt hatte[358]).

Aber es wäre undenkbar gewesen, daß der arische Geist, der in diesem Falle mehr denn je der Geist der Wahrheit war, sich nicht fort und fort und immer stärker geregt hätte, um das von Luther Versäumte und Verfehlte gutzumachen. Das Wort Schleiermachers: „Die Reformation geht noch fort" sollte sich voll bewähren. Freilich, die Kirchenmänner selbst hätten hier nicht die Bahn brechen können. Erst mußte von der Wissenschaft und aus dem allgemeinen Geistesleben heraus der Boden vorbereitet werden. Von beiden Seiten hat man es denn auch nicht an sich fehlen lassen.

Unter denen, die orientalistisches mit theologischem Wissen vereinigten, ist besonders Renan nicht müde geworden, aufs überzeugendste darzutun, daß das Christentum nur eine Fortbildung und Vollendung des Judentums, wenn auch nach seiten seiner edleren Keime, sei. Sehr gut hat Stade in der Einleitung seiner Geschichte des Volkes Israel die Semitisierung, ja Hebraisierung der Abendländer charakterisiert, denen die Helden des Volkes Israel von Kind an wie eigene Nationalhelden eingebläut würden. Ganz anders deutlich noch ist gelegentlich Lagarde in seinen „Deutschen Schriften" über diesen Punkt geworden. Aber außer der biblischen Geschichte wirkte auch die Dogmatik der christlichen Kirche, vor allem das Trinitätsdogma und das seinem Wesen nach ursemitische Jüngste Gericht, in der gleichen Richtung, den denken-

[358]) E. L. Schellenberg, „Der Fremdkörper im Christentum", Berlin-Lichterfelde 1926, S. 40. Dieses Buch gibt eine sehr gute, volksmäßig gehaltene Uebersicht über die verhältnismäßig doch schon recht weit zurückgehende Bewegung für die Entfernung des semitischen Einschlags aus unserem religiösen Leben, insbesondere die Loslösung vom Alten Testament. Die Hauptstimmen namentlich unserer großen Allgemeindenker, aber auch einzelner Vertreter der theologisch-orientalistischen Fachwissenschaft, werden, z. T. wörtlich, angeführt. Die wahrscheinlich von der nichtjüdischen Urbevölkerung herrührenden, assyrischen, sumerischen, ägyptischen, iranischen Einflüssen zu verdankenden edleren Bestandteile des Alten Testamentes finden gerechte Würdigung.

den Teil der Nationen des Abendlandes der Kirche zu entfremden. Wellhausens grundlegende Forschungen zur Geschichte und Entwicklung des Judentums, Adolf Wahrmunds „Babyloniertum, Judentum, Christentum“ und „Das Gesetz des Nomadentums“, Eduard Meyers „Entstehung des Judentums“, Alfred Jeremias' „Das Alte Testament im Lichte des alten Orients“ bilden eine Reihe von Marksteinen an einem Wege, an dessen Ende Friedrich Delitzsch' „Die große Täuschung“ stand — ein Werk, in welchem das Fazit aus allem früher Geleisteten dahin gezogen werden konnte, daß die Loslösung der christlichen Welt vom Judentum auf wissenschaftlichem Wege endgültig vollzogen, die jahrhundertealte Autoritätsstellung des Alten Testamentes als eine ungeheure Mystifikation erwiesen sei.

Neben diesem Wirken der Fachwissenschaft war in breitem Strome ein verwandtes unserer bedeutendsten Allgemein- und Populardenker hergegangen. Schon die Mystiker, die man mit Recht als die deutschen Propheten den israelitischen entgegengestellt hat, hatten, unmittelbar von Jesus und seinem Gottesbegriff herkommend und den letzteren näher ausführend, die fremden semitischen Ueberlieferungen gänzlich fallen lassen. Kants Kritiken waren eine echt arische Tat, mit welcher er über zwei Jahrtausende hinweg Platon und über noch längere Zeiträume den Indern die Hand reichte. In einer solchen Geisteswelt fand kein Jahweh mehr Platz, wenn es auch Kant seinen Nachfolgern, von denen hierin kaum einer nicht nach irgend einer Seite in seine Spuren getreten ist, überließ, dies noch näher und ausdrücklicher zu begründen[359]. Von unseren großen theologischen Denkern sind vornehmlich Herder und Schleiermacher in kernigen Aussprüchen für die Loslösung unseres religiösen Denkens und Fühlens vom Judentum eingetreten. Auch Lagarde darf hier abermals nicht vergessen werden, und endlich hat in seiner bekannten eindringlichen und beredten Weise Chamberlain[360]) für die Popularisierung der Bewegung gesorgt, welcher zudem in Laienkreisen durch Theodor Fritsch kräftig vorgearbeitet worden war.

Nach all diesem konnte es nicht mehr zweifelhaft erscheinen, daß alle diejenigen, welche Religion nicht nach einem fremden Schema und von außen sich auferlegen lassen, sondern der eigenen Art gemäß und von innen erleben wollten, fortan andere Wege würden beschreiten müssen. Konnten diese Wege noch durch die Kirche führen? Von der katholischen konnte natürlich keine Rede

---

[359]) Daß aber Kant jede wesentliche Verbindung der christlichen Religion mit dem Judentum unbedenklich in Abrede gestellt hat, lehren Stellen wie Werke (Hartenstein), Bd. VI, S. 224 ff., 264 ff.

[360]) In seinen „Grundlagen“, insbesondere auch im Vorwort zu deren vierter Auflage.

sein. An die protestantische hat Adolf Harnack am Schlusse seines Werkes über den Ketzer Marcion, welcher schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts das Alte Testament nicht mehr als eine Vorbereitung auf die Heilslehre des Neuen gelten lassen wollte, den Appell gerichtet, mit einer längst nicht mehr haltbaren, allgemach verhängnisvoll gewordenen Tradition zu brechen: „Auf diesen Blättern (des Alten Testamentes) stand eine andere Religion und eine andere Sittlichkeit als die christliche... Hier reinen Tisch zu machen und der Wahrheit in Bekenntnis und Unterricht die Ehre zu geben, das ist die Großtat, die heute — fast schon zu spät — vom Protestantismus verlangt wird." Zum Reformationsfeste des Lutherjahres 1917 haben dann auch vier deutsche Männer, Friedrich Andersen, Adolf Bartels, Ernst Katzer und Hans von Wolzogen, unter dem Titel „Deutsch-Christentum auf rein evangelischer Grundlage" (Leipzig 1917) 95 Leitsätze veröffentlicht, welche schon durch diese Einkleidung bekunden, daß sie Luthers Reformation fortsetzen, die von ihm begangene Unterlassungssünde sühnen wollen. Danach soll der Fremdkörper des Alten Testamentes aus der Kirche beseitigt, alle Anklänge daran aus dem Religionsunterricht, dem Kultus, der Predigt und den Gesangbüchern entfernt, die alttestamentliche Theologie in die philosophische Fakultät (Allgemeine Religionswissenschaft) verwiesen, im übrigen aber Christentum und Deutschtum in immer innigere Verbindung gebracht werden. Moralisch werden diese mutigen Männer in ihrem Kampfe zweifellos Sieger bleiben, aber ihr Erfolg wird ein nur theoretischer bleiben, weil einerseits Rom hier voll auf Judas Seite steht (und diese beiden sind z. Zt. einmal die Weltmächte), anderseits in der protestantischen Welt die gewonnene Erkenntnis nicht sowohl zum Aufbau einer einheitlich neuen als zur Vermehrung der Verwirrung und Zersplitterung in der alten Kirche dienen dürfte. In jedem Falle aber bedeutet die starke Rückbewegung auf den — nur auch aus der mit dem jüdischen Gottesbegriff eo ipso zugleich hinfälligen Trinität herauszulösenden — Jesus für alle selbständig christlichen Gemüter einen unschätzbaren Gewinn.

Im Sinne dieses Buches werden wir, gerade mit Rücksicht auf die Stellungnahme zu der im vorstehenden erörterten Glaubensfrage, den Gegensatz der beiden großen christlichen Kirchen dahin fassen dürfen, daß die eine das Glaubensgebäude als ein Ueberzeitliches, daher starr Unbewegliches und Unveränderliches betrachtet, die andere den Wandlungen der Zeiten und mit ihnen der menschlichen Gemüter, welche im letzten Grunde wiederum blutsbedingt sind, Rechnung tragen will. Diese Wandlungen haben es nun aber mit sich gebracht, daß eine zum mindesten ebenso starke religiöse Krise wie innerhalb der Kirchen sich heute unter dem freidenkenden Teile der Menschheit abspielt. Man könnte da fast von einem

religiösen Chaos reden, bei dem wir angelangt sind. Die unhaltbaren Uebertreibungen der Frommen, die mit dem Weltlauf in immer schärferen Widerspruch gerieten, haben in unserem naturwissenschaftlich gerichteten Zeitalter Gott und Götter für die meisten derart ins Wanken gebracht, daß ein hervorragender Naturforscher unserer Zukunft die folgende Prognose stellen konnte: „Die Zivilisation steht an dem Rande eines gefährlichen Absturzes. Gelingt es ihr nicht bald, sich aus der Naturforschung eine neue Grundlage ihrer moralischen [will sagen: religiösen, d. Verf.] Weltanschauung zu bilden, so ist sie rettungslos verloren, denn die Götter, die wiederholt in ihre subjektive Entstehung zersetzt sind und in der Dehnbarkeit ihres Begriffes längst die äußerste Grenze erreicht haben, könnten ihr diesmal nicht wieder helfen[361]."

Neben diesen Ausspruch stellen wir den eines anderen Naturforschers von mindestens gleichem Range: „Immer werden wir zu dem Schluß kommen, daß unserem Wissen eine Grenze gesetzt ist durch unseren eigenen Geist, daß aber jenseits dieser Grenze das Gebiet des Glaubens beginnt, das ein jeder sich ausgestalten möge, wie er es vermag und wie es seinem Wesen entspricht... Zu allen Zeiten bleibt das Bedürfnis einer ethischen Weltanschauung, einer Religion, nur wird dieselbe ihre Formen wechseln müssen entsprechend dem Voranschreiten unseres Wissens von der Welt[362]." Vereint ergeben dann diese beiden Stimmen uns die Erkenntnis, daß wir auch unser religiöses Leben in ganz anderem Maße als bisher unserer Art gemäß einzustellen haben. Nur die Rasse kann das bieten, was Bastian von der Naturforschung verlangt, nur in ihrem Zeichen kann unser wahres Wesen zum Ausdruck gebracht und zugleich dem „Voranschreiten unseres Wissens von der Welt" Rechnung getragen werden.

Sind wir so, der fremden Fesseln entledigt, erst einmal wieder arischem Denken zurückgegeben, so mag sich dann dieses freilich in mehr als einer Richtung bewegen, entsprechend den Verzweigungen des arischen Blutes. Drei Strömungen sind es vornehmlich, in denen es sich bisher ergangen hat.

Die erste, und vielleicht nächstliegende, ist die heimische, germanistische mit neuerdings immer mehr nordischer Prägung. Sie geht darauf aus, den Sinn für germanisches Wesen, wie es uns aus unserer Vergangenheit, unseren Sagen, unseren Denkmälern entgegenleuchtet, derart neu zu wecken und zu beleben, daß dadurch ganz von selbst auch ethisch-religiöse Impulse von höchster Bedeutsamkeit uns erwachsen müssen. Es genügt, auf führende Gestalten wie Richard Wagner und Felix Dahn hinzuweisen, um einen

361) Bastian, „Die Völker des östlichen Asien", Bd. VI, S. XIX.

362) Weismann, „Vorträge über Deszendenzlehre", Bd. II, 1902, S. 446.

Eindruck davon zu erwecken, welch eine Bereicherung aus diesen Quellen dem deutschen Geistesleben zugeflossen ist. Verschieden ist die Stellung dieser Führer zum Christentum. Während manche, wie Dahn, durch ihren germanischen Sinn zur Ablehnung desselben angetrieben werden, wollen andere wie Lagarde (in seiner Prophetie „Die Religion der Zukunft") es beibehalten, ja gerade aus germanisch-deutschem Geiste heraus neugestalten.

Die zweite Strömung ist die indische. Hier ist vor allem Schopenhauer zu nennen, von dem man geradezu sagen kann, daß die Zurückführung zu arischer Weltanschauung, insbesondere das Bestreben, uns in unserem religiösen Denken und Fühlen zur Anlehnung an das Indertum anstatt an das Judentum zu bestimmen, ein Hauptziel und einen integrierenden Bestandteil seines gesamten philosophischen Lebenswerkes bilde. Eduard von Hartmann, sonst ziemlich in allen Stücken von ihm verschieden, ist ihm doch hierin gefolgt, hat übrigens auch in seinem großartigen Werke „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" eine Fülle wertvoller Beiträge zur Charakteristik der geschichtlichen Hauptrassen nach der religiösen Seite geliefert. Entsprechend ihrer Hinneigung zum Indertum ist die eigene religiöse Grundanschauung beider Denker die pantheistische, die bei Hartmann noch entschiedener durchbricht als bei Schopenhauer[363]). Sehr schön hat sie sein begabtester Jünger Arthur Drews in seinem Sinne ausgestaltet und verarbeitet in seinem Werke: „Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes" (Jena und Leipzig 1906). Er weist darin überzeugend nach, daß die Wesenseinheit von Gott und Mensch, die göttliche Gesetzgebung als Selbst-, nicht als Fremdgesetzgebung und die damit gewonnene persönliche Freiheit in unserem Blute liegende geistige Besitztümer bilden, daß im arischen Sinne Gott nicht ein uns als ein anderer gegenüberstehendes Wesen, sondern unser eigenes metaphysisches Selbst sei.

Von diesen Denkern hinweg verlegt Gobineau, als begeisterter Verkünder religiöser Weisheit der Iranier, den Schwerpunkt zu diesem Volke[364]). Auch Nietzsche gesellt sich ihm auf dieser Bahn, er steht ganz im Banne Zarathustras, den er nur stark modernisiert und nietzschisiert hat. Mit hinreißender Wärme

---

[363]) Auch Schleiermacher, wiewohl christlicher Prediger, hat in seinen „Reden über die Religion" mehrfach dem Pantheismus weit die Tore aufgetan. Hegel galt als desselben zum mindesten verdächtig, wenn er sich auch dieses Verdachtes eifrig zu erwehren suchte. Näheres hierüber vgl. in meinem Lebensbilde Lagardes, 2. Aufl., Leipzig und Hartenstein 1920, S. 194 ff., 202.

[364]) Ich darf hier wohl auf meine Abhandlung „Gobineaus Stellung zu Religion, Christentum und Kirche" (im 2. Bande meiner „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus", Berlin und Leipzig 1920, S. 385 bis 428, besonders S. 394 ff.) verweisen.

und Liebe ist endlich Zarathustras Wirken und Lehre geschildert von Wilhelm Erbt, der geradezu sagt[365]: „Alle sogenannten Weltreligionen leben von seiner Geistesmacht." Mit Recht betont er namentlich auch, daß diese großartige und tiefe Weltanschauung zugleich den Gedanken der Rassenerhaltung, den Gedanken, daß „Blut verpflichtet", einschließt.

Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß auch bei der Zufuhr idealer Geistigkeit aus der indischen und sittlicher Vertiefung aus der persischen Welt nicht daran zu denken ist, darum etwa auf das viele dem arischen Geiste Verwandte, das das echte Christentum Christi birgt, zu verzichten. Vielmehr handelt es sich — auch im Sinne der meisten vorbenannten Denker — immer um eine Synthese.

Ein ungemeiner Reichtum religiös-geistiger Belehrung tut sich so vor uns auf, und wenn auch nicht leicht einer in der Lage Goethes sein möchte, der sich nach Bedarf als Polytheist, als Pantheist oder als Theist fühlen durfte, so wird doch jeder, eingedenk des schönen Wortes Jean Pauls: „Eine Religion nach der anderen löscht aus, aber der religiöse Sinn, der sie alle schuf, kann der Menschheit nie getötet werden", diesen religiösen Sinn, den Glauben an das Göttliche und an die Bestimmung des Menschen, sich diesem anzunähern, in dem Maße sich gestärkt fühlen, als ihm neue Lichtquellen dafür eröffnet werden.

Wir mußten dieses religiöse Kapitel etwas ausführlicher gestalten. Handelt es sich doch hier um nichts Geringeres als um eine der Lebensfragen unseres geistigen Seins. Wir konnten zeigen, wie die Gegenbewegung arischer Instinkte gegen den jüdischen Geist von immer neuen Seiten einsetzte[366] und wie sie allmählich eine so elementare geworden ist, daß an eine dauernde Eindämmung derselben nicht mehr zu denken sein dürfte. Bezeichnend ist es, daß sie, von Frankreich ausgehend, auch wiederum in Deutschland ihren Gipfel erreicht hat, wie ein Blick etwa in die Schriften Chamberlains lehren kann. Die Deutschen haben es von je mit der Religion am ernstesten genommen, und so ist es auch ein urdeutsches Beginnen, nach der Unterbindung der arischen Entwicklung im Abendlande durch die jüdisch beeinflußte Kirche jetzt ein Teil unseres besten Erbgutes uns aus dem Morgenlande zurückzuholen.

Die Germanen haben ihren Beruf als Erneuerer und eigenartig lebensvolle Gestalter des Christentums schon mehr als einmal in der Geschichte bewährt und vielleicht auch ihr letztes Wort als

[365]) „Weltgeschichte auf rassischer Grundlage", Frankfurt a. M. 1925, S. 98 ff., 101.

[366]) Ueber die ältesten arischen Auflehnungen gegen das Judenchristentum gibt Erbt, a. a. O., S. 142 ff., eine gute Uebersicht.

solche noch nicht gesprochen. Wie dem aber auch sei, der Geist unbeirrt redlicher, freier Forschung, der eben jetzt vom Felde der Rassenkunde her wie ein frischer Morgenwind über die verseuchte Welt von heute daherfährt, kann gar nicht anders als auch auf die religiösen Dinge aufs heilsamste zurückwirken.

+

Die Substanz wie die Qualität einer Rasse sind als eine mathematische Gesamtmasse zu denken, die sich auf ungezählte Individuen verteilt. Jeder trägt als ein Kollektivgebilde ein Stück Rasse in sich in dem Blute der Millionen Ahnen, das in ihm als Individuum zusammenströmt[367]). Das wogende Gedränge von Eigenschaften, die, einander jagend, bekämpfend, ausgleichend, das große Kompromiß schaffen, das wir den Lebenslauf eines Individuums nennen, was ist es anders als eine Zusammenschüttelung — jedesmal eine andere, wie sie eben das Schicksalsrad der Menschheit in seinem ewigen Rundlaufe vornimmt — der Eigenschaften jener Ahnen, deren Summe eben die Rasse darstellt? Die Rasse wenigstens im Querdurchschnitt! Aus einer Anzahl Individuen müßte sich so die Gesamtqualität einer Rasse herauslesen lassen, nur ist es nicht gleichgültig, welche Individuen hierfür herausgegriffen werden. Denn wenn auch, wie wir früher sahen, der Individualismus ursprünglich bei der Rassenbildung ausgeschlossen blieb, so haben ihn doch die Rassen im Laufe der Zeit, wenn auch in verschiedenem Maße, herausgebildet. Je höher eine Rasse steht, desto individueller, desto reicher an Individuen wird sie sein, und das wiederum am ersichtlichsten in der Zeit ihrer Vollkraft, denn der ausgleichende Einfluß der Kultur tilgt, wie die Unterschiede der Rassen untereinander, so auch die innerhalb der einzelnen Rassen mehr und mehr aus oder schwächt sie doch ab.

Es ist eine alte Streitfrage, ob das Genie ein vom Normalmenschen toto genere verschiedenes Wesen oder nur dessen Steigerung auf höchster Stufe sei. Schopenhauer neigt offenbar der ersteren Auffassung zu, und ebenso Nietzsche in seinem bekannten Ausspruch, daß das Gesetz: Natura non facit saltus im Falle des Genies, als wo die Natur einen Freudensprung mache, durchbrochen werde. Vom Gesichtspunkt der Rasse dürfte indessen, unbeschadet dieses Ausnahmecharakters, der dem Genie und seinem In-die-Welt-Treten in jedem Falle zuzusprechen ist, ein solcher doch

[367]) Das Individuum als Kollektivwesen und Teilrepräsentant seiner Rasse wird durch nichts deutlicher charakterisiert als durch jenes wundersame Spiel der Natur, wonach ein Mensch, namentlich in der Kindheit, aber da nur schneller und greller, physiognomisch nicht selten die ganze Familie, ja die Familien beider Eltern, der Reihe nach in Aehnlichkeiten durchläuft.



mehr in das Ueberschlagen von Zwischenstufen auf der ansteigenden Leiter menschlicher Typen zu verlegen sein. An dieser nämlich müssen wir festhalten, so sehr auch die Verschiedenheit menschlicher Hirne immer ein Rätsel und der unermeßliche Abstand des genialen vom Normalhirn das Rätsel aller Rätsel bleiben wird, welches sich uns in seiner ganzen Tiefe offenbart, wenn wir in zwei Geschwistern, welche doch die völlig gleiche Ahnenreihe aufweisen, also im anthropologischen Sinne genau die gleiche Substanz verkörpern, einem genialen und einem Normalmenschen begegnen.

Ehe wir in die Betrachtung des Verhältnisses von Genie und Rasse näher eintreten, müssen wir eine Bemerkung voranschicken. Es ist bekannt, eine wie große Rolle in Leben und Wesen des Genies das Pathologische spielt, wie jenes Geheimnis, das über ihm waltet, es nur zu oft zweischneidig erscheinen und dementsprechend auch sehr verschiedene Frucht tragen läßt. Das krankhafte Genie nun aber können wir von unserer Untersuchung hier ausschließen, insofern sich die Rückschlüsse auf dieses aus den Feststellungen über das Genie als solches von selbst ergeben[368]).

Von diesem ist nun vor allem zu sagen, daß in besonderem Maße doch von ihm gilt, was oben vom Individuum im allgemeinen gesagt wurde: es vereinigt einerseits die Eigenschaften und Leistungen seiner Tausende von Ahnen in sich und steigert sie zu einer Individualleistung, die gewissermaßen die der Ahnen wiederholt, festhält und verewigt[369]), und anderseits faßt es das Wesen einer Rasse in einem Maße zusammen, das von dem, in welchem dies dem gewöhnlichen Menschen gegeben ist, genau ebenso unermeßlich weit absteht, wie wir dies zuvor für den Abstand des genialen vom Normalhirn erkannten. Der Ausdruck „representative men", der durch Emerson weiteste Verbreitung gefunden hat, ist zwar von diesem für das Menschengeschlecht überhaupt erdacht, gilt aber in erster Linie und in erhöhtem Maße für die Rasse. Die großen Männer eines Volkes, einer Rasse „vertreten" diese, fassen sie zusammen, die Männer der Taten handelnd, die Männer der Werke begreifend. Beide halten jenen einen Spiegel hin, darin sie sich nach ihrem eigenen Grundwesen erschauen können. Für die Selbsterkenntnis einer geschichtlichen Rasse gibt es kein wirksameres Mittel als einen Blick in einen solchen Spiegel. In den drei germanischen Königen, welche die Geschichte dementsprechend alle drei mit dem gleichen Beinamen geehrt hat, Theodorich, Karl und Alfred, haben wir das Wesen des Germanen,

[368]) Man sehe hierüber unter anderen Lenz, „Menschliche Erblichkeitslehre", S. 397 ff. („Begabung und Psychopathie").

[369]) So sagt z. B. Galton (Hereditary genius, p. 226) von Goethe: „His disposition appears to have been mainly a simple addition of those of his ancestors."

seine spezifischen Eigenschaften in höchster Vollendung, sinnlich leibhaftig personifiziert vor uns, wie wiederum in einem Jakob Grimm Germanentum und Deutschtum nach der begrifflichen Seite sich allseitig erschöpfen. Es kann nicht fehlen, daß die ganz Großen aller Völker mindestens einen Teil ihres Nimbus über die ganze Kulturwelt, also auch auf Fremdrassige, ausstrahlen; aber ganz und richtig begriffen könnnen sie immer nur von den Menschen der eigenen Rasse werden. Jedenfalls ist es ein anderes, was ein großer Mann der eigenen, und was er einer fremden Rasse bedeutet. Man sehe nur aus Gobineaus ergötzlicher Schilderung im fünften Kapitel seiner „Religions et Philosophies", wie sich Voltaire und Napoleon, als Valatèr und Naplyoun, derartig übersetzt in orientalischen Hirnen ausnehmen.

Die natürlichste und urwüchsigste Ausprägung jener Tatsache einer Vertretung durch auserlesene (Führer-)Gestalten haben wir in der Monarchie, das heißt im Königtum, zu erblicken. Die Dynastien sind von Hause aus Extrakte ihrer Nationen, deren physische wie geistige Eigenschaften in ihnen gipfeln — die schlimmen unter Umständen ebenso wie die guten, wie unter anderen die Merowinger Könige lehren, „deren Machtfülle die bösen Lüste, denen alle unterlagen, in riesenhafter Gestalt emporsprossen ließ"[370]. Die Fürsten verkörpern ihre Rasse gewissermaßen nach zwei Seiten, in die Breite und in die Tiefe: ihre Volksgenossen wie ihre Ahnen sind in ihnen summiert. In dem Vorgange der Königswahl erscheint ersteres, in der Erblichkeit der Krone letzteres mehr betont. Das Wort König wird heute[371]) nicht mehr wie früher als „ein Mann von Geschlecht", sondern im Sinne von „Stammeskönig" erklärt: „Der König ist sozusagen das personifizierte Volk" (Schrader). Diese Stammeskönige gingen natürlich ursprünglich aus kleineren Gruppen, als deren Führer, hervor, und erst allmählich wachsen ihre Untertanenverbände. Bei den Germanen finden wir ein längeres Nebeneinander von Gau- und Völkerschaftskönigen: bei Straßburg kämpften 357 neben 2 Reges (Völkerschaftskönigen) 5 Reguli oder Reges minores (Gaukönige)[372]). Dieses Stammesfürstentum, dessen Grundlage und Voraussetzung enge Blutsverwandtschaft mit der Gesamtheit der Beherrschten[373]), nahe geistige und seelische Zusammengehörigkeit mit deren Ober-

[370]) Loebell, „Gregor von Tours und seine Zeit", 2. Aufl., Leipzig 1869, S. 76.

[371]) Nach Schrader, „Realenzyklopädie", S. 444; ahd. Chuning (aglſ. Cyning, an. Konungr), eigentlich Königssohn, hinge danach zusammen mit ahd. Chunni, Stamm, Volk.

[372]) Felix Dahn, „Die Germanen", S. 25.

[373]) „Das angestammte Herrscherhaus war dem Deutschen ein geläufiger und auch seinem Gemüt vielfach vertrauter Begriff." Graf E. Reventlow, „Monarchie?", Leipzig 1926, S. 85.

schicht war, hat sich, in Frankreich durch das Königtum teils auf dem Wege der Heiraten aufgesaugt, teils gewaltsam unterdrückt, in Deutschland bis zur Revolution erhalten. Auch in Indien hat es unter der englischen Herrschaft zum guten Teil bis heute fortbestanden[734]).

Das anschaulichste Bild dieses alten Stammeskönigtums gewinnen wir aus Homer. In ihm verschmilzt der Gedanke der patriarchalischen Fürsorge dieser „Hirten der Völker" mit dem Heldengedanken oder geht allmählich in ihn über. Praktische Notwendigkeiten haben hier zu idealen Gestaltungen geführt, in denen eine Sittlichkeit höchster Art waltete. Es ist eine traurige Beigabe menschlichen „Fortschritts", daß dieses von einem Friedrich dem Großen in seinem „Antimachiavell" und anderwärts noch so stark betonte und in seinem Regiment so glänzend bewährte Sittliche mit der Zeit so zurücktreten konnte, daß es für die meisten kaum mehr kenntlich ist[375]). Nicht nur die Völker haben sich blutlich, und entsprechend in ihren Anschauungen und Stimmungen, gewandelt, auch das Fürstentum ist vielfach ausgeartet, die Fürstenhäuser sind dem allgemeinen Lose der Entartung mitverfallen. Der monarchische Gedanke ist bis ins Mark unterwühlt, die Nullität dessen, was davon in Europa übriggeblieben, springt in die Augen, die spärlichen Glanzreste, die verblieben, sind durch allerlei konstitutionelle, demokratisch-modernistische Verklausulierungen vollends verdunkelt. In Deutschland lehrte das wahnsinnige, uns entehrende Raubbegehren gegen die Fürsten, daß in unserer Zeit in weiten Kreisen des Volkes jeder leiseste Begriff von dem einstigen Verhältnisse zwischen Fürst und Volk erloschen war[376]).

Von den geschichtlichen Helden, welche durchaus nicht immer Könige zu sein brauchten, zumeist aber doch verwandtem Blute entstammten, ist mit Recht gesagt worden, daß, wie die Büsten und Statuen lehren, in denen sie wiederaufleben, die Rasse selbst ihnen ihren wuchtigen Stempel aufgedrückt zu haben scheine: ihre großen

[374]) Ganz ein anderes ist es um die Häupter der großen, aus Völkern verschiedenen Blutes zusammengewachsenen Weltreiche, von den Erobererdynastien gar nicht zu reden. Monarchien dieser Art haben naturgemäß eine ganz andere Bestimmung, ein anderer Geist waltet in ihnen. Im Römerreiche wurden in der letzten Kaiserzeit die Herrscher nicht einmal mehr einheimischen Geschlechtern entnommen. Auch das deutsche Kaisertum des älteren Reiches war zum Unheil der Deutschen viel zu wenig auf stammtümliche Momente, viel zu sehr auf universale Ideen aufgebaut. Das des neuen Reiches kehrte mehr zu ersteren zurück, blieb aber kleindeutsch, während es nur im alldeutschen Gedanken seine Dauerbegründung hätte finden können.

[375]) In seiner Tiefe erfaßt hat dies nochmals Richard Wagner in seiner Abhandlung „Ueber Staat und Religion".

[376]) Ueber etwaige bei uns noch vorhandene monarchische Möglichkeiten belehrt vorzüglich das erwähnte Buch des Grafen Reventlow.

Gestalten, majestätischen Stirnen, ausdrucksvollen und regelmäßigen Züge, mit einem Wort die Ueberlegenheit des ganzen Typus — das alles zeugt von reiner Rasse, während die Bilder derjenigen, die sich, sei es als Herostrate, sei es als Schwächlinge einen Namen gemacht haben, gemeiniglich auf den Mischling oder den Degenerierten deuten[377]). Jene ersteren, in deren mächtiger Persönlichkeit nicht selten die charakteristischen Züge nicht nur einer ganzen Rasse, auch einer ganzen Epoche zusammengedrängt sind, sind eben dadurch auch die gegebenen Gestalten des Epos[377a]). Der Mehrzahl nach gehören sie den naiven Urzeiten, dem Kindheitsalter der Völker an, jener fernen Epoche, da diesen noch vergönnt war, die Träume zu träumen, die dann im Epos ihren Niederschlag gefunden haben. Sehr schön sagt von diesen Helden und Halbgöttern, dem Achill und Odysseus Homers, Siegfried des Nibelungenliedes, Roland der Chansons de geste, dem Cid des Romancero, Rostem des Königsbuches und anderen Idealgebilden der Dichtung Taine[378]): „Chaque peuple a les siens; il les a tirés de son coeur, il les nourrit de ses légendes. A mesure qu'il s'avance dans la solitude inexplorée des âges nouveaux et de l'histoire future, leurs images immortelles luisent devant ses yeux comme autant de génies bienfaisants chargés de le conduire et de le protéger."

Dem widerspricht es nicht, sondern ergänzt es vielmehr, wenn die Beobachtung gemacht worden ist, daß der Heroenkultus ein Charakterzug sinkender Zeitalter sei[379]): die Völker kehren damit in ihrem Alter zu einer ihrer Jugendfreuden zurück. Ebenso scheint es fast eine Regel, daß ihnen eben in jenen sinkenden Zeitaltern noch einmal vom Weltgeist ein Großer gesandt wird, in welchem sich die besten Bestandteile seiner Rasse verkörpern und gleichsam zusammenballen, um ihnen aus der Vergangenheit ihr besseres Selbst vor Augen zu führen und aus der Gegenwart vorzuhalten, wieweit sie davon abgekommen sind. Sie tun das bewußt, was frühere Geister unbewußt: den Spiegel der Rasse ihnen hinzuhalten. Solche mahnende Prophetennaturen sind in der jüdischen Welt Jeremias, in der römischen Tacitus, in der französischen Gobineau. Auch Plato gehört in gewissem Sinne hierher.

---

[377]) Périer, „Essai sur les croisements ethniques" (In: „Mémoires de la société d'anthropologie de Paris, T. I, p. 90).

[377a]) Léon Gautier, „Les épopées françaises", T. I², p. 13. „Il est certain qu'Achille est le résumé vivant de la race grecque durant une certaine phase de son histoire; il est certain que Roland représente la race chevaleresque de la France pendant les 10e et 11e siècles. Et ils sont tous deux profondément épiques."

[378]) „Philosophie de l'art", T. II, p. 296/97.

[379]) So Alfred von Gutschmidt an einer Stelle seiner „Kleinen Schriften", die ich im Augenblick nicht mehr nachweisen kann. Aehnlich A. Drews, „Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes", S. 200, 202.

Das Wort Goethes[380]): „Die Helden eines Volkes sind sein Kopf" scheint vornehmlich auf die Helden des Geistes abzuzielen, wiewohl nach dem schönen Ausspruch eines französischen Denkers: „Les grandes pensées viennent du coeur" diesen auch nicht wenig Herz nottut, wie umgekehrt auch die Lenker der Völker- und Staatengeschicke sowie die Meister der Schlachten in hohem Grade auf den Kopf angewiesen sind. So könnte man sagen, daß sie — Kopf und Herz zugleich — vereint erst das ganze, volle, allseitige Abbild ihrer Rasse ergeben, vereint erst dieser ihren Rang inmitten der übrigen anweisen[381]). Je nach der geistigen und seelischen Veranlagung wird die eine Rasse diese, die andere jene Klasse von Helden in die erste Reihe stellen, und das Urteil nachprüfender Dritter wird dies im Hinblick auf die geschichtliche Rolle der Betreffenden bestätigen. Von den Mazedoniern und den Römern haben Alexander und Caesar der Menschheit das meiste geboten, im Künstler- und Denkervolke der Griechen stehen Homer, Aeschylos und Plato als die Größten da, den Indern ist, nach Buddhas Wort, „der Weise der höchste Held". In jedem Falle aber gilt auf ihrem Gebiete in mindestens gleichem Grade für die Männer der Werke, was oben von denen der Taten nachgewiesen wurde, daß eine ganze Rasse wie eine ganze Epoche in ihnen zu leben scheint. Besonders trifft dies für die ganz großen Germanen zu, denen es dabei noch gegeben war, auf alle Völker hinaus zu wirken, wobei es gleichviel war, ob sie, wie Dante als Italiener, wie Cervantes als Spanier, wie Shakespeare als Engländer, oder wie Goethe, Beethoven und Wagner als Deutsche geboren wurden. Das Stammtümliche wie das von der Umwelt Herrührende mögen die einzelnen dabei immer wahren, wie denn z. B. Emerson in Shakespeare den Repräsentanten insonderheit der angelsächsischen Rasse sehen will, dem man dann mit gleichem Rechte in Byron den Normannen an die Seite setzen könnte, welcher in ihm so offenkundig durchbricht. Vollgraff[382]) findet in Schillers Werken die Resonanz des germanischen Freiheitsbegriffes, während ihm Goethe die deutsche konservative Passivität vertritt — ein Urteil, das aber zum mindesten einseitig ist, wie man sich denn überhaupt nicht verhehlen sollte, daß bei der rassischen Ausdeutung bedeutender Geister leicht der Subjektivität Tür und Tor geöffnet werden kann. Zurückhaltung erscheint daher in vielen Fällen geboten, während andere Male die spezifische Blutsmitgabe eines hervorragenden Denkers greifbar deutlich zutage liegt. Ganz sicher war es z. B. kein Zufall, daß es ein Friese war, der den

[380]) Zitiert bei Vollgraff, Bd. III, S. 312.

[381]) „L'existence de ces êtres exceptionnels atteste l'aristocratie psychique des races qui les ont produits", sagt Letourneau, „Sociologie", p. 521.

[382]) Bd. II, S. 780 ff.

„Kampf ums Recht" schrieb und den Völkern aller Erdteile und Rassen[382a]) die Lehre predigte, daß, „wer nicht fühle, daß, wenn sein Recht in schnöder Weise mißachtet und mit Füßen getreten werde, nicht lediglich der Gegenstand desselben, sondern seine eigene Person auf dem Spiele stehe, und wer in solcher Lage den Drang, sich und sein gutes Recht zu behaupten, nicht empfinde, dem nicht zu helfen sei", und der den Kantschen Satz: „Wer sich zum Wurm macht, darf nachher nicht klagen, wenn er mit Füßen getreten wird" als Grundgedanken seines Lebens und Wirkens allen kraftvollen Individuen und — Völkern ins Herz schrieb.

Die Typen der Rassen finden wir am sichersten erfaßt, am treuesten wiedergegeben in den Werken der großen und begnadeten Künstler. Was die Natur in wahlloser Fülle ausstreut, was sie in der Einzelerscheinung der Vergänglichkeit preisgibt, das greift die Kunst nach seiner Idee auf, hält es fest, verewigt es. Ein Blick auf ein Gemälde Tizians, Rembrandts oder Velasquez' lehrt uns, was es um den Italiener, den Niederländer, den Spanier sei. Aber auch den Dichtern ist es gegeben, solche Mustertypen erstehen zu lassen, die dann aller Welt sich unauslöschlich einprägen und vom Wesen jener und ihrer Völker künden. So haben wir in Don Quijote den ritterlichen Spanier, in Robinson den echten Engländer, in Figaro den Franzosen vor uns, aber über ihren Nationalcharakter hinaus sind diese alle zugleich Menschheitstypen[383]).

Es ist begreiflich, daß die wissenschaftliche Befassung mit dem uns beschäftigenden Problem in neuerer Zeit eine immer regere geworden ist. Schon früher war es bei Biographen, Philosophen wie Anthropologen vielfach Gebrauch, die Schädel großer Männer zu untersuchen und ihr Gehirngewicht zu messen. Neuerdings aber ist die Bedeutung solcher Untersuchungen noch ganz anders ins Licht getreten, seit es eben der Anthropologie immer geläufiger geworden ist, in den Genies die Rasse der Kulturvölker in allererster Linie mit verkörpert zu sehen. So sind denn auch in zunehmendem Maße einerseits historische, soziologische und genealogische Gesichtspunkte bei diesen Arbeiten mit berücksichtigt, ist anderseits ihr Zusammenhang mit den Fragen der Erblichkeit und der Auslese klargestellt worden. Letzteres geschieht namentlich in dem 1885 in Genf in zweiter Auflage erschienenen Buche von Alphonse de Candolle „Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles", dem 1892 Francis Galtons „Hereditary genius. An inquiry into its laws and consequences" folgte. Beide Werke enthalten viel wertvolles Material und bilden eine unentbehrliche Grundlage für die späteren Untersuchungen. Nur sind sie etwas zu sehr auf die doch

[382a]) Das Iheringsche Buch war schon 1891 in 21 Uebersetzungen verbreitet.

[383]) Taine, a. a. O., T. II, p. 261 ss.

vielfach unerläßliche und ungenügende Statistik aufgebaut, gewissermaßen erst der Beseelung bedürftig, welche dann Reibmayr, auf den wir sogleich kommen werden, vorgenommen hat.

Bei uns in Deutschland hat auch hier wieder Ludwig Woltmann die Bahn eröffnet. Im zweiten Jahrgange seiner „Politisch-Anthropologischen Revue"[384]) veröffentlichte er seinen Aufsatz „Rasse und Genie". Hier sprach er zum ersten Male seine leitenden Sätze aus, deren näherer Ausführung seine späteren Bücher, insbesondere die über die Germanen, gewidmet sind und bezeichnete im voraus als die Hauptbeweisquelle für seine These, daß die nordische Rasse die geniale par excellence sei, die anthropologische Genealogie. Im sechsten Jahrgange derselben Zeitschrift[385]) nahm nach Woltmanns Tode Otto Hauser („Der physische Typus der Genies") dessen Forschungen und Methode auf und hat dann ebenfalls in seinen in weite Kreise eingedrungenen Rassenbüchern vieles zur Aufhellung — namentlich auch wieder über die germanischen Genies — beigetragen. Die eigentliche Hauptarbeit aber leistete auf diesem Gebiet Albert Reibmayr, erst in einer ganzen Reihe von Einzeluntersuchungen in Woltmanns Zeitschrift und im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", und sodann vor allem in seinem großen zweibändigen Werke „Entwicklungsgeschichte des Talentes und des Genies" (München 1908).

Der Grundgedanke dieses Buches ist der folgende: Jeder Kulturfortschritt ist vorzugsweise der Arbeit einer kleinen Anzahl durch hervorragende Charaktere ausgezeichneter Geister zu verdanken, die wir Talente und Genies nennen. (Diese beiden werden von Reibmayr dahin unterschieden, daß ein Talent jeder über das Mittelmaß der geistigen Befähigung seines Zeitalters und seines Kunstzweiges — seiner geistigen Atmosphäre — hervorragende Charakter, ein Genie dagegen jedes Talent sei, welches die Gabe der Erfindung, Entdeckung und Neuschaffung [Organisation] in irgendeinem Kunstzweige besitze.) Will man also die Naturgesetze erforschen, welche für die Schicksale der Kulturvölker bestimmend sind, so muß man in erster Linie die Gesetze zu erforschen suchen, welche für die Hervorbringung des Talentes und Genies maßgebend sind, deren Erscheinen ja zweifellos keinem blinden Zufall unterworfen ist. Und zwar darf man nicht nur mit dem Entstehen des individuellen Talentes und Genies in den Familien sich befassen, sondern man muß neben diesen gleichsam lokalen Gesetzen auch die allgemeinen Gesetze, unter denen

[384]) S. 964 ff.

[385]) S. 481 ff. Im selben Jahrgange wäre vielleicht noch auf einen Aufsatz von Th. Petermann (S. 353 ff.): „Die Wohlgeborenen" zu verweisen, der S. 357 die unterdurchschnittliche Kinderzahl der geistig Hervorragendsten damit erklärt, daß sie „ihre Eigenart mehr durch Befruchtung der Geister, also wie die edlen Obstsorten mehr durch Pfropfen als durch Samen, im buchstäblichen Sinne, fortpflanzen."

die Züchtung des Talentes und Genies in den Kasten und Völkern vor sich geht, zu ergründen suchen.

Das Genie ist das intellektuelle Züchtungsprodukt mehrerer Generationen. In seiner Erbschaftsmasse, in der Blutmischung seiner Ahnen liegt der Erklärungsgrund seines Daseins wie seines Wesens. Die Aufgabe ist also zunächst, die genealogischen Blutmischungsverhältnisse des Talentes und Genies im allgemeinen zu erforschen, um dessen Züchtung durch Natur und Gesellschaft auf den Grund zu kommen.

Diese Aufgabe ist dann von Reibmayr mit musterhafter Gründlichkeit und unter gleichmäßiger Berücksichtigung aller Gebiete, auf denen irgend Genie sich betätigen kann, gelöst worden. Nicht leicht dürfte irgendein Moment, das für die Züchtung der genialen Anlage von Wichtigkeit ist, übergangen sein. Die Fragen der Blutsmischung, der Vererbbarkeit, des elterlichen Anteils, der Früh- und Spätreife, des Einflusses von Umwelt und Erziehung werden sorgfältig geprüft. Das gesunde, harmonische Talent und Genie wie das pathologische und verkommene erhalten eine Allgemein-, die „primären" und „sekundären" Talente und Genies eine Sondercharakteristik. Unter ersteren begreift der Verfasser als erste Gruppe die Herrscher — das Herrscher-Talent in Familien, Kasten (Aristokratien) und Demokratien —, Krieger und Religionsstifter, als zweite die Rechtsmänner, Aerzte und Kaufleute, unter den sekundären die Künstler, Philosophen und Wissenschaftler. Die seiner Originalität entsprechenden Schicksale des individuellen Talentes und Genies werden eingehend dargestellt, nicht minder die der talentvollen und genialen Familien, deren Degeneration, Regeneration und Aussterben. Das geographische und historische Auftreten derselben wird an drei europäischen Völkern, Griechen, Deutschen und Italienern, näher untersucht.

Unter den Gesetzen, die Reibmayr für die Züchtung des Talentes und Genies ausgefunden hat, genügt es, hier die wichtigsten anzuführen (eine vollständige Zusammenfassung findet sich in den Schlußsätzen des ersten Bandes)[386]): 1. Die Grundlage dieser Züchtung bildet die Seßhaftigkeit mit Ackerbau und Handel und die damit verbundene Arbeitsteilung. 2. Die Talentanlage ist das Produkt der engeren Inzucht in einer Familie, Zunft oder Kaste; die geniale Anlage ist das Produkt der Vermischung zweier Individuen verschiedener Inzuchtfamilien, Kasten oder Stämme. Beide bedürfen zur Ausreifung der kastenmäßigen Erziehung und des künstlerischen Milieus. 3. An der Erbschaftsmasse des Talentes und Genies haben beide Ahnenreihen Anteil, die väterlichen vorwiegend durch die Vererbung der Wurzelcharaktere, die mütterlichen vorwiegend durch die Vererbung der künstlerischen Gefühle. 4. Im allgemeinen ist die

[386]) (Nach „Polit.-Anthropol. Revue" II, S. 630).

mütterliche Erbschaftsmasse besonders für die geniale Anlage die wichtigere, da sie meist die latente Trägerin früherer entsprechender Beanlagungen ist. 5. Die talentvollen und genialen Familien sterben alle früher oder später in männlicher Linie aus, während die weiblichen fast regelmäßig erhalten bleiben. Diese am Leben bleibenden weiblichen Linien bilden selbst nach der Degeneration und dem Zugrundegehen eines Kulturvolkes noch weiter die Grundlage, auf der die Züchtung neuer Talente und Genies wieder vor sich gehen kann, wenn die Blutmischungsverhältnisse günstig sind (wie z. B. bei dem Eindringen und Einleben der germanischen Stämme in Oberitalien).

Auch über das Wesen genialer Völker hat Reibmayr wohl zuerst näheres Licht verbreitet[387]). Vorbedingung für diese ist einerseits entsprechendes Klima und Umgebung, anderseits und vor allem die Möglichkeit strenger Inzucht während einer längeren Periode ihrer Geschichte oder Vorgeschichte. Das Musterinzuchtvolk sind die Juden, die sich in ihrem Gesetze einen Wall errichteten. Auch die Griechen hatten in ihren Zwergstaaten und Kolonien zahlreiche Inzuchtherde. Geniale Völker sind nie groß, wie das Beispiel der Juden, der Phönizier, der Griechen, selbst der Römer älterer Zeit lehrt. Sie kultivieren immer besondere Zweige, bilden sich einseitig oder doch vorwiegend nach einer Richtung aus, so die Phönizier nach der der gewerblichen, die Griechen nach der der schönen Künste, die Römer nach der der Kriegskunst und Politik, Juden und Indoarier nach seiten der Religion bzw. Spekulation.

Ein Wort schließlich noch über die geographischen Provinzen des Genies, ein Kapitel, das wir im vorstehenden schon mehrmals wenigstens zu streifen hatten, wie ja denn unter anderen Woltmann und Reibmayr ihm ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben.

Wenn irgendwo Rasse und Umwelt zusammengewirkt haben, so ist es bei der Erzeugung des Genies. Auch bei diesem Vorgang freilich dürfte die Einwirkung der Rasse die stärkere sein, so daß der Blutsgeschmack den Erdgeruch beim Genie noch überwiegt. Die Geniegeographie ist daher letzten Endes vornehmlich doch ein Stück Rassengeographie. Das Lauttönende, in alle Windrichtungen weit Hinausdringende, das den ganz großen führenden Genien der germanischen Welt — neben einzig noch denen der hellenischen — eignet, hat sich mit gleicher Wucht in den verschiedensten Ländern und unter den verschiedensten Völkern hervorgerungen: überall stehen sie vor uns als die fleischgewordene urgermanische Solidität, Folgerichtigkeit und Geschlossenheit, als der absolute Gegensatz aller

[387]) Es geschieht dies allerdings vorwiegend in einem anderen Werke des Verfassers („Inzucht und Vermischung", S. 130 ff., 226 ff.). Doch haben wir die betreffenden Abschnitte der Einheitlichkeit halber mit hierhergezogen.



Mode, als der Triumph des Innerlichen über das Aeußerliche, als real-ideale Doppelwesen, Vollmenschen der Wirklichkeit, die ins Ewige schauen und allen voran dem Ewigen zuschreiten. Daß das Blut, nicht der Boden — im weitesten Sinne — das für die Zusammengehörigkeit Entscheidende ist, ersehen wir auch aus der Weise, wie die Anpassung fremdländischen Ahnen Entstammender sich vollzieht — die Eindeutschung Kants[388]) z. B., der uns aus oder über Schottland, Beethovens und Schopenhauers, die uns aus oder über die Niederlande, Arndts, der uns aus oder über Schweden, Chamissos, der uns gar aus Frankreich zukam. Am Ende ist überhaupt das Wo-geboren-sein fast gleichgültig, wie am besten das Beispiel Gobineaus lehrt, der uns gar nicht als Geborener, sondern erst als Gestorbener genaht und dabei doch in einem Grade der Unsrige geworden ist, daß nicht allzu viele Deutschgeborene ihm darin voranstehen dürften.

Bei der Verteilung der genialen Gaben, bei der Bestimmung und Ausbildung der Sonderzweige, in denen das Genie sich auswirkt, dürfte immerhin die Umwelt in nicht geringem Maße in Betracht kommen. Die Differenzierung der Begabung, die wir an den einzelnen Stämmen einer Rasse wahrnehmen, geht vermutlich in ihren Ursprüngen auf die verschiedene Beeinflussung dieser Stämme durch das Milieu zurück und ist dann natürlich durch deren geschichtliche Entwicklung weiter gefördert worden. Für die germanischen Stämme hat Walter Rauschenberger eine Untersuchung über deren Beteiligung an den Gesamtgenieleistungen des Germanentums angestellt[389]), deren Ergebnissen man im großen und ganzen wird beistimmen können. Danach wären die Ostgermanen — die gotisch-vandalischen Völker und ihre Nachkommen — die spezifisch-künstlerisch begabtesten. In den Ländern, wo sie in Gestalt der Ost- und Westgoten, Heruler und Rugier einen richtunggebenden Hauptbestandteil der Bevölkerung gebildet haben, Italien (insbesondere Toskana), Spanien, Schweden, Bayern-Oesterreich, finden wir ja in der Tat ein bis zur Einseitigkeit starkes Ueberwiegen der künstlerischen, bei relativem Zurücktreten der wissenschaftlichen, insbesondere der philosophischen Veranlagung. Den polarischen Gegensatz zu diesen Stämmen bilden die der Westgermanen, Niedersachsen und Angelsachsen (ersteren das rechtselbische Norddeutschland, als vorwiegend niedersächsisch-germanische Bestandteile enthaltend, miteingerechnet). Hier ist von künstlerischer Betätigung wenig die Rede, um so mehr tritt die wissenschaftliche, insbesondere philo-

---

[388]) Die Berechtigung der Annahme einer schottischen Herkunft Kants wird neuerdings bestritten, wiewohl diese auf Kant selbst zurückgeht: F. Paulsen, „Immanuel Kant", 4. Aufl., Stuttgart 1904, S. 29 ff.

[389]) „Die ungleiche Begabung der germanischen Rasse", „Politisch-Anthropol. Monatsschrift", Jahrg. 18, S. 494 ff.

sophische, gleichzeitig aber auch die politische Begabung hervor. Niedersachsen und Angelsachsen haben zusammen über die Hälfte der modernen Philosophen gestellt, und ähnlich liegen die Dinge auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften. Bei dem hohen Preis der politischen Leistungen der Angelsachsen dürfte doch wohl eine starke Einschränkung zugunsten der Normannen zu machen sein. Unbestritten richtig dagegen ist, daß fast alle großen deutschen Feldherren Niedersachsen gewesen sind. Zwischen den beiden Polen der Goten und Angelsachsen liegen mitteninne die Begabungen der anderen germanischen Stämme. Südwestdeutschland ist das eigentliche Dichterland, der schwäbische Volksstamm „ein verkleinertes Abbild des deutschen Gesamtvolkes, das Volk der Dichter und Denker im kleinen", das uns übrigens außer unverhältnismäßig vielen Geisteshelden drei der bedeutendsten deutschen Dynastien (Hohenstaufen, Welfen und Hohenzollern) geboren hat. Thüringer und Obersachsen treten gleich dominierend in Musik und Philosophie[390]) hervor, in ersterer Kunst halten sie Bayern und Oesterreichern die Waage. Der fränkische Volksstamm endlich „umspannt germanisches Wesen in einer Weite und Tiefe, daß er wohl der allseitigste und begabteste germanische Stamm genannt werden muß" (wobei die Niederländer als Niederfranken einbegriffen werden).

Uebergangen sind bei dieser Aufzählung die Normannen, und doch wären gerade sie mit an vorderster Stelle zu nennen, indem sie an der Aufteilung der abendländisch-mittelalterlichen Welt mit den ostgermanischen (einschließlich der burgundischen und langobardischen), sächsischen und fränkischen Völkern zu gleichen Teilen mitgewirkt haben. Als der — neben den Franken — wohl kraftvollste und lebendigste Stamm, schöpferisch in hohem Maße begabt, dabei von fabelhafter Anpassungsfähigkeit, haben sie auf die staatlichen Geschicke dreier der europäischen Kulturländer entscheidend miteingewirkt und zweien derselben auch eine Reihe bedeutender Geister auf den verschiedensten Gebieten geschenkt.

[390]) Thüringen ist insbesondere auch die Heimat der großen Pädagogen.

Sechstes Kapitel

Persistenz. Variabilität. Erblichkeit. Reine Rasse. Inzucht. Mischungen. Klassen und Rassen. Adel. Aristokratie.

Bei den uns jetzt zunächst bevorstehenden Untersuchungen werden wir in stärkerem Grade als bisher mit den Naturwissenschaften in Berührung gebracht werden bzw. uns an diese anzulehnen haben. Können wir uns auch für das einzelne auf die Fachmänner dieser Gebiete stützen und unsere Leser an diese verweisen, so erscheint doch eine summarische Darlegung der Gesichtspunkte, die von dort mitbestimmend auf unsere Betrachtung herüberwirken, unerläßlich.

In der typischen Formenbildung, dem wichtigsten morphologischen Prozeß der organischen Natur, offenbaren sich zwei scheinbar einander entgegenwirkende Naturkräfte: die der Vererbung und die der Variabilität. Durch die Vererbungskraft sucht die Natur eine bereits vollzogene Umgestaltung des Organismus zu befestigen, den typischen Charakter einer neuen Art in zahlreichen Individuen scheinbar gleichförmig zu erhalten; durch die Variationstendenz dagegen trachtet sie nach einer weiteren Veränderung, nach einer neuen Umgestaltung des Organismus, sucht also immer wieder neue Formen oder Arten hervorzubringen. Beide Tendenzen, die konservative wie die reformierende, wirken im Grunde mehr neben- als gegeneinander, ja sie unterstützen sich sogar gegenseitig bis zu einem gewissen Grade. Durch beide Kräfte gemeinsam erreicht die Natur ihren Doppelzweck: die periodische Erhaltung wie die periodische Verjüngung und Erneuerung der typischen Formen des Tier- und Pflanzenreiches auf zwei ganz entgegengesetzten Wegen[301]). Es liegt in der Natur der Sache, daß die Wirksamkeit bald der einen, bald der anderen stärker hervortritt — in jedem Falle ist ja klar, daß die Variabilität die der Vererbung einschränkt —, und daß dementsprechend auch dem Forscher bald die eine, bald die andere als die dominierende sich ergibt.

Die die Variabilität mehr betonende Strömung erhielt eine Zeitlang stark die Oberhand durch Darwin und seine Anhänger. Wie Kant und Laplace das allmähliche Werden der Weltkörper, Lyell das Werden unserer Erdoberfläche, Baer das Werden des tierischen Embryo wissenschaftlich begründet haben, so hat Darwin das allmähliche Werden der Organismen wissenschaftlich erklärt. Als Haupthebel der Entwicklung, als welche er

[301]) Nach Moritz Wagner, Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissensch., Mathem.-Physik. Klasse, 1870, S. 156.

sich dieses vorstellt, bietet sich ihm nun eben die Variabilität: vermöge ihrer geht jene vor sich als eine allmähliche Umbildung durch Summierung kleinster Aenderungen. Diese Ansicht ist durch andere, ebenfalls auf dem Boden der Entwicklungslehre stehende Forscher dahin umgebogen worden, daß man neben oder statt der allmählichen Anhäufung ununterbrochener kleinster Abänderungen in größten Zeiträumen auch sprungweise Variationen (Neuschöpfungen, erneute Schöpfungsakte) annahm, wie ähnlich in der Geologie die Anschauungen von einer stetigen Entwicklung durch Häufung kleinster Wirkungen (Lyell) und einer sprungweisen durch Kataklysmen (Cuvier) nebeneinander hergegangen waren. Wie immer aber auch die modernen Schöpfungstheorien im einzelnen auseinandergehen mochten, der gemeinsame Grundgedanke, der allen Deszendenz-, Entwicklungs-, Transmutations- und Selektionslehren das Gepräge gab, das Hervorgehen der höheren organischen Formen aus einer oder mehrfachen Urformen im Wege der Umwandlung, Entwicklung, Abstammung oder Auslese beruhte gleichermaßen auf der Voraussetzung, daß Variabilität den Prozeß der Um- und Höherbildung vermittle[391a]). Folgerichtig mußte man nun aber auch annehmen, daß die stete Umwandlung der Arten, wie sie in den vorausgegangenen Perioden unserer Erdgeschichte stattgefunden hat, auch heute noch stattfinde, daß auch heute noch Artumbildungen ihren langsamen, unmerklichen Fortgang nehmen, wo immer die Umstände dazu treiben[392]). Außerdem liegt es ja zutage, daß bei allen Vorgängen des Menschenlebens der Variabilität ein gewisser Anteil an Einwirkung zuzusprechen ist: Variationen werden da hervorgerufen

[391a]) Vgl. hierzu Schäffle, „Leben und Bau des sozialen Körpers", Bd. II, S. 9, 11. Der Streit um die Darwinschen Lehren hat eine Zeitlang die gesamte naturwissenschaftliche Welt, insbesondere auch die deutsche, in zwei Lager geteilt. Eine gute Uebersicht über die damaligen Gruppierungen wie über die Ergebnisse des Kampfes gewinnt man aus dem auch für Laien mitberechneten Buche von Otto Hamann, „Entwicklungslehre und Darwinismus", Jena 1892. Auch Topinard gibt gute Charakteristiken der Hauptvertreter der Entwicklungslehre. Vgl. auch Woltmann, „Politische Anthropologie", S. 16 bis 23: „Formen und Gesetze der Variation". Die Hauptnamen unter den Gegnern Darwins sind K. E. von Baer, Kölliker und Agassiz, die sich mit ihren Lehren, daß die Bedeutung der natürlichen Zuchtwahl oder Auslese einzuschränken, anstatt einer einmaligen Urzeugung mehrmalige, und damit mehrere Stammlinien anzunehmen, eine heterogene Zeugung oder sprungweise Umbildung neben dem Wirken kontinuierlicher Minima zuzulassen sei, gegen und neben Darwin durchgesetzt haben. Eine Reaktion gegen den Darwinismus vollzog sich ferner unter den Naturforschern auch im Zeichen Lamarcks, der den Einfluß des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs der Organe für die Entstehung und Entwicklung der Arten in den Vordergrund rückte und eine mehr aktive Anpassung (anstatt der Darwinschen passiven) lehrte.

[392]) So A. Weismann, „Aufsätze über Vererbung usw.", S. 612/13.

physisch durch Milieu-Einflüsse, moralisch durch Erziehung, ganz allgemein durch Anpassung jeder Art[393].

Dem allen gegenüber ist nun aber auch der Gegenfaktor, der der Persistenz oder des Stillstandes, von je lebhaft empfunden und auch wissenschaftlich betont worden, nie kräftiger als eben gegen Darwin von einer ganzen Reihe von Naturforschern, von denen es genügt, hier die wichtigsten Stimmen anzuführen, die uns zugleich zu der Nutzanwendung auf die Menschenrassen hinüberführen[394].

Cuvier konnte an den Mumien der in Aegypten einbalsamierten Tiere nicht den leisesten Unterschied von den jetzt dort lebenden entdecken, und ebenso erkannte Oswald Heer in den Pflanzenresten, die sich in den alten ägyptischen Luftziegeln finden, genau dieselben Arten wieder, wie sie noch heute dort wachsen und gebaut werden. Um sodann auf die Menschen zu kommen, so steht in der vordersten Reihe der Zeugen für ihre rassische Dauerbarkeit wiederum der eigenste Gefährte Darwins, A. R. Wallace[395]: „Beweise der Permanenz begegnen uns überall: Portugiesen und Spanier in Südamerika; Boers am Kap, Holländer in den Molukken sind germanisch geblieben; ebenso die Juden immer die gleichen ... Die ägyptischen Skulpturen und Malereien zeigen uns, daß seit wenigstens 4000 oder 5000 Jahren die streng kontrastierenden Züge des Negers und der semitischen Rassen durchaus unverändert geblieben sind; ähnlich auch die Erdhügelbauer des Mississippitales und die Bewohner der brasilianischen Berge." Nächst ihm haben sich Broca[396] und Virchow[397], letzterer auf Grund der an den nach Amerika, Australien und Südafrika ausgewanderten Europäern gemachten Erfahrungen, für die Persistenz der Rasse ausgesprochen. Fr. Müller[398] faßt kurz zusammen: „Der Rassencharakter ist so fest und beständig, daß weder der Einfluß der Zeit noch auch eine Veränderung des Aufenthaltes denselben bedeutend zu modifizieren vermögen" (wofür als Belege Juden, Mesopotamier, Zigeuner und Neger herangezogen werden). Aehnlich Nott[399]: „Les types sont permanents[399a]."

---

[393]) Ribot, p. 253—261, 267 ss.

[394]) Vgl. K. E. von Baer, „Reden und kleinere Aufsätze", T. II, 1876, S. 293. Auch Hamann a. a. O., S. 182 ff.

[395]) „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl", S. 349 ff.

[396]) „Bulletins de la Soc. anthropol.", T. III, p. 283—285, nach Penka, „Pol.-Anthropol. Revue" VI. 290, der („Herkunft der Arier", S. 130 ff.) selbst besonders viele Beispiele von der Vorgeschichte und Urgeschichte bis heute aufzählt.

[397]) „Rassenbildung und Erblichkeit", in der Festschrift für Bastian. Berlin 1896.

[398]) „Allgemeine Ethnographie", S. 47.

[399]) Bei Topinard, p. 90.

[399a]) Daß die Tatsächlichkeit der Permanenz übrigens auch schon in früheren Zeiten erkannt wurde, beweisen Stellen wie die aus Kant bei

Der eigentliche Hauptvertreter aber des Persistenzgedankens unter den neueren Naturforschern, derjenige, mit dessen Namen dieser recht eigentlich verknüpft ist, ist J. Kollmann. Er gelangte zu Ergebnissen, die er in folgende Leitsätze faßt: „Seit der neolithischen Periode, d. i. seit etwa zehntausend Jahren, wahrscheinlich aber schon seit dem Ende des Diluviums, sind keine neuen Menschenrassen entstanden. Die Menschenrassen sind also seit jener Zeit persistent und können als Dauertypen bezeichnet werden wie die Haustiere. Die Rassenmerkmale des Menschen sind unveränderlich, die sogenannten fluktuierenden Merkmale sind wertlos für die Charakteristik der Rassen, Varietäten und Typen. Das Milieu bringt seit der neolithischen Periode, vielleicht schon seit dem Diluvium, Abänderungen hervor, aber es sind dies oberflächlich liegende, fluktuierende Aenderungen des menschlichen Organismus, welche wieder verschwinden... Das zähe Blut der Stammform schlägt trotz aller Anomalien, trotz aller Wirkungen des Milieus, trotz aller Kreuzungen immer wieder durch. Die Kreuzung der Menschenrassen schafft keine neuen Varietäten und keine neuen Typen. Die Annahme der Persistenz der Menschenrassen und die Tatsache der Variabilität sind wohl vereinbar mit der Deszendenzlehre. Der Mensch der Jetztzeit ist variabel, aber nicht mutabel"[400]).

In diesen Sätzen ist schon eine Erscheinung mitinbegriffen, wenn auch nicht näher ausgeführt, welche für den festen Bestand der Rassen von allergrößter Bedeutung ist: die sogenannte Entmischung, ein Vorgang, kraft dessen eine im Organismus der Rassen wirksame Kraft fremdrassige Elemente, wenn sie nicht allzu zahlreich sind, nach mehreren Generationen immer wieder ausscheidet. Zuerst hat v. Luschan auf ihn aufmerksam gemacht, dann hat er immer stärkere Beachtung gefunden[401]). Er lehrt in jedem Falle, daß die Typen bis zu einem gewissen Grade der organischen Verschmelzung widerstehen. Am ersichtlichsten ist dieser Mechanismus bei starken

Elsenhans, „Kants Rassentheorie", Leipzig 1904, S. 39, angeführte und vor allem Edwards, der in seinem berühmten Briefe an Amédée Thierry das Wiederfinden der alten Völker in den neuen als das wichtigste Ergebnis seiner eigenen (naturwissenschaftlichen) Untersuchungen erscheinen läßt.

[400]) „Archiv für Anthropologie", Bd. 28, S. 138. Vgl. in derselben Zeitschrift, Bd. 25, S. 329 ff., Bd. 33, S. 226. Eine Reihe weiterer Einzeluntersuchungen Kollmanns aus verschiedenen Zeitschriften hat Penka, a. a. O., zusammengestellt. Aus allem ergibt sich, daß in der Alten wie der Neuen Welt nach Aussage aller fossilen Funde die Typen unverändert geblieben sind. Zahlreiche Beispiele für die Persistenz bringt auch Ripley, p. 72, 99, 120.

[401]) Vgl. unter anderen Woltmann, „Polit. Anthropologie", S. 77 ff., der auf die Aegypter als das klassische Beispiel auch für die Entmischung verweist, welche Neger-, Semiten-, Türken- und Griechenmischungen abgeschüttelt haben.

Rassen tätig; man hat ihn so geradeswegs „den Wächter der Rassen" nennen können[402]). Aufs engste hängt, ja bis zu einem gewissen Grade fällt er zusammen mit der Durchschlagskraft der stärkeren Rasse bei Mischungen, welche Taylor folgendermaßen charakterisiert: „When two distinct races are in contact they may, under certain circumstances, mix their blood, but the tendency, as a rule, is to revert to the character of that race which is either superior in numbers, prepotent in physical energy, or which conforms best to the environment"[403]).

Wenn uns nun die Naturforscher, an ihrer Spitze Darwin selbst[404]), zugeben, daß die Differenzierung der Rassen in jedem Falle unendlich weit zurückliege, und daß schon in den ältesten Zeiten unserer Ueberlieferung die Rassen fast so oder ganz so unterschiedlich waren wie heutzutage[405]), so wird es uns begreiflich erscheinen, daß Wilsers sprichwortähnlicher Satz: „Völker vergehen, Rassen bestehen" seinem Inhalt nach nicht nur im Volksbewußtsein breiten Boden gewonnen hat[405a]), daß ihn sich auch die Geisteswissenschaften als unbezweifelbare Wahrheit zu eigen gemacht haben. Dies gilt in erster Linie von den Historikern. Was immer dem Anthropologen noch an Zweifeln im Punkte der Persistenz geblieben sein mag, der Historiker, und im besonderen der Kulturhistoriker, mag es ruhig hinter sich lassen. Denn wenn auch immer der Mensch als Sohn der Natur und als Protagonist der Geschichte als Subjekt ein und derselbe sein mögen, als Objekt der Erkenntnis fallen sie doch für jene beiden Forscher auseinander. Die Vorzeit, in welche

---

[402]) L. Sofer, „Polit.-Anthropol. Revue", I, S. 437.

[403]) „The origin of the Aryans", p. 203.

[404]) „Die Abstammung des Menschen", Bd. II, gegen Schluß des 20. Kapitels.

[405]) Ganz ähnlich Steffens, „Anthropologie", Bd. II, Breslau 1822, S. 367 ff.: „Alle geschichtliche Entwicklung — die mit Bewußtsein zurückgehende Erinnerung des Geschlechts — trifft die Urverschiedenheit als ihr Fundament. Sie gehört nicht zu den Verwandlungen, deren Ursache wir durch Wahrnehmung zu verfolgen imstande sind. Eben das Unveränderliche bildet die sogenannten Rassen ... Die Rassen können sich allerdings verändern, aber das Eigentümliche der Rassen kann anders als durch Mittelzeugungen nie aufgehoben werden", und Tylor, „Anthropology", London 1904, p. 4.

[405a]) Jeremias, 13, 23: „Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln und ein Parder seine Flecken" spiegelt diese volksmäßige Seite des Problems treffend wider, nicht minder die von Rosenmüller aus dem Arabischen übersetzte Fabel („Locmani fabula 23. Institutiones ad fundamenta linguae Arabicae. Lipsiae 1810, p. 38/39): „Niger in die quodam exuit vestes suas incepitque capere nivem et fricare cum ea corpus suum. Dictum autem ei fuit: quare fricas corpus tuum nive? Et dixit ille: fortasse albescam. Venitque vir quidam sapiens qui dixit ei: O tu, ne afflige te ipsum; fieri enim potest, ut corpus tuum nigram faciat nivem, ipsum autem non amittat nigredinem".

er als ersterer wesentlich mit entfällt, birgt dem Anthropologen noch manches Rätsel, dem er nachgehen muß, während es den Historiker nicht berührt. Wie weit daher auch immer die Variabilität des Naturforschers gehen möge, was ihrer Wirksamkeit auf Kosten der Persistenz einzuräumen sei, die feste Geschlossenheit und abständliche Differenzierung der Völkertypen des Historikers wird sie so wenig zu beeinträchtigen vermögen, als die Einheitslehre des naturwissenschaftlich gerichteten Ethnologen — die Zurückführung des Menschengeschlechtes auf eine Spezies oder Art — den mit den Mitteln der Geschichte zu Werke gehenden Ethnographen davon entbinden kann, mit Rassen und ihrer Charakterverschiedenheit zu rechnen. In historischen Epochen leben feste Völkertypen, deren Dauertypus vermutlich durch das Gletscheralter festgelegt wurde[406]) und deren Veränderungen im wesentlichen durch Blutsveränderungen bedingt sind. Eine Rasse mag so dem mit naturgeschichtlichen Epochen Rechnenden leichtlich als variabel erscheinen, die für geschichtliche Epochen als persistent bezeichnet werden darf. Die Dauer der geschichtlich wahrnehmbaren Rassen findet daher ihre Schranken nur einerseits in gewaltsamer Ertötung, wie sie die Yankees mit den Indianern vorgenommen haben, oder in allmählichem Erlöschen, wie wir es an manchen Naturvölkern im Kampfe mit der Zivilisation erleben, oder endlich in allgemeiner Zermischung, d. h. wenn eine Rasse dermaßen durch die allerheterogensten Elemente zersetzt erscheint, daß von irgendwelcher Einheitlichkeit nichts mehr zu spüren ist, wovon die Süditaliener, insbesondere die Neapolitaner, ein abschreckendes Beispiel bieten.

Es begreift sich, daß dieses auf die Rasse zurückführende Beständige, um nicht zu sagen Ewige, dieser „character indelebilis" der Völker von deren Kennern und Beschreibern immer wieder aufs stärkste betont worden ist. So wird namentlich Arndt[407]) nicht müde, uns „jenes Ursprüngliche, Unvertilgbare in den Völkern", „ihre unverwüstliche Natur", „jenes verborgene Geheimnis des Ursprünglichen der Völker" zu rühmen, „vor welchem wir als einem unauflöslichen Rätsel stehen". Auch Richard Andrée[408]) bringt lichtvolle Ausführungen über „die Rasse, die stärker als Kultur und Zivilisation", über „den angeborenen Genius der Völker, der immer wieder siegreich zum Durchbruch gelangt", und Otto Bremer[409]) sagt: „Gewisse individuelle Eigentümlichkeiten der Völker haften zäher als Sprache, Religion, Kultur und Staat."

---

[406]) Vgl. hierzu Vollgraff, „Die Systeme der praktischen Politik", Teil I, S. 7, und E. Große, „Kunstwissenschaftliche Studien", S. 123.

[407]) „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", S. 11, 26, 374, 376.

[408]) In der Einleitung seiner „Volkskunde der Juden", Bielefeld und Leipzig 1881, S. 1—9. Vgl. 24 ff.

[409]) In Pauls „Grundriß der german. Philologie", Bd. III, S. 752.

Besonders klar und eindrucksvoll äußert sich auch hier wieder Taine[410]) über die „Fondements plus profonds“, den „fond national toujours intact et persistant“: „Par dessous les caractères des peuples sont les caractères des races ... Ces aptitudes et ces instincts sont dans le sang et se transmettent avec lui.“ Und weiter: „Voilà le granit primitif. Il dure une vie de peuple et sert d'assise aux couches successives que les périodes successives viennent déposer à la surface.“ Auch Loebells treffliche Ausführungen dürfen nicht übergangen werden[411]).

Einmütig ist von den verschiedensten Rassendenkern festgestellt worden, daß der Hauptanteil an der Behauptung der Rasse den Frauen gebührt, daß sie es sind, die deren charakteristische Züge am festesten halten. Das Weib ist strenger in der Ausübung der geschlechtlichen Zuchtwahl, der Mann vermischt sich blinder[412]). So haben sich denn auch im Weibe die wichtigsten Rassen, hat sich in ihm der römische, griechische, altägyptische und altslavische Typus am reinsten erhalten[413]). Das gleiche ist für Basken, Bulgaren, Ostrussen, Finnen, Hamiten Nordafrikas wie für die germanischen Reste der Sette communi dargetan worden[414]). Auf die Wichtigkeit des Ueberlebens der Gotenfrauen für die physiologische Erhaltung der Rasse hat Woltmann aufmerksam gemacht[415]). Schon vor 60 Jahren erinnerte ein griechischer Gelehrter daran, daß das alte Sprachgut des Neumakedonischen meistens nur noch im Munde der Frauen fortlebe[416]), und Henke schließt sogar die Möglichkeit nicht aus, daß sich in Tirol in einem gewissen weiblichen Typus die Spur der Gesichtsform einer älteren Bevölkerung einseitig weiblich erhalten habe[417]).

Nach diesem allen ist es gewiß nicht zuviel gesagt, wenn Driesmans im Weibe „den Träger des Lebensgedankens der Rasse“ sehen will, wenn er in ihm deren stabiles, konservatives, im Manne ihr bewegliches Element verkörpert findet. „Uralte Rasseninstinkte sprechen aus den Seelenregungen und Gepflogenheiten des Weibes“[418]). Und wenn wir uns dazu gegenwärtig halten, daß mit dem Steigen der Rassen auch die Frauen immer mehr gehoben worden

---

[410]) „Philosophie de l'art“, T. II, p. 250 ss., 253.

[411]) „Gregor von Tours“, S. 61 ff., 65 ff.

[412]) Reibmayr, „Inzucht“, S. 51, 214. Roget de Belloguet, T. II, p. 57, 64.

[413]) B. Goltz, „Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius“, 2. Aufl., Berlin 1864, S. 14.

[414]) Ripley, p. 399/400.

[415]) „Die Germanen und die Renaissance in Italien“, S. 22.

[416]) O. Hoffmann, „Die Makedonen“, Göttingen 1906, S. 33.

[417]) „Der Typus des germanischen Menschen“, S. 25.

[418]) „Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung“, Leipzig 1901, S. 11 ff., 20 ff., 24—28. „Dämon Auslese“, Berlin 1907, S. 200 ff.

sind[419]), so wird uns erst völlig bewußt werden, was das bedeuten will. Die germanischen Völker insbesondere verdanken ihr gewaltiges Uebergewicht in der Welt nicht am wenigsten ihren Frauen, deren Rolle und Stellung, Wesen und Wert. Freilich mußte schon Driesmans zugeben, daß in diesem allen neuerdings ein Wandel eingetreten sei, und daß, um gleich die schlimmste von dessen Folgen bei Namen zu nennen, „die Geschmacksirrung unserer Frauen den blonden Typus auf den Aussterbe-Etat zu bringen drohe". Gewiß ist durch den heute als ein äußerster Auswuchs der Nivellierungstendenzen durch die Welt gehenden Feminismus auch die germanische Frau aus ihrer geheiligten geschichtlichen Mission als Hüterin der Familie und Pflegerin der Rasse herausgerissen worden, wozu freilich zum guten Teil soziale Momente wie der steigende Ueberschuß der Frauen über die Männer mitgewirkt haben. Aber gerade in dieser Tatsache der Verschiebung des quantitativen und damit des dynamischen Verhältnisses der Geschlechter darf, ja muß man wohl schon eines der vielen Symptome der Degeneration erkennen, die über die Rassen hereingebrochen ist — ein Symptom, welches durch den Weltkrieg, der den Völkern Millionen ihrer besten Männer raubte, in seiner verhängnisvollen Bedeutung noch ganz anders hervorgekehrt worden ist.

Ueber die Persistenz des Nationalcharakters, die er unter anderem an Griechen, Franzosen, Juden und Zigeunern näher dartut, bemerkt Ribot[420]), daß in ihr dieselbe Kraft zutage trete, die, als Erblichkeit, in Familie, Stamm, Volk und Rasse, immer in gleicher Weise, wirksam sei. Eine Anzahl Belege hierfür dürfte bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dem Leser nicht unwillkommen sein[421]).

Neuere Geographen berichten, daß, wie Herodots Beschreibung des Skythenlandes ergebe, so vieler dort vorgefallener Revolutionen ungeachtet die Bewohner jener ungeheuren Wüsten sich bis zu unseren Tagen so gut wie gar nicht verändert haben. K. E. v. Ujfalvy[422]) erkannte in den nomadisierenden Kirgisen-Kasaken der Steppen Sibiriens die echten Nachkommen jener Völkerschaften, von denen uns Plano Carpini und Rubruquis eine so treffende Schilderung hinterlassen haben. Die zähe nationale Eigenart der Chinesen, ihr Festhalten an einer uralten Kultur, die sie allen Angriffen und Umwälzungen gegenüber auf die Dauer unüberwindlich erscheinen läßt, sind bekannt genug, um hier nur erwähnt zu werden. Aber auch von den Russen gilt Aehnliches, für ihr Leibliches

[419]) Zur sozialen Entwicklungsgeschichte der Frauen sehr gut Letourneau, „Sociologie", p. 180—182.

[420]) „L'hérédité psychologique", p. 300. Vgl. p. 120—122, 126, 412.

[421]) Weitere Beispiele siehe an den oben angeführten Stellen aus Andrée, Bremer und Taine.

[422]) „Aus dem westlichen Himalaya", Leipzig 1884, S. VIII.

wie für ihren Charakter. In vielen Petersburger Gestalten fand Arndt[423]) treue Abbilder jener Hunnen, welche Ammianus Marcellinus vor 1500 Jahren zeichnete. Das wäre denn der stärker mongolisierte Teil des russischen Volkes. Die dem rein slawischen Typus nähergebliebene Bauernschaft erscheint erst recht unverändert und unveränderlich. Geradezu als „ethnographische Urtatsache" konnte es bezeichnet werden, daß zur Zeit der kolonisatorischen und kommerziellen Ausbreitung der Deutschen im Ostseegebiete die handelseifrigen Russen so meerfremd waren wie heute: „die Salzwasserscheu war dem slawischen Osteuropa angestammt"[424]).

Daß im allgemeinen die Rasseneigentümlichkeiten sich noch lange erhalten, wenn Rassen durch Wanderungen in eine andersartige Umwelt versetzt werden, dürfte wohl feststehen, wenn auch mit Unterschieden der Dauer. Tritt eine Kreuzung mit fremden Rassen hinzu, so erfolgt die Aenderung schneller, aber nur dann in der Richtung der Anpassung an das neue Milieu, wenn die kreuzende Rasse eine bodenständige ist[425]). Die Arier Indiens unterscheiden sich anthropologisch von den Eingeborenen durch die hellere Hautfarbe, haben aber die blauen Augen und blonden Haare nicht in gleicher Weise wie die Germanen behauptet und nähern sich durch die dunklere Färbung beider Körperteile mehr den Südeuropäern[426]). Unter den Persern hat sich der iranische Typus, wie ihn die ältesten Basreliefs Babyloniens und Persiens aufweisen, noch vielfach erhalten, besonders bei den vornehmlich im Osten ansässigen Tadjicks, welche die altberühmte Schönheit und Regelmäßiggeit der medisch-persischen Gesichtszüge unvermindert bewahrt haben[427]). Nirgendwo aber tritt uns das Fortleben des Alten im Neuen so unmittelbar greifbar entgegen wie im Lande der Pharaonen. Von diesem sagt Alfred Maury[428]): „Nulle contrée ne se prête mieux que l'Egypte à cette géologie monumentale, qui a aussi ses fossiles et ses couches sédimentaires. C'est à elle que nous sommes redevables de la démonstration des deux grandes lois historiques qui dominent toutes les annales de l'Egypte: la permanence des races et la constante mobilité des langues, des croyances et des arts." Nach H. Brugsch hätte nicht nur der altägyptische Volksstamm im allgemeinen sich in Gesichtsbildung wie in Sitten und Gewohnheiten im Laufe von sechs Jahrtausenden nur wenig verändert, er will auch noch heute in den Bewohnern

---

[423]) „Meine Wanderungen und Wandlungen mit Stein" (Reclamsche Ausgabe), S. 41.

[424]) Helmolts „Weltgeschichte", Bd. VII, S. 21.

[425]) O. Ammon in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", Jahrg. 6, 1903, S. 758 ff.

[426]) H. Hirt, „Die Indogermanen", Bd. I, S. 31.

[427]) A. Maury, „La terre et l'homme", p. 401.

[428]) „Revue des Deux Mondes", 1 septembre 1855.

der ägyptischen Ostmark die unmittelbaren Abkömmlinge der Phönizier, welche dort vor Jahrtausenden gesessen haben, erkennen[429]. Das uralte Inzuchtblut Aegyptens hat allen Vermischungen widerstanden. Der heutige Fellah gleicht noch seinem bäuerischen Vorfahren vor 4000 Jahren, nur spricht er heute arabisch und ist ein Moslem geworden[430]. Oft glaubt man tatsächlich in einem modernen Gesichte das Original einer der altägyptischen Statuen vor sich zu sehen. Bezeichnend ist es für diese Aehnlichkeit, daß die arabischen Arbeiter Mariettes eine von diesem entdeckte, aus der Zeit der vierten Dynastie stammende Holzstatuette den Scheich-el-beled, den Dorfschulzen, nannten, weil seine Gestalt und besonders sein Gesicht Zug um Zug dem Bilde des zur Zeit des Fundes in einem der zu Saggarah gehörigen Dörfer amtierenden Schulzen glich[431].

Fast noch mehr als in leiblicher trifft das über die Persistenz der Nationalcharaktere Gesagte in seelischer Beziehung zu. In betreff der romanischen Nationen ist oft betont worden, daß sie dem mit dem dominierenden rassischen Element in sie gelegten Grundwesen durch alle Wandlungen der Geschichte treugeblieben sind, wenn sich auch den damit gegebenen Zügen später durch die Vermischungen andere, namentlich germanische, beigesellten. So sind die Spanier — immer das gleiche Volk, mochten sie Numantia gegen Scipio oder Saragossa gegen Napoleon verteidigen — im wesentlichen iberisch geblieben[432], insbesondere hat man einzelne besonders hervortretende Nationalzüge wie die Leidenschaft für die Stierkämpfe auf dieses uralte Stammelement zurückgeführt, wie ähnlich die für die Hahnenkämpfe, die sich nicht nur im Chartrerlande, dem Zentrum des französischen Keltentums, sondern auch bei den Nachkommen der Kelten in England erhalten haben, auf diesen Volksstamm[433]. Daß dieser für Frankreich, trotz vorübergehender Beeinträchtigung — nie Verdrängung — stets der maßgebende gewesen und geblieben ist, darüber herrscht wohl nur eine Stimme. In jedem Werke über französische Geschichte kann man dies näher ausgeführt finden[434]. Auch an Mommsens berühmte Darstellung keltischer Art in seiner „Römischen Geschichte" darf hier wohl erinnert werden. Um auch hier ein Einzelnes herauszugreifen, so ist sich offenbar bei den

---

[429]) „Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen", Leipzig 1877, S. 7, 110 ff.
[430]) Reibmayr, „Inzucht und Vermischung", S. 158, 167.
[431]) A. Wiedemann, „Aegyptische Geschichte", Teil 1, Gotha 1884, S. 26.
[432]) Gerland in Gröbers „Grundriß der romanischen Philologie", Bd. I, S. 329.
[433]) J. J. Ampère, „Histoire littéraire de la France", T. I, p. 9, 43.
[434]) Vgl. z. B. Eduard Arnd, „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes", Band I, Leipzig 1844, S. 52 ff.

Gallier-Franzosen die Bedeutung und die Rolle der Frauen von Urzeiten bis heute immer gleich geblieben[435]). Auch unter den Iren lebt viel zähes Keltentum fort, nicht minder in Oberitalien, wo Edwards der keltischen Invasion in zahlreichen Zügen der Gesichtsbildung wie der Aussprache bei Piemontesen, Lombarden und Romagnolen auf die Spur kommen konnte[436]). Im übrigen liegen allerdings in Italien die Verhältnisse weit weniger einfach, d. h. einheitlich, als in Spanien und Frankreich. Weit mehrerlei Rassen haben von je auf der Apenninenhalbinsel gehaust. So war die Rasse schon Roms schwache Seite, und in der chaotisch zerstückten Wirtschaft des Mittelalters ist es erst recht schwer, ein durchschlagend richtunggebendes Rassenelement aufzuweisen. In gewissem Sinne — als das nach seiten geistiger Leistungs- und Schöpferkraft hebende namentlich — war dieses auf einige Jahrhunderte das germanische. Aber niemand wird behaupten wollen, daß dieses für den eigentlichen italienischen Nationalcharakter bestimmend sei. Vielmehr wirken über es hinweg eine Reihe von Zügen weiter, die letzten Endes für uns anonym, zum mindesten rätselhaft bleiben werden. Vieles davon hat man auf die Etrusker zurückführen wollen. Damit ist aber im Grunde nicht viel gewonnen, da gerade diese das am wenigsten eindeutig-klare Rassenbild in Italien darbieten. Gewiß ist nur, daß den verschiedenen in diesem Lande wirksam gewordenen Volkstümern entstammende, uralt rassenhafte Dauerzüge sich hier reichlich soviel wie anderwärts auftreiben lassen. Niebuhr konnte feststellen, daß in Unteritalien, in der Umgegend von Lokri, noch bis in neueste Zeiten hinein griechisch gesprochen worden sei[437]), und in Cardeto hat sich die Schönheit der hellenischen Frauen bei den heutigen in dem Maße erhalten, daß man von ihnen sagt: „sie sind Minerven". In Kalabrien existieren noch sakrale Tänze, welche genau den auf antiken Vasen dargestellten gleichen. Aus niederen Volksschichten hervorgegangen sind die Schlangenbeschwörer — meist aus der Gegend des Sees von Celano —, welche seit Jahrtausenden, und so noch heute in Rom und Neapel, ihr sensationelles Wesen treiben[438]). Ich selbst habe in einem anderen Werke nachgewiesen[439]), wie in dem nationalsten, aus dem Vollen des italienischen Volkslebens herausgewachsenen Kunstwerke der Italiener, ihrer Opera buffa, uralte Elemente italischen Daseins wieder aufgelebt sind, wie eine feste Linie sich von den Atellanen der alten Römer über die Volksposse und die Stegreifkomödie

---

[435]) Man vergleiche das hierüber von Diefenbach, „Origines Europaeae", Beigebrachte.

[436]) In dem mehrerwähnten Briefe an Thierry.

[437]) „Römische Geschichte", Bd. I, S. 89.

[438]) Duruy, „Histoire des Romains", T. I, p. XCII, XCIX.

[439]) „Cherubini", Stuttgart 1925, S. 262 ff.

(commedia dell'arte) zur Opera buffa hinzieht, und konnte mich dabei auf August Wilhelm von Schlegel stützen, der hierzu unter anderem bemerkt[440]): „Wie würden Harlekin und Pulcinell erstaunen, wenn sie erführen, daß sie in gerader Linie von den Possenreißern der alten Römer, ja der Osker, abstammen!" Für das lokale Fortbestehen bestimmter Anlagen und Traditionen gibt Karl Hillebrand ein merkwürdiges Beispiel in der unwandelbar sich gleichbleibenden Wahlverwandtschaft und Hinneigung, welche die Florentiner mit Frankreich und französischem Wesen verbindet[441]).

In der germanischen Welt ist der uns hier beschäftigende Zug nicht nur da vielfach festzustellen, wo es das Wesen der eigenen Rasse gegen fremdrassige Elemente zu behaupten galt, sondern auch innerhalb verwandter, wo er dann als stammtümlich individualisierend auftritt. Beispiele der ersteren Art bieten etwa die von Karl dem Großen in Septimanien angesiedelten Westgoten, welche[442]) zwar ihre Sprache aufgaben, aber ihren Sitten treublieben, wie denn unter anderem in Roussillon während des ganzen Mittelalters ihr westgotisches Recht (Forum judicum) in Kraft blieb. Auf den britischen Inseln, denen erst die Nordmänner den Seefahrergeist und die seemännische Geschicklichkeit eingepflanzt haben, sind die Nachkommen der alten Norweger die würdigen Wikingersöhne geblieben, während die Gälen eine entschiedene Abneigung gegen das Meer zeigen. Im nördlichen Schottland, namentlich auf den Inseln, ist auch der leibliche Typus beider Rassen ein grell verschiedener; Worsaae fand sich, als er jene Gegenden bereiste, „von so norwegischen Physiognomien umgeben, daß er hätte denken können, er sei in Skandinavien selbst"[443]). In manchen Gegenden unterschieden sich diese „lebenden Bilder der alten Nordmänner" auch in der Tracht von den Bergschotten. Das atavistische Durchschlagen alten Germanengeistes zeigt sich gelegentlich bei den Skandinaviern am naivsten, unverkümmertsten, nie wohl großartiger als in Gustav Adolf, der noch in seinem Todesjahre einen Zug nach Italien plante und dadurch das Kardinalskollegium und den Papst, im Gedenken an die alten Einbrüche der Barbaren, in Schrecken setzte[444]).

Auch im rein Seelischen, wo der innerste Kern der germanischen Völker verborgen liegt, halten sie an diesem fest. Nirgends vielleicht tritt uns das erkennbarer zugleich und ergreifender entgegen

[440]) „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" (Werke, Band I), S. 332 ff.

[441]) „Zeiten, Völker und Menschen", Band II², S. 32 ff.

[442]) Nach Devic und Vaissete, „Histoire du Languedoc", T. 12, p. 263.

[443]) J. A. Worsaae, „Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland". Deutsch von Meißner. Leipzig 1852. S. 161, 168.

[444]) Ranke, „Französische Geschichte", Bd. II, S. 431/32.

als in der Musik. Ambros hat in seiner „Geschichte der Musik", wo er das deutsche Volkslied und die französische Chanson in ihrer charakteristischen Verschiedenheit, um nicht zu sagen Gegensätzlichkeit, darstellt, gezeigt, wie beide vor vielen Jahrhunderten schon im gleichen Ton und Geist gehalten waren wie in unseren Tagen: „ein Familienzug im Urenkel", wie er — ganz in unserem Sinne — sagt.

Von dem ungemein ausgeprägten Stammesbewußtsein der germanischen Völker, ihrem bis zur Starrheit gehenden Festhalten an den Stammesgegensätzen, von diesen gewissermaßen prismatisch gebrochenen und doch so ursprünglichen und kräftigen Strahlen rassischen Lebens und Fühlens, gibt Otto Bremer[445]) ein gutes Bild. Wir begnügen uns mit einzelnen Zügen desselben: „Ich glaube, daß die keltische Individualität auch am Rhein noch konstatiert werden kann. Noch heute ist seinem Wesen, seinem Temperament, seiner Geschmacksrichtung nach der Friese und der Niedersachse dem Engländer ungleich ähnlicher als dem Schwaben" — wozu man noch hinzusetzen möchte, daß unter denselben Gesichtspunkten der Schotte gewissen Stämmen Norddeutschlands nähersteht, nicht nur als der Engländer, sondern auch als dem Engländer. „Noch heute deckt sich im nordöstlichen Württemberg die fränkisch-schwäbische, im Westen von Westfalen die fränkisch-sächsische Sprach- und Stammesgrenze mit einer Grenze der Volksart. An dem Auftreten der friesischen Abgeordneten im römischen Theater (Tacitus, Annalen XIII., 54) erkennen wir sofort den Friesen der Gegenwart wieder."

Für das Studium des Rassentümlichen der Stämme gibt es keine bessere Gelegenheit, als die Entwicklung der französischen Hugenotten in den verschiedenen Ländern, in welche katholischer Fanatismus, zumal der Gewaltstreich Ludwigs XIV., sie versprengte, zu verfolgen. Vorab muß bemerkt werden, daß sie, Germanen, wie sie der Abstammung nach waren, sich auch fast ausnahmslos germanischen Ländern zugewandt haben und dort im allgemeinen so vollkommen assimiliert, so urheimisch geworden sind, daß der oberflächliche Blick sie in nichts von den Alteingeborenen zu unterscheiden vermag. Und doch sind Unterschiede vorhanden, wie sie eben in der Stammesart begründet sind. Nehmen wir zunächst die Refugiés unseres Vaterlandes. Ihre Sprache wie ihr Fühlen sind deutsch, unbedingt und ohne Einschränkung deutsch. In ihren Sitten und Gewohnheiten aber ist gar manches von Frankreich her in ihnen lebendig geblieben: der rauhe Geist Kalvins, der ihnen dort eingeimpft, beseelt noch die späten Nachkommen der damals Vertriebenen. Von

[445]) In Pauls Grundriß, Bd. III, S. 752. Hinzuzunehmen sind zur Vervollständigung S. 737/38, 807/08, 888.

der französischen Kolonie Berlins konnte in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts festgestellt werden, daß sie sich vor der übrigen Bevölkerung durch größere Sittenstrenge auszeichnete, daß uneheliche Geburten, Selbstmorde und Verbrechen aller Art seltener in ihrem Kreise stattfanden. Auch in England heben sich die Refugiés, dem anderen Volkscharakter entsprechend in anderer Weise, von den Altengländern ab, die sie noch heute an der Lebhaftigkeit ihres Charakters und an gewissen Sprechweisen erkennen, ihnen zudem gern Leichtfertigkeit und Frivolität, namentlich im Hinblick auf mangelhafte Einhaltung der Sonntagsruhe, vorwerfen. In den Vereinigten Staaten kennt man den Hugenottenabkömmling an der größeren Geselligkeit, den mitteilsameren Formen, der Lebendigkeit des Wesens und der Sprache, die mit der britischen Steifheit kontrastiert. Aehnliches gilt für die Niederlande und die Schweiz[446]).

Auch in den Schwabenkolonien Westpreußens lassen die heutigen Inhaber jener alten westpreußischen Schwabensitze in ihrem Aeußeren, ihrer schlanken Gestalt, in Auge und Haar leicht ihre Abstammung erraten. Manche Eigentümlichkeiten in Sprache, Sitten und Gebräuchen haben sich erhalten. Anklänge an den schwäbischen Dialekt sind nicht selten. Auch süddeutsche Volkslieder erklingen noch[447]).

So hätten wir denn die Persistenz in Rassen, in Völkern, in Stämmen sich verwirklichen sehen. Es bleiben uns noch die Familien, in denen sie ja nun erst recht lebendig ist[448]). Im Anschluß an Darwin hat Ribot die Ansicht vertreten, daß hier bei der Vererbung ein Ueberwiegen des männlichen Einflusses auf den Charakter stattfinde. Nur so lasse es sich erklären, daß bestimmte Familienzüge immer fortbestehen, trotz Heiraten mit Frauen der verschiedensten Herkunft. Er denkt hier in erster Linie an die Herrscherhäuser, und da wieder an das mit Vorliebe immer herangezogene Beispiel der Habsburger, spanischer wie österreichischer Linie, wo ja allerdings ein solcher Familienzug nicht nur des leiblichen Typus, auch als Charakterzug am meisten in die Augen fällt. Indessen hat Woltmann eingehender dargetan, daß jene Regel zum mindesten nicht ausschließlich gilt, indem z. B. im Hause der Bourbonen die leiblichen Aehnlichkeiten, denen seelische bis zu einem gewissen Grade immer entsprechen müssen, vorwiegend nach der weiblichen Seite entfallen. Bei mehreren unserer einheimischen Dynastien waltet ein

[446]) Nach Ch. Weiß, „Histoire des réfugiés protestants de France depuis la révocation de l'Edit de Nantes jusqu'à nos jours", Paris 1853, T. I, p. 220 ss., 365, 435, T. II, p. 170.

[447]) Heinrich Berger, „Friedrich der Große als Kolonisator", S. 68 ff.

[448]) Hauptnachweise: Umfangreiche Abschnitte des Reibmayrschen Buches über die Entwicklung des Talentes und des Genies. Ribot, p. 105 ss., 116 ss, 182. Woltmann, „Politische Anthropologie", S. 73 ff., 95.

solcher Familienzug ebenfalls vor: der großartige, hochfliegende, etwas phantastische in den Hohenstaufen, zähe Eigenwilligkeit, vielfach verbunden mit politischer Kurzsichtigkeit, in den Welfen.

Auf den Familienzug in mehreren der großen römischen Geschlechter hat Niebuhr hingewiesen. Früher schon hatte ihn Voltaire[449]) an den Porziern (Katonen) als den der Strenge, an den Klaudiern als den unbeugsamen Hochmuts dargetan oder, wie wir mit Rücksicht auf letzteres Beispiel sagen müssen, darzutun versucht. Denn wiewohl jene Auffassung Voltaires weitverbreitet und bis in die neueste Zeit immer wieder nachgeklungen ist[450]), werden wir doch in diesem Falle wohl Mommsen Glauben schenken müssen, der in einer ausführlichen Studie seiner „Römischen Forschungen"[450a]) den Nachweis führt, daß jenes Bild der „familia superbissima ac crudelissima", der adeligen Ultras, schon von früher Zeit an von einem der Gens Claudia feindlichen Griffel in die römische Annalistik hineingefälscht worden sei, und daß man daher von der gangbaren Tradition sich gänzlich loszusagen habe, um alsdann in diesem Patriziergeschlecht nicht die Vertreter der verstockten Aristokratie, sondern die Vorgänger der Gracchen und Caesars zu erkennen, deren Nachfahren — Tiberius und Claudius — der traditionellen Politik ihres Geschlechtes entsprechend noch auf dem Thron den Imperatortitel ablehnten. Auch für Wissenschaft und Literatur ist kein anderes Geschlecht des römischen Adels in gleicher Weise tätig gewesen wie das klaudische.

In Frankreich hat man diesem Thema eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt, besonders auf die Vererbung starken Willens den Nachdruck gelegt. So hat Voltaire in diesem Sinne eine Skizze der Guisen, Saint Simon der Condé, Sainte-Beuve der Mirabeau gegeben. Den Helden der französischen Revolution nennt letzterer „l'enfant perdu, l'enfant prodigue et sublime de sa race"[451]). Von den La Rochefoucauld heißt es: „Il y a des qualités héréditaires dans certaines familles: le goût des lettres semble s'être perpétué dans la maison de La Rochefoucauld, avec toutes les vertus des moeurs anciennes, unies à celles des temps plus éclairés"[452]).

Aehnliche Beispiele würden sich zweifellos auch in anderen Ländern auftreiben lassen. Es sei nur an die Oranier, bei uns an die Familien Kleist und Bülow erinnert.

[449]) „Dictionnaire philosophique", Artikel „Caton".

[450]) So bei Michelet, „Histoire Romaine", T. II p. 128: „Cette race des Appius, depuis les décemvirs jusqua'à l'empereur Néron en qui elle s'éteint, cherche toujours la tyrannie" etc.; und bei Woltmann, a. a. O., S. 95.

[450a]) „Die patrizischen Claudier", a. a. O., Bd. I², Berlin 1864, S. 285—318.

[451]) Dies alles bei Ribot a. a. O.

[452]) In der Vorrede der Maximes La Rochefoucaulds, Paris 1858.

Endlich haben wir — soll man sagen einen letzten Ausläufer oder einen ersten Ansatz jenes „character indelebilis" der Gesamtheiten und Gruppen in dem unwandelbaren Charakter des Individuums zu erkennen, in dessen Hervorhebung Schopenhauer sich nicht genugtun kann, namentlich wenn wir bedenken, daß das uns hier entgegentretende Unveränderliche nur wieder das unveränderte Abbild in den Ahnen vorangegangener Charaktere ist.

Damit münden wir denn abermals auf ein Phänomen, das wir im vorhergehenden mehrfach berührt, ja gewissermaßen indirekt schon mitbehandelt haben, wie es ja denn die eigentliche Grundlage aller Persistenz bildet, wenn man es nicht mit dieser geradeswegs identifizieren will: die Erblichkeit.

Wir haben diese früher als eines der großen Welträtsel bezeichnet und den naiv staunenden Ausruf eines großen französischen Denkers angeführt, den dieser einst ausstieß, ehe noch ein Mensch darangedacht hatte, einem solchen Rätsel auf spekulativem oder gar experimentellem Wege zu Leibe zu gehen[453]. Auch heute noch, wo wir diesem, von außen wenigstens, auf naturwissenschaftlichen Wegen ungleich nähergekommen sind, wo hervorragende Naturforscher die Vererbungslehre als ihr Sondergebiet ausbauen[454], werden wir im Hinblick auf das innere Wesen der Vorgänge jene Aeußerung aufrechterhalten und gestehen müssen, daß die Vererbung ihrem innersten Kerne nach ein Mysterium sei und wohl für immer bleiben werde. Namentlich gilt dies nach der psychischen Seite, wie ja denn auch der Denker, der hier als Erster und Bedeutendster das Wort führt, erklärt hat, sie sei, allein schon dank der außerordentlichen Kompliziertheit ihrer Erscheinungen, in wissenschaftlicher Definition überhaupt nicht zu erfassen, sondern wir hätten uns damit zu begnügen, in ihr ein einfaches Ergebnis der Beobachtung, ein bequemes Mittel, die Tatsachen in Kategorien und Unterkategorien einzuteilen, zu erblicken[455].

Entsprechend dieser ihrer Vielgestaltigkeit ragt sie in die verschiedensten Wissenschaften hinein. Reibmayr sagt von ihr[456]: „Die Vererbung ist nur ein Teil des obersten Gesetzes, welches die Physiker als Erhaltung der Energie und die Metaphysiker als allgemeine Kausalität bezeichnen. Vom Standpunkte der Tatsachen und der Psychologie

[453]) Von dem oben (S. 58) angeführten Worte Montaignes müssen wir hier auch noch die zweite Hälfte mitteilen: „(Cette goutte) où loge-t-elle ce nombre infiny de formes? et comme porte-t-elle ses ressemblances d'un progrez si téméraire et si desréglé que l'arrière-petit-fils respondra à son bisaïeul, le nepveu à l'oncle?"

[454]) Erwin Baur, „Einführung in die experimentelle Vererbungslehre", Berlin 1911. „Menschliche Erblichkeitslehre" (in Verbindung mit Eugen Fischer und Fritz Lenz), 2. Auflage, München 1923.

[455]) Ribot, p. 171.

[456]) „Inzucht und Vermischung", S. 7.

erscheint sie als ein Gesetz des Lebens, dessen Ursache die teilweise Identität der Elementarbestandteile des Körpers bei Eltern und Kindern ist." Diese an sich gewiß treffende Charakteristik läßt doch, indem sie mehr die individuelle Seite der Vererbung betont, deren ungemeine Bedeutung für die Wissenschaft von der Rasse weniger ahnen. Und gerade hierüber bringen uns nun die großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen der letzten Zeit wesentliche Aufschlüsse.

Zunächst ist hier der wichtigen neuen Erkenntnisse zu gedenken, welche die Erblichkeitsforschung Gregor Mendel zu danken hat, dem es gelang, eine sichere Methode der Kreuzungsversuche zu schaffen und damit überhaupt die Vererbungslehre dem Ideal einer exakten Wissenschaft näherzubringen[457]). Diese Methode bestand im wesentlichen in einer Eigenschaftsanalyse der Organismen, deren Einzelmerkmale gesondert, jedes für sich, ins Auge gefaßt wurden, und in dem Nachweis der Bedingtheit aller Erblichkeitserscheinungen durch solche gesonderte Erbeinheiten, welche bei fortgesetzter Kreuzung nach ganz bestimmten, von Mendel aufgefundenen Zahlenverhältnissen sich zusammenfügen. Mendel hatte seine Versuche zunächst nur an Pflanzen angestellt, seine Nachfolger dehnten sie auf Tiere aus, und neuesterdings ist der Nachweis, daß die Gesetzmäßigkeiten der Vermischung und Entmischung zweier verschiedener Arten auch auf den Menschen Anwendung finden, nicht nur durch Analogieschluß, sondern auch auf empirischem Wege gelungen. „Auch die Erbmasse des Menschen besteht danach aus besonderen in den Keimzellen stofflich angelegten Einheiten, die im Laufe der Generationen unter Wahrung ihrer Eigenart sich trennen und neu zusammenfügen, und von denen je zwei sich gegensätzlich verhalten in dem Sinne, daß sie bei der Keimzellbildung niemals in dieselbe, sondern regelmäßig in verschiedene Keimzellen gehen"[458]). Daß nun dementsprechend auch die Eigenschaften der Rassen, aus denen unsere heutigen Völker entstanden sind, daß überhaupt alle Rassenunterschiede sich im wesentlichen nach den Mendelschen Regeln vererben, indem in den Mischvölkern die vielerlei Eigenschaften der sich mischenden Rassen in allen erdenklichen, aber eben von Mendel fest umschriebenen Kombinationen auftreten, das hat auf experimentellem Wege erstmalig Eugen Fischer dargetan[459]), und es erhellt

---

[457]) Eine sehr gründliche Darstellung der Mendelschen Methode gibt unter anderen Schallmayer in seinem mehrerwähnten Hauptwerke, 3. Aufl., S. 54—71: „Mendelforschung".

[458]) Fr. Lenz S. 328 der „Menschlichen Erblichkeitslehre", München 1923, in welchem bedeutenden Werke sich auch eingehende Nachweise zur Vererbungsliteratur finden.

[459]) Und zwar an den Rehobother Bastards (Mischlingen von Burenmännern und Hottentottenweibern): S. 137 ff. und besonders 171—176 („Ergebnisse aus dem Bereich der Mendelschen Vererbung") seines diesen gewidmeten Werkes.

leicht, welch bedeutsame Folgerungen hieraus des weiteren für die Klärung des Rassenbegriffes, für die Erkenntnis der Zusammensetzung der Rassen, insbesondere auch für die Unterscheidung des rassenmäßig Angeborenen von Umweltwirkungen sich ergeben.

Der Lehre Mendels schließt sich im wesentlichen auch Weismann an, wenn er sagt[460]): „Die Verschiedenheit der Kinder eines Paares wird daraus zu verstehen sein, daß die verschiedenen Keimzellen verschiedene Kombinationen von Ahnenplasmen enthalten, somit alle verschiedene Kombinationen von Vererbungstendenzen, und daß dieselben durch ihr Zusammenwirken natürlich auch eine verschiedene Resultante, d. h. einen mehr oder weniger verschiedenen Sprößling geben." Während uns nun aber durch Mendel in erster Linie — wenn der freie Ausdruck gestattet ist — die Technik der Vererbung erschlossen wird, sucht Weismann dem Kern des Vererbten auf den Grund zu kommen.

Nach der Vererbungstheorie der Alten, die bis in die neueste Zeit fortgewirkt hat[461]), würde der erzeugende Same aus allen Teilen der Körper beider Zeugenden abgesondert und durch eine körperliche Kraft belebt, so daß der Same jedes Körperteiles diesen Teil wiedererzeugte, die Keimzelle gewissermaßen ein Extrakt des ganzen Körpers wäre. Nach unseren heutigen physiologischen und morphologischen Vorstellungen wäre es undenkbar, daß von jeder Zelle des Organismus Keime abgegeben werden, die sich in den Geschlechtszellen ansammeln und nun die Fähigkeit besitzen, in bestimmter Reihenfolge wieder zu den verschiedenen Zellen des Organismus zu werden. So hat denn Weismann jener vornehmlich auf Demokrit zurückzuführenden Theorie eine neue, die von der „Kontinuität des Keimplasmas", gegenübergestellt, welche sich mit einer angesichts ihrer Kühnheit und der Tragweite einer solchen Umwälzung ungewöhnlichen Schnelligkeit in der wissenschaftlichen Welt Bahn gebrochen und Anerkennung verschafft hat. Wir sind bei Weismann in der glücklichen Lage, daß er einmal selbst seine Lehre, kurz zusammengezogen, dargelegt hat[462]), daher wir auch ihm am besten das Wort geben: „Die Theorie von der Kontinuität des Keim-

[460]) „Aufsätze über Vererbung", S. 459 ff.

[461]) Als noch in Geltung befindlich bezeichnet sie unter anderen Ernst von Lasaulx in seinem „Neuen Versuch einer Philosophie der Geschichte", S. 20/21. Er führt dort auch die Hauptstellen der Alten dafür an: Demokrit bei Plutarch, „Moral", p. 905 A: „ἀφ' ὅλων τῶν σωμάτων καὶ τῶν κυριωτάτων μερῶν ὁ γόνος"; Galen, T. 19, p. 449: „ἐκκρίνεται τὸ σπέρμα ἐξ ὅλου τοῦ σώματος"; Hippokrates, „De aëre etc." 82.; Aristot., „Hist. anim." 7, 6, p. 585 B, 29 ff.; Panaetius bei Cic., Tusc. 1, 32, 79.

[462]) A. a. O., S. 200 ff. Eingehend behandeln diese Lehre, außer Weismann selbst („Das Keimplasma", Jena 1892), Schallmayer in allen Auflagen seines Hauptwerkes und Woltmann im zweiten Kapitel seiner „Politischen Anthropologie".

plasmas beruht auf der Vorstellung, daß die Vererbung dadurch zustande kommt, daß ein Stoff von bestimmter chemischer und besonders molekularer Beschaffenheit von einer Generation auf die andere sich überträgt. Ich nannte diesen Stoff „Keimplasma", schrieb ihm eine überaus komplizierte feinste Struktur zu als Ursache seiner Fähigkeit, sich zu einem komplizierten Organismus zu entwickeln, und suchte die Vererbung dadurch zu erklären, daß bei jeder Ontogenese ein Teil des spezifischen Keimplasmas, welches die elterliche Eizelle enthält, nicht verbraucht wird beim Aufbau des kindlichen Organismus, sondern unverändert reserviert bleibt für die Bildung der Keimzellen der folgenden Generation. Es ist klar, daß diese Vorstellung von der Entstehung der Keimzellen die Erscheinung der Vererbung sehr einfach insofern erklärt, als sie dieselbe auf Wachstum zurückführt und auf die Grunderscheinung alles Lebens, auf die Assimilation. Sobald die Keimzellen der aufeinanderfolgenden Generationen in direkter unmittelbarer Kontinuität stehen, also gewissermaßen nur verschiedene Stücke derselben Substanz sind, müssen oder können sie auch dieselbe Molekularstruktur besitzen und werden deshalb unter bestimmten Entwicklungsbedingungen auch genau dieselben Stadien durchlaufen, dasselbe Endprodukt liefern müssen. Die Annahme einer Kontinuität des Keimplasmas, indem sie einen identischen Ausgangspunkt für die auseinander hervorgehenden Generationen herstellt, erklärt somit, warum aus ihnen allen ein identisches Produkt hervorgeht."

Indem somit Weismann seinem Keimplasma, als einer eigenen Vererbungssubstanz, eine Bestimmung nicht zum Vergehen, sondern nach menschlichen Begriffen zu unbegrenzter Fortdauer zuschreibt, begründet und bestätigt er damit auf wissenschaftlichem Wege die als Gefühlstatsache von erlauchten Denkern alter und neuer Zeit ausgesprochene Wahrheit, daß der Mensch in der Zeugung die Gewähr für und das Mittel zur Unsterblichkeit sich gewinnt. „Ein Sohn", heißt es im Gesetzbuch des Manu, „macht einen Vater zum Sieger, ein Enkel gibt ihm Unsterblichkeit, ein Großenkel hebt ihn zu den Sternen." Und in Platons „Gastmahl", namentlich in dem Gespräch des Sokrates mit Diotima, wird die auf der Zeugung beruhende Unsterblichkeit des öfteren gefeiert. „Erzeugung", heißt es dort an der einen Stelle, „ist eine göttliche Sache, und dies ist eben in dem sterblichen Lebenden das Unsterbliche: die Empfängnis und die Erzeugung", und an der anderen: „Die Erzeugung ist das Ewige und das Unsterbliche, wie es eben im Sterblichen sein kann"[463]. So auch sagt Ducange[464]: „La procréation et la succession continuelle des enfants fait que l'homme ne meurt pas."

[463]) In der Uebersetzung Schleiermachers, Bd. II, 2, S. 425.
[464]) „Dissertations" (Collection des Mémoires, T. III), p. 368.

Das ist die eine Seite. Zugleich aber veranschaulicht uns die Weismannsche Lehre, indem nach ihr dem Keimplasma das Festhalten der Eigenschaften der Art, Gattung und Familie zugeschrieben, indem ihm sozusagen historische, von vergangenen Geschlechtern und Zeiten herstammende Eigenschaften beigelegt werden, in sinnfälligster Weise den Kollektivcharakter des Menschen, an dessen Bildung die gesamte Vergangenheit gearbeitet hat[465]). „Toute la succession des hommes," sagt in diesem Sinne Pascal[465a]), „pendant la longue durée des siècles, doit être considérée comme un seul homme, qui subsiste toujours et comprend continuellement". Die unsterbliche Brücke aber, die nach Woltmanns schönem Wort von Generation zu Generation und von Art zu Art hinüberführt, verbindet mit Toten reichlich so sehr wie mit Lebenden. Das Bewußtsein hiervon hat bei verschiedenen Völkern den so sinnvollen Ahnenkultus hervorgerufen und Conrad Ferdinand Meyer seinen grandiosen Chor der Toten eingegeben:

„Wir Toten, wir Toten sind größere Heere,
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere.
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern.
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte.
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! denn unser sind viele."

Aus diesem in der Kontinuität der Erbsubstanz begründeten Gefühl der Zusammengehörigkeit der Generationen ist auch die Erscheinung der Erbfamilien zu erklären, die wir bei mehreren Völkern finden. In diesen sehen wir jenen unbewußten Familienzug, von welchem oben die Rede war und welcher offenbar von der

[465]) Ribot, p. 270: „Le passé tout entier a contribué à le former." Die Vorstellung einer unmeßbaren Zahl von Ahnenplasmen und ihren Vererbungstendenzen könnte etwas Beirrendes haben. Indes macht Woltmann („Polit. Anthropol.", S. 75) darauf aufmerksam, daß durch die sogenannte „Reduktionsteilung" der Keimzellen die Ahnenplasmen teilweise ausgeschieden werden, so daß im allgemeinen in jedem Individuum nur die Familienzusammenhänge der Eltern und Großeltern, seltener die früherer Vorfahren zusammentreffen.

[465a]) Bei Schäffle, Bd. I, S. VIII.

Natur in die Menschheit überhaupt gelegt ist, wenn er auch nur in einzelnen Geschlechtern stärker hervortritt, bewußt aufgegriffen und nach einer bestimmten Seite künstlich ausgenutzt. Das bekannteste Beispiel der griechischen Welt, die hierin vorangegangen ist, sind die Familien oder Gentes der Asklepiaden, der Nachkommen des Asklepios, welche während der historischen Zeit in allen Teilen Griechenlands weit verbreitet waren und unter anderen Männer wie Hippokrates und Ktesias in ihren Reihen zählten. Sie widmeten sich dem Studium oder der Ausübung der Heilkunst, betrieben diese sozusagen erblich. Eine ihrer Genealogien ist uns erhalten und läßt auf weitere schließen[466]). Auch die Weissagekunst wie das Priestertum waren vielfach erblich, letzteres nicht nur in Griechenland, auch bei den Juden. In Britannien hören wir von uralten Bardengeschlechtern, von denen abzustammen als ein hoher Vorzug galt. Auch in Gallien wurde noch spät auf Abstammung aus einer „stirps Druidum“ Wert gelegt[467]). In den französischen Heldendichtungen (chansons de geste) treten Familien auf, welche durch generationsweise sich verstärkende gute oder schlimme Eigenschaften gleichsam zu einer besonderen Art gestempelt und zu einer bestimmten Mission berufen erscheinen, die einen als Bekämpfer der Sarazenen, die anderen als Rebellen usw. Sie erinnern von ferne an die Unheilsgeschlechter der Pelopiden und Labdakiden, nur fehlt ihnen der stark schicksalsmäßige Zug, der diesen anhaftet. Die Rasse, die Erblichkeit, hat sozusagen allein das Wort, und das veranlaßt Gaston **Paris**, dem diese Angaben zu verdanken sind, zu der Bemerkung: „on dirait que nos arrangeurs ont prévu le système de la sélection naturelle et appliqué par avance à leurs héros les théories de Darwin“[468]) (was natürlich auf Weismann reichlich so gut passen würde).

Die beste Uebersicht über den Gesamtbereich der Erblichkeit wird man immer aus dem mehrerwähnten Werke von **Ribot** gewinnen. Dort ersieht man im einzelnen, wie sie, gleichermaßen wirksam in allen Kollektivgruppen wie in den Individuen, aus keinem Vorgang insbesondere auch des menschlichen Rassenlebens wegzudenken ist, mit allen Problemen, die uns dieses aufgibt, aufs innigste zusammenhängt. Wenn Ribot auch eine eigentliche Definition ablehnt, umschreibt er doch knapp und treffend ihr Wesen: „L'hérédité est pour l'espèce ce que l'identité personelle est pour l'individu. Par elle, au milieu des variations incessantes, il y a un fond qui demeure; par elle, la nature se copie et s'imite

[466]) **Grote**, „Griechische Geschichte“, Deutsche Ausgabe, Bd. I, S. 145—147.

[467]) **Stephens**, „The litterature of the Kymry“, p. 113, nach **Brandes**, „Das ethnographische Verhältnis von Kelten und Germanen“, S. 43.

[468]) „Histoire poétique de Charlemagne“, p. 74, 75.

incessamment"[469]), welchen Worten er dann im Folgenden noch hinzufügt, daß sie sich auf alle Teile und alle Funktionen des Leibes wie des Geistes gleich unbedingt erstrecke. Es ist bemerkenswert, daß Ribot, wenn er auch Weismanns Lehre nur als Hypothese will gelten lassen, doch der Erblichkeit ganz den gleichen Sinn wie dieser unterlegt — der beste Beweis, welche Bedeutung jener in jedem Falle zukommt. Die Erblichkeit bleibt also, um noch einmal Weismann reden zu lassen, „der Grundpfeiler alles Beharrungsvermögens der organischen Formen"[470]) und würde so auch die Erhaltung des eigentlichen Kernes einer Rasse, die Konstanz deren inneren Wesens gewährleisten, wenn sie sich nicht in beständigem Kampfe einerseits mit abfärbenden Einwirkungen der Umwelt, anderseits mit den jenes innere Wesen bedrohenden und beeinträchtigenden Mischungen befände. Die Erblichkeit in der Idee bedeutet die Rassenreinheit, die Persistenz, den Konservatismus; allen Neuerungen, allem Umsturz wie allem Fortschritt liegen mehr oder minder Mischungen zugrunde. So ist es ja auch ein vielfach aufgestellter, ja kaum mehr bestrittener Satz, daß der Aufschwung der Kultur, zumal deren geistige Blüte, durch eine in rechten Maßen gehaltene und von genügend verwandten Elementen getragene Mischung herbeigeführt werde. Doch davon später. Für jetzt hat uns die reine Rasse zu beschäftigen, die, was auch — übrigens ganz vereinzelt[471]) — dagegen gesagt worden sein mag, wie faktisch den Ausgangspunkt, so in der Idee den Ruhmestitel, gewissermaßen das Palladium der Völker bildet, an dem sie, in ihren besseren Zeiten wenigstens, festhalten, so sehr sie auch im Verlauf der Geschichte für die meisten zur Illusion, ja zur Fiktion geworden ist.

Natürlich ist dieses Rassengefühl, dem Woltmann mit Recht „eine züchterisch wirksame Kraft und eine politisch wirksame Macht" zuschreibt, vornehmlich in jugendkräftigen Völkern lebendig, als instinktives Erzeugnis jenes dem großen Römer so völlig neuen, erstaunlichen Zustandes wirklicher Rassenreinheit, den er den Germanen mit der Bezeichnung „tantum sui similes" nachgerühmt hat; es ist ja klar, daß, je reiner die Rassen sind, desto mehr sich die ihnen Angehörenden gleichen müssen[472]). Hieraus auch erklärt sich die mehrfach festgestellte Tatsache, daß den Landbewohnern, den Nomadenstämmen die Reinheit des Blutes ungleich wichtiger ist, als den zum Stadtleben übergegangenen, denen der Sinn dafür verloren geht. Fast in allen

[469]) P. 3.
[470]) A. a. O., S. 77.
[471]) Von Chamberlain, der sie als urgeschichtlichen Faktor leugnet bzw. ihre Bedeutung als eines solchen einschränken will. Meine Abfertigung s. i. „Gobineaus Rassenwerk", S. 332 ff.
[472]) Roget de Belloguet, T. II, p. 40.

Ländern des Orients, in denen Kulturland und Wüsten aneinandergrenzen, lebt ein Teil des Volkes in Städten, ein anderer ohne feste Wohnsitze, und durch diese Verschiedenheit der Lebensweise werden innerhalb eines und desselben Volkes derartige Gegensätze hervorgerufen, daß der Nomade, für den Reinheit der Abstammung ein weit höheres Gut ist als für den Städter, die Stammesgemeinschaft mit dem in Städten hausenden Teil seines Volkes ablehnt[473]). So wird ja denn auch berichtet, daß die uns Europäern vielfach so anstößigen Heiraten zwischen nahen Verwandten besonders häufig bei Nomaden vorkommen: man heiratet da innerhalb des eigenen Stammes, weil man keine Mißheirat eingehen will und den eigenen Stamm, die eigene Familie als die vorzüglichste ansieht. Uebrigens aber war Verwandten-, ja Geschwisterehe von je bei mehr als einem Volke gebräuchlich: gerade hochgestiegene Völker, wie Inkas, Aegypter und Perser, ließen sie zu, während tieferstehende vielfach davor zurückscheuten[474]). In Persien hatten, wie aus Herodot 3, 84 u. 88, hervorgeht, die Könige die Pflicht, nur ebenbürtige Gemahlinnen aus dem Achämenidengeschlecht zu ehelichen, und schon das Avesta empfiehlt die Verwandtenheirat, die sogar noch im heutigen Persien vielfach gebräuchlich ist[475]).

Mit am energischsten wird Rassenreinheit immer da hochgehalten und gepflegt werden, wo dies im Wettbewerb oder im Kampf mit anderen Rassen zu geschehen hat. Ein Schulbeispiel hierfür dürfte die Bevölkerung Podoliens abgeben. Sie besteht aus zehnerlei Völkern: Großrussen, Kleinrussen, Rußniaken, Polen, Moldauern, Griechen, Deutschen, Juden, Armeniern und Zigeunern. Jedes dieser Völker ist abgeschlossen und mischt sich nicht mit einem der anderen, jedes hat seine eigene Sprache, eigene Tracht, eigene Lebensweise, eigene Religion. Alle bilden einen besonderen sozialen und politischen Stand. Die Großrussen stellen die Beamten und das Militär, die Kleinrussen die Kosaken, die Rußniaken die (leibeigenen) Bauern, die Polen den Adel; Moldauer und Deutsche leben als Kolonisten, Griechen, Juden und Armenier bilden den Kaufmannsstand[476]). Ein solcher Stand der Dinge ist freilich nur möglich bei starkem Vorwiegen des ländlichen Elementes; wo im Stadtleben — etwa im Altertum in Alexandrien — Aehnliches vorlag, wäre er undenkbar gewesen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß, je mehr Generationen sich aneinanderreihen, desto mehr die Rassenreinheit gefährdet und in

[473]) R. Pietschmann, „Geschichte der Phönizier", S. 89—90.
[474]) Ueber die Begriffe verschiedener Völker von der Blutschande: Peschel-Kirchhoff, „Völkerkunde", 6. Aufl., S. 233—235.
[475]) Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. III, S. 678 ff.
[476]) Von Haxthausen, „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und die ländlichen Einrichtungen Rußlands", Berlin 1847 ff., Bd. II, S. 469.

Frage gestellt ist. Sie bedeutet ja — und wird auch durchgängig so aufgefaßt — die primitive, ursprüngliche Rasse: die Rassen der Kulturvölker haben so wenig einen Anspruch auf das Prädikat „rein" wie etwa die künstlichen Vollblutrassen der Züchter[477]).

In dem Maße nun wie wirkliche Reinheit schwindet, wie sie mehr und mehr nur noch relativ zu finden ist, sehen wir dem unvermindert fortbestehenden Anspruch auf sie den Wahn beigemischt. Begehrt, behauptet ist reine Rasse immer, belegt selten worden. Wenn nach dem Zusammenstoß mit Aurelian die Gesandten der Jutungen, die überhaupt den Mund einigermaßen voll nehmen, ihren Stamm als „nicht aus gemischtem Volk, sondern rein aus Jutungen bestehend" rühmen und damit aus den übrigen Alemannen, mit denen man sie gemeiniglich zusammenwirft, herausheben wollen[478]), so mag das noch angehen. In stärkerem Maße ist schon der Wahn im Spiele, wenn die Sephardim sich für reineren Judenblutes halten als die Aschkenasim, während sie in Wirklichkeit reichlich so vermischt sind als letztere, nur mit kulturell höherstehenden Rassen[479]). In England wird normännische Abstammung, da sie als die ehrenvollere gilt, weit öfter behauptet, als es sich mit den Tatsachen verträgt; und wenn als Beweis für solche namentlich gern normännische Taufnamen angeführt werden, so bedürfen diese durchweg der Nachprüfung[480]).

In Spanien bedeutet juden- und maurenreines Blut schon eine Art Adelstitel. Im spanischen Amerika entscheidet die größere oder geringere Weiße der Haut über den Rang, welchen ein Mensch in der Gesellschaft einnimmt. Einfache Leute aus dem Volke hört man wohl zu hochgestellten sagen: „Glauben Sie wirklich weißer zu sein als ich?", womit der Charakter und die Quelle der dortigen Aristokratie treffend bezeichnet ist. Familien, die als Mischlinge verdächtig sind, rufen die Entscheidung eines Obersten Gerichtshofes an, um für weiß erklärt zu werden. Diese Entscheidungen entsprechen nicht immer dem Eindruck der Sinne: recht dunklen Mulatten gelingt es zuweilen, sich so bleichen zu lassen. Und wenn die Farbe der Haut mit dem erbetenen Schiedsspruche gar zu sehr kontrastiert, so hat man auch dafür ein Mittel gefunden, indem nämlich erklärt wird, die Betreffenden „könnten sich selbst für weiß halten" („que se tengan por blancos")[481]). Uebrigens unterscheidet ja auch die Anthropologie zwischen dunkleren und helleren Weißen: Assyrer, Phönizier, Perser, Griechen und Römer gehören dem dunkleren, die

[477]) A. Bastian, „Das Beständige in den Menschenrassen", S. 56 ff.
[478]) Zeuß, „Die Deutschen und die Nachbarstämme", S. 314.
[479]) Reibmayr, „Inzucht und Vermischung", S. 198.
[480]) Stubbs, „Constitutional history of England", vol I, p. 546.
[481]) Alexander v. Humboldt, „Essai politique sur la Nouvelle Espagne", T. II, p. 51 ss.

germanischen Bestandteile der Hauptländer Europas dem helleren Typus an. Je nach den Mischungen zerfallen auch die Kelten in dunklere und hellere (die ursprünglichen), und Aehnliches liegt bei den Mauren, bei vielen Hindus und bei den Zigeunern vor[482]).

Es ist also kein Zweifel, daß ein gewisses Rassengefühl, ein Instinkt für Rassenreinheit, wenn auch nicht der Gesamtmasse eines Volkes, doch dessen besseren, aufgeklärteren Bestandteilen innewohnt, und daß dieser Instinkt sich auch längere Zeit in einer für sein Rassenleben günstigen Weise äußert und betätigt. Die Natur selbst kommt dabei den Völkern, namentlich in den älteren Zeiten, wo dies am wichtigsten ist, zu Hilfe, indem sie ihnen das nötige Maß von Inzucht ermöglicht. In das Wesen dieses so ungemein bedeutsamen Faktors des Völkerlebens, seine Ursachen, seine Wirkungen, seine Zusammenhänge, hat uns neuerdings Reibmayr die gründlichsten Einblicke verschafft[483]). Nach ihm werden nicht nur die Haupttypen der Rassencharaktere durch Inzucht gebildet und fixiert, es sind insbesondere auch die Verfassungen, mit denen die Völker in die Kulturgeschichte eintreten, auf strengste Inzucht gegründet, und zumal auch müssen die Kulturträger der Menschheit (auch in prähistorischer Zeit) in vorwiegender Inzucht gelebt haben. So ist auch das Auf- und Absteigen der politischen Kulturentwicklung aus abwechselnder Inzucht und Vermischung zu erklären, und muß jedesmal eine neue und frische Rasse zu einer entarteten hinzutreten, um eine absteigende Kultur wieder zur Höherentwicklung anzuregen.

Inzucht und Vermischung gehen nebeneinander her und gegeneinander an als Bestandteile der beiden großen völkerbewegenden Kräfte, der erhaltenden und der vorwärtsdrängenden. Die Massen treibt es immer mehr zur Vermischung, sie würden sich ihr wahllos, ja regellos hingeben, wenn dem nicht Dämme von seiten der Erkennenden entgegengestellt würden. Diese Erkennenden sind zwar immer nur einzelne, und vielfach auch kommt selbst diesen die Erkenntnis von den Gefahren der Mischung und der Notwendigkeit der Reinerhaltung zu spät. Immerhin haben diese einzelnen als Gesetzgeber, bei manchen Völkern unterstützt von einem selbstregulierenden sozialen Instinkt derselben, Großes für die verhältnismäßige Reinerhaltung der Rasse bewirken können. Von den Spartanern zu schweigen, braucht hier nur an Inder und Juden erinnert zu werden.

[482]) Tylor, „Anthropology", p. 75, 110—111.

[483]) Des Reibmayrschen Werkes hatten wir schon des öfteren Erwähnung zu tun. Hier sei nur noch bemerkt, daß Reibmayr den Beleg zu seinen theoretischen Ausführungen durch die Darstellung des Inzuchtlebens mehrerer Völker — insbesondere der Aegypter, S. 137—174, und der Juden, S. 175—209 — erbringt.

Als wirksamstes Mittel dieser Art hat sich von je die Bildung fester in sich geschlossener Kasten oder verwandter Verbände erwiesen. Die Kaste ist namentlich in älterer Zeit die gebräuchlichste Form sozialer Gruppierung als Schutzwehr nach unten, von wo, mit dem mangelnden Sinn für die Rasse, ein Eindringen minderen, unreinen Blutes gefürchtet wird. Aehnlich wie das indische Varna drückt die Kaste schon in ihrem Wortlaut ihre Bestimmung aus: sie bezeichnet ein reingebliebenes, nicht entartetes Geschlecht (casta — portugiesisch — von casto, französisch chaste; hinzuzudenken ist gente)[484]. Wenn Emerson meint, in Platos Lehre vom organischen Charakter und von den Anlagen liege der Ursprung der Kasten[485] — nach Plato mischte die schaffende Gottheit den Herrschernaturen Gold, den kriegerischen Naturen Silber, den Ehemännern und Künstlern Eisen und Erz bei —, so ist daran jedenfalls so viel richtig, daß hiermit der hierarchische Zug, der aller Kastenbildung zugrunde liegt, erklärt und gerechtfertigt wird. Dieser hierarchische Zug und außer ihm noch die Begründung auf Erblichkeit sind das allen kastenartigen Bildungen Gemeinsame. Im übrigen unterscheiden sich diese — Kasten, Klassen und Stände, je nachdem auch Verbindungen und Uebergangserscheinungen zwischen diesen verschiedenen Formen — entsprechend den Ursachen und Verhältnissen, aus denen sie hervorgegangen sind. Eroberung, Rassenverschiedenheit, Glaubensunterschiede können zugrunde liegen und bedingen dann die mehr oder minder schroffe Ausprägung der Trennung. Immer aber findet sich bei den Völkern in dem Stadium, da sie in eine Höherentwicklung zur Kultur eintreten, zum mindesten die Klasse, wenn nicht die Kaste. Erstere ist die mildere Form, sie ist nicht so fest geschlossen wie die Kaste: Verdienst, Energie, selbst der Zufall kann die Türen zu ihr öffnen[486]. Je nachdem die verschiedenen Gruppen eines Staates einander rassisch nahestehen, kann man von einem Ständestaat und einem Kastenstaat reden[487]. Uebrigens aber wirken die rechtlichen Institutionen, politischen und religiösen Vorrechte, welche zur Reinerhaltung des Blutes eingeführt worden sind, unter Umständen auch auf die eigene Rasse zurück. So in Indien und bei den Germanen, wo die Hörigkeit vielfach auch Freie mitbetroffen hat[488].

Die strengstdurchgeführte Rassenpolitik und zugleich Rassenhygiene bietet wohl das Gesetzbuch des Manu, in welchem das

[484]) Pott, „Die Ungleichheit menschlicher Rassen", S. 22.

[485]) „Repräsentanten des Menschengeschlechtes" (Reclamsche Ausgabe), S. 61.

[486]) Ribot, p. 357, 361.

[487]) L. Kuhlenbeck, „Natürliche Grundlagen des Rechts und der Politik", S. 90, wo dies durch den Hinweis auf die mitteleuropäische und die indische Geschichte verdeutlicht wird.

[488]) Woltmann, „Politische Anthropologie", S. 200.

indische Kastenwesen seinen literarischen Niederschlag und seine geschichtliche Fixierung gefunden hat. Religiöse, soziale und blutliche Gesichtspunkte sind hier vereinigt, so zwar, daß die letzteren, wie sie den Ausgangspunkt bilden, so auch durchweg die ausschlaggebenden bleiben. Rasse und Volkstum wirken klassenbildend, die schroffsten Klassengegensätze gehen darauf zurück. Höhere und niedere Klassen entsprechen höherem und niederem Rassentypus. Die Kasten sind zugleich Geschlechtsverbände und Beschäftigungsgilden: die höhere Rasse führt zu bestimmten Berufen (Priester, Krieger usw.) und erzeugt Eigentumsgegensätze. Ganz Aehnliches findet sich in vielen Ländern, vor allem in Aegypten, aber auch in Persien, in Japan; selbst unsere mittelalterlichen Stände konnten mit Recht zur Vergleichung herangezogen werden[489]). Und so verschieden auch im übrigen die rassischen Vorgänge sich im einzelnen bei den verschiedenen Völkern abspielen mögen, gemeinsam ist doch überall die Erscheinung, daß die reine Rasse immer mehr, und schließlich bis zum fast völligen Verschwinden, verwischt, zurückgedrängt wird. Im Abendlande zumal hat die demokratische Hochflut allen mittelalterlichen blutlich-sozialen Gruppenbildungen ein Ende bereitet und damit der Rasse einen neuen schweren Stoß versetzt. Da heute die Massen im Zeichen des Liberalismus wie des Sozialismus blutlich immer mehr darauflosleben, sind es fast nur noch die Rassendenker und ihre Gefolgsleute, darunter ein Teil des Adels, welcher auch seine Stunde gekommen fühlt, in denen das Ideal reiner Rasse noch lebendig ist. Ihnen ist es klar, daß diese doch nun einmal ein großes Ding in der Völkerwelt bedeutet, und daß die Tage, da die letzten Dorier bei Sellasia und die letzten Goten am Sarnus verendeten, Dies atri der Weltgeschichte gewesen sind. Nur mit tiefer Trauer blicken sie so denn auch auf das allmähliche Verbleichen der schönsten Blüte der neueren Völkerwelt, der nordischen Rasse. Allen Gegentendenzen der Zeit gegenüber muß unter diesen Umständen stark betont werden, daß reine Rasse, wie als ein Ursprüngliches so auch als ein unter allen einschränkenden Umständen doch immer wieder Anzustrebendes, ein wertvolles Stück des unzerstörbaren Idealbestandes der Völker, den besten unserer Rassendenker vorgeschwebt hat. Für Gobineau bedarf dies keines Beleges. Aber auch Wilser kommt immer wieder darauf zurück, zu schildern, wie die reine Rasse sich bei der edelsten aller Menschengruppen ausgebildet und lange behauptet hat, bis erst Wanderungen und Mischungen ihr ein Ende bereiteten, aus denen er unter anderem auch die Differenzierung von Germanen, Kelten und Slaven

[489]) G. Schmoller gibt („Grundriß der Volkswirtschaftslehre", Bd. I, 4—6, S. 391—404) eine vortreffliche Darstellung dieses ganzen Kapitels (bes. 401 ff.). Jak. Grimm, „Geschichte der deutschen Sprache", S. 162. Viel Gutes zur Kastenbildung auch bei Reibmayr, S. 73—98.



begründet[490]). Vollends geht Woltmann, wenn irgendwo, in dieser Frage mit Gobineau eng Hand in Hand, er schließt sich namentlich in der Beurteilung der Mischungen vollkommen an ihn an und spricht dem angestrebten und sich anbahnenden Endprozeß derselben das Urteil: „Das Blutchaos der Weltverbrüderung könnte nur auf Kosten des edleren Blutes und durch Nivellierung und Bastardierung des gesamten Menschengeschlechtes erkauft werden"[491]).

Aber freilich, jenes Ideal reiner Rasse konnte nur darum den Besten aller Zeiten so hell erstrahlen, weil es im Völkerleben so schwer zu verwirklichen ist, in welchem vielmehr die Mischungen das Unvermeidlichste sind. Gleichviel ob das Eindringen der fremden Elemente auf friedlichem oder auf kriegerischem Wege — durch Menschenaustausch oder Menschenraub —, ob es einmal oder allmählich, ob es in größeren Massen, in kleineren Gruppen oder einzeln erfolgt, erspart wird es im Laufe seiner politischen Entwicklung keinem Volke. Und wir können die Geschichte keines Volkes verstehen, auch wenn es scheinbar einheitlich ist, ohne über seine Grenze hinaus den Blick auf die Herkunft und die Wege der fremden Völker zu richten, die zu ihm gestoßen sind und ihre Einflüsse auf sein Wesen ausgeübt haben[492]).

Nicht leicht dürfte sich dann aber ein wissenschaftliches Beginnen schwieriger erweisen als die Feststellung jener Mischungen, als die Ergründung der rassenmäßigen Zusammensetzung der meisten Völker. „Solche μίξεις", ruft Pott[493]) aus, zu einer Zeit, da diese Aufgabe als ein neues Problem auftauchte und man sie sich gewissermaßen erst klarzumachen hatte, „welch ein unendlich schwieriger Gegenstand! indem, will man dabei streng methodisch zu Werke gehen, deren Ermittelung und Auseinanderwirrung nur der Geschichte, Linguistik und Physiologie, einzeln oder, wo solch seltenes Glück zu haben ist, nach ihrer aller einmütigen Gesamtheit könnten, und dies sicherlich in den meisten Fällen auch nur mühsam, abgerungen werden." Es ist aber bezeichnend, daß namentlich die älteren Historiker von dieser anthropologischen Seite der Frage gar keine Ahnung gehabt, daß sie vielfach die naivdunkelsten Vorstellungen von Völkerverkehr und -mischungen gehegt haben. Wir finden da meistens nur das Geistige in den Vordergrund gerückt, einzelnen erscheinen die Beeinflussungen der Völker durch fremde Elemente fast wie von diesen erteilte Lektionen. Aber Lektionen übertragen keine Kultur. Sie muß ins Blut übergehen.

---

490) „Die Germanen", S. 56—58, 136 ff., 148, 154. Vgl. S. 92 ff, 101, 105, 120—122.
491) „Politische Anthropologie", S. 266.
492) Ratzel, „Politische Geographie", S. 218/19.
493) A. a. O., S. V ff.

Von diesen blutsmäßigen Vorgängen der Völkermischung können wir uns nicht leicht einen klareren Begriff machen, als indem wir uns eines unbewußt tiefsinnigen Sprachgebrauches der Griechen erinnern, welche das Zeitwort für Mischung (*μιγνύναι, μίσγεσθαι*) auch für den individuellen Geschlechtsakt anwandten, diesen also offenbar schon als einen Mischungsprozeß empfanden und bezeichneten. *Φιλότητι μιγῆναι*, in Liebe sich mischen, ist ein namentlich bei Homer ganz geläufiger Ausdruck. Da ich unbegreiflicherweise auf diesen Umstand noch in keinem Werke hingewiesen gefunden habe, möge es vergönnt sein, ihn etwas näher ins Licht zu setzen. Zwei Individuen geben sich gegenseitig die Essenz ihres Wesens mit und vereinigen solche zu einem Dritten. Hier wie bei der Völkermischung bedeutet der gleiche Prozeß den völligen Uebergang zweier eigener Welten ineinander; der Kollektivvorgang fügt dem Individualvorgang kein neues Moment hinzu. Die Zeugungsstoffe vererben gemeinsam — im Mutterschoße des Einzelweibes wie der Völker — das Wesen der nach griechischer Auffassung „sich Mischenden", gleichviel ob sich diese Mischung zunächst, in der geschlechtlichen Vereinigung zweier Individuen, an zwei Familien, demnächst, indem das gleiche sich mannigfach wiederholt, an ganzen Gruppen, oder zuletzt an Völkern und Rassen vollzieht[494]).

Aber die Analogie geht noch weiter, weit über das bloß Leibliche hinaus. Wie die Hüter der Einzelseelen — vornehmlich in der urchristlichen Welt, aber nicht nur in ihr[495]) — in der Isolation die Unschuld, die Reinheit, im Liebesspiel, der Minne, die Sünde, das Preisgeben des besseren Ich haben erkennen wollen, so auch sind die ernstesten Hüter der Rasse geneigt, in der Vermischung nur zu leicht ein Preisgeben, ein Versündigen am Geiste derselben zu sehen; Gedankengängen dieser Art können wir, seit K u h l e n b e c k von einem Evangelium der Rasse gesprochen, in neueren Erörterungen über die Rassenfragen des öfteren begegnen. Allerdings ist der für Betrachtungen dieser Art maßgebende Gesichtspunkt der der Ebenbürtigkeit oder Unebenbürtigkeit der Vermischungen. Aber gemeinsam ist doch beiden Betrachterreihen ein gewisses leises Grauen

[494]) „Vermischung" (ohne weiteren Zusatz) für die geschlechtliche Vereinigung der Individuen scheint übrigens auch im Deutschen gelegentlich vorzukommen. So z. B. im „Theatrum Diabolorum" von Sigmund F e y e r a b e n d, einem Sammelwerk des 16. Jahrhunderts, XI, „Vom Eheteufel": „Wie der Satan mit seinen Genossen zu Rate gegangen, den göttlichen Ratschlag zunichte zu machen, damit sich jeder vor der Ehe hüte und zur unordentlichen Vermischung greife." (Zitiert bei R o s k o f f, a. a. O., Bd. II, S. 409).

[495]) So erklärt auch der Neuplatoniker P l o t i n (III, 5, 1 seiner Enneaden) die Begattung für eine Sünde, freilich so, daß er hinterdrein selbst die Ehrbarkeit der Verbindung des Mannes mit der Frau zur Erhaltung des Geschlechtes einräumt. (Christ, „Griechische Literaturgeschichte", S. 828.) Ganz ebenso lauteten die Lehren des Urchristentums.

vor letzteren, als dem geheimnisvollen Abgrund, aus dem — auch objektiv genommen — für die Individuen wie für die Völker dunkle Verhängnisse so gut wie lichte Entwicklungen emporsteigen können.

Von anthropologischer Seite hat man erst neuesterdings begonnen, dem Mischungsproblem mit exakten Einzeluntersuchungen beizukommen. Es wurde schon erwähnt, daß hier Eugen Fischer mit seinen Studien an dem Rehobother Bastardvolk in Deutsch-Südwestafrika die Bahn gebrochen hat. Er hat mit größtem Nachdruck darauf hingewiesen, daß nur Massenbeobachtungen bei der Kreuzung von Linien und Rassen uns über die Vererbung von Merkmalen Klarheit bringen können[496]), und alsdann am Schlusse seines Werkes[497]) die Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen mitgeteilt, deren wichtigste, als wohl in Zukunft allgemeingültig, es genüge hier wiederzugeben: „Die anthropologischen Merkmale der beiden Stammrassen kombinieren sich in der mannigfachsten Weise. Die Bastards stehen im allgemeinen zwischen jenen. Die Vererbung der beiderseitigen Rassenmerkmale erfolgt alternativ, und zwar nach den Mendelschen Regeln. Eine präpotente Rassenvererbung gibt es nicht, daß etwa farbige oder primitive Rassen als solche stärker durchschlagen in der Vererbung, ist falsch. Einzelmerkmale sind dominant, nicht Rassen." Und endlich, als Wichtigstes: „Als Ergebnis einer Rassenkreuzung gibt es keine neuen Rassen, rein durch Bastardierung niemals. Die Merkmale spalten nach der Mendelschen Regel wieder auf, das ist die Grundlage für v. Luschans ‚Entmischung'"! Mit letzteren Sätzen wird einer namentlich in Laienkreisen früher weitverbreiteten Vorstellung ein Ende bereitet[498]).

Wenn wir somit alle Aussicht haben, auf anthropologischem Wege, mit den Hilfsmitteln und Methoden moderner Forschung, über einen großen Teil der Völkermischungen, soweit solche im Lichte der Geschichte vor sich gegangen sind oder gar vor unseren Augen vor sich gehen, aufgeklärt zu werden, und auch von der Sprach- und Geschichtswissenschaft mancherlei Bekräftigung und Vertiefung so gewonnener Erkenntnisse erhoffen dürfen, würden wir dagegen über die älteren — vor- und urgeschichtlichen — Mischungen völlig im Dunkeln bleiben und auch durch etwaige Analogieschlüsse kaum über entfernte Ahnungen hinausgelangen, wenn uns nicht die Alten doch eine Handhabe hinterlassen hätten, um wenigstens einigen jener Mischungen auf die Spur zu kommen,

---

[496]) „Die Rehobother Bastards", S. 138.

[497]) Ebenda, S. 305 ff.

[498]) So fällt damit z. B. auch das Bild, das sich in der „Histoire littéraire de la France", T. II, p. 27, für die Mischung findet: „Il arriva de l'union de ces deux peuples [Gallier und Franken] ce que l'on voit arriver du mélange de deux différentes couleurs, qui s'alliant ensemble, perdent chacune de sa force, et forment une troisième couleur qui efface les deux autres."

in den ziemlich zahlreichen Namenkompositionen, den Bezeichnungen jener zusammengesetzten Völker, welche die Mischung schon im Namen verewigt und uns gleichsam vor Augen geführt haben. Da wir es bei diesen Misch- oder Doppelvölkern fast durchweg mit Zusammensetzungen aus solchen ethnischen Elementen zu tun haben, bei denen staatliche Bildung entweder noch nicht vorlag oder doch noch nicht weit fortgeschritten war, das Rassische also noch überwog, so dürfen wir ihnen, mit allem, was die antiken Quellen über sie berichten, doch eine nicht unbeträchtliche Bereicherung unserer Einsicht in die alte Rassenkunde zuschreiben. Freilich haben wir wohl zu unterscheiden: nur zum Teil sind sie anthropologisch wirklich etwas besagend, andere Male sind sie Surrogatbezeichnungen, Notbehelfe ohne praktische Bedeutung, wie z. B. die — reichlich allgemein gefaßten — der Indoskythen (Name, den die Alten für die nach Indien eingewanderten turanischen Völker gebrauchten und der deren einzelne Stämme zusammenfaßte, ohne über ihre Abstammung etwas zu entscheiden)[499]) oder vollends der Keltoskythen, die nur scheinbar an eine Zeit erinnern, in welcher die Kelten als Angrenzer der „Skythen" sich mit diesen gemischt haben könnten, vielmehr die am meisten irreführende der griechischen Gesamtbezeichnungen für die Westvölker abgeben[500]). Bei anderen freilich liegt die Sache anders. Die wichtigsten dieser Mischvölker, ja ein wahres Schulbeispiel derselben, über die wir auch von den Alten gut unterrichtet sind, sind Keltiberer und Keltoligyer. Ueber erstere berichtet Diodorus Siculus[501]), daß sie, nachdem Iberer und Kelten in alter Zeit um das Land — Spanien — gestritten, dann sich versöhnt, das Land gemeinsam bewohnt und Ehegemeinschaft geschlossen hätten, um dieser ihrer Vermischung willen so genannt worden seien. Aehnliches lag wohl bei den Keltoligyern vor[502]). Auch Ligurer und Kelten waren ja — vermutlich ebenfalls abwechselnd feindliche und befreundete — Nachbarn und in einzelnen ihrer Stämme gemischt. Wie uns also hier in den Namen greifbare rassische Vorgänge verbürgt sind, so dürfte es auch um die Libyphönizier bestellt sein, die in Aegypten als neues Volk aus der Mischung der neuen Ankömmlinge — der Phönizier — mit den Nachkommen der kananäischen Stämme und den Angehörigen der autochthonen Berberrasse entstanden[503]). Irreführend ist die Bezeichnung Gallograeci (bei Suidas Ἑλληνογαλάται) für

499) Lassen, „Indische Altertumskunde", Bd. II², 1874, S. 367 ff.
500) Diefenbach, „Origines Europaeae", S. 2, 124, 127.
501) V, 33. Vgl. Penka, „Die Herkunft der Arier", S. 133.
502) Ueber diese Strabo, IV, 6, 3. E. Windisch in Gröbers „Grundriß der romanischen Philologie", Bd. I, S. 285.
503) Maspéro, „Geschichte der orientalischen Völker", deutsch von Pietschmann 1877, S. 293.

die Bewohner der Provinz Galatien, insofern hier nur der doppelten Invasion dieses Teiles von Kleinasien durch Hellenen und Kelten Rechnung getragen, die ältere — phrygische — Bevölkerung dieser Landschaften ganz außer acht gelassen ist[504]).

Eine geringere Rolle als die genannten Völker spielen im Altertum eine Reihe anderer, deren vollzähligste Zusammenstellung sich in dem Werke von Knobel „Die Völkertafel der Genesis" findet[505]). Noch wieder andere haben Ernst Curtius[506]) und Gobineau[507]) beigebracht, denen endlich noch Heinrich Kiepert anzureihen wäre, welcher neben den Indoskythen auch Indäthiopen anführt[508]). Wenn wir absehen von den unvermeidlichen Skythen, welche uns die angeblich mit ihnen vermischten Völker nicht sowohl verdeutlichen als vielmehr wie mit einem Domino verhüllen, geben doch einige von diesen Namen wenigstens annähernd Aufschluß über die betreffenden Mischungen. Wenn sodann aus dem Bezirk von Ephesus in Urkunden und sonstigen Quellen Mysomakedonen und ähnliche erwähnt werden, so wissen wir, daß es sich hier um Ansiedlungen griechischer und makedonischer Soldaten handelt[509]). Auch der Semigätuler und Seminumidier wäre hier zu gedenken (Bezeichnungen des Apulejus für Bewohner des latinisierten Nordafrika[510]), und mit ihnen der „gentes semigermanae" des Livius[511]).

Nur ganz vereinzelt sind auch in späterer Zeit Mischungen im Namen festgehalten worden. So erfahren wir, daß die Mischlinge aus Skandinaviern und Iren (Wikinger-Iren) Gall-Gädil genannt wurden[512]). Darauf, daß die Mischungen neuerer Zeit zwischen Weißen und Farbigen sozusagen in ein System von Namen gebracht worden sind, braucht hier nur hingewiesen zu werden[513]).

Ueber die Wirkung der Rassenmischungen ist schon seit langer Zeit viel geschrieben und — gestritten worden. Aber die älteren

504) Vgl. hierzu Isidor, Etym. IX, 2, 68, Diefenbach, a. a. O., S. 322, und ganz besonders Mommsen, „Röm. Gesch.", Bd. V, S. 311—315.

505) S. IX. Er nennt — außer den im Texte aufgeführten — Alanenskythen, Tauroskythen, Roxalanen, Medobithyner, Syrophöniken, Syromeder, Arabägypter, Libyägypter.

506) „Griechische Geschichte", Bd. I[5], S. 449: Gräcolibyer (am Libyschen Meere) und Hellenoskythen, deren edelster Vertreter Anacharsis war.

507) Deutsche Ausgabe, Bd. IV, S. 18/19, 21.: Skythogeten, Indogeten und Thrakoskythen.

508) „Lehrbuch der Alten Geographie", Berlin 1878, S. 16.

509) Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. V, S. 300.

510) Ebenda, S. 655.

511) 21, 38.

512) Elard Hugo Meyer, „Mythologie der Germanen", Straßburg 1903, S. 44.

513) Die wichtigsten dieser Bezeichnungen finden sich aufgezählt bei Eugen Fischer, Handwörterbuch der Naturwissenschaft", Bd. I, S. 87.

Erörterungen dieser Art haben heute sogut wie gar keinen Wert mehr, da man durchgängig viel zu sehr generalisierte und so die Mischungen ganz allgemeinhin von der einen Seite für schädlich, von der anderen für fördersam erklärte. Erst seit Gobineau, der in dieser Frage die zentrale für jegliche geschichtliche Rassenkunde erkannte, sehen wir in ihr völlig klar. Wir verdanken ihm zwei Gesetze, die wohl kaum von irgend jemandem mehr angeweifelt werden dürften: erstlich, daß „dem Werte der erzielten Mischung der Wert der aus dieser Mischung hervorgegangenen menschlichen Varietät entspricht und die Fortschritte und Rückschritte der Gesellschaften nichts anderes sind als die Wirkungen solcher Verbindungen"[514], und zweitens, daß gehäufte, und namentlich heterogene Mischungen verhängnisvolle, zerrüttende, ja am Ende vernichtende Wirkungen über eine Gesellschaft heraufführen müssen, indem diese alsdann infolge des Ueberwucherns der rassenlosen Elemente nicht mehr zu der so nötigen im Wesen der Rasse begründeten und mit ihr gegebenen Gemeinsamkeit des Fühlens und Denkens, der Instinkte und Interessen sich erheben kann. Gobineau hatte die Wahrheit dieser Gesetze durch eigene Schau in drei Kontinenten erprobt, hatte in Persien gesehen, wohin endlose Kreuzungen, in Brasilien, wohin solche mit gar zu tiefstehenden Partnern führen müssen und sich dagegen im modernen Griechenland überzeugt, wie die Zumischung eines guten Elementes (hier des albanesischen) auch auf eine schon stark mitgenommene und verbrauchte Rasse einen belebenden und verjüngenden Einfluß auszuüben vermag. Die Lebensfrage für ein Volk wird es so immer bleiben, daß in dem durch die Mischungen erzeugten Kampfe (oder Ausgleichsprozesse) die wertvolleren Elemente (hier die Reste der althellenischen und die albanesischen) sich gegen die minderwertigen (hier die slawischen) auch als die stärkeren behaupten. Dies setzt allerdings ein gewaltiges Absorptions- und Assimilationsvermögen voraus, das die höchststehenden Rassen, besonders Griechen und Germanen, in der Tat bewiesen haben, und das sie selbst nach mehr oder minder heterogenen Zuströmen immer noch schaffenskräftig erhielt, während andere infolge der Mischungen herabsanken und der Sterilität verfielen, wie die einst zweifellos hochbegabten Kelten.

So kann man also sagen, daß es das oberste Gesetz bewußten Rassenlebens sein müßte, da Reinheit im Völkerleben nicht zu bewahren, sogar nicht unter allen Umständen zu bewahrend sein dürfte, wenigstens auf möglichste Verwandtschaft, wenn nicht gar Ebenbürtigkeit der beizumischenden Elemente zu sehen[515]. Unebenbürtige Vermischungen haben von je die Völker herabgedrückt, was

[514] So die Fassung der zweiten Vorrede zum „Essai". Kurz könnte man sagen: Gute Mischung gibt gute Rasse.

[515] Vgl. Fr. Müller, „Allgemeine Ethnographie", S. 48 ff.

um so begreiflicher erscheint, als in den meisten Fällen die schlechtere Rasse auch die zahlreichere sein wird.

Häufig ist es betont worden, daß reines, unvermischtes Dasein, wie es die Rassen im Stadium des Sippen- und Stammverbandes als alsdann noch einheitliche führen, diese nicht zu einer größeren Rolle in der Geschichte befähigt, daß es für die Kulturrassen insbesondere zu ihrer geistigen Entfaltung und Auswirkung des beflügelnden Einflusses einer gewissen Dosis von Mischungen bedarf. Schon Gobineau hatte dies erkannt, von seinen Nachfolgern haben es namentlich Chamberlain und Driesmans noch mehr ins Licht gesetzt[516]). Mit Recht hat man den hohen Aufschwung und die großartige Entfaltung der klassischen wie auch mancher neuerer Völker auf gewisse günstige Mischungen zurückgeführt[517]), indem es ihnen vergönnt war, daß sich aus der Mischung ein neuer einheitlicher und beständiger Charakter entwickelte, der eben jene Zeitalter ihrer Blüte heraufführte. Aber auch für die gegenteilige Entwicklung — oder richtiger Nichtentwicklung — ist man beweiskräftige Beispiele nicht schuldig geblieben. Basken, Gälen, die finnischen Stämme, die Letten und andere verkümmern allmählich oder gehen in der Nationalität kräftigerer Völker auf[518]). Letzteres gilt zum Teil auch, wie wir schon sahen, von den Albanesen, einem von Hause aus trefflich ausgestatteten Volke, das nach der Ansicht eines seiner besten Kenner nur darum gegen Griechen und Römer soweit zurückgeblieben ist, weil es sich nicht über die Stufe des Stammverbandes, des Faustrechts und der Blutrache zu erheben vermochte, und dies wiederum darum, weil es ihm, das weder zu einem gebildeteren Volke einwanderte, noch von einem solchen überschichtet wurde, an nationalen Gegensätzen gebrach, aus deren Reibung höhere Entwicklungsphasen gemeiniglich entstehen. („Nur im Kampfe ist Leben, in der Ruhe der Tod.") Im Mittelalter ward auch den Albanesen eine Ueberschichtung zuteil (durch Goten, Serben und Bulgaren), und am Ende dieses Zeitraums sehen wir sie mächtig über ihre Grenzen fluten und unter anderem der türkischen Uebermacht einen an das Wunderbare grenzenden Widerstand entgegensetzen[519]). Auch von einem Teile der keltischen Rasse hat Michelet treffend ausgeführt, daß sie, je mehr sich diese isoliert habe, je mehr sie ihrer ursprünglichen Originalität treugeblieben, desto mehr gesunken, ja verfallen sei, und daraus den allgemeinen Satz abgezogen: „Rester original, se préserver de l'influence étrangère, repousser les idées des autres, c'est demeurer in-

[516]) Vgl. auch Fr. Müller im „Globus", Bd. 66, 1894, S. 179.

[517]) Von Haxthausen, „Studien usw.", Bd. II, S. 267; v. Hahn, „Abanesische Studien", S. 222.

[518]) Von Haxthausen, a. a. O.

[519]) Von Hahn, a. a. O.

complet et faible... Malheur à l'individualité obstinée qui veut être à soi seule, et refuse d'entrer dans la communauté du monde"[520]).

Dies alles ist zweifellos richtig und einleuchtend, nicht minder sicher aber ist, daß auch Reibmayr und Woltmann im Rechte sind, wenn sie gegenüber dieser traditionellen Anschauung vom Kulturwert der Rassenmischung das Prinzip der Inzucht stärker betonen, indem eben doch in letzterer, wenn sie Generationen lang fortgesetzt wird, der eigentliche Charakter züchtende und fixierende Faktor des Völkerlebens zu erkennen sei, wie denn z. B. der französische Nationalcharakter in der Inzuchtperiode nach der Völkerwanderung gezüchtet worden sei[521]). Reibmayr hat außerdem die nur zu wahre Feststellung gemacht[522]), daß unter den zahllosen Völkermischungen doch nur verschwindend wenige ein wirklich gutes Mittel für eine geistige Renaissance abgegeben hätten, und daß den in diesem Sinne gewöhnlich angeführten eine Ueberzahl weniger glückhafter gegenüberstehe. „Wie bei der Lotterie kommt auch hier auf zahllose Nieten ein Treffer."

Die verhängnisvolle Wirkung ungünstiger Mischungen springt am meisten in die Augen bei denen mit Niederrassen. Woltmann hat den tieferen Grund hiervon schlagend formuliert: „Die Macht der Ideen scheitert an der organischen Begrenztheit der natürlichen Begabung... Sitten und Ideen der zivilisierten Völker arten bei niedrigen Rassen meistens in ein Zerrbild aus[523]).

Von der Fülle der Belege, die hierfür vorliegen, hier nur einige wenige. Der vielleicht sprechendste sind die Mischlinge Brasiliens, über die man — abgesehen von Gobineau — Agassiz hören möge[524]): „Ceux qui mettent en doute les pernicieux effets du mélange des races et sont tentés par une fausse philanthropie de briser toutes les barrières placées entre elles, devraient aller au Brésil. Il leur serait impossible de nier la décadence résultante des croisements qui ont lieu dans ce pays plus largement que partout ailleurs. Ils y verraient que ce mélange efface les meilleures qualités soit du blanc soit du noir soit de l'Indien, et produit un type métis indescriptible dont l'énergie physique et mentale s'est affaiblie." Auch Chamberlain bringt zum Herabsinken der höheren Rassen durch die Mischungen einige gewichtige Stimmen bei[525]), von welchen namentlich die

---

520) „Histoire de France", T. I, p. 146 ss.

521) Reibmayr, „Entwicklungsgeschichte des Talents und des Genies", Bd. I, S. 244 ff.

522) Ebenda, S. 419.

523) „Politische Anthropologie", S. 158.

524) „Voyage au Brésil", p. 297.

525) Nachträge zur dritten Auflage, S. 27/28. Vgl. S. 289 des Bd. I der ersten Auflage, wo überhaupt der durchgängige Sieg der Niederrassen

Forels hervorgehoben sein möge; darnach hätte der Neger zwar das schwächere Gehirn, aber die überlegene Zeugungskraft, die das Ueberwiegen seiner Eigenschaften bei den Nachkommen sichert. Und nicht nur für die rein Weißen konnte so Forel die Mischung mit den Negern geradezu als deren Untergang bezeichnen, auch für die Mauren Marokkos z. B. ist starke Rassendegeneration infolge von Sklaverei und weitgehender Vermischung mit Negern bezeugt[526]).

Aber nicht nur die Mischungen von Europäern mit unbedingt niedrigstehenden Rassen unterliegen so den schwersten Bedenken, auch solche mit an sich weit wertvolleren sind vielfach zum Mißlingen verurteilt. Ein merkwürdiges Beispiel bietet in dieser Beziehung die Bevölkerung der Kreuzfahrerstaaten, in deren unteren Schichten — in den oberen hielt sich die Ehegemeinschaft für gewöhnlich innerhalb der fränkischen Kreise — eheliche Verbindungen zwischen Abendländern auf der einen, Syrern und Arabern auf der anderen Seite sehr häufig waren. Die daraus hervorgehende Mischbevölkerung aber, die sogenannten Pullanen, verfiel sehr frühzeitig einem solchen Zersetzungsprozeß, wies in jeder Beziehung einen solchen Tiefstand auf, daß dieser Umstand für das Schicksal jener Staaten von entscheidender Bedeutung wurde[527]).

Daß übrigens auch die Rassenverbindungen der alten Völker nicht durchweg günstige waren, daß insbesondere die der Hellenen, und unter diesen wieder die — vorwiegend semitischen — der Athener, neben dem zeitweilig hohen politischen und geistigen Aufschwung, auch die schlimmen Dinge im Gefolge gehabt haben, welche Gobineau mit den Worten „agitation terrible" bezeichnet[528]), darf hier zur Vervollständigung dieser Umschau nicht fehlen. Auch für die Beurteilung der romanischen Nationen wäre vielleicht manches Aufhellende aus einem noch gründlicheren Einblick in deren Mischungen, als uns heute möglich, zu gewinnen. Doch ist es angezeigt, ehe wir das hiermit Gemeinte weiter erörtern, eine Betrachtung allgemeinerer Art voranzuschicken.

Gaston Paris hat einmal gesagt[529]), daß in jeder Nation ein Antagonismus, ein Kampf zweier entgegengesetzter Tendenzen oder Strömungen obwalte, und daß dieser Kampf das eigentliche geschichtliche Leben der Nationen ausmache, mögen jene Strömungen nun Aristokratie und Demokratie, Einheits- und Lokalgeist, Feudalität

bei Kreuzungen verfochten wird. Ueber ein Gesetz der Mischung mit Mongolen, wonach diese im Schädelbau erobernd, in der Gesichtsbildung verlierend sich verhielten, handelt Ujfalvy in der „Anthropologie" (1900) gegen Schluß.

[526]) „Politisch-Anthropologische Revue", Jahrgg. 6, S. 379 ff., 382.

[527]) Prutz, „Kulturgeschichte der Kreuzzüge", S. 141 ff. Vgl. S. 531.

[528]) T. II, p. 478/79.

[529]) „Histoire poétique de Charlemagne", p. 6.

und Monarchie, oder Autorität und Freiheit heißen. Ganz gewiß entspricht dies aller geschichtlichen Erfahrung, zumal wenn wir uns gegenwärtig halten, daß es „Nationen" sind, von denen hier die Rede ist, und daß solche ungemischt nicht denkbar sind, mindestens in der Wirklichkeit nicht vorkommen. Nun ist zwar durchaus anzunehmen, und auch erfahrungsmäßig belegt, daß jene Gegensätze, oder doch einzelne von ihnen, mindestens im Keime und bis zu einem gewissen Entwicklungspunkte, sich auch bei blutlich einheitlicheren Völkern bzw. in den blutlich einheitlicheren Vorstadien der Nationen oder zusammengesetzten Völker finden[530]. Aber geregelt, sozusagen organisiert werden die Kämpfe, in ihrer ganzen Ausdehnung und ihrem letzten Sinne nach in Kraft treten sie erst, wenn in ihnen zugleich Gegensätze verschiedener Rassen sich abspielen. Je nachdem nun diese Gegensätze zum Kampf, Sieg und Frieden, jedenfalls also letzten Endes zu einer Ausgleichung führen oder sich als unausgleichbar erweisen, wird das Leben der Nationen sich gestalten. Und dieses wiederum wird davon abhängen, ob ein bedeutend überlegenes Rassenelement vorhanden ist, das die anderen niederzwingt, die Führung eines Volkes in die Hand nimmt und in der Hand behält, oder ob zwischen mehr oder minder gleichwertigen oder doch gleichkräftigen die Waage schwankt. Der Riß eines gewissen Blutsdualismus geht wohl so ziemlich durch alle Völker, nur klafft er nicht überall gleich stark, auch erscheinen, bei oft mehrerlei gegen und durcheinander arbeitenden Elementen, die Gegensätze nicht immer auf die einfache Form des Dualismus zusammengezogen.

Am naivsten, sozusagen rudimentärsten, treten die rassischen Gegensätze in einigen alten Völkern zutage, wo tiefstehende farbige Elemente von arisch-nordischen überschichtet waren. Es braucht nur an Inder und Aegypter erinnert zu werden, bei denen höchster Weisheit und einer seltenen Erhebung des Geistes Monstrebildungen in Plastik, Mythologie und Poesie im ersteren Lande, Götterbilder mit Tierköpfen in letzterem gegenüberstanden. Zivilisierter, aber für den inneren Blick immer noch grell genug, erscheinen sie bei den Juden, wo wir Arisches auf semitischen, und bei den Griechen, wo wir Semitisches auf arischen Stamm okuliert finden. Die erobernde Römerwelt trug unausgeglichenen Zwiespalt in die unterworfenen Länder hinein und vermachte diesen nun wiederum als ein nur scheinbar geschlossenes Element der Mischung den neuen Bildungen, die mit den Germanen an die Stelle der römischen traten. Das brachte in das Leben der romanischen

[530]) Das ist schon damit gegeben, daß sie bis zu einem gewissen Grade in den Individuen vorgebildet sind, die ja auch an ihrem Teile nichts weniger als einheitlich, vielmehr mehr oder minder gegensätzlich veranlagt sind.



Nationen eine Zwiegeteiltheit, die öfters erkannt und am deutlichsten wohl von Hegel bei Namen genannt worden ist: „Die reine Innigkeit der germanischen Nation war der eigentliche Boden für die Befreiung des Geistes (durch die Reformation), die romanischen Nationen aber hatten dagegen den Grundcharakter der Entzweiung beibehalten: sie waren aus der Vermischung der römischen und germanischen Welt hervorgegangen, behielten aber dieses Heterogene immer noch in sich"[531]). Den Historikern ist diese Tatsache natürlich noch weniger entgangen; für Frankreich insbesondere hat Gervinus diesem Blutsdualismus eine Reihe treffender und tiefeindringender Beobachtungen über sein Staatsleben und seine geschichtliche Rolle entnommen[532]). Und wie sehr jener in dem Italien vornehmlich der Renaissance (in der abgrundtiefen Kluft zwischen geistigem und politischem Leben) mitgespielt hat, liegt auf der Hand.

Was aber Hegel entgangen, war, daß jene Einheitlichkeit, die er der germanischen Welt, als dem schöpferischen Nährboden der Reformation, noch glaubte zusprechen zu müssen, dieser eben mit und seit der Reformation — am meisten in deren Mutterlande Deutschland — verlorengehen sollte. Niemand wird heute diesem letzteren mehr auf Kosten der romanischen Nationen etwas wie Rasseneinheitlichkeit nachrühmen wollen. Vorhanden waren auch hier die Gegensätze längst, aber sie wurden niedergehalten, solange das nordische Blut so unzweideutig überwog, daß kein anderes neben ihm für die Bestimmung der deutschen Geschicke und zumal für die Entwicklung unseres geistigen Lebens entscheidend in Betracht kam. Die verschiedenen mittelalterlichen Bindungen hatten das nordische Element nach allen Seiten in die Vorhand gebracht. Im Dreißigjährigen Kriege wurden diesem schwerste Wunden geschlagen, und seitdem ist es ununterbrochen im gleichen Maße zurückgegangen, wie das nichtnordische sich vermehrte. Während früher dieses letztere, das im Hinblick auf unsere letzten Ziele passive, unschädlich neben dem anderen, aktiven, herging, ja diesem jene Ziele in gefügiger Unterordnung verwirklichen half, ist es nach Auflösung aller alten Bindungen zuletzt als entfesselte Masse unter fremdblütiger Führung ans Ruder gelangt, womit unsere Stellung als Gesellschaft bedroht, unser Schicksal als Nation besiegelt ist.

Es bedurfte dieser Hinweise, um darzutun, daß die entscheidend wichtigsten Vorgänge des Staats-, die Grunderscheinungen des sozialen Lebens, die geistigen und kulturellen Hauptleistungen der Völker auf Rassengrunde ruhen bzw. aus Rassenunterschieden hervorgehen. So leicht aber nun auch diese Einsicht gewonnen scheint, so schwer dürfte es fallen, sie in allen Einzelheiten bzw. Einzelfällen

531) „Philosophie der Geschichte", Werke, Bd. IX, S. 422.
532) In der „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts".

zu belegen. Insbesondere ist es eine der heikelsten, eine stellenweise kaum zu lösende Aufgabe der Rassenwissenschaft, festzustellen, inwieweit die soziale Schichtung der Völker und da wiederum das Grundphänomen der Abhängigkeit oder Unfreiheit in seinen verschiedenen Ausprägungen — Lehnsmannschaft, Hörigkeit, Leibeigenschaft, Sklaverei — auf Stammesverschiedenheit zurückgeht.

„Aller Knechtschaft Ursprung ist Krieg und Eroberung", sagt kurz und bündig Jakob Grimm[533]). Aber er sieht sich doch gleich darauf veranlaßt hinzuzusetzen: „Wahrscheinlich wurde von jeher in Behandlung von Kriegsgefangenen ein Unterschied gemacht zwischen sprachverwandten nahen und fremden fernen Völkern. Der Knechtschaft entgingen die nächsten nicht." Wenn somit im allgemeinen Stammesverschiedenheit Voraussetzung der Abhängigkeit ist — der Freiheitsbegriff selbst, im rechtlichen Sinne, konnte ja erst auf Grund ihrer aufkommen; wo alle frei wären, hätte er keinen Sinn —, so sind doch wohl bei allen Völkern sehr bald schon auch Freie und Volksgenossen in die Unfreiheit mit hineingezogen worden. Solche zunächst wirtschaftliche und dadurch auch persönliche Abhängigkeit entstand zumeist durch Verschuldung, wie z. B. in Athen von Angehörigen des Demos bei den Eupatriden, in Rom von Plebejern bei Patriziern[534]). Daß in der germanischen Welt das gleiche in noch ganz anderem Umfange sich vollzog, werden wir alsbald sehen.

Wenn somit stammliche Verschiedenheit nicht unter allen Umständen als Vorbedingung gesellschaftlicher Unterordnung anzunehmen ist, so darf sie doch wohl als weitaus in der Mehrzahl der Fälle vorliegend angenommen werden. Eine reichhaltige Zusammenstellung der zweierlei Elemente bzw. anthropologischen Typen aller Kontinente hat Woltmann gegeben[535]). Bei manchen wird man wohl für immer auf die Feststellung ihres Ursprungs verzichten müssen. Verhältnismäßig klar blicken wir bei den klassischen Völkern. Bei den Griechen finden wir zwar das Eroberungsverhältnis vielfach vertreten, aber doch auch nicht selten Standesunterschiede bei volklich homogener Bevölkerung. Platos großherziges Gebot: „Hellenen sollten unter keinen Umständen von Hellenen zu Knechten gemacht werden[536]) fand in der griechischen, namentlich aber in der dorischen Welt keine Verwirklichung. In Thessalien wurden Perrhäber und Magneten zu Penesten, in Sparta Achäer

---

[533]) „Deutsche Rechtsaltertümer", 2. Aufl., S. 320 ff.

[534]) Schrader, „Reallexikon", S. 741, 808 ff., 810 ff. Vgl. 604. Auch Palgrave, „Rise and progress of the English commonwealth", T. I, p. 23, gibt Beispiele dafür, wie in England ein Freeman zum Hörigen, in Spanien ein Hidalgo zum Villano herabsinken konnte und eine entsprechende Erklärung abgab.

[535]) „Politische Anthropologie", S. 279—286.

[536]) „Der Staat", S. 469 ff.

zu Heloten. Der eigentliche Sklavenstand, in Sparta von allen griechischen Staaten am stärksten vertreten, war dort auch durchweg hellenischen, in Athen dagegen, wie übrigens auch in Korinth, fremdländischen Blutes. Im allgemeinen wurde in der jonischen Welt das Gefühl der Bluts- und Stammesverwandtschaft den Mithellenen gegenüber immer festgehalten, während in Sparta und anderen dorischen Staaten der Zustand, wie er sich nach der Eroberung herausgebildet hatte, maßgebend blieb[537]). In betreff des Blutsverhältnisses von Patriziern und Plebejern in Rom hat lange Meinungsverschiedenheit zwischen den Historikern geherrscht. Niebuhr und Schwegler nahmen hier ohne weiteres an, daß die rechtlichen Beziehungen jener beiden Bevölkerungsgruppen durch Eroberung des Landes und Unterwerfung der früheren Bewohner bestimmt gewesen seien. Aber der Gegensatz zwischen Vollbürgern und Untertanen scheint doch eine doppelte Begründung gehabt und eine doppelte Ausprägung gefunden zu haben, indem unter den Plebejern solche unterschieden wurden, welche nur in der Abhängigkeit von der Gesamtheit der Patrizier, d. h. vom römischen Staate, sich befanden, und andere, die in Gruppen den einzelnen patrizischen Familienhäuptern als Klienten, d. h. Hörige, zugeteilt waren. Nur bei ersteren waltete ein Untertanen- als Unterworfenenverhältnis ob. Letztere waren verarmte freie Bauern, Pächter und Kolonisten, gleichen Blutes mit den Patriziern, wie schon daraus hervorgeht, daß nicht selten Patrizier und Plebejer in derselben Gens vereinigt waren[538]). In keinem Falle handelte es sich hier um das kastenmäßige Reinhalten einer höheren Rasse, selbst bei den Unterworfenen nicht, die ja zumeist rassenmäßig auch nicht allzuweit von den Eroberern abstanden, sondern um soziale Privilegien politischer Sieger.

Den Uebergang von den klassischen Völkern zu den christlich-germanischen Reichen möge eine tiefgreifende Bemerkung Schäffles vermitteln, der[539]) von letzteren hervorhebt, daß sich in ihnen die Masse der Altfreien mit den Sklaven zu Hörigen assimiliert habe, während im Altertum die Masse der Altfreien in siegreichen Kriegen zugrunde ging, welche dem Alt- und Neuadel massenhaften Sklavenbesitz verschafften. „Jenes wurde den christlichen Nationen zum Segen, dieses den klassischen zum Fluch." Mit anderen Worten: der Stand der Unfreien ist in der germanischen Welt nie so tief herabgesunken, hat anderseits die oberen Stände nie in dem Maße überwuchert und in der Weise mit herabgedrückt wie in der

[537]) Vgl. hierzu Schömann, „Griechische Altertümer", Bd. I, S. 135 ff., Duncker, Geschichte des Altertums", Bd. VI⁴, S. 363, Th. Bergk, „Kleine Schriften", Bd. II, S. 367 ff.

[538]) Ihne, „Römische Geschichte", Bd. I, S. 93 ff., Meitzen, „Siedelung und Agrarwesen", Bd. I, S. 261 ff.

[539]) Bd. III, S. 94.

antiken. So traten die Stände einander minder schroff gegenüber, die Gesamtleistungsfähigkeit der Völker blieb eine größere.

Inwieweit sind nun hierbei auch wieder die Rassenverhältnisse ursächlich wirksam gewesen?

Die Mischungsverhältnisse Altgermaniens liegen zumeist im dunkeln. Um die Ansetzung einer wahrscheinlich mongoloiden Urrasse, wie sie, mit vielen anderen, Klemm und Gobineau annahmen („Finnen" nannte sie letzterer), werden wir nicht herumkommen. Aus ihr dürften, in der Hauptsache wenigstens, die heute als alpin, kurzköpfig oder als Ostrasse bezeichneten Bestandteile unserer Bevölkerung erwachsen sein. In späterer Zeit haben dann Mischungen mit Elementen aus der Römerwelt und vor allem mit keltischen, in noch späterer mit slavischen stattgefunden. Ein zahlreicher Stand von Unfreien begegnet schon in der Urzeit bei sämtlichen Germanenstämmen, der ursprünglich aus Kriegsgefangenen hervorgegangen sein muß. Vermutlich wurde das Verbleiben der Besiegten in späteren Jahrhunderten immer häufiger, während früher, in den langwierigen Kämpfen mit den Kelten zumal, deren Hauptmasse zur Auswanderung gezwungen wurde[540]). Ganz gewiß aber ist, daß das Hörigkeitsverhältnis sich neben Kelten und Slaven im Laufe der Zeit auch auf Germanen ausgedehnt hat; jedenfalls war es im besonderen in Deutschland weitaus nicht in dem Maße wie in Frankreich auf Eroberung und Gewalt begründet, sondern wurzelte in seiner mehr patriarchalischen Form zum guten Teil in dem Clans- oder Familiengeist: die Beziehungen und Gewohnheiten der Familie, die in ihr herrschenden Gefühle und Anschauungen wirkten auch auf die Gestaltung der Gesellschaft ein[541]). Die letzten Konsequenzen aus dem Eroberungszustande sind wohl überhaupt nur in den den Slaven abgewonnenen Gebieten gezogen worden. Daher unterscheidet sich die bäuerliche Verfassung der altdeutschen Länder so merklich von der der slavisch-deutschen, wie denn z. B. nur in diesen letzteren allgemein Gerichtsbarkeit mit der Grundherrschaft verbunden war. Das betont nachdrücklich gegen die Verallgemeinerungen Adam Smiths[542]), der dem gesamten Bauernstande Europas die volle Sklaverei aufbürden wollte, Stein in Pertzens Biographie[543]), der mit Stolz darauf hinweist, daß in Deutschland viele ursprünglich einheimische Völkerstämme immer freigeblieben seien.

---

[540]) Felix Dahn, „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", Bd. I, Berlin 1881, S. 71 ff., Arnold, „Deutsche Urzeit" (= Deutsche Geschichte, Bd. I), S. 367.

[541]) Guizot, „Histoire de la civilisation en France", T. I, p. 194, T. II, p. 272 ss.

[542]) Im zweiten Kapitel des dritten Buches seines „Wealth of nations".

[543]) Bd. II, S. 453 ff.

Wenn nun also feststeht, daß auch bei den Germanen wohl von Eroberung immer auf Hörigkeit, von Rassenverschiedenheit auf Klassenverschiedenheit, nicht aber umgekehrt geschlossen werden darf, indem auch hier zwischen Volksgenossen und Fremdstämmigen grundsätzlich kein Unterschied mehr gemacht wurde, so wird damit die blutliche Herkunft eines großen Teiles unseres Volkes für immer in Dunkel gehüllt. Unterschiede in der Stellung der verschiedenrassigen — auch der nichtslavischen — Unfreien mögen wohl bestanden haben, sind aber für uns nicht mehr erkennbar. Auch den Mischungen vermögen wir nur indirekt und nur in mäßigen Grenzen beizukommen. Wir wissen nur, daß die freien Germanen lange die Vermischung mit den fremden Rassen und Mischlingen, die als Unfreie unter ihnen wohnten, vermieden[544]). Aber schon die Einführung des Christentums bahnte einen Wandel an, und seit mit Ende des Mittelalters die zwischen Freien und Unfreien aufgerichteten Schranken zu schwinden begannen, ist jedes Bewußtsein einer Rassenverschiedenheit im deutschen Volke erloschen[545]). Erst die anthropologische Wissenschaft hat ein solches wieder geweckt und uns darüber belehrt, daß die neuerdings mehr hervorgetretenen und von volksfremder Seite künstlich geschürten Klassengegensätze mehr oder minder zugleich Rassengegensätze sind.

Fragen wir nun, wo denn der eigentliche rassenhafte Kern eines Volkes, über alle Vermischungen hinaus zurückverfolgt, zu suchen sei, so kann es darauf nur die eine Antwort geben: im Bauernstande, oder richtiger im Adel und im freien Bauernstande, welche beide im anthropologischen Sinne nur einen Stand bedeuten. „Der Bauer muß uns immer vor allen anderen als Grundbild des Stammes gelten", sagt Arndt[546]), und im gleichen Sinne haben die besten Deutschen, Arndt selbst voran, Stein, Riehl und andere, Lob- und Preislieder auf den Bauernstand gesungen. Auch in Frankreich hat man sich dieser Erkenntnis nicht verschlossen. So hebt Michelet[547]) als ein Hauptverdienst der Revolution hervor, daß sie eine Fülle selbständiger ländlicher Existenzen geschaffen habe und feiert das bäuerliche Frankreich als das dauernde, feste, das Frankreich an sich, das in hundert und in tausend Jahren noch ungeschmälert und stark dastehen werde, wenn das ephemere Volk der Städter seine Systeme wie seine Gebeine längst in Vergessenheit begraben habe. Verhängnisvoll für diesen Bauernstand war es nur, daß bei der Neuordnung seiner rechtlichen Verhältnisse zu Beginn

[544]) Im Norden zumal galt dies, wo man sich die Unfreien (Finnen) — die Voreinwohner und den Zufluß von den Wikingszügen — als häßlich dachte und bildlich darstellte. Weinhold, „Altnordisches Leben", S. 34.

[545]) O. Ammon, in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", Jahrgang VI, S. 753.

[546]) „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", S. 374.

[547]) „Histoire de la révolution française", T. II², p. 409 ss.

der Neuzeit die römisch gebildeten Juristen mit dem Ursprung seiner Verhältnisse und der Bedeutung des Herkommens, aus welchem sie vornehmlich beurteilt werden mußten, sowenig vertraut waren. Der Sinn der Unterwürfigkeit verdunkelte immer mehr; „eigene Leute" nannte man unterschiedslos die den verschiedensten rechtlichen Bedingungen Unterstellten. Die Benennung Bauer hatte zeitweise fast nur noch einen negativen Begriff, indem damit alle Personen bezeichnet wurden, die weder Ritterbürtige noch Bürger oder Beisassen in Städten waren[548]). Die schweren Bedrückungen, welche den Bauernkrieg herbeiführten, zeugten ebenso wie die mancherlei Zurücksetzungen, welche dem Stande in späterer Zeit, am schlimmsten durch die immer einseitiger industrielle Entwicklung mancher Völker, erwuchsen, von dem sträflichen Unverständnis für die wahre Bedeutung dieses Standes. Zwar seine soziale Wichtigkeit drängte sich den Staatsmännern wie den Volkswirten durch die Not immer wieder von neuem auf. Die reichlich so große anthropologische aber sah man nicht oder wollte sie nicht sehen, weil die Not, die einem Volke aus dem Versiegen oder Verkümmern des Bauernblutes erwachsen müßte, nicht jedem so in die Augen sticht wie die des fehlenden Brotes. Und doch leidet ein ganzes Volk darunter, wenn der Bauernstand leidet, und es wäre dem Untergange preisgegeben, wenn es ihn untergehen ließe. Kein anderer hat so wie W. H. Riehl diesen Wert des Bauernblutes als eines kostbarsten Bestandteiles des organischen Erbgutes der Völker, als deren Jungbrunnens, von dem einzig jede politische und soziale Erneuerung ausgehen könne, ins Licht gesetzt[549]). Und gewiß war es kein Zufall, daß einer der berufensten Vorkämpfer des Rassengedankens, Otto Ammon, auf jenem fußend und weiterbauend, der Preisträger bei einem vom Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege veranstalteten Wettbewerb wurde auf Grund seiner Schrift: „Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft"[550]). Ein halbes Jahrhundert nach Riehl auftretend, hatte er einem Geschlechte, das des Bauern mehr und mehr zu vergessen drohte, noch ganz anders eindringlich zuzurufen, daß einzig der Bauernstand uns unsere Uranlagen unverändert vererbe, einzig er sich durch ungezählte Geschlechterfolgen gleich gesund und fruchtbar erhalte und so den Vorratsbehälter für alle übrigen Stände bilde, während er von dem inzwischen zu einer wahren sozialen Gefahr herangewachsenen Gegentypus des städtischen Proletariers, insbesondere des Fabrikarbeiters, nur das bittere Wort aussprechen konnte: er sei und bleibe trotz aller geschehenen und künftigen Ver-

---

[548]) Eichhorn, „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte", Bd. III[5], S. 342 ff., 381 ff.

[549]) „Die bürgerliche Gesellschaft", Stuttgart 1853, dann öfter.

[550]) 2. Auflage, Berlin 1906.

besserungen seiner Lage ein Kranker, ein seinen natürlichen Lebensbedingungen entzogener Mensch, ein Geschöpf des freien Waldes in einem Käfig.

Wem jene Verherrlichungen des Bauern etwa zu hochtönend erscheinen sollten, der sei daran erinnert, daß einst noch ganz andere Klänge erschallt sind, daß ein Lope de Vega seinen Bauernkönig Wamba sagen läßt:

> „Bildet euch nicht ein, der rauhe Kittel könn'
> Ein ehrliches Geschlecht entehren, unter dieser Hülle
> Birgt sich ein edles, echtes Gotenblut",

daß ehedem in nordischen Landen Erbbauern Königstöchter ehelichten[551]) und daß in deutschen, vieler anderer zu geschweigen, ein Luther und Scharnhorst diesem Blute entsprossen sind. Gewiß gilt das alles nur von den alten freien germanischen Bauern, und ein starker Abbruch ist der Schätzung der Bauernschaft dadurch geschehen, daß einem großen Teil derselben mit dem Verluste jener Freiheit auch die Vollbedingungen für die Entwicklung und Verwertung ihrer eigensten Art verlorengingen, davon nicht zu reden, daß mit der stetigen Zunahme der Unfreien auch immer mehr nichtgermanisches Blut in den Bauernstand eindrang.

Rein germanisch war ja schon das Lehnswesen nicht, aus welchem jene Vorgänge erwuchsen; in diesem sehen wir höchstwahrscheinlich Reste alter Hörigkeit aufgegriffen, welche Franken, Langobarden, Sueven und Westgoten in den von ihnen eroberten und germanisierten Ländern vorfanden, welche dann aber in dem Maße gemildert und veredelt, gleichsam idealisiert wurden, als mehr und mehr auch germanische Elemente in diesen Zustand von Abhängigkeit mit hineingerieten. Denn das ist ja nun eines der charakteristischsten Merkmale der Gesellschaft der ersten Hälfte des Mittelalters, daß damals im gesamten mittleren Europa die Gestalt des bäuerlichen Daseins aus der alten Gemeinfreiheit in eine Abhängigkeit von Grundherren überging, daß die meisten kleineren und mittleren Grundbesitzer — freie Bauern und kleine Edelleute —, auf denen die alte Freiheit und Wehrhaftigkeit Germaniens beruhte, unfrei wurden. Kein Wunder, wenn angesichts eines solchen Herabsinkens ehemaliger Standesgenossen zur Misera contribuens plebs das Hochgefühl, ja der Stolz der freigebliebenen Bauern nur noch wuchs: bis zum heutigen Tage noch merkt man es unseren verschiedenen Volksstämmen an, wo Freiheit, wo Knechtschaft in der Bauernwelt geherrscht hat. Von den schwedischen Bauern gilt, daß ein jeder von ihnen ein geborener Edelmann sei. Das Lehnswesen hat dort nie Eingang gefunden. In England war es bis zu den Tagen des

[551]) Weinhold, a. a. O., S. 243.

Eroberers ebensowenig bekannt, die normannische Eroberung erst hat hier Wandel geschaffen; das neuere England hat seinen alten Bauernstand arg verfallen, schließlich fast ganz eingehen lassen, doch ist ein Teil desselben in der Neuen Welt wieder aufgelebt. In Deutschland waren die „Heroen der deutschen Bauerngeschichte" (Riehl) die Stedinger und Dithmarschen. Von diesen letzteren rühmte Niebuhr, der von ihnen stammte, daß sie Knechtschaft nie gekannt hätten, und ein französischer Historiker — nicht ohne eine gewisse neidvolle Bewunderung —, mit welcher zähen Energie sie sich jahrhundertelang gegen die großen Nachbarstaaten behauptet hätten, dank dem alten sächsischen Unabhängigkeitsgeist, der in ihnen lebendig geblieben sei und uns in ihnen ein Stück Urgermanien erhalten habe[552]). Wir werden dies begreifen, wenn wir uns von Dahlmann[553]) die ethnische Zusammensetzung der Dithmarschen erklären lassen: der Grundstamm Sachsen, im zwölften Jahrhundert niederländische Kolonisationen, darauf vom Erzbischof von Bremen noch Friesengeschlechter eingeführt. Die friesische Staatsverfassung nannte Treitschke „das Kleinod deutscher Bauernfreiheit[554]). Nicht minder herrschte solche fast im gesamten niedersächsischen Gebiet. Wahre Prachtgestalten haben insbesondere die klassischen westfälischen Hofbauern geliefert. In Preußen schuf der Deutsche Orden einen freien Bauernstand. Auch die Alpenländer Oesterreichs und Oberbayerns blieben von der Hörigkeit verschont, von Schwaben und Franken nur einzelne Teile. In den Gebieten, welche die Franken unter den merowingischen Königen den Thüringern, Schwaben, Burgundern und Alemannen abgenommen hatten, lagerten jene als Herren über den Unterworfenen, wie sie auch in ihre Kolonisationen einen freien Bauernstand hineintrugen[555]).

In dieser Frage der Bauernfreiheit liegt eine der Lebensfragen der modernen Völker beschlossen. Die Hauptvölker Europas sind in

[552]) Michelet, „Histoire romaine", T. I, p. IX/X.

[553]) „Geschichte von Dänemark", Bd. III, S. 259.

[554]) „Historische und politische Aufsätze", Bd. II, S. 536.

[555]) Ueber die bäuerlichen Verhältnisse, vornehmlich der germanischen Welt, vgl. Arndt, „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (Reclamsche Ausgabe), S. 262—274, Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft", 1861, Buch 1, I, „Die Bauern", Meitzen, „Siedelung und Agrarwesen", Bd. II, S. 664, „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", Bd. II, S. 372, 423, Lamprecht, „Deutsche Geschichte", Bd. V, S. 84. Eine fast statistische Aufzählung der deutschen Bauernschaften nach ihrer sozialen Lage (Hörigkeit oder Freiheit) in Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", Bd. III, S. 430—432. Bezeichnend ist es, daß die Territorien, in denen der Bauernkrieg wütete (aufgeführt unter anderen bei Häusser, „Geschichte des Zeitalters der Reformation", S. 107, 109), sich fast genau mit denen bäuerlicher Unfreiheit deckten. Ueber die Adelbauern des Nordens, wie überhaupt über den germanischen Adel, jetzt auch Günther, „Adel und Rasse", 2. Auflage, S. 17—24.

unserer Zeit von der Ausrottung der Besten in einem Maße betroffen worden, wie es frühere Jahrhunderte nicht gekannt haben. Solche nationale Schicksalsschläge aber, „wo die natürliche Auslese besonders in bezug auf die führenden Kasten in ihr langgehemmtes Recht tritt, sind nur dann von regenerierender Wirkung, wenn das eigentliche Volk noch kräftig und gesund, also ein noch zahlreicher Bauern- und Mittelstand vorhanden ist... Solange der Bauern- und der Mittelstand zahlreich und gesund sind und der Zugang zu den führenden Kasten offen ist, so lang ist für den Ersatz der Besten stets gesorgt. Die Ausrottung des Bauernstandes und das Zugrunderichten des Mittelstandes erst trifft den Lebensnerv jedes Staates... Es ist nicht gleichgültig für die Züchtung tüchtiger Charaktere, ob der Mittelstand dieselben aus einem freien Bauernstand oder aus abhängigen Pächtern bezieht, und für die führende Kaste nicht gleichgültig, ob sie sich aus den Besten eines freien, tüchtigen Mittelstandes oder aus Lohnsklaven des Kapitals rekrutiert." Diese goldenen Worte Reibmayrs[556]) verdienen doppelt und dreifach Beherzigung, nachdem das, was er als die Lebensgefahr eines Volkes bezeichnet, sich zu verwirklichen droht. Zwar sind heute nominell alle Bauern frei, aber der Würgengel des internationalen Kapitalismus und sein Exekutor, der Staat, hat sich mit unter den ersten Opfern eben den Bauern erkoren, so daß dieser heute unter schwererer Bedrückung schmachtet als einstmals unter der seiner Grundherren. Eben da dies niedergeschrieben wird, konnte auf einer Tagung nationaler Männer in Köln das Wort fallen, die deutsche Landwirtschaft sei in das Zeichen des Gerichtsvollziehers getreten; und unvergessen ist auch, wie schon früher lange Jahrzehnte die Güterschlächtereien in ihren Reihen gewütet hatten. Wäre überhaupt noch Hoffnung für ein würdiges Dauerdasein eines Volkes, so hätte dieses also als erstes auf die Rettung seines Bauernstandes zu denken, und dafür wieder als erstes auf dessen Blut sich zu besinnen. Immer weniger wird ja freilich dieses als der beherrschende Faktor bei der Zusammensetzung der modernen Aristokratien in Rechnung gezogen. Da ist es denn gut, immer wieder daran zu erinnern, daß nächst und neben dem Adel im Bauernstande das beste, älteste und echteste deutsche — germanische — Blut uns erhalten ist[557]).

[556]) „Inzucht und Vermischung", S. 113, 251—253.

[557]) Daß der germanische Adel in seiner Gesamtheit nicht erst aus einer Eroberung erwachsen, sondern unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen ist, scheint so gut wie sicher. Vgl. E. v. Wietersheim, „Zur Vorgeschichte deutscher Nation", Leipzig 1852, S. 32. Fustel de Coulanges („L'invasion germanique", p. 268) macht darauf aufmerksam, daß weder Tacitus noch irgendein alter Schriftsteller, nicht einmal Jordanes, einer Eroberung Erwähnung tun, ersterer sogar in seinem zweiten Kapitel Zweirassigkeit ausdrücklich ausschließt. So verliert sich der Ursprung des deutschen Adels im Dunkel der Vorzeit. Auch Waitz, „Deutsche Verfassungsgeschichte", Bd. I², S. 212, lehnt eine — unter

So gilt, was von den Angehörigen des hohen Adels gesagt worden, daß sie, unvermischter als andere Stände, sich auch in ihrer äußeren Erscheinung als die wahren Erben der alten Heerkönige der Germanen darstellten[558]), mutatis mutandis auch vom Bauernstande, wie ein Blick z. B. auf eine der prächtigen Gestalten aus Oberbayern lehren kann. Wir haben da gewissermaßen ein friedliches Seitenstück zum alten Kriegerstande (dem Adel), das aber doch bis in die Zeiten des Weltkrieges hinein, wenn's sein mußte, im Handumdrehen auch die beste Wehr für Reich und Länder abgab. Auch der Ahnenstolz ist bei den Bauern vielfach der gleiche, wenn sie es auch nicht immer für nötig halten, die Ahnen probe beizubringen: ihnen genügt die mündliche Ueberlieferung auch, wo der Adel auf die urkundliche hält. Was beide gemeinsam beseelt, ist einmal das Hochhalten der Tradition als „der heiligen Kette, welche sich durch die Jahrhunderte schlingt", das Gefühl, daß eine lange und große Vergangenheit in ihnen fortlebt, und sodann und vor allem das Freiheitsbewußtsein, das stolze Hinwegsehen über alle vergänglichen Zeitmächte. „Die Freien", sagt ein trefflicher deutscher Historiker[559]), „bilden überall den Hauptstamm der Bevölkerung, die Vorzüge des Adels enthalten nur eine Steigerung der Freiheitsrechte."

Bauern und Adel sind eins wie Milch und Rahm oder, nach einem im Sinne dieses Gleichnisses noch bezeichnenderen (österreichischen) Ausdruck, wie Milch und Obers[560]).

„Ich habe bei dem Wörtlein Adel ungefähr nur dasselbe in demselben Sinne denken können wie bei dem Wörtlein Bauer", sagt Arndt[561]). Ja er ging so weit, mit und seit der Bauernbefreiung dem niederen Adel Sinn und Berechtigung abzusprechen[562]), was man wenigstens in dem Sinne gutheißen mag, daß beide Stände grundsätzlich und geschichtlich zusammenfallen, wie ja denn auch seit dem Mittelalter Ehen zwischen Rittern und Bauern nicht selten waren[563]). Und vollends wird man Arndt darin beistimmen, daß „die Edelleute in dem Maße schlechter, verdorbener, übermütiger werden, als die Landbewohner neben ihnen mehr und mehr zu Tagelöhnern und Knechten erniedrigt werden." Nur irrt er,

anderen von Savigny angenommene — Stammesverschiedenheit ab und betont sehr entschieden, daß eine solche, wenn überhaupt, nur für Adel und Freie zusammen in Betracht kommen könne.

558) Henke, „Der Typus des germanischen Menschen", S. 35/36.

559) Arnold, „Deutsche Geschichte", Bd. II², S. 191.

560) In unseren Tagen hat diese geschichtliche Wahrheit ihre ökonomische Ausgestaltung nicht nur, auch ihre ideelle Bekräftigung im Bund der Landwirte und verwandten Bildungen gefunden.

561) „Erinnerungen", S. 308 ff.

562) „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", S. 426.

563) Freytag, a. a. O., Bd. II, S. 63—66.

wenn er sich im Folgenden zum Beleg dafür auf den italienischen Adel beruft. Dessen tiefe Gesunkenheit ist ja freilich nur allzu notorisch, wird aber nicht durch sein Verhältnis zur Bauernschaft bestimmt. Als unzweifelhaft ersehen wir vielmehr aus Jakob Burckhardt[564]), daß gerade in Italien nicht nur die Lage der Bauern im allgemeinen eine bessere war, daß auch Bauern und Edelleute dort einander viel näherstanden als in manchen Gebieten des Nordens.

Vernehmen wir endlich noch die ehrwürdige Stimme des Freiherrn vom Stein zu diesem Punkte: der Schloßherr solle nichts Besseres sein als der erste freie germanische Bauer, der an altem ritterlichen Rechte festhalten, der Verteidiger, Führer und Beschützer der Geringeren sein und durch Barmherzigkeit und Treue allen und besonders den Armen sich immer bereit und hilfreich zeigen müsse[565]). Und wenn er alsdann die östlichen Edelleute als minderwertig denen aus dem Reiche gegenüberstellt („Da weht schon zuviel polnische und russische Luft herüber, das ist kein ritterlicher Reichsadel, kaum ein halbdeutscher Adel zu nennen, es ist ein Genus hybridum") und dies damit erklärt, daß „bei uns am Rhein und in Westfalen die Bauern solches Geschlecht nicht haben aufkommen lassen", so geht er damit unbewußt, oder wenigstens unwillkürlich, an der Hand des Bauern dem Wesen alles Adels auf den Grund, welcher ja letzten Endes nichts anderes ist als Rasse — Rasse in ihren Mustergebilden oder in ihren Höchstleistungen.

So tritt sie gleich im Uradel aller Länder in die Geschichte, wie er etwa — in Europa — in den heutigen Dynastien, in unseren Mediatisierten, im Hochadel Frankreichs und Englands noch fortlebt. Dieser ist recht eigentlich ein Volksadel, durch die Natur der Verhältnisse gebildet und gewissermaßen ein Geschenk der Natur im Gegensatz zu späteren mehr künstlichen Bildungen, indem er sich zusammensetzte aus den ältesten Geschlechtern, welche durch ihren Zusammenschluß den Staat — oder richtiger das Volk — gebildet hatten. (Die „Origines conditoresque gentis" des Tacitus, die „Patricii" der Römer.) Solche Altgeschlechter stellten bei den Suevenvölkern die Semnonen, bei West- und Ostgoten die Balten und Amaler dar. In ähnlicher Weise bildeten die engeren Sippen den ältesten Adel der Südslaven; bei den Kroaten waren es sogar ursprünglich nur zwölf Geschlechtersippen. Bei den Griechen (Athenern) führten diese Geschlechter des Hochadels die Bezeichnung als Eupatriden, bei den Persern ragte der Stamm der Pasargadai

[564]) „Die Kultur der Renaissance in Italien", Bd. II[7], S. 70 ff.

[565]) Bei Arndt, „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein", S. 197 ff.

mit der Phratrie der Achämeniden, welcher die Könige entstammten, aus allen anderen hervor. Diese Entstehung des Adels klingt bei uns noch nach in seiner Bezeichnung, indem althochdeutsch adal nichts anderes bedeutet als Geschlecht, besonders edles Geschlecht, und der Edeling also der Angehörige eines solchen ist[566].

Im allgemeinen gliederte sich natürlich dieser Geschlechteradel den einzelnen Völkern ein und gestaltete an erster Stelle deren Geschichte. Mehrfach aber ragt er auch als Träger einer besonderen Rasse über die Nationalitätsgrenzen hinaus, verkörpert gewissermaßen ein anthropologisches Element innerhalb der politischen Welt. Schon von den Hindukasten läßt sich das in gewissem Sinne sagen. In Europa war es bis 1789 sehr vielfach üblich, daß Edelleute in fremden Ländern Dienste nahmen, und Ehen zwischen Gliedern des Hochadels verschiedener Länder waren häufiger als solche zwischen Adeligen und Bürgerlichen eines und desselben Landes[567]. Das merkwürdigste Beispiel solcher Bindegliedschaft zwischen verschiedenen Ländern bieten die Normannen dar, welche während des Mittelalters sowohl England wie Teilen Frankreichs den Hochadel stellten. Lange Zeit haben sie in beiden Ländern dieselbe Sprache geredet, dieselben Sitten und Gesinnungen gepflegt. Noch bis ins 14. Jahrhundert hinein waltete in den herrschenden Ständen beider Nationen keine radikale Verschiedenheit. Der englische Adel blieb sich immer seiner normännischen Abstammung bewußt — die Plantagenets waren französischen Ursprungs! — und war selbst während der Zeit der Kontinentalkriege oft in beiden Reichen ansässig und wirksam[568].

Die Regel war aber natürlich, daß der Adel in die Geschicke seiner Nation mit hineingezogen wurde, ja er wurde dies stellenweise in einem Maße, daß er dem Untergange verfiel. So nach Tacitus der cheruskische, der sich in Bürgerzwisten aufrieb, so in geschichtlicher Zeit der fränkische, der teils schon in den vielen Kriegen des Volkes geblieben war, teils durch Chlodwig nahezu vollständig ausgerottet wurde. Bei den übrigen germanischen Stämmen dagegen, Baiern, Alemannen, Thüringern, Sachsen und Friesen, ist es unzweifelhaft, daß der Uradel fortgedauert hat. Bei den Hessen läßt sich das Vorhandensein einheimischer Herrengeschlechter bis ins 8. Jahrhundert zurückverfolgen[569]. In den sächsischen Edelingen erkennt man unschwer die Angehörigen der

[566]) Schrader, „Reallexikon", S. 814 ff., Dahn, „Die Germanen", S. 85. Auch bei den Slaven hat sich slahta (Geschlecht) als Bezeichnung des Adels erhalten.

[567]) De Candolle, „Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles", 2me édition, Genf—Basel 1885, p. 117, 122/23.

[568]) Eduard Arnd, „Französische Geschichte", Bd. II, S. 6/7, 130.

[569]) Arnold, „Deutsche Geschichte", Bd. II, 2., S. 190 ff.

alten, im Laufe der Zeit zu erblicher Gewalt gelangten Fürstengeschlechter, die durch Karl den Großen mediatisiert wurden[570]).

Wie ein zusammengeschmolzener oder erloschener Adel erneuert oder ergänzt wird, dafür bietet wiederum das fränkische Reich das beste Beispiel. Dort entstand alsbald ein neuer Adel, eine Aristokratie, wie sie sich in großen Uebergangszeiten meist zu bilden pflegt, dem Blute nach bestehend aus Romanen (den Resten des römisch-keltischen Adels), Franken, Burgundern und anderen Germanen, dem Stande nach aus Antrustionen (fränkischen Dienstmannen) und königlichen Beamten, alles in allem gemischt aus Elementen des Reichtums an liegenden Gründen und der Würden. Tapfere Taten oder sonst ein hervorragendes Verdienst verhalfen zu beidem. Auch die Reste des alten Geschlechtsadels gingen wohl meist in diesen neuen Dienstadel über[571]).

Diese Vorgänge nun sind mehr oder minder typisch auch für andere Länder und haben sich dort nur der Stammesart entsprechend etwas verschieden abgespielt. Uns liegen, wie immer, die deutschen Verhältnisse am nächsten. Auch bei uns hatte sich neben dem freien Ritterstande der Stand der unfreien Ritter, der Ministerialen oder Dienstmannen (unter minister oder ministerialis verstand man im Laufe der Zeit nur Dienstleute des Königs und der Großen) ausgebildet. Wie aus jenem der hohe, ist aus diesem der niedere Adel hervorgegangen. Im Laufe der Zeit gingen beide Stände vielfach ineinander über[572]).

„Die große Adelsfabrik des Mittelalters" ist das Institut der Ministerialität genannt worden[573]); in jener Uebergangsstufe des Dienstmannenverhältnisses erwarben die Unfreien durch Talent und Verdienst die geistige Anwartschaft, durch Belehnung die materielle Voraussetzung adeliger Standschaft. Eine kastenmäßige Abschließung der Stände gab es damals noch nicht; Uebertritte, Assimilierung der Gesellschaftselemente waren häufige Erscheinungen: Seitensprößlinge der adeligen Hauptstämme gingen vom hohen zum niederen Adel, von diesem zum Bürger- und Bauernstande hinüber. Altadelige Namen kommen vielfach adelig und bürgerlich vor: Aufgabe des Adelsstandes erfolgte meist wohl, weil größerer Familienbesitz, neben hervorragender sittlich geistiger Befähigung die Vorbedingung desselben, fehlte[574]). In ähnlicher Weise ent-

[570]) R. Schröder, „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte", 4. Aufl., 1902, S. 215 ff.

[571]) Loebell, „Gregor von Tours", S. 127, 130/31.

[572]) Schröder, a. a. O., S. 438 ff., 442 ff.

[573]) Alfred Frhr. von Wolzogen, „Geschichte des freiherrlich von Wolzogenschen Geschlechts", Leipzig 1859, Bd. I, S. 4, Bd. II, S. 40—47; dann viel Vortreffliches über Sinn und Beruf des Adels in neuerer Zeit, namentlich auch eine Parallele mit dem englischen Adel.

[574]) Riehl, a. a. O., S. 185 ff.

wickelte sich in Frankreich ein Zwischenstand zwischen Adel und Bürgertum in der sogenannten Noblesse de robe, welcher unter anderen die Mitglieder des Parlaments, des Rechnungshofes und der Landvogteien, Universitätslehrer und sonstige hervorragende Männer der Wissenschaft angehörten[575]). Und nicht anders war es in England, wo ebenfalls namentlich gegen Ende des Mittelalters ein reichlicher Austausch zwischen Adel und Bürgertum stattfand[576]).

Für das Schwanken der Grenzen zwischen den beiden Klassen des Adels spricht der Umstand, daß als gemeinsame Bezeichnung für sie in späterer Zeit der Ausdruck Herrenstand aufkam[577]). Auch in den äußeren Formen und Gebräuchen bestand weitgehende Gemeinsamkeit, so in der Beilegung von Bei- oder Geschlechts-namen — die meist von dem Territorialbesitz der Betreffenden hergenommen waren —, in Führung von Wappen, in der Ahnenprobe[578]).

Es konnte nicht fehlen, daß der Adel allmählich den Charakter eines durch Naturgegebenheiten gebildeten Standes verlor und sich in eine privilegierte Klasse verwandelte. In dem Maße wie er diese Privilegien ausnutzte und dabei des Grundsatzes, in dem allein seine Daseinsberechtigung beruhte — daß Adel verpflichtet — vergaß, mußte er eine gegen ihn gerichtete Bewegung hervorrufen, die sich durchaus nicht nur auf die ihm fernerstehenden Stände beschränkte, sondern in den Reihen des eigenen die allerschärfste Verurteilung erzeugte. Gegen diesen Teil des Adels, den man nicht besser charakterisieren könnte als mit den Worten eines ernsten und gediegenen Engländers: „They are barbarians armed with the complicated appliances of civilisation. Their greatest glory is to have killed a large quantity of big wild beasts... Field sports are good for keeping up the energy of semibarbarous aristocracies“[579]),

575) Capefigue, „Histoire de France au moyen âge“, 1838, T. III[3], p. 115 ss.

576) R. Pauli, „Geschichte von England“, Bd. V, S. 655.

577) Eichhorn, „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte“ Bd. I[5], S. 742.

578) Ueber Geschlechtsnamen (Zeit ihres Aufkommens usw.) Genaueres bei von Strantz, „Geschichte des deutschen Adels“, Teil I, S. 68 ff.; reichhaltige Aufzählung deutscher Geschlechtsnamen S. 69—75. Auch Fr. von Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen“, Bd. VI[2], S. 773. Das Wappenwesen geht sehr wahrscheinlich auf die Zeit der Kreuzzüge zurück: Michaud, „Histoire des croisades“, T. VI[5], p. 242 ss., der von der hiermit eng zusammenhängenden Genealogie treffend sagt: „La généalogie devint une science et consacra, par ses recherches, l'illustration des races.“ Ueber die Ahnenprobe Näheres bei Eichhorn, a. a. O., Bd. III[5], S. 377 (vgl. Bd. II[5], S. 540). Sie spielte namentlich bei der Aufnahme in Stifter ihre Rolle. Gerade hier aber wurde gelegentlich der Unterschied zwischen hohem und niederem Adel festgehalten: von Strantz, a. a. O., Teil I, S. 22 ff.

579) Taylor, „The origin of the Aryans“, p. 244/45.

haben sich echte Arier zu allen Zeiten gewandt, um ihnen das Wesen des wahren Adels ins Gewissen zu rufen. Keiner hat seinen Standesgenossen so leicht wieder in so flammenden Worten die Wahrheit gesagt wie Gobineau, aber auch Chamisso, einer der besten Edelmänner, die je waren, fand, nachdem er festgestellt, daß „das Wehen des Zeitgeistes fast zum Sturm gegen die Adelsprivilegien angeschwollen sei", die schönen Worte auf das Unvergängliche, das im Adel ruht und seine ewige Notwendigkeit begründet: „Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, der verkauft wird, ist keiner. Der Adel liegt tiefer, er liegt in der Meinung, er liegt in dem Glauben. Ich finde in der französischen Sprache, wie sie in meiner Kindheit war, Wörter, deren die deutsche ermangelt, und ich bediene mich ihrer. Le gentilhomme, das ist der echte Adel, wie ihn kein König verleihen, kein Napoleon aus der Erde stampfen kann. Le noble, das ist der letzte Bolzen, den die Könige gegen den Adel, aus dessen Schoß sie selber hervorgegangen, und den zu unterdrücken ihre Aufgabe war, siegreich abgeschossen haben[580])." Was Chamisso nicht ausdrücklich ausspricht, was aber als eine mit der des Gemüts- und Geistescharakters alles Adels fast identische Wahrheit sich aus seinen Worten ergibt, ist, daß der Adel angeboren ist. Was kein König verleihen, kein Napoleon aus der Erde stampfen kann, das hat der Weltgeist mit dem Blute in die damit Begnadeten gelegt.

Wie wenig der Blutsadel etwa eine willkürliche Bildung, wie sehr er etwas von der Bestimmung des Menschen Unabtrennbares, wenn man so will, Gottgewolltes sei, geht schon daraus hervor, daß die Aristokratien dieser Art bei allen Völkern in der gleichen Schätzung gestanden haben[581]). Kein anderer als Varro[582]) wollte

[580]) „Reise um die Welt", Berlin (Hempelsche Ausgabe), S. 236. Im Punkte des „noble" widersprechen übrigens Chamisso mehrere seiner früheren Landsleute, nach denen dies vielmehr eine der ältesten Adelsbezeichnungen in Frankreich sein müßte. „Le titre de noble avait succédé au titre de franc, comme le titre de franc à celui de barbare", heißt es bei Augustin Thierry („Oeuvres", T. VI, p. 238), und Henri Martin sagt („De la France" etc., 1847, p. 112): „Le premier noble, n'est-ce pas le premier chevalier? . . . Chevalier et noble semblent identiques en Gaule."

[581]) Bei allen — mit Ausnahme der Türken. Von diesen heißt es bei Ducange, „Dissertations" (Collection des Mémoires, Petitot, T. III, 1819), p. 176: „Ils déférent tout à la vertu et aux belles qualités des personnes, sans considérer le sang et la naissance", und es wird dafür als Beleg schon ein Ausspruch Busbeks, des Gesandten Kaiser Ferdinands I., aus seinen Konstantinopeler Reiseberichten angeführt: „Turcae neminem, ne suorum quidem, nisi ex se pendunt, sola domo Othomanorum excepta, quae suis censetur natalibus."

[582]) Bei Augustinus, „De civitate Dei", III, 4: „Varro utile civitatibus esse dixit, ut se viri fortes, etiamsi falsum sit, dis genitos esse credant, ut eo modo animus humanus velut divinae stirpis fiduciam gerens

sogar den holden Wahn göttlicher Abstammung von diesen Vordermännern der Völker gehegt wissen, weil sie dadurch zur Vollbringung der ihnen obliegenden großen Dinge stärker angefeuert und besser befähigt würden. Von unermeßlicher Bedeutung war in diesem Sinne auch die Pflege der Ehrung der Ahnen. Nirgend vielleicht war diese mehr daheim als in der nordischen Welt. In Island zumal waren ahnenreiche Familien vor anderen angesehen. Im „Landnamabok" finden sich zuverlässige und vollständige Nachrichten von allen denen, welche die verschiedenen Gegenden der Insel in Besitz genommen, von welchen Ahnen sie abstammten, welche ihre Nachkommen waren, welche Taten sie ausgeführt haben. In den Ahnenreichen sah man eben vor allem die Pflege der Erinnerungen verkörpert[583]. Bedeutsam erscheint es auch, daß in neuerer Zeit gerade einer unserer besten Volksmänner, dem man am allerletzten eine einseitige Voreingenommenheit für den Adel wird nachsagen wollen, Friedrich Ludwig Jahn[584], das Problem des Geschlechteradels von dieser Seite ins Licht gesetzt hat. „Eine lange fortgesetzte Familientugend der Vorfahren muß die Ahnen ausmachen und zum Anspruch berechtigen" ... „Der Geschlechtsadel muß eine Erhaltung angestammter Ehre und eine Fortbildung und Neuwerdung immer bewiesener Vaterlandsliebe sein." Es wird dafür auf das vorbildliche Beispiel der großen römischen Geschlechter verwiesen, und sodann der Sinn der Vorzugsstellung der alten Häuser klar und energisch bezeichnet mit den Worten: „Es ist eine Ungerechtigkeit gegen alte Geschlechter, die alt wie der Staat und oft sogar seine ersten Mitgründer sind, wenn der Machtspruch eines Herrscheraugenblicks soviel gelten soll als die saure Arbeit ganzer Jahrhunderte." Und dieser Ausspruch Jahns wird so lange Geltung behalten, als sich die Angehörigen einer rechten Adelsgesellschaft wirklich in diesem Zeichen der Arbeit — im weitesten, höchsten, idealsten Sinne — zusammenfinden[585]. Ein Rückblick auf die Gesamtleistungen des europäischen Adels alter und neuer Zeit wird in dieser Hinsicht durchaus günstig für ihn ausfallen. Was immer man ihm auch mit Recht oder Unrecht vorwerfen mag, Raubritterepisoden und andere Entgleisungen, Dekadenzerscheinungen jeder Art, das alles wird doch reichlich aufgewogen durch das viele Glänzende, das er an Werken wie an Taten auf den verschiedensten

---

res magnas adgrediendas praesumat audacius, agat vehementius et ob hoc impleat ipsa securitate felicius."

[583] Strinnholm, „Wikingszüge", Teil I, S. 209, 213 ff.

[584] „Deutsches Volkstum", VI, 6: „Adel".

[585] Sehr schön verkündet diesen Gedanken der Arbeit als Parole der Auslese E. Schuré, „Précurseurs et révoltés", Paris 1904, p. 206. Vortrefflich über Wesen und Wirksamkeit des Adels Ribot, p. 364—371. Auch Reibmayrs Arbeiten sind unwillkürlich zum guten Teil dem Adel gewidmet.

Gebieten aufzuweisen hat[586]). So hat er sich denn auch durch alle Umwälzungen hindurch, gestützt auf seine alte Tüchtigkeit und seine so greifbar vorliegenden Verdienste, immer wieder siegreich und ehrenvoll behauptet. Nach dem schweren Schlage, den der nach dieser Seite wahrhaft pervers veranlagte Rousseau dem Adelsgedanken versetzt, hatte sich dieser dank dem Eingreifen einer Reihe aristokratischer Geister, von denen hier nur Goethe, Schopenhauer und Gobineau genannt seien, wieder hoch emporgearbeitet, als in unseren Tagen Rousseau, gefährlicher denn je, wieder auferstand, und in seinem Zeichen die deutsche Revolution sich vollzog, deren letztes und oberstes Ziel es war, die beispiellose geistig-seelische Armseligkeit, die sie vor allen früheren charakterisiert, durch Austilgung auch des letzten Restes adeligen Empfindens zu verewigen. Nichts anderes konnte ja die nach Lagarde nur in der Verwesung mögliche Gleichheit, welche in dieser neuen Welt herrschen sollte, bedeuten.

Jetzt erhebt sich entscheidungsschwer die Schicksalsfrage, und nicht etwa nur für uns — denn Probleme und Aufgaben dieser Art sind heute allen Völkern gemeinsam —, ob es durch alle Wandlungen der Grundlagen wie der Formen unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens noch möglich sein wird, einen neuen Adel zu schaffen, zu sichern und zu erziehen. Darin liegt das letzte Kriterium für unsere Blutsmöglichkeiten und damit für unsere Zukunft beschlossen. Carlyle hat, ausgehend zunächst allerdings nur von den Erlebnissen des unmittelbar hinter ihm liegenden Halbjahrhunderts, doch zugleich das Fazit der gesamten geschichtlichen Erfahrung gezogen, wenn er sagt: „Die Wahrheit hat die Zeit von 1789 bis jetzt gelehrt, daß Europa eine wirkliche Aristokratie, einen wirklichen Priesteradel verlangt; sonst kann es nicht weiter existieren. Ungeheure französische Revolutionen, Napoleonismen, Bourbonismen, Louis-Philippismen, sollten doch ein wenig gelehrt haben! Alles dies zeigt uns, daß falsche Aristokraten unerträglich sind, daß Nicht-Aristokratien, Freiheit und Gleichheit unmöglich, daß wahre Aristokratien gleichzeitig unumgänglich nötig, aber nicht leicht zu erreichen sind."

Dieser Anweisung des großen Schotten entsprechend sind dann ziemlich in allen Kulturländern aristokratisch-reformatorische Geister aufgestanden; nirgend wohl ist die Aufgabe so ernst und tief ergriffen worden wie bei uns in Deutschland. Hier, wo man aus der französischen Revolution beizeiten gelernt hatte, liegen die

586) De Candolle (a. a. O., p. 272—282) hat festgestellt, daß die Beteiligung des Adels am Geistesleben, insbesondere an der Wissenschaft, eine unverhältnismäßig große war. Fast vierzig vom Hundert waren Adelige.

betreffenden Bestrebungen schon weiter zurück. Der erste Edelmann, den wir damals besaßen, der Freiherr vom Stein, ging darin allen voran, und wie tief er damit in die Nöte der Zeit griff, zeigt die Tatsache, daß selbst sein Antipode Metternich einmal an dem Gedanken sich versucht hat, einen allgemeinen Adelsbund, einen neuen sozialen Ritterorden zu gründen, um von ihm die Völker retten zu lassen.

Die Akten, welche Stein im Jahre 1807 über die Umbildung des Adels und eine dem preußischen Adel zu gebende neue Verfassung ausgearbeitet hat, sind verlorengegangen. Aber die Hauptzüge seiner Reformgedanken hat uns sein Biograph Pertz überliefert[587]. Die starke Hervorkehrung größeren Grundeigentums als Voraussetzung des Adels und die Anschauung, daß das öffentliche Verdienst wesentlich nur im unmittelbaren Staatsdienste errungen werden könne, muten uns heute als einigermaßen durch die Zeit überholt an. Aber schon allein der Gedanke, daß der Adel nicht notwendig auf alle Kinder vererben dürfe, bedeutete einen gewaltigen Schritt in eine neue Zeit, wenn er auch bis heute noch nicht verwirklicht ist. Im übrigen hat Stein durch Taten noch mehr als durch Worte gewirkt. War er es doch, der die Vorrechte des Adels auf großen Grundbesitz und den höheren Staatsdienst sowie den Ausschluß des Adels von den Gewerben abschaffte und die freien nichtadeligen Grundbesitzer in die Ständeversammlungen aufnahm, womit die bisherige staatsrechtliche Stellung des Adels als eines privilegierten Standes aufgehoben war. Aber was er dem Adel auf dieser Seite nahm, hat er ihm auf der anderen reichlich wiedererstattet, indem er ihn kräftig wieder auf seine alten sittlichen Fundamente stellte, ihn als eine Auszeichnung für Verdienste bezeichnete und ihm den Auszeichnungen entsprechende Pflichten zuwies.

Diese Pflichten hat dann als der Berufensten einer Wilhelm Heinrich Riehl näher ausgeführt[588]. Das Auszeichnende des wirklichen Aristokraten sieht er vor allem in dem historischen Bewußtsein seiner Familie. Die Familie ist bei der Aristokratie eine so entscheidende Macht wie bei keinem anderen Stande. Alle Reform der Aristokratie wird daher vorzugsweise in der Familie beginnen; in der Wahrung von deren bewußtem geschichtlichen Zusammenhalt soll die Aristokratie den übrigen Ständen als Muster voranleuchten. Sie soll die überlieferte Sitte des Hauses festigen und läutern. (In diesem Zusammenhange erfolgt unter anderem auch eine Würdigung der Hausgesetze des hohen Adels und der Stammbäume.) Aber dies alles ist nur erst eine Vorstufe, gewissermaßen eine Vor-

---

[587]) Wieder abgedruckt unter anderem bei Riehl, a. a. O., S. 222 ff.

[588]) A. a. O., S. 219—242. Auch die vorhergehenden Kapitel sind noch heute von hohem Werte.

übung für die Bewältigung der höheren Aufgabe, die im gleichen Sinne und Geiste dem Adel in weiterem Gebiete gestellt ist. „Die moderne Aristokratie bildet nicht mehr, wie die des früheren Mittelalters, die Gesellschaft an sich. Aber als dem freiesten, selbständigsten und begütertsten Stand, als dem Stande der geschichtlichen Ueberlieferung, als dem Stande des Erbrechtes liegt es ihr am nächsten, die Errungenschaften einer historischen Zivilisation zu wahren gegen die Barbarei der Zerstörung alles Individuellen, alles Geschichtlichen in der Gesellschaft. Die übrigen Stände können, sollen, wollen denselben Beruf üben, die Aristokratie muß."

Nach Riehl Lagarde[589]). Auch er geht davon aus, daß Familiensinn das für ein Volk Notwendigste und Wertvollste sei: denn Nation und Staat sind nicht Gliederungen von Individuen, sondern Gliederungen von Familien. Die Familie aber ist „die taktische Einheit, welche das Ethos gegen Natur und Sünde ins Feld führt." Im Adel insbesondere sieht er „die Gesamtheit aller innerlich und äußerlich unabhängigen Familien, zwischen dem Könige und den täglich für den Tag Erwerbenden stehend, jenen gegen diese und diese gegen jenen schützend," „das wahre Volk, welches die Volksmaterie von unten in die Höhe lockt und den Fürsten oben die Schranken ihres Wirkens durch bloßes Dasein zieht". Mit diesem Idealbilde eines Adels hat sich aber Lagarde nicht begnügt, sondern als einer der ersten unter unseren bedeutenden Denkern greifbare Vorschläge für eine Neugestaltung des Adels auch im Betreff der Persönlichkeiten, die ihm fortan angehören sollen, gemacht. Wie in England zwischen Nobility und Gentry, will er auch bei uns zwischen hohem und niederem Adel wieder schärfer geschieden sehen. Bei ersterem namentlich verwirft auch er das Forterben des Adels auf alle Kinder, letzteren will er durch Elemente des höheren Bürgerstandes vermehrt sehen. Insbesondere verlangt er, daß ihm ohne weiteres solche Familien angehören sollen, die in drei Generationen dem Staate Offiziere, studierte Beamte, Lehrer oder Prediger geliefert haben. Höchste sittliche Anforderungen an die Angehörigen eines solchen Auslesestandes verstehen sich bei einem Lagarde von selbst, werden aber des öfteren ausdrücklich von ihm erhoben. Der Adel soll an erster Stelle mitwirken, zu uns selbst zurückzufinden, uns „aus den Händen einer den Deutschen durchaus antipathischen fremden Nation" loszureißen.

Die bisher Genannten haben, mehr oder minder ausdrücklich, die Geburt als für die Adelsstandschaft maßgebend ausgeschlossen, ohne sich dabei bewußt zu sein, daß sie mittelbar mit gewissen ihrer Forderungen dem Blutsgesichtspunkte stark vorarbeiteten. In ein

---

[589]) Lagarde hat über den Adel zweimal ausführlicher gehandelt, einmal in seiner politischen Erstlingsschrift „Konservativ?" (1853), dann in einer eigenen Schrift „Ueber die Reorganisation des Adels" (1881).



völlig neues Stadium trat die Frage der Adelsreform, als sie in die Behandlung der Rassendenker überging. Gobineau hat uns gelehrt — eine Lehre, die zwar an sich nichts weniger als neu war, aber von ihm doch neu beleuchtet wurde —, woher uns unsere „Besten" kamen, von welcher Blutsseite die Fundamente der neueren Staaten gelegt, der Kern der neueren Völker gebildet worden ist. Mit zwingender Logik ist aus seinen Darlegungen herauszulesen, daß dieselben Elemente, die damals in Europa geschichtliches Leben im höheren Sinne erst wieder erweckt haben, es auch in alle Zukunft an erster Stelle werden vertreten und verkörpern müssen. Für Gobineau war nur ein germanischer Adel denkbar. Kein Wunder, daß seine Sätze von manchen wissenschaftlichen Seiten angefochten wurden. Aber nach der geistigen Ahnenprobe, die Woltmann an den Hauptvölkern selbst des romanischen Europa vorgenommen hat, haben die Gegner stark an Boden verloren. Der mächtige Aufschwung, den Gobineau dem aristokratischen Gedanken verliehen, ist übrigens nicht am wenigsten dem zu verdanken, daß er ihn reichlich sosehr lebte wie lehrte. Jedenfalls ist er seitdem nicht wieder fallengelassen worden. Alle Nachfolger Gobineaus, mögen sie im übrigen noch so verschieden geartete Geister gewesen sein, haben gemeinsam die von diesem geschaffene Basis festgehalten, daß der aristokratische Gedanke mit dem germanischen sich decke. Der materialistisch angehauchte Lapouge und der kirchlich fromme Graf Leusse, der Idealrealist Ammon und der Realidealist Chamberlain steuern doch gemeinsam darauf hin, aus dem verbliebenen germanischen oder dem germanischen nächststehenden Kern der Völker eine Aristokratie zu bilden, in welcher die lebendigen, schaffenden Kräfte jeder Nation zusammengefaßt, organisiert und zur Geltung gebracht werden sollen. Bei uns Deutschen insonderheit handelt es sich darum, ob der hauptsächlich von der Phrase genährte Fortschritt zum Abgrunde sich in eine Entwicklung den in bescheidenen Grenzen uns belassenen Möglichkeiten des Guten zu werde umbiegen lassen — Möglichkeiten, die uns Demokratie, allgemeines Stimmrecht und unorganisierte Massen in zunehmendem Maße verbaut haben.

Die Zusammensetzung einer neuen „Sozialaristokratie" — ich greife diesen von Ammon geprägten Ausdruck auf, weil er mir den bewegenden Kräften der gegenwärtigen Epoche am besten Rechnung zu tragen scheint — hat alle die, welche sich einer gesteigerten Verantwortung in deutschen Dingen bewußt sind, neuerdings in immer zunehmendem Maße beschäftigt. Anerkannt muß hier vor allem werden, daß in den nächstbeteiligten Kreisen, denen des deutschen Adels, sich die Zeugnisse dafür mehren, daß wenigstens die Majorität desselben die Zeichen der Zeit begreift. Dem Adel ist sozusagen seine Stellung vorgeschrieben, und man darf sagen, daß

sie in seinem Hauptorgan, dem „Deutschen Adelsblatt", in würdiger Weise vertreten wird. Eine Säuberung und Läuterung wird dort sichtlich angestrebt, die als Ausgangspunkt einer weitergreifenden Bewegung zu begrüßen ist. Aus den vielfach lautgewordenen Erörterungen und Vorschlägen, die zum Problem der Adelserneuerung von anderer Seite lautgeworden sind, genügt es, einen Aufsatz der „Politisch-Anthropologischen Revue" herauszugreifen, der als die bei ernsten Rassendenkern vor dem Weltkriege meistverbreitete Anschauung wiedergebend angesprochen werden darf[590]. Unter Berufung darauf, daß schon in das preußische Herrenhaus die aristokratischen Elemente der Ritterschaft und des höheren Bürgerstandes aufgenommen worden seien, wird dort verlangt, daß, nachdem der Rassenadel durch den Dienstadel und neuerdings durch den jüdischen Adel immer mehr zurückgedrängt worden, bei einer Neuorganisation neben dem alten Geburtsadel die germanischen Vollbürger der Städte und die freien (Groß-)Bauern als ebenbürtig den Grundstock bilden müßten. Nach der im vorhergehenden gegebenen geschichtlichen Uebersicht über Bauern- und Adelsstand wird man sich leicht überzeugen, daß damit in den normalen Geleisen deutscher Geschichte fortgefahren worden, daß die Adelsbildung dahin zurückgekehrt sein würde, von wo sie ausgegangen war. Durchaus im gleichen Sinne erscheint auch die Zurückweisung eines jüdischen Adels in deutschen Landen vollberechtigt. Die Nobilitierungen von Finanzmagnaten sind ja in der Tat der Inbegriff einer Verkennung, um nicht zu sagen Verhöhnung, des germanischen Adelsbegriffes. Geadelte Juden haben uns daher durchaus nur als Adelige *ihres*, nicht *unseres* Volkes zu gelten. Nur bei jenem gilt die Aufhäufung toter, noch dazu oft auf recht zweifelhaften Wegen gewonnener Schätze zum Zwecke der Erringung und Ausübung der Macht für einen Vorzug oder ein Beispiel, für etwas, zu dem emporzuschauen ist, wie es Adelsbedingung in der Idee immer bleiben muß. Wie sagt doch *Lagarde*? „Wo Germanen hingekommen sind, haben sie die Aristokratie mit sich gebracht. Sie haben aristokratisches Regiment geführt, *weil sie königlich gesinnt waren*."

Solche Gesichtspunkte, Gesinnungen dieser Art soll es nun im neuesten Deutschland nicht mehr geben. Mit einem Instinkt, dessen Konsequenz wenigstens man bewundern muß, ist die Revolution von 1918, indem sie als Lebensprinzip den Bruch mit allem und jedem geschichtlich Gewordenen verkündete, vor allem jeglichem

[590]) Jahrgang XI (1902), S. 480 ff.: Ludwig *Müller*, „Der Rassengedanke in der konservativen Weltanschauung". Reichlich ebensogut wie das Preußische Herrenhaus hätten die ersten (Stände-) Kammern und Senate anderer Länder für den Gedanken des Verfassers herangezogen werden können.

Edlen darin zu Leibe gegangen. Adelige Menschen sind den Helden dieser Umwälzung ein so unfaßbares Ding, daß, wo sie sich ihnen gleichwohl einmal aufdrängen, sie sie nur mit ihrem Hasse verfolgen können. Und da sie es sind, die heute unseren Staat, wenn nicht lenken, doch beeinflussen, so dürfen wir uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß einer Neukonsolidierung unserer Adelskreise, will sagen der Besten unseres Volkes, von oben her nur die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden würden. Die Besten sind, wie alles Wertvolle in unserem Volke, auf sich selbst angewiesen.

Sind nun darum alle die urdeutschen Denker, deren Stimmen wir zuvor vernommen haben, leere Träumer gewesen? Nein und aber nein! Was sie gedacht und gesonnen, bleibt in voller Berechtigung bestehen, wenn es auch in einer Arbeiterrepublik und einem Tributärstaate ganz andersgeartete Verwirklichungsmöglichkeiten findet als in einem großen freien Reiche, für das es einst erdacht und ersonnen worden. Was die Hauptsache, mehr denn je ist jetzt Klarheit darüber geschaffen, daß zwei Dinge untrennbar zusammenhängen: Adel soll Edles hervorbringen, dafür aber muß er auch aus Edlen hervor*gehen*. Je weniger für den Adel der Zukunft Geburt de jure mehr mitzusprechen haben wird, desto sicherer wird ihr de facto das erste wie das letzte Wort dabei zufallen. Treffend hat Hans *Günther* in seinen jüngsten Schriften ausgeführt, daß die Rassenfrage letzten Endes eine Adelsfrage ist. Der Gang unserer Betrachtung hat uns in diesem Augenblicke dahin geführt, diesen Satz nun auch einmal umzukehren, indem wir sagen, die Adelsfrage sei wesentlich eine Rassenfrage. Der Adelsgedanke ist der Rassengedanke in quantitativer Verkleinerung und qualitativer Steigerung. Wer — um immer wieder auf uns zurückzukommen — kraft seiner Blutsanlage wahrhaft deutsch zu empfinden und zugleich der Rasse auf den Grund zu blicken vermag, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß nur von unseren germanischen Elementen uns das noch mögliche Heilsame kommen kann. Und so auch könnte die Neugestaltung eines segensreich wirksamen Adels mehr wie je nur auf eine Sammlung und methodische Verwertung der Nordischen und Nordischgerichteten — so bezeichnet, bei völlig gleicher Bedeutung, der heute vorwiegende Sprachgebrauch Gobineaus Germanen und Lapouges Arier — hinauslaufen. Diese werden unter allen Umständen das Hauptkontingent für eine Adelskaste liefern müssen, wie sie das übrigens von je — auch in nichtgermanischen Ländern — getan haben, während sie jetzt von den demokratischen Rassen- und damit Adelsgegnern methodisch ausgemerzt werden.

Wir wissen, wie der Eindruck germanischen Adels auf naivere Zeiten und Menschen von je gewesen ist. Kolumbus und seine Gefährten erschienen den Indianern als Götter. Die iberische Welt

Spaniens schrieb den Goten blaues Blut zu. Das Rom Papst Leos sah in den jugendlichen Sendlingen Angelsachsens Engelsgestalten, und im Rassenchaos Konstantinopels staunte man die Waräger, die blonden Söhne des Lichtes, wie Wunder an. Unsere Zeit kennt keine Wunder mehr, aber für jeden Unbefangenen wird heute sogut wie ehedem ein hoher Abglanz leiblicher wie geistiger Schönheit von echten Adelsstirnen herniederleuchten[591]).

Und unser geistiges Leben? Können wir es je vergessen, daß — um aus der Fülle erhebender Beispiele nur einige wenige herauszugreifen — Männer des Hoch- und des Fürstenadels es waren, die Schillern und Wagnern, da sie wankten, die rettende Hand reichten? Bleiben wir uns dessen bewußt, daß Haydn ohne seinen schirmenden Patron nicht denkbar, Beethoven ohne die seinigen nicht zu der ruhigen Sicherheit seiner inneren Entwicklung gelangt wäre, die ihn uns schließlich trotz aller äußeren Wirrnisse doch noch in seiner ganzen Fülle und Herrlichkeit geschenkt hat? Liegt nicht ein tiefer Sinn darin, daß unsere Allergrößten — Luther in seinem Manifest „An den christlichen Adel deutscher Nation", Wagner in seiner durchaus wie eine Parallelschrift dazu wirkenden „Deutschen Kunst und deutschen Politik" — im kritischen Stadium ihres Lebenswerkes nur vom deutschen Adel der entscheidenden Hilfeleistung sich versahen? Sie erblickten in ihm den Areopag, der über den höchsten Gütern eines Volkes schirmend walten, die Kernschar, die im Verlauf seiner Geschicke allerwärts führend vorangehen, die uns — müssen wir heute vielleicht hinzusetzen —, wenn es nicht anders ist, auch lehren soll, in Ehren unterzugehen.

Jetzt sind unserem Adel Macht und Mittel entwunden. Beide sind in sehr andere Hände übergegangen, und es erscheint mehr als fraglich, ob zukünftigen Genien, wenn sie wirklich der heutigen Welt noch entsprießen sollten, die neuen Magnaten je das von Halt und Stärkung bieten könnten, was die alten aus großherzigem Verstehen heraus gespendet haben. Gewiß ist nur, daß auch dem wahren Adel, wie er als ein neuer aus dem alten erstehen muß und wird, sein Teil Lebensluft und Lebenslicht zu belassen ist, wenn wir nicht ganz verderben wollen. Ein Volk, das seinen Adel von sich stößt, das keine Besten mehr will, macht sich für alle Zeiten zu dem, wozu die Feinde des deutschen Namens drinnen und draußen uns heute gemacht haben, zum Paria unter den Völkern.

[591]) Soeben erscheint, wie zur Bestätigung obiger Sätze, Hans Günthers „Adel und Rasse", dessen Bilder namentlich sprechendstes Zeugnis dafür ablegen. Ueber den leiblichen Typus der arisch-germanischen Oberschicht früher schon — neben anderen — Lapouge im Anhang zu seinem „Aryen" und Kossinna im „Deutschen Volkswart", April 1914.

Siebentes Kapitel

Familien. Geschlechter (Sippen, Clans), Stämme. Völker und Rassen.
Nationalität und Volkstum. Völkerpsychologisches.

Mit Recht ist in den verschiedensten rassenkundlichen Werken immer wieder ausgeführt worden, daß ziemlich bei allen Völkern mit nordischer Oberschicht (und das sind weitaus die meisten geschichtlichen) jenes Frühstadium, in welchem die Entwicklung der Rassen zu Völkern sich vollzog, im wesentlichen die gleichen Züge aufweise. Von der Familie ausgehend erfolgt der Aufbau über das Geschlecht und den Geschlechterverband zum Stamm und von da zum Gesamtvolksverband. Aber ganz so klar und einfach, wie es nach den meisten Darstellungen scheinen könnte, liegen doch die Dinge auf diesem so wichtigen Teilgebiete unserer Wissenschaft nicht, und es dürfte für die Gewinnung größerer Sicherheit nicht unangebracht sein, auf das Schwankende in den Begriffen wie in den Bezeichnungen der für jene Frühstadien in Betracht kommenden Gruppenverbände aufmerksam zu machen.

Nicht im Altertum allein sind die Worte „φύλη" und „gens" ebensowohl von Geschlechtern wie von Völkerschaften (größeren selbständigen Abteilungen eines Stammes oder Volkes) gebraucht worden[592]). Aehnliche Zweideutigkeiten finden sich auch bei neueren Schriftstellern. So gebraucht selbst Klemm[593]) Stämme und Geschlechter als identisch, und wenn Mommsen[594]) von dem Stamme sagt, er sei „ein aus gemeinschaftlicher Abstammung hervorgegangenes, durch Fest-, Grab- und Erbgenossenschaft vereinigtes Gemeinwesen, dem alle persönlich freien Individuen sich zuzählen dürfen und müssen", so ist unschwer zu erkennen, daß auch ihm dabei vielmehr das Geschlecht vorgeschwebt hat.

Die meiste Unklarheit — man könnte stellenweise fast von Unfug reden — hat die Bezeichnung Clan hervorgerufen. Sie gibt jenes erste Stadium der erweiterten und als Gemeinwesen konstituierten Familie wieder, das insbesondere bei den arischen Völkern bis tief in die Geschichte hinein angedauert hat. Einer der Hauptforscher der indogermanischen Urzeit, Pictet[595]), sagt geradezu, die verschiedenen Namen für Clan schlössen lediglich ganz

[592]) Waitz, „Deutsche Verfassungsgeschichte", Bd. I³, S. 84 ff.

[593]) Zum Beispiel Bd. IV, S. 66 ff. Ebenda, S. 184, unterscheidet er Familienälteste und Stammfürsten.

[594]) „Römische Forschungen", Bd. I², S. 9.

[595]) T. II, p. 385 ss.

allgemein die Begriffe der Verwandtschaft und Abstammung ein und verschmölzen oft mit denen der Familie und des Stammes. Und ähnlich Henri Martin[596]) „Le mot clan désigna d'abord la famille, puis la tribu quand les familles se furent groupées en tribus, puis la nation quand les tribus se furent groupées en nations, sans jamais perdre son sens primitif, c'était la famille s'étendant de degré en degré." Wenn daher ein neuerer Soziologe[597]), der in dem Clan einerseits die „cellule primitive des agglomérations humaines", anderseits aber auch „le premier laboratoire social intellectuel" sieht, uns über die Bedeutung und das Fortwirken des Clanslebens nicht genug zu sagen weiß, im Clan eine „moralité rudimentaire", eine „solidarité" und andere Dauerdinge sich ausbilden, vor allem aber alle wesentlichen Erfindungen einschließlich der Sprache vor sich gehen läßt, so wissen wir nunmehr, wieviel oder wiewenig das besagt, nämlich nur, daß dies alles in vorgeschichtliche Zeiten entfällt, wobei es der Phantasie überlassen bleibt, es auf Familie, Sippe oder Stamm zu verteilen.

Die hiermit gegebene Unbestimmtheit der Vorstellungen über diese Seite der Urzeit haben einzelne Forscher sehr wohl empfunden und daher verschiedene Familiensysteme für die Völker festzustellen gesucht. In Frankreich ist hier Guizot vorangegangen, welcher[598]) unterscheidet: 1. Die Patriarchalfamilie oder den Stamm. Deren Haupt, der Patriarch, lebt darin mit seinen Kindern, seiner gesamten Verwandtschaft und Dienerschaft, die sich aus verschiedenen Generationen zusammensetzen, und zwar führt er mit ihnen allen genau dieselbe Lebensweise. Haupttypen Hebräer und Araber. 2. Anders im Clan, einer kleineren Genossenschaft, deren Urtyp vornehmlich in Schottland daheim, durch welche aber wahrscheinlich auch ein großer Teil der europäischen Welt hindurchgegangen ist. Hier ist die Lage des Häuptlings von der der übrigen Bevölkerung verschieden, welche zumeist in dienender Stellung das Feld bebauen, während jener mit den Seinen vornehmlich dem Kriegerhandwerk obliegt. Aber die Abstammung ist auch hier eine gemeinsame. Alle tragen den gleichen Namen, und alte Traditionen, gemeinsame Erinnerungen und Neigungen schlingen eine Art Gleichheitsband um alle Angehörigen des Clans. 3. Die — vorwiegend germanische — Feudalfamilie, von beiden ersteren gleich verschieden, indem in ihr weder Gleichheit der Lebensweise noch Verwandtschaft obwaltet. Bei uns hat namentlich Ernst Große[599]) viel helles Licht über

[596]) „Histoire de France", T. I⁴, p. 3.

[597]) Letourneau, „Psychologie ethnique", p. 82, 178/79, 217/18, 522—524.

[598]) „Histoire de la civilisation en Europe", p. 101.

[599]) „Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft", Freiburg i. B., 1896, S. 10, 13 ff., 130.

das Wiegenzeitalter des Rassenlebens verbreitet. Nach ihm ist die Sippe, eine Gruppe von Personen, die sich durch gemeinsame Abstammung verbunden fühlen, je nach Umfang eine Haus-, Dorf- oder Gaugemeinschaft, dadurch von der Familie — Sonderfamilie wie Großfamilie — unterschieden, daß sie sich flächenartig auch über die Seitenlinien und ihre Verzweigungen ausbreitet, während jene sich nur in einer Linie erstrecken. Meist ist die Sippe in Teil- oder Untersippen gespalten, die dann auch öfter einen Sippenverband bilden. Der Stamm ist in einigen Fällen nur eine erweiterte Sippe oder ein Sippenverband; in anderen aber ist er aus Elementen zusammengesetzt, welche weder blutsverwandt sind noch sich dafür halten. Die Verwachsung zu einem Stamme kann sogar auf gewaltsamem Wege erfolgen, indem ein mächtiger Kriegshäuptling verschiedene selbständige Sippen zu einem solchen zusammenhämmert. Immer aber stellt der Stamm, als eine größere Gruppe von Individuen, welche dasselbe Land bewohnen, dieselbe Sprache reden und derselben Führung gehorchen, also eine lokale, kulturelle und politische Einheit bilden, den Typus staatlicher Gebilde dar; ein Volk ist wesentlich nichts anderes als ein großer Stamm (bzw. als eine Vereinigung solcher).

Wenn wir diese Darlegungen des französischen und des deutschen Gelehrten zusammenhalten, werden wir zwar um ein gutes Teil klarer sehen, zugleich aber innewerden, daß doch noch viel des Dunklen bleibt, wo unbekümmerte Frühere hellblicken zu können wähnten, und daß das Schwanken und Verschwimmen nicht nur an den einzelnen Forschern und deren Ausdrucksweisen, sondern vielfach in den Dingen selbst lag. Ganz besonders gilt dies in betreff der Stämme. Man möge bei Eduard Meyer[600]) nachlesen, wie Völker und Stämme zwar für den Augenblick streng geschlossen erscheinen, der Forschung aber rückwärts wie vorwärts unter den Händen zerrinnen. „Sobald wir nicht einen engbegrenzten Zeitraum, sondern Jahrhunderte zusammenfassend überblicken, erscheint der Stamm als ein absolut flüssiges Element; fortwährend sondert er zugehörige Bestandteile aus, zieht fremde an sich heran, schließlich verschwindet er völlig, seine Bestandteile verwachsen mit anderen Stämmen oder Stammteilen zu einer neuen Einheit. [So bei Kananäern und Arabern, Griechen und Germanen.] Erst wenn eine höhere Kulturentwicklung eingetreten und die Lebensform vollständig seßhaft geworden ist, wird das dauernde Moment der Stammesbildung mächtiger als das zersetzende, und so erhalten die Stämme, welche ins volle Leben der Geschichte eintreten, eine längere und festere Dauer. Freilich geht dabei die ursprüngliche Bedeutung, das eigentliche Wesen des Stammverbandes zugrunde und macht neuen Lebensformen Platz." Nach diesem allen wird es

[600]) „Forschungen zur alten Geschichte", Bd. I, S. 136 ff.

nicht wunderbar erscheinen, wenn von manchen Seiten eine Klassifikation der Stämme überhaupt als eine undurchführbare oder doch höchst fragwürdige Aufgabe bezeichnet wird[601]). Immerhin hat z. B. Caspar Zeuß in seinem klassischen Buche über die Deutschen und die Nachbarstämme gelehrt, was es wert ist, wenn für solche nie ganz aufzuhellende Gebiete wenigstens das gesamte Beleg- und Quellenmaterial in lichtvoller Weise zusammengestellt wird.

Völlig im Dunkel lag begreiflicherweise der äußere Umfang der verschiedenen Verwandtschaftsgruppen. Und so haben denn auch namentlich die Historiker der Unmöglichkeit, hier exakte Feststellungen zu machen, Rechnung getragen und sich dahin beschieden, daß wir uns im allgemeinen mit vagen Vorstellungen begnügen müssen und nur in einzelnen Fällen — denn naturgemäß ist nicht nur der absolute Umfang jeder einzelnen Verwandtschaftsgruppe, sondern auch deren Verhältnis zueinander bei jedem Volke anders — Vermutungen wagen dürfen. Erst neuerdings hat ein Vertreter einer halb praktischen Wissenschaft, der Volkswirtschaftslehre,[602]) allgemeinere Sätze in Vorschlag gebracht, die aber nach Lage der Dinge nur approximativen Wert haben.

Nicht völlig sicher ist auch die Reihenfolge der verschiedenen Stadien, in welcher die Entwicklung zu Völkern sich vollzogen hat. Ziemlich allgemein nimmt man an, daß solche von unten nach oben, in der zuvor angegebenen Weise — Familie bzw. Horde, Sippe, Sippenverband, Stamm — erfolgt sei. Aber schon Jakob Burckhardt hat die Berechtigung hierzu grundsätzlich in Zweifel gezogen[603]). Nach ihm ist nicht nur das Verhältnis von Geschlechtern und Stämmen „unvorstellbar und gänzlich hypothetisch" (worin man ihm ja in der Hauptsache wird recht geben müssen), auch die Frage, ob sich Geschlechter zu Phratrien, Phratrien zu Phylen, Phylen zu Stämmen zusammengetan haben, oder umgekehrt der Stamm das Prius sei, welches in Phylen, Phratrien und Geschlechter auseinanderging, für uns nicht zu beantworten. Darauf möchte man freilich erwidern daß im allgemeinen doch wohl die große Mehrzahl der Forscher von einem richtigen Instinkt geleitet wurde, wenn sie — in Anlehnung an die Natur, wie sie wenigstens glaubten — den Weg von unten nach oben einschlugen. Aber zuzugeben ist auch, daß in einzelnen Fällen die offenbar willkürlich bestimmte Anzahl der Sippen oder Gentes vielmehr auf eine —

---

601) So von Arnold, „Deutsche Urgeschichte", S. 122.

602) Schmoller, „Grundriß der Volkswirtschaftslehre", Bd. I[4—6], S. 231. Er nimmt die Horde mit 20—100, die Sippe mit 50—500, den Stamm mit einigen Tausend Menschen aller Altersklassen und beiderlei Geschlechts an.

603) „Griechische Kulturgeschichte", Bd. I, S. 58.

vielleicht sukzessive — Teilung der Stämme deutet[604]), und sicherlich ist bei Neugründungen von Städten die Einteilung der Bevölkerung in umgekehrter Ordnung, von oben nach unten, erfolgt[605]).

Mit am schwersten zu bestimmen und dabei doch der eigentliche springende Punkt dieser ganzen Untersuchungen ist, inwieweit bei den verschiedenen Untergruppen der Rassen und Völker wirkliche auf Gemeinsamkeit des Blutes beruhende Verwandtschaft vorliegt. Wir werden alsbald sehen, daß die Frage „bedeutet oder ist" nicht nur in der theologischen Welt sich als von größter Tragweite erweist.

Die Bedeutung des Blutes, der leiblichen Verwandtschaft ist den Völkern und Gesellschaften von je nicht nur instinktiv zum Bewußtsein gekommen, sondern hat auch in den verschiedensten Kundgebungen aus allen ihren Schichten und Ständen beredten Ausdruck gefunden. Ein und derselbe Geist spricht aus dem alten Bauernsatze „Blut ist dicker als Wasser"[606]) und aus der stolzen Bezeichnung „princes du sang", welche den Höchstgeborenen beigelegt wurde, wenn anders auch bei letzterer der Schwerpunkt auf das Zusammenhaltende des Blutes zu legen ist. Ueber den ideellen Wert der Blutsverwandtschaft hat schon Cicero[607]) sich sehr schön ausgesprochen: „Gradus autem plures sunt societatis hominum. Ut enim ab illa infinita [universi generis humani] discedatur, propior est ejusdem gentis, nationis, linguae, qua maxime homines conjunguntur ... Sanguinis autem conjunctio et benevolentia devincit homines et caritate. Magnum est enim eadem habere monumenta majorum, eisdem uti sacris, sepulchra habere communia." Bei den Germanen hat schon die Sprache diese ideale Seite der Blutsverwandtschaft mit eindringlicher Klarheit betont, indem sie mit den gleichen Wortstämmen Freunde und Engverwandte bezeichnete. Nur innerhalb der Blutsverwandten also vermochte man sich Freundschaft vorzustellen[608]). Wenn später auch nichtverwandte Männer Freundschaft schließen wollten, geschah dies unter dem Symbol des Ineinanderrinnens des Blutes, der Blutsbrüderschaft[609]). Allerdings scheint diese Zeremonie vorwiegend wohl nur dann vorgenommen worden zu sein, wenn es sich um Ausübung der Rache handelte. Aber auch die Bande des von der Natur mitgegebenen Blutes galten ja vor allem als die oberste Gewähr gegenseitigen Schutzes: das Leben des einzelnen schien in dem

---

604) So Schmoller, a. a. O., S. 237.

605) Fustel de Coulanges, „La cité antique", p. 150.

606) Ueber diesen E. H. Meyer, „Deutsche Volkskunde", S. 38. Aus Büchmann, „Geflügelte Worte", 22. Aufl., S. 677, ersieht man, daß er sich in den verschiedensten Literaturen findet.

607) „De officiis", I, 17, 55.

608) Schrader, „Reallexikon", S. 255.

609) Ebenda und Jakob Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer", 2. Aufl., S. 192 ff., „Geschichte der deutschen Sprache", S. 136 ff.

Grade sichergestellt, je zahlreichere Verwandtschaft seinen Tod zu rächen drohte. Im Norden wurde dann ein der Blutsverwandtschaft in den Wirkungen gleichartiges Verhältnis dadurch gebildet, daß man Kinder in die Pflege anderer Häuser übergab. Dadurch wurden die beiderseitigen Geschlechter sich verwandt und hilfspflichtig [610].

So sehen wir die Möglichkeit einer Durchbrechung der Blutseinheit schon für die fernsten Zeiten, für die kleinsten Gruppen gegeben, und rein theoretisch genommen kann, wer will, daraus ein Argument gegen die Rasse bzw. die Rassenreinheit herleiten. Gewiß wird man gut tun, sich darüber zu verständigen, daß Verwandtschaft im anthropologischen Sinne immer nur relativ, cum grano salis zu verstehen ist, nicht unbedingte Gleichheit der Abstammung voraussetzt, und übergewissenhafte Forscher haben daher geradezu vor der Anwendung des letzteren Ausdrucks gewarnt. So Bastian [611]: „Abstammung wird sich in strenger Folgerichtigkeit nur über eine beschränkte Zahl von Generationen verfolgen lassen, da schon bald die Gründe überwiegen müssen, nicht von Abstammung, sondern von Verwandtschaft zu reden. Wer keine Lust hat, seinen Kopf an der harten und ohnehin tauben Nuß des Uranfanges zu zerbrechen, sollte sich in der Ethnologie der Metapher Abstammung möglichst enthalten, obwohl die Mythen traditioneller Herstammung mancherlei historische Lichtblicke gewähren.“ Und insbesondere für die Geschlechter, in denen wir doch immer die Rasse auf ihrem Uebergange von der Natur in die Geschichte am greifbarsten verkörpert finden werden, sind die Begriffe Geschlechtsgemeinschaft und Blutsverwandtschaft streng auseinanderzuhalten. Schon darin, daß die Geschlechternamen vielfach an mythische Persönlichkeiten als Stammväter anklingen, liegt es ja ausgedrückt, daß die einzelnen Mitglieder einer solchen Geschlechtsgemeinschaft nicht alle in einem nachweisbaren verwandtschaftlichen Zusammenhange gestanden zu haben brauchen [612].

Die Grundlage aller dieser Verbände war eben zunächst Blutsgemeinschaft, demnächst Nachbarschaft, Opfergemeinschaft, Sittengemeinschaft und Gefahrgemeinschaft. So konnten zum Ver-

[610] Uhland, „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“, Bd. I, S. 259 ff. Nach Mucke, „Horde und Familie“, S. XVII und S. 204, hätte überhaupt erst die Blutsbrüderschaft Veranlassung zu der Begründung der Verwandtschaft auf das Blut gegeben, der Begriff Blutsverwandtschaft dem Urmenschen ursprünglich ganz gefehlt. Das klingt an sich sehr unwahrscheinlich, wenn es auch auffallend bleibt, daß auch natürliche Blutsverwandte die Zeremonie des Bluttrinkens und Blutritzens mitgemacht haben sollen. Ueber letztere als Korrelat der Blutrache Kohler, „Studien über die künstliche Verwandtschaft“ („Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“, V. 1884, S. 436 ff.).

[611] „Ethnologische Forschungen“, 1871, Bd. I, S. VIII.

[612] Töpffer, „Attische Genealogie“, S. 3, 4.



wandtschaftskreise durch allgemeine Normen oder besondere Festsetzungen jederzeit auch Nichtverwandte hinzutreten und Personen, welche gleichwertig waren, ohne verwandt zu sein, dennoch als Geschlechtsgenossen gelten[613]). In historischer Zeit sehen wir das Institut der Adoption in der griechischen und römischen Welt zu allgemeiner Verbreitung gelangen. Wir sahen früher schon, wie die Römer es geradezu instinktmäßig zur Erneuerung der Rassen und zur Hebung der Individualität benutzten[614]). Nach dem allen werden wir nun wissen, wie wir beispielsweise mit den dreihundert Fabiern daran sind; sie mögen sowenig eines Blutes gewesen sein wie die unzähligen Campbell des schottischen Clans dieses Namens. Ebensowenig dürften die Scipionen mit den Sulla verwandt gewesen sein, wenn sie auch der Name der Cornelier und gemeinsame Sacra gentilitia verbanden. Am allerwenigsten bestand Blutseinheit in einem Geschlecht wie dem Claudischen, das neben dem patrizischen Zweig der Appier den plebejischen der Marceller, ja sogar Freigelassenenfamilien umfaßte[615]). Immer ferner weicht alsdann die Blutsverwandtschaft zurück in den größeren Verbänden, den Sippenverbänden und Stämmen (Phratrien und Phylen), die wohl ebenso zweifellos meist etwas Gemachtes wie die Geschlechter etwas Gewordenes waren[616]). Da galt es dann eine künstliche Einheit anstatt der natürlichen herzustellen[616a]), die übrigens bei manchen Völkern schon in dem früheren Stadium, dem der Geschlechter, begann. Hören wir doch von „künstlichen Geschlechtern" nicht nur bei den Juden, Afghanen, Schotten, nicht nur in den Staaten des Altertums, auch bei den Dithmarschen (in deren Slachten und Kluften) und Friesen[617]). Und nicht viel anders ist es, wenn in der germanischen Welt des Mittelalters die Gefolgschaften unter der Fiktion eines Verwandtschaftsverhältnisses, der alten Großfamilie,

---

613) Mommsen, „Römisches Staatsrecht", Bd. III, 1, S. 9 ff., bes. 10/11. E. Curtius, „Personennamen", (Gesammelte Abhandlungen, Bd. I, S. 520) führt das Beispiel der Χαιρίδης in Aristophanes' „Acharnern" (866) an, welche nicht leibliche Nachkommen, sondern Leute nach Art des Chairis sind.

614) Rohmer, a. a. O., S. 239 ff.

615) Michelet, „Histoire romaine", T. I, p. 281 ss., erinnert, als analog, an den Verwandtschaftsbegriff, wie er noch heute z. B. innerhalb des höchsten deutschen Adels üblich ist und sich in so weitdeutigen Bezeichnungen wie Vetter und Schwager äußert. Nach „Revue des Deux Mondes", Sept. 1872, p. 39, ist die Vetterschaft der Bretagner sprichwörtlich; in der Niederbretagne erstreckt sie sich bis ins Unendliche. Der 15. August — der Tag, an dem alle Bewohner eines Kirchspiels zusammenkommen — heißt der Vettertag.

616) Wilamowitz, „Aristoteles und Athen", Bd. II, S. 277 ff.

616a) Vortrefflich über diese Vorgänge der „legal fiction", der „artificial unity", über das „sacred sentiment requiring unity of race" Bagehot, a. a. O., S. 67/68.

617) Waitz, a a. O., Bd. I², S. 81 ff.

aufgefaßt wurden[618]), die Wörter für Kind, Knabe und dgl. dementsprechend die Bedeutung von „Diener eines Gefolgsherrn" annahmen.

So sehen wir denn schon in den ältesten Verbänden, und dann zunehmend in dem Maße, wie die Rasse sich erweitert, ein fiktives Element hinzutreten, in welchem das zugleich als Idee weiterwirkt, was dort ursprünglich rein materiell, als Bluteinheit gewirkt hatte. Um dieses hat es nun aber eine ganz eigene Bewandtnis; es steht an Intensität der Wirkung den rein natürlichen Kräften des Blutes zum mindesten nicht nach. Die Macht der Idee hat wohl selten größere Triumphe gefeiert als hier. Gibbon in seinem großen Werke[619]) hat dies zuerst sozusagen klassisch formuliert: „(They mutually respect themselves, and each other, as the descendants of the first founder of the tribe.) The suspicion is very probable, that this extensive consanguinity is, in a great measure, legal and fictitious. But the useful prejudice, which has obtained the sanction of time and opinion, produces the effects of truth." Und ähnlich, fast noch bestimmter, ein deutscher Forscher[620]): „Die Basis der politischen und sozialen Zustände der deutschen Völker war zu Caesars Zeit der starke Zusammenhang, den die natürliche Verwandtschaft gab, oder, was dasselbe ist, der Glaube an das Vorhandensein einer solchen."

Aber wohlgemerkt, wenn die Familie den größeren Gliederungen, zu welchen sich die Gesellschaft allmählich erweiterte, schließlich nur noch als Vorbild vorschweben konnte, wenn es nur eine Fiktion war, durch welche die Blutsgemeinschaft durch Geschlechter, Phratrien und Stämme bis in den gesamten Staatsverein hinein vorgetäuscht wurde, so blieb doch die ursprünglich rassenhafte Anlage der Völker, die ja freilich im Laufe der Geschichte immer mehr verlorengehen mußte, so lange unerschüttert, als man sich ihrer bewußt blieb.

Und das war z. B. bei den Griechen in hohem Grade der Fall. Die eigentliche Hauptsache wurde hier nie außer acht gelassen. Es war alles andere eher als eine reine Aeußerlichkeit, wenn alle Formen und Einrichtungen der Phratrien und Geschlechter das Gepräge verwandtschaftlicher Verhältnisse trugen. Das ergibt sich schon daraus, daß eben diese Phratrien und Geschlechter lange Zeit hindurch die Aufsicht über die Reinheit der Abstammung behielten[621]). Und eine nicht minder deutliche Sprache reden die Benennungen der Angehörigen eines und desselben Geschlechtes, die als ὁμογάλακτοι

618) Schrader, a. a. O., S. 517/18.

619) T. IV, p. 352. Er sagt es zunächst von den Tatarenstämmen, es gilt aber ganz allgemein.

620) Heinrich Rückert, „Kulturgeschichte des deutschen Volkes", Bd. I, S. 50.

621) C. Fr. Hermann, „Griechische Staatsaltertümer", Bd. I, S. 17 ff., 281 ff.

(Milchbrüder) bezeichnet werden, was doch unverkennbar die physische Verwandtschaft der γεννῆται oder Geschlechtsgenossen, mochte sie auch nur noch teilweise nachweisbar sein, als das Normale in den Vordergrund rückt[622]). Verwandtschaft blieb eben das unter allen Umständen zugleich Ehrenvollste; συγγενής z. B., das ganz gewöhnlich die Verwandtschaft nicht nur der Individuen, auch der Völker und Stämme bezeichnet, war zugleich am persischen Hofe ein Ehrentitel, den der König ausgezeichneten Männern erteilte[623]). Aehnliches wird von den ägyptischen Königen berichtet. Immer und überall also schwebt ein Natürliches vor, dem nachgestrebt, das nachgeahmt wird. Und wenn namentlich bei der strengsten kastenartigen Form vieler Geschlechter durch die gleiche Lebensweise, durch Inzucht, Erbrecht usw. eine weitgehende Verwandtschaft erzielt, ein so fester rassenhafter Geschlechts-Typus herausgebildet werden konnte, daß dieser in einer Art ideeller Blutsverwandtschaft weiterzuwirken vermochte, so durften einzelne etwa noch verbleibende Abweichungen um so weniger beirren, als ja auch in den Familien, wo doch zweifellos alles von einem gemeinschaftlichen Stamme entsprossen ist, eine vollkommene Aehnlichkeit niemals zu bemerken ist. Wir erleben somit im kleinsten Rahmen der Anfänge das, was alsdann für das ganze Wesen der Rasse bestimmend bleibt: das Sichbehaupten, das Immer-wieder-Durchschlagen des Grundbestandteiles.

Mögen also immer diejenigen recht haben, welche es nur gleichnisweise, nicht begrifflich gelten lassen wollen, daß die Familie die Grundlage des Staates sei, so werden doch auch gerade sie nicht leugnen, daß diese Auffassung eine mythische Wahrheit und einen poetisch schönen und tiefen Sinn habe[624]).

Wenn die Gentes nicht wirkliche, von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn herstammende Familien waren, so schloß doch die Idee der Gens den Glauben an einen solchen Ahn — ob Gott oder Heros — in sich, eine Genealogie, die man wohl als fabelhaft bezeichnen kann, die aber bei den Gliedern der Gens selbst heilig gehalten wurde und das denkbar stärkste Band der Vereinigung zwischen ihnen bildete. So haben wir auch hier wieder ein Teil jenes Mysteriums der Rasse vor uns, auf das wir immer wieder treffen, und das deren innerste und höchste, weil metaphysische Kraft erwirkt[625]). Denn ein Metaphysisches spielt überall mit hinein, wo

---

622) Erwin Rohde, „Psyche", S. 157.

623) Xenophon, Cyrop. I, 4, 27, II, 2, 31.

624) Worte H. von Sybels, „Die Entstehung des deutschen Königtums", Frankfurt a. M. 1844, S. 15 ff., 18 ff.

625) Michelet, a. a. O., hat mit Glück versucht, das Mystische dieser Seelenvorgänge in dem besonderen Falle der römischen Gentilen zu analysieren: „Il est vraisemblable", sagt er, „que cette probabilité de parenté était une sorte de mystère sur lequel les branches diverses de la gens n'aimaient point s'expliquer; les petits, parce qu'elle était leur gloire, les grands, parce qu'elle faisait leur force et leur grandeur."

es sich um die Geheimnisse des Glaubens handelt, eines Glaubens, der diesmal, wenn je, in den Tiefen der menschlichen Natur verankert ist und dessen Regungen eben dadurch eine fast religiöse Bedeutung gewinnen.

Wenn wir uns jetzt anschicken, die im vorhergehenden gewonnenen allgemeinen Erkenntnisse durch eine Betrachtung der einzelnen Verwandtschaftsgruppen zu belegen und zu verstärken, so muß von vorneherein darauf aufmerksam gemacht werden, daß schon unsere Vorstellung von der Genossenschaft der Urzeit, von den kleinsten ethnischen Gebilden, nicht eine so eindeutig klare ist, wie fast durchweg angenommen wird. Gemeiniglich wird hierfür von der Familie ausgegangen. Aber es ist das Verdienst J. R. Muckes, gezeigt zu haben, daß der Familie, als einem auf dem Prinzip der Ungleichheit, der Unter- und Ueberordnung beruhenden Organismus, in der Horde eine ältere, auf der Basis der Gleichheit erwachsene Organisation vorangegangen, und daß sodann das Geschlecht und der Clan aus der Horde nicht unmittelbar, sondern auf dem Wege über die Familie entstanden sein müsse, nachdem das Familienprinzip erstarkt war und das rein genossenschaftliche der Urzeit, wie es sich in der Horde verkörperte, überwuchert hatte[626]). Auch Muckes Hypothese, daß die Verwandtschaft der Völker nicht auf der Abstammung von sogenannten Urvölkern, sondern auf Hordenverwandtschaft beruhe, mit anderen Worten auf Zeiten und Verhältnisse zurückgehe, wo von einem Zusammenwachsen der kleinsten ethnischen Partikelchen zu Völkern oder etwas Völkerähnlichem noch nicht die Rede sein konnte, hat vieles für sich und wird von ihm scharfsinnig vertreten[627]).

Es muß im übrigen zugegeben werden, daß die von Mucke durchgeführte Scheidung von Horde (= menschlicher Urstaat, status naturalis, Gemeinschaft Gleichartiger, Kongregat) und Familie bzw. Gesellschaft (Verband Ungleichartiger, Aggregat) nur eine mehr theoretische Bedeutung hat. Faktisch werden wir immer die Familie als Ausgangspunkt aller geschichtlichen oder geschichtsähnlichen Entwicklung der Völker zu betrachten haben. Nur daß das,

[626]) J. R. Mucke, „Horde und Familie", Stuttgart 1895, S. 37—42. Daneben das schon früher erwähnte Werk „Das Problem der Völkerverwandtschaft", Greifswald 1905.

[627]) Es muß trotzdem gesagt werden, daß die Muckeschen Bücher nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind, da ihr Verfasser seiner Hypothese zuliebe fanatisch wird und dann auch vor ungeheuerlichen etymologischen Konstruktionen und mythologischen Deutungen nicht zurückschreckt. Ganz unmöglich ist auch sein Bemühen, den territorialen Raumbegriff derart dem geschlechtigen Generationsbegriff voranzustellen, daß er die Geschlechtsgenossenschaft geradezu erst aus einer Bodengenossenschaft sich entwickeln läßt, ja daß es fast scheint, als wolle er das Geschlecht sogar etymologisch an den Boden knüpfen (*γένος—γέα*).

was wir uns unter Familienleben vorstellen, nicht bei allen Rassen gleichmäßig zur Entwicklung kommt: je tiefer die Kulturstufe, desto weniger ist dies der Fall, desto mehr verharrt die betreffende Menschengruppe im hordenartigen Zustande, desto weniger vermag sie zur Bildung größerer Verbände (Geschlechter, Stämme) fortzuschreiten. Das öffentliche Leben der Niederrassen bleibt im Grunde das erweiterte Familienleben. Die Buschmänner streifen truppweise, wie etwa die Hirsche und Rehe, umher, Australier und Botokuden halten sich schon in größeren Haufen zusammen, während Nordamerikaner und Nomaden der Polarzone bereits Stämme (Völkerschaften) bilden[628].

Mit Recht ist gesagt worden[629], daß zu der Zeit, wo neben der Familie noch keine andere menschliche Verbindung existierte, diese selbst gewissermaßen schon den Staat bedeutet, die Form des Staates angenommen habe. Wohl mag es richtig sein, daß, solange die Familie, in welcher das Blut noch mit einer Art Naturgewalt wirkt, solchermaßen ganz auf sich steht, der Familiensinn beinahe noch mit dem Egoismus zusammenfällt und erst mit dem Hineinwachsen in größere Verbände der Verwandtschaftssinn, als Gemeinsinn, eine höhere moralische Weihe erhält[630]. Immerhin aber ist es unzweifelhaft, daß nicht nur, entsprechend jener sozusagen staatlichen Seite, zum mindesten bei den höchststehenden, den arischen Völkern, die Keime zu Verwaltung und Gerichtsbarkeit in den Familien, als Urgemeinden, gelegt werden[631], daß auch Religionen am Herde einer Familie entstanden sind. Wenn Familien sich zu einem Stamme heranbilden, wird aus dem einzelnen Herd der Altar eines Dorfes, wenn verschiedene Stämme sich staatlich vereinigen, aus den Altären das Heiligtum eines ganzen Volkes[632]. Nicht nur in praktischer Hinsicht also, auch seelisch liegt das Wesen der Rasse in der Familie vorgebildet. Die Familie ist gleichsam die Zelle der Rasse, ist die Rasse im kleinen. Die Leugner der Rasse könnten geradesogut die Familie leugnen, welche, in ihre fernsten Zeiten verfolgt, jene ganz ebenso in die Tiefe — als Vertikallinie — vertritt, wie eine blutseinheitliche Zeitgenossenschaft (Sippe oder Völkerschaft) sie in die Breite — als Horizontallinie — vertreten würde. Die Grenzen beider verlieren sich im Unbestimmten, sie gehen ineinander über, bilden ein Kontinuum von Blutseinheit. So hat denn auch Gobineau seine Familien-

[628]) Klemm, Bd. IV, S. 4.

[629]) Loebell, „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen", S. 62.

[630]) Wellhausen, „Israelitische und jüdische Geschichte", S. 22 ff.

[631]) L. von Schröder, „Indiens Literatur und Kultur", S. 434 ff.

[632]) Max Müller, „Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion", S. 330.

geschichte ausdrücklich für einen Teil seiner Rassenlehre erklärt, und in der Szene seines „Cesare Borgia", in welcher die schweren Reiter und Bogenschützen aus Bordeaux sich über die alten Familien dieser Stadt streiten, heißt es, von den Eyquems habe „alle Welt" gesagt: „Das ist 'ne gute Rasse." Diese Worte, beziehungsvoll Leuten aus dem Volke in den Mund gelegt, lehren uns, daß im Ausschnitt der Familie auch der gemeine Mann Rasse erkennen, echten von unechtem Adel unterscheiden kann. So ist denn auch Familienstolz implicite zugleich Rassenbewußtsein, der Begriff der Ebenbürtigkeit in der Sphäre der Familie deckt sich mit dem der Reinheit in der der Rasse[633]). In diesem Sinne ist es begreiflich, welch hoher Wert der Genealogie oder Familienkunde nicht nur seit langem von seiten der Historiker beigemessen worden, welche Aufmerksamkeit ihr neuerdings, als einem Teilgebiet der Anthropologie, auch von naturwissenschaftlicher Seite geschenkt wird[634]); bietet doch sie, und fast allein sie, eine sichere Grundlage für die Beurteilung der rassischen Zusammensetzung eines Volkes.

Seine höchste Bedeutung gewinnt der Familiensinn als Ahnenbewußtsein, indem in diesem zum Ausdruck kommt, daß das betreffende Individuum sich ganz unmittelbar als ein Teil, als Vertreter seines Geschlechtes, das heißt seiner Rasse, fühlt. „Die gentilizische Bezeichnung ist eigentlich nur eine verkürzte Angabe des Stammbaumes. Der Vater ist nur das Minimum von dem, was für den freien Mann gefordert wird. Wie die römische Nomenklatur (das Namenverzeichnis) in den Fasten und der Kaisertitulatur, wo sie nur kann, noch mehr Ahnen nennt, so fordert Athen von seinen Archonten den Nachweis des Großvaters, und selbst der Großmutter — vier Ahnen, wie noch heute manche adelige Stifter[635])." Und bezeichnend, daß es bei den Römern weit mehr Nomina gentilicia, ungleich weniger propria gab[636]). Ein Geschlecht freilich hatte jeder Freie, aber nur die Edlen pflegten auf Stamm und Folge der Vorfahren zu achten, suchten Namen und Ruhm ihrer Vorfahren zu erhalten und fortzupflanzen[637]). Wie im realen Leben, so vollends in Dichtung und Sage begegnen uns die Ahnen als einer der wesentlichsten Faktoren. Ganze Gruppen von Epen erscheinen von genealogischer

---

633) Bernhard Körner in der Vorrede zum 12. Bande seines „Genealogischen Handbuchs bürgerlicher Familien", 1906.

634) Von ersteren braucht nur der eine Name Ottokar Lorenz genannt zu werden, von Naturforschern W. Scheidt, „Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde", München 1923.

635) Wilamowitz, „Aristoteles und Athen", Bd. II, S. 184 ff.

636) Jakob Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer", 2. Aufl., S. 341.

637) Ebenda und S. 270.

Tendenz durchtränkt, fast eingegeben[638]). Heldendichtung ist vielfach eins mit Geschlechterdichtung.

Einen schier religiösen Charakter gewinnt das Ahnenbewußtsein im Ahnen*kultus* mancher — namentlich ostasiatischer —, vielleicht einer Frühstufe im religiösen Leben mehr oder minder *aller* Völker. Gewiß ist er zunächst rein spiritualistisch aufzufassen, er galt den *Seelen* der verstorbenen Vorfahren, versinnbildlichte „die Verbindung der sich folgenden Menschengeschlechter durch den Glauben an eine über das Einzelleben erhabene Verbindung der Seelen"[639]). Aber zugleich bedeutet er auch ein Stück realen Rassenlebens, indem die ihm Huldigenden eben doch jene ganze Reihe immerfort wesenhaft lebendig vor sich sahen. Bekannt ist die ungemeine Rolle, welche die Ahnenbilder bei den Römern spielten. Von da ist nur ein Schritt zu der Vorstellung von Ahnengerichten, zu denen die Vorfahren eines bedeutenden Römers nach dessen Tode zusammentraten[640]).

Es begreift sich, daß auf die Erhaltung der Familie, auf die Stärkung des Familiensinnes das oberste Sinnen und Trachten aller geistlichen wie weltlichen Gesetzgeber von je gerichtet gewesen ist, und daß Volkssitten und -begriffe ihnen in diesem Punkte durchaus entgegenkamen. Allen ist die Verachtung der Hagestolzen und der unfruchtbaren Weiber gemeinsam. Bei jedem lebenskräftigen Volk galt es den Männern als heilige Pflicht, ihre Familie nicht aussterben zu lassen. Wo man physisch nicht imstande ist, dieser Pflicht zu genügen, greift man zu juristischen Surrogaten wie die Adoption, oder aber, wie im Musterstaate rassenzüchterischer Drastik, Sparta, zu einer Bestimmung wie der, daß unvermögende Ehemänner anderen Männern zu ihren jungen Frauen Zutritt gewähren mußten[641]).

Die urtümliche Bedeutung der Familie für die gesamten sozialen und Standesverhältnisse wird im Altgermanischen wiederum durch die Sprache tiefsinnig zum Ausdruck gebracht. Karl bezeichnet sowohl den Freien als den Ehemann, Chneht sowohl Servus als Puer (wie übrigens auch im Lateinischen Liberi sowohl Freie als Kinder). Im „Rîgsmâl" werden die Namen der Vorfahren auf die Standesunterschiede angewandt: alle Edeln (iarlar) stammen von Fâdir und Môdir, alle Freien (karlar) von Afi und Amma (Groß-

[638]) Ueber die Rolle der Ahnen in den Sagas der nordischen, den Chansons de geste und verwandten Dichtungen der romanischen Welt vgl. *Pauls* „Grundriß der germanischen Philologie", Bd. II, 1, S. 116 ff., 123, 129 ff. *Gröbers* „Grundriß der romanischen Philologie", Bd. II, S. 462 und 552.

[639]) *Bunsen*, „Gott in der Geschichte", Bd. III, S. 327.

[640]) Dieses Motiv ist schön verwandt im Schlußakte von Friedrich *von Hindersins* Tragödie „Julius Cäsar" (Leipzig 1890).

[641]) *Roscher* „Grundlagen der Nationalökonomie", 17. Aufl., S. 687, der auch Belegstellen für dies alles beibringt.

vater und Großmutter), alle Knechte (thrälar) von Aï und Edda (Urgroßvater und Urgroßmutter) her. Formen, Gebräuche und Benennungen begegnen sich so in beiden Sphären: wir sehen gewissermaßen die Standesschichtung aus der Familie herauswachsen, wie ja denn auch der Vater der Herr und Freie in seinem Geschlecht, der Sohn in des Vaters, wie der Knecht in des Herrn Gewalt ist, die Manumission sich der Emanzipation, die Annahme in Schutz und Hörigkeit sich der Adoption vergleicht[642]).

Wo findet die Familie ihre Grenzen? Auf diese Frage gibt uns zunächst ein Satz Antwort, der nicht nur bei hervorragend geschichtlichen Völkern, wie in Griechenland und Rom, in Geltung stand: Mulier finis familiae. Ausdrücklich ist z. B. bezeugt, daß bei den Albanesen die durch Weiber begründete Verwandtschaft ohne politische Bedeutung ist, daß die Familie, auch in ihrer Erweiterung als Geschlecht, ihnen den Inbegriff aller Agnaten bedeutet[643]). Aber im weiteren erhellt auch, daß die Familie in der unmittelbaren Abstammung, lediglich auf Deszendenz angewiesen, sich nicht behaupten, am allerwenigsten zu den für die Bildung eines Volkes als Zwischenstufe notwendigen größeren Verbänden erweitern könnte. Dieses Moment ist namentlich von Jakob Grimm stark betont worden[644]). Nach ihm entwickelt die Abstammung zwischen Geschwistern eine größere Kraft als zwischen Eltern und Kindern. „Geschlechter haben sich zu Stämmen, Stämme zu Völkern erhoben nicht sowohl dadurch, daß auf den Vater Söhne und Enkel in unabsehbarer Reihe folgten, als dadurch, daß Brüder und Bruderskinder auf der Seite fest zu dem Stamm hielten. Nicht die Deszendenten, erst die Kollateralen sind es, die einen Stamm gründen, nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite."

Hiermit sind wir unmerklich von der Familie zum Geschlecht hinübergeglitten, das, im Unterschied von jener, des öfteren mit einem Baum und dessen Aesten, Zweigen und Blättern verglichen worden ist. Als eine Gruppe von Sonderfamilien, ein Mittleres zwischen Familie und Stamm[645]), haben wir uns die Gens, die Sippe, den Clan oder die Großfamilie als eine Genossenschaft vorzustellen, deren eigentliches Lebensprinzip zunächst jedenfalls auch wieder die Verwandtschaft ist. Das ist schon in der Wortbedeutung von Gens

[642]) Jakob Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer", 2. Aufl., S. 228.

[643]) V. Hahn, „Albanesische Studien", S. 152 ff.

[644]) „Kleine Schriften", Bd. I, 1864, S. 164.

[645]) Streng genommen, müßten wir sagen: Zwischen Familie und Geschlechterverband (Hundertschaft, Phratrie, Kurie). Aber es muß hier nochmals daran erinnert werden, daß nie und nirgends bei Denkern alter und neuer Zeit alle diese verschiedenen Gruppenverbände streng auseinandergehalten werden, ja daß sie nicht auseinanderzuhalten sind, indem sie in der Praxis ebensogut wie in der Theorie unmerklich ineinander übergehen.

ausgedrückt[646]), neben welchem sich bei Caesar für die bei den Germanen ihm begegnenden entsprechenden Genossenschaften (Dorfgemeinden) auch der in jenem Sinne noch bezeichnendere Ausdruck Cognationes findet. Auch unser „Sippe" bedeutet „Blutsverwandtschaft". Diese kann in doppelter Beziehung ins Auge gefaßt werden, einmal als Charakteristikum einer bestimmten Gruppe an sich, und sodann als diese von anderen Gruppen abhebend[647]). Im Verlaufe der Geschichte, wenn die Geschlechter an Zahl der Mitglieder immer stärker an- und sich gewissermaßen zu Unterstämmen auswachsen — bei den Juden z. B. umfaßten sie in nachexilischer Zeit mehrere Tausend Männer —, geht es dann freilich nicht mehr an, den Geschlechtsverband als eine erweiterte Familie aufzufassen: Geschlechter dieses Umfanges sind nicht aus einer Familie erwachsen, sondern durch den Zusammenschluß aufeinander angewiesener Familien unter der Fiktion gemeinsamen Blutes und eines gemeinsamen Ahnherrn entstanden[648]).

Die Geschlechter oder Clans finden sich, als feste Kerne aller politischen Gebilde, je nachdem auch als kulturtragende Einheiten, ziemlich bei allen Völkern, nicht etwa nur bei den semitischen und indogermanischen. In der Geschichte Japans treten sie bedeutsam hervor[649]). Bei den Türken begegnen sie uns als Tire, bei den Mongolen als Aimak[650]). Nicht minder sind sie in den afrikanischen Kolonien Frankreichs, bei Melanesiern und Rothäuten festgestellt[651]). Es liegt in der Natur der Sache, daß sie verschiedenen Völkern verschiedenes, Naturvölkern anderes als Kulturvölkern bedeuten. Aber gewisse Grundzüge sind ihnen nach Entstehung und Bestimmung mehr oder minder überall gemeinsam; als die höheren Einheiten der Familien bilden sie durchweg die maßgebende Gliederung eines Volkes, dessen wesentlichste Obliegenheiten — in älterer Zeit

646) Isidor., Etymol. IX, 2, 1: „Gens est multitudo ab uno principio orta, sive ab alia natione secundum propriam collectionem distincta . . . Gens autem appellata propter generationes familiarum, id est a gignendo, sicut natio a nascendo."

647) Das klingt schon in obiger Definition Isidors an. Ganz ebenso sagt Mommsen, „Römisches Staatsrecht", Bd. III, 1., 1887, S. 9: „. . . In Beziehung auf die inneren Verhältnisse bezeichnet Gens die durch die gleiche Herkunft politisch vereinigten Individuen, in Beziehung auf das Ausland dagegen die nach ihrer physischen Beschaffenheit als gleicher Herkunft erscheinenden. Es ist immer derselbe Begriff, nur denkt man bei der Gens Julia an die Nachkommen des ersten Julus, bei der Gens Numidarum an den ersten, der numidisch redete und numidisch aussah."

648) Eduard Meyer, „Die Entstehung des Judentums", S. 162 ff.

649) v. Brandt in Helmolts Weltgeschichte, Bd. II, S. 11 ff.

650) Ratzel, „Völkerkunde", Bd. III, S 376.

651) F. Clozel und R. Villamur, „Les coutumes indigènes de la Côte d'Ivoire", Paris 1902, p. 82. Letourneau, „Psychologie ethnique", Chap. 4 und 7.

insbesondere auch die Blutrache — ihnen, als zugleich militärisch-politischer Einheit und Wirtschaftsgenossenschaft, in erster Linie zufallen. Auch der religiöse Charakter, den das Geschlecht bei den meisten Völkern trägt und der sich in gemeinsamen Sacra und Grabkult ausprägt, darf hier am wenigsten vergessen werden. Es ist bemerkt worden, daß die Geschlechtsverfassung den Gemeinwesen, in denen sie das erste Alter staatlicher Entwicklung überlebt, etwas ungemein Dauerhaftes und Stetiges verleihe[652]). Nicht minder aber bildet sie das Rückgrat auch solcher Völker, die es zu einem staatlichen Leben im höheren Sinne nicht gebracht haben. Die Geschlechter oder Clans waren es, von denen getragen und mit denen kämpfend einst Mohammed sich und seinen Glauben zur Geltung brachte[653]). Ganz anders groß noch war die Bedeutung der Geschlechter bei den Juden, wie schon daraus erhellt, daß aus ihnen die Aeltesten oder Oberhäupter hervorgingen, welche die Angelegenheiten des ganzen Volkes wie der einzelnen Ortschaften leiteten, und daß bei der Deportation des Jahres 586 von den alten Geschlechtern kein Mann in Palästina zurückgelassen wurde[654]). Bei den indogermanischen Völkern hat die Geschlechtsgemeinde oder Dorfschaft, später zum Gau (Phratrie, Kurie, Hundertschaft) erweitert, durch alle Wechsel und Umgestaltungen des hohen Altertums jahrtausendelang bestanden. Sie bildete gleichermaßen die Kriegerschar wie die beratende Gemeinde; sie war nicht nur ein Produkt des Volksgeistes, ebensosehr die immer neu sprudelnde Quelle zur Nährung und Kräftigung des eigentümlichen Volkscharakters[655]). Je nach dessen Beschaffenheit lag auch der Schwerpunkt der Geschlechter bald mehr nach dieser, bald nach jener Seite. In Rom, wo alles Staat und der Staat alles war, war auch die Gens mehr als irgendwo sonst in der Welt der Staat im kleinen. Nach den Gentes sind die Rechte und Lasten des Staates verteilt, mit dem einzelnen Bürger steht der Staat in keiner unmittelbaren politischen Beziehung. „Die Gens", sagt Ihering, „ist die Identität der Familie und des Staates, sie läßt sich, wie man will, als eine Familie mit politischem Charakter und als eine politische Verbindung mit familienartigem Charakter bezeichnen... Von den drei Interessen, die ihren höchsten Kulminationspunkt im Gesamtstaat finden, dem politischen,

---

[652]) v. Brandt, a. a. O.

[653]) Ratzel, „Völkerkunde", Bd. III, S. 154, wo dies näher ausgeführt wird.

[654]) Eduard Meyer, „Die Entstehung des Judentums", S. 158, 162 ff.

[655]) B. W. Leist, „Gräco-italische Rechtsgeschichte", Jena 1884, Buch I, Abschn. 3, „Die gentilizische Organisation des Gemeinwesens", für die arischen Völker vielleicht die beste Darstellung dieser Dinge, die sich im übrigen ziemlich in allen für die Rassenkunde in Betracht kommenden Wissenschaften, insbesondere in historischen und volkswirtschaftlichen Werken, mehr oder minder sorgfältig behandelt finden.

religiösen und militärischen [letzteres, die Wehrverfassung, bildete wohl unzweifelhaft das ursprüngliche Motiv], repetiert jedes innerhalb der Gens[656])."

Die geschichtliche Entwicklung der Geschlechtsverfassung, die wir als eine ziemlich gleichmäßig bei allen Völkern verlaufende sehr genau zu verfolgen imstande sind, gibt uns nun auch wieder ein getreues Abbild im kleinen des Gesamtverlaufes der Geschichte eines Volkes. Unverkennbar tragen die Geschlechter, wenigstens bei den höherstehenden Völkern, von Hause aus ein aristokratisches Element in sich: sie verkörpern nicht nur eine durch gleiche Sprache, Sitten und Gedankenkreise begründete Zusammengehörigkeit, sondern bergen auch Bluts- und entsprechende Standesunterschiede. Schon Cicero sagt[657]): „Gentiles sunt, qui inter se eodem sunt nomine ab ingenuis oriundi, quorum majorum nemo servitutem servivit, qui capite non sunt diminuti." Offenbar sind es also Gruppen, die sich als etwas Besonderes aus der homogenen Masse des Volkes herausheben, auf sich selbst beruhen. Nur die Grundbesitzer gehören ihnen an, wie ja ursprünglich auch nur sie kriegspflichtig sind. Bezeichnend ist der Name, den die Geschlechtsgenossen in Sparta führen: *ὅμοιοι*, die Gleichen, d. h. die gleichen Blutes sind. Als nicht desselben Ursprungs wie die übrigen Stammesgenossen haben sie auch ihren Stammbaum für sich. Die Masse der Volksgenossen entstammt angeblich durch den gemeinsamen Ahnherrn der Gottheit (Zeus oder Apollo), die Adelsgeschlechter dagegen einem besonderen Heros[658]). Vielfach waren die Geschlechter streng, manchmal kastenartig geschlossen. Wir finden sie noch das ganze Mittelalter hindurch als Klassen in den lombardischen Städten, als „Ordnungen" z. B. in Köln. Eine deutsche Bezeichnung der Mitglieder eines Geschlechtsverbandes war „Geschlechter", als Uebersetzung von „patricius"[659]). Wie stark insbesondere bei den Griechen die Gesellschaft auf gentilizischer Grundlage ruhte, ersehen wir unter anderem daraus, daß noch Homer sich einen Menschen, der außerhalb eines Geschlechterverbandes (einer Phratrie) steht, nur als verkommenes Subjekt — „*ἀφρήτωρ, ἀθέμιστος, ἀνέστιος* = unzünftig, gesetzlos, heimatlos" — vorzustellen vermochte[660]).

So stehen lange Zeit gewissermaßen zwei Völker nebeneinander, am schärfsten ausgeprägt in Rom, wo nur die Patrizier und ihre Klienten den eigentlichen Populus bildeten, die Plebejer außenstanden. Erst allmählich ändert sich das Bild: die aus dem Exil

[656]) „Geist des römischen Rechts", Teil I², S. 184 ff., S. 200.

[657]) Topic. 29.

[658]) Eduard Meyer, a. a. O., S. 152, und desselben „Forschungen zur alten Geschichte", Bd. II, S. 517.

[659]) Stahr zu Aristoteles' „Politik" (deutsch), II, 1, 12, S. 121.

[660]) Beloch, „Griechische Geschichte", Bd. I, 1893, S. 39 ff. Die homerische Stelle findet sich „Ilias", IX, 63.

zurückgekehrten Nachkommen der nichtgrundbesitzenden Bevölkerung Judäas erhalten Ackerlose, konstituieren sich als neue Geschlechter und treten damit als gleichberechtigte Mitglieder in die Gemeinde ein[661]). Aehnliches bewirkten die antipatrizischen Revolutionen bei den klassischen Völkern, die des Kleisthenes in Athen, die des Servius in Rom. Die Befreiung der Hörigen schafft allgemach einen neuen sozialen Körper, plebejische Geschlechter entstehen unter der Hand (wie der von den Claudiern abgelöste [Klienten-] Zweig der Marceller), die Klienten verschmelzen mit den Plebejern. Die neuen Geschlechter bekommen jetzt auch Kulte zugewiesen; das Patriziat bleibt zuletzt nur noch ein Name, eine Erinnerung. Eine neue Aristokratie, auf plutokratischer Grundlage erwachsen, tritt an die Stelle des alten Erb- oder Geburtsadels, muß aber ihrerseits wieder der Demokratie in ihren verschiedenen Stadien weichen[662]). Der ideale Sinn, der dem einstigen Edelbürgertum, neben seinen praktischen Tendenzen, innegewohnt hatte, tritt darin zutage, daß, auch nachdem seine politischen Vorrechte längst erloschen, als einziges Ueberbleibsel seiner alten Vormachtstellung sein religiöser Charakter ihm verblieb. Nachdem sie ihre wirtschaftliche Einheit aufgegeben, auch ihre Bedeutung als Rechts- und Schutzgemeinde eingebüßt, blieb die Sippe doch als Kultgemeinde noch in manchen Ländern lebendig. „Die antiken Sippenfeste sind wahrscheinlich bis in eine sehr späte Zeit gefeiert worden, nur hatte der gemeinsame Kultus keinen weltlichen Hintergrund mehr. Die christlichen Heiligen, welche in ganz Europa die Nachfolger der Sippengötter wurden, beschirmen nicht mehr die verwandtschaftliche, sondern die räumliche Gemeinde"[663]).

Damit berühren wir nun den springenden Punkt, den eigentlichen Sinn der vorbezeichneten Umwälzungen, die territoriale Gliederung tritt an die Stelle der auf Blutsbanden beruhenden. In den athenischen Demen wie in den neuen römischen Tribus werden die Menschen nicht mehr nach der Geburt, sondern nach dem Wohnsitz eingeteilt. Damit war der ursprünglichen Blutseinheit der entscheidende Stoß versetzt. Wie immer im Völkerleben, ging aber auch dieser Blutswandel mit ebenso entscheidenden wirtschaftlichen Veränderungen Hand in Hand; er vollzog sich in dem Maße, als der Uebergang vom Land- zum Stadtleben, vom Ackerbau als der herrschenden Produktionsform zur Industrie erfolgte. Je mannigfaltiger die Wirtschaftsbetriebe, je ausgreifender die menschlichen Unternehmungen werden, desto stärker wird der Zug zur Zersetzung der Altfamilien, desto mehr wird die Bevölkerung gemischt, auf

---

[661]) Eduard Meyer, „Die Entstehung des Judentums", S. 156.

[662]) Diese Vorgänge werden besonders anschaulich geschildert in Fustel de Coulanges' „La cité antique", wo auch die Belege aus der alten Literatur.

[663]) Große, „Die Formen der Familie", S. 214.

den Schutz der Gentilen angewiesene Zwischenbewohner, „Metöken", schieben sich ein, und unversehens ist nicht mehr das organische Moment der Verwandtschaft, sondern das mechanische des Zusammenwohnens, sind die Verwaltungsgesichtspunkte das Ausschlaggebende.

Der Streit über die Bedeutung bzw. das Vorwiegen des Bodens in der Gentilverfassung ist wohl auch etwas zu schematisch generalisierend geführt worden. Es leidet keinen Zweifel, daß hier recht verschiedene Verhältnisse obgewaltet haben. Einerseits sahen wir ja, daß bei manchen Völkern die Zugehörigkeit zur Sippe an den Grundbesitz geknüpft war. Anderseits steht nicht minder fest, daß gerade nomadische Völker die genealogische Gliederung besonders ausgeprägt aufweisen. Aber auch bei seßhaften Völkern, die nur einen einigermaßen starken Wandertrieb besaßen, bildete des öfteren den ältesten Staat nicht ein Land mit seinen Bewohnern, sondern, ohne Rücksicht auf jenes, ein Gruppensystem von Bewohnern, neben denen auch andere, keiner jener Gruppen angehörende Menschen lebten. So ist auch die älteste römische Verfassung offenbar auf ein mit dem Boden noch wenig verwachsenes, an alter Beweglichkeit festhaltendes Volk zugeschnitten, sie ist ebensogut die Verfassung eines Heeres wie eines Volkes, denn die nach Gentes und Kurien geordnete Volksversammlung ist ja nichts anderes als ein formiertes Heer. Ein ganz ähnliches Bild gewinnen wir aus Caesar und Tacitus von den Germanen, und auch bei den Kelten dürfte es nicht anders gewesen sein. Das Auftauchen mancher Wanderstämme aller dieser Völker an den verschiedensten Stätten hat fast etwas von nomadischer Ausbreitung an sich[664]).

Erstaunlich ist auch die Zähigkeit, mit welcher das Geschlecht durch alle Wandlungen der Geschichte immer wieder durchschlägt. Auch im jüdischen Reiche waren ja an die Stelle der Geschlechter Städte und Dörfer getreten; aber gerade in der größten Krise des Volkes, im Exil, wurde die ethnische Genealogie, wurden Geschlechter und Familien neu belebt[665]). Bei den Germanen, wo wir die Entwicklung des Sippenstaates über den Gemeinde- und Gaustaat zum Völkerschafts-, Stammes- und Reichsstaat besonders genau verfolgen können, blieb der alte Geschlechterverband als das bildende Urprinzip der germanischen Gesamtverfassung auch zu der Zeit, da Gemeinde oder Gau den Rahmen ihres Staates ausmachten, in wichtigsten Aeußerungen, wie in Rechts- und Erbschaftsfragen, noch jahrhundertelang lebendig[666]). Wie mit Naturgewalt tauchen die durch umfassendere staatliche Ordnungen zurückgedrängten großen Geschlechter in Zeiten der Wirren wieder auf. Es braucht hierfür

[664]) J. Lippert, „Kulturgeschichte", Bd. II, S. 561 bis 571.

[665]) Ed. Meyer, a. a. O., S. 135 ff., und R. Smend, „Die Listen der Bücher Esra und Nehemia", Programm, Basel 1881.

[666]) F. Dahn, „Die Germanen", passim, und „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", Bd. I, S. 103 ff.

nur an das Treiben der Colonna und der Orsini im anarchischen Rom des Mittelalters erinnert zu werden.

Die größte Dauerbarkeit hat die Sippe, als Familie aller Grade[667]), nächst einigen germanischen Stämmen, unter denen die Dithmarschen voranstehen, bei einzelnen keltischen Völkern, insbesondere den Hochschotten und den Iren, bewiesen. Letzteres Land war noch bis ins 16. Jahrhundert unter Familienstämme (Clanschaften) verteilt. Die Familie war durch die festesten Bande des gemeinsamen Blutes gebunden, sie bildete eine Einheit, und alle Glieder führten einen gemeinsamen Namen. An der Spitze stand der Laird, der älteste Sohn und Nachkomme des ältesten Stammhauptes. Zu diesem standen alle Glieder des Clans in einem sorgfältig ermittelten und festgestellten Familienverhältnisse dem Grade nach. Diese Grade waren in Zahlen geordnet, das kleinste und ärmste Glied stand vielleicht im 230. Grade der Verwandtschaft zum Laird, aber es hatte das Gefühl und den Stolz, daß in ihm dasselbe Blut floß. Der Grund und Boden gehörte dem Clan, aber der Laird war der einzige äußere Repräsentant desselben, er allein verteilte den Grund und Boden zur Nutznießung unter die sämtlichen Clansglieder und legte ihnen einen Zins auf, wovon er mit seiner Familie lebte. In den sogenannten Religions-, in Wahrheit Rassenkriegen, gipfelnd in den Schlächtereien Cromwells, wurden dann die Häupter des Volkes, die Lairds, vertilgt oder vertrieben, der Grund und Boden zum größten Teil an englischen Adel gegeben. Der neue Herr war nicht mehr Familienhaupt des Clans, er hatte keine Art von Verbindung mit den alten Clansgliedern, sie gehörten einer anderen Nation an, hatten eine andere Religion, andere Sitten, Trachten und Lebensweisen. Er hatte nicht die mindeste Verbindlichkeit, sie zu ernähren und zu erhalten, sie waren vogelfrei, konnten auch von den fremden Herren verjagt oder vertrieben werden. Das solange andauernde Elend der irischen Landbevölkerung, die Auswanderung von Millionen waren die Folgen dieses gesetzlich völlig geordneten Unrechtszustandes[668]). So hat England, das Mutterland, schon Jahrhunderte früher einer doch verwandten weißen Rasse gegenüber das vorweggenommen, was später — noch gründlicher — die Tochternation an den Indianern vollzog. Noch länger, nämlich bis ins 18. Jahrhundert, bestand das Clanswesen in Schottland fort. Und so war es denn auch nach der Niederwerfung des von dem letzten Stuart dort 1745 erregten Aufstandes die erste Sorge der englischen Regierung, dieser seit undenklichen Zeiten unter den Hochschotten bestehenden Einrichtung durch

[667]) „Famille à tous les degrés“: Henri Martin, „De la France“, 1847, p. 109. Vgl. desselben „Histoire de France“, 4me édit. T. I, p. 3, über den Clan.

[668]) Nach v. Haxthausen, „Die ländliche Verfassung Rußlands“, S. 382 ff.

Verbannung oder Hinrichtung der Häupter und durch allerlei Zwangsmaßnahmen gegen die Glieder der Clans ein Ende zu bereiten[669]).

Bei Völkern, denen das Los, in solcher Weise vergewaltigt zu werden, erspart blieb, hat sich dagegen die Clansverfassung stellenweise bis zum heutigen Tage erhalten. Von einigen Naturvölkern abgesehen, bei denen sich das Clansleben gewissermaßen in seiner naivsten, primitivsten Form studieren läßt, ist hier vornehmlich auf die verhältnismäßig geschichtsärmeren Völker Europas, also die slavischen, hinzuweisen: die Russen und weit mehr noch die Südslaven. Letztere, besonders Herzegowiner und Czernagorzen, aber auch Kroaten und Serben zeigen uns noch das von den übrigen indogermanischen Völkern längst überschrittene Stadium, die indogermanischen Stammes- und Familienzustände mit fast völliger Treue erhalten. Die südslavischen Ackerbauer leben und wirtschaften in Hausgenossenschaften. Eine solche Hausgemeinschaft (zadruga) ist eine mehr oder weniger ausgedehnte Vatersippe. Grundlage des Stammesdaseins ist ein kommunistisches Zusammenleben. Mehrere Hausgenossenschaften vereinigen sich zu einer Brüderschaft (bratstov), mehrere Brüderschaften zu einem Stamm (pleme)[670]). Der Familienkommunismus erhielt sich dermaßen fest durch die Jahrhunderte, daß das 1850 erlassene Grundgesetz für die österreichische Militärgrenze ausdrücklich das patriarchalische Leben des Grenzvolkes als Nationalbrauch unter den Schutz des Gesetzes stellte. Auch in Serbien bestätigte das Zivilgesetzbuch von 1844 nur die hergebrachte Sitte[671]).

Die rassische Sonderart der Germanen gegenüber einstigen Mitindogermanen drückt sich wohl soleicht in keinem anderen Zuge charakteristischer aus, als darin, daß bei ihnen, im Gegensatz zu den Clans der Kelten und den Hauskommunionen der Slaven, die auf Gesamtbesitz der Geschlechter begründet waren, individualisierter Grundbesitz der Familien für die erste feste Ordnung der Agrarverhältnisse ausschlaggebend wurde[672]). Während so jene anderen

---

669) Augustin Thierry, „Histoire de la conquête de l'Angleterre", T. 4, p. 187/88. Vgl. auch Schrader, „Reallexikon", S. 774, über Walter Scotts Schilderungen im „Waverley".

670) Schrader, „Reallexikon", S. 770 ff. unter „Sippe". v. Hellwald, „Kulturgeschichte", Bd. III⁴, S. 182 ff.

671) Meitzen, „Siedelung und Agrarwesen", Bd. II, S. 213. Dieses bedeutende und aufschlußreiche Werk leidet doch an den starken Einseitigkeiten aller Bodenverfechter. So will Meitzen (Bd. I, S. 141) sogar in den germanischen Hundertschaften weder Geschlechter noch Heereskörper, sondern lediglich Weidegenossenschaften sehen. Auch die Clanverfassung faßt er in ähnlicher Weise rein wirtschaftlich (ebenda S. 182 ff.).

672) v. Inama-Sternegg in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie", Bd. III, S. 12.

Völker „im Eise der Stabilität"[673]) steckenblieben, konnten die persönlichkeitsbegabteren germanischen Stämme in ihren für das 8. bis 11. Jahrhundert urkundlich bezeugten, zum Teil aber auch schon älteren Sippensiedlungen in Baiern, Schwaben, Franken, Niedersachsen, Hessen und Thüringen, wie in den folgenden Jahrhunderten in der Besiedlung des Ostens, wahrhaft schöpferische Taten vollbringen[674]).

Wie tief eingewurzelt das Sippenleben auch in unserem Volke war, beweist nichts deutlicher, als daß die Reste desselben in manchen Gegenden unseres Vaterlandes noch immer nicht ausgetilgt sind. Am längsten behauptete sich die Dorfsippe bei den Friesen und Sachsen, aber auch in Süddeutschland bezeugt die nicht seltene Vorherrschaft eines Familiennamens in einem Dorfe alten Geschlechterverband. Namentlich in abgelegenen Alpendörfern sitzen alte Geschlechter noch heute zusammen[675]).

Bei seinen Bemühungen, der immer rücksichtsloseren Zentralisation in seinem Vaterlande gegenüber dem Gemeindeleben wieder zu größerer Selbständigkeit zu verhelfen, wies Gobineau in seiner „Revue provinciale", einer publizistischen Leistung seiner jüngeren Jahre, auch darauf hin, daß die Gemeinde, wie sie den ersten Keim von Völkern und Staaten bilde, so auch in Zeiten höchster Bedrängnis — er führt namentlich das Beispiel der Neugriechen unter der Türkenherrschaft an — als deren letzter Rückzugs-

673) So Viktor Hehn, „De moribus Ruthenorum", S. 153.

674) Ueber die germanischen Sippensiedlungen, wie das germanische Geschlechterwesen überhaupt vortrefflich Elard Hugo Meyer, „Deutsche Volkskunde", S. 2 bis 10 und 19 bis 30. Wenn wirklich das Wort Dorf, wie Meyer Seite 2 sagt und Kluge in seinem Etymologischen Wörterbuch zu bestätigen scheint, mit dem lateinischen „turba", Schar, Haufe, urverwandt wäre und ursprünglich nur eine bloße Menge bedeutete, so wäre das ein neuer sprechender Beweis dafür, wie unbedingt auch unsere Vorfahren in ihrer Vorstellung die lebendigen Besiedelnden dem toten Besiedelten voranstellten.

675) E. H. Meyer, a. a. O., S. 19 ff. Dort besonders reichliche Mitteilungen über den bäuerlichen Geschlechterstaat der Dithmarschen mit seinen Slachten und Kluften. v. Haxthausen („Die ländliche Verfassung Rußlands", S. 419) fand noch 1834 auf dem Hochwalde von Trier die sogenannten Geheberschaftsgemeinden, wo alle 13 Jahre der Grund und Boden von neuem unter alle Gemeindeglieder verteilt wurde. Auch Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft", S. 98 ff, 463, bringt Beispiele für das Fortleben der Clansverfassung im Bauerntum (und in der Zigeunerschaft!). Danach finden sich namentlich im Westerwald Dörfer, deren Gemeinde tatsächlich nur eine Familie bildet. Solche mit nur drei bis vier Familiennamen sind gar nicht selten. Ganz Aehnliches hat der Verfasser für gewisse Ortschaften der Französischen Schweiz feststellen können. Auch an die Enklave der Schwälmer Bauern in Kurhessen darf hier wohl erinnert werden. Beiläufig bemerkt, gehen nach E. H. Meyer („Mythologie der Germanen", S. 122 ff.) auch unsere norddeutschen Gilden, wenn auch nicht auf die Sippe selbst, doch auf das Vorbild der Sippe zurück.

winkel sich bewähre. Er machte diese Bemerkung, noch ehe er an die Vorstudien zu seinem „Essai" ging, und ohne diesen Zug noch in rassische Zusammenhänge zu bringen. Heute aber, wo uns das Zusammenfallen von Gemeinde und Sippe nicht nur als theoretische Wahrheit, auch als lebendige Wirklichkeit vor Augen steht, können wir jenem Satz, völlig im gleichen Sinne, die Wendung geben: Von wo sie einst als ein werden wollendes Ganzes ausging, da vor allem — in den Familien und Geschlechtern — begegnen wir auch heute noch den Trümmern der Rasse, die in ihnen inmitten aller der rassenfeindlichen modernen Elemente, der Allvermischung, der Verstädterung, der Freizügigkeit, enklavenartig, inselartig fortlebt.

Zwischen dem Geschlecht und dem Stamm trat uns der Geschlechterverband (die Phratrie, Kurie, Hundertschaft) entgegen. Daß auch dieses Gebilde den vor und nach ihm auftretenden gegenüber nicht immer fest abgegrenzt, sondern mannigfachen Uebergängen ausgesetzt war, bedarf nach allem früher Gesagten kaum einer Bemerkung. Klar ist vor allem, daß schon die Bezeichnung Hundertschaft nicht wörtlich zu nehmen ist, daß sie nicht die abgezählte, sondern nur die große Zahl bedeuten muß[676]). Uebrigens aber hören wir z. B. von Gallien, daß es zur Zeit der Eroberung durch Caesar, wo es nur sehr wenige Städte enthielt, in „civitates" (Völkerschaften) zerfallen sei, die ihrerseits wieder in Gaue geteilt waren, von denen Caesar 300 bis 400 vorgefunden haben soll[677]). Als Gau pflegt für gewöhnlich das Landgebiet des Stammes bezeichnet zu werden. Aus Caesars Beschreibung des gallischen Krieges geht aber unzweideutig hervor, daß jene „civitates" bald mächtig und umfangreich, bald klein und unbedeutend waren, woraus sich ergibt, daß sie, je nachdem, ebensogut als Geschlechtsverbände wie als Stämme gelten konnten, und ganz ähnlich lagen die Dinge offenbar bei den Germanen. Den rubrizierenden Theorien der Gelehrten setzt eben die Natur immer und überall ihre unbeirrbare Mannigfaltigkeit entgegen.

Wenn wir schon für die Geschlechter und Geschlechterverbände vielfach feststellen mußten, daß in ihnen das Verwandtschaftsprinzip mehr der Form als dem Wesen nach wirksam gewesen, mehr in der Idee als in der Wirklichkeit festgehalten worden sei, so gilt das natürlich in erhöhtem Maße vom Stamm. Nicht als ob nicht auch bei ihm vielfach noch eine weitgehende, in einzelnen Fällen eine unbedingte Blutseinheit bestanden, und als ob nicht in anderen der Glaube, wäre es auch als Wahn, seine gewohnten Wunder gewirkt hätte, im allgemeinen lag es aber doch in der Natur der Sache, daß in der Epoche der beginnenden politischen Bedeutsamkeit des Stammes viele darin aufgenommen wurden, die Volksgenossen,

676) Lippert, „Kulturgeschichte", Bd. II, S. 576.
677) J. Marquardt, „Römische Staatsverwaltung", Bd. I, S. 117.

aber nicht Verwandte waren, und daß das stammliche Gemeinschaftsgefühl sich alsdann de facto mehr auf gemeinsames Ringen und Streben, auf gemeinsam erlebte Freuden und Leiden begründete[678]).

Wie dem aber auch sei, ausgegangen ist auch der Stamm von der ursprünglich gewiß nicht nur vorgespiegelten Verwandtschaft. Das bekundet unzweideutig schon die Sprache, nach der der Stamm „Menschen, Familien, Geschlechter, welche ihre Abkunft von einem Elternpaare (Stammeltern) in ununterbrochener Reihe abzuleiten vermögen" oder auch „diejenigen Dinge einer Art, welche einen gemeinschaftlichen Ursprung haben", umfaßt.

„Stämme", sagt Niebuhr[679]), „ist ein richtiger deutscher Ausdruck, deutend auf alte Einrichtungen unserer Nation, die über alle Geschichte hinausliegen. Wir haben keine Stämme mehr, wir haben nur Geschlechter, aber der Sprachgebrauch gibt uns das Wort Stamm von den ältesten Zeiten her, so daß z. B. in der uralten Bibelübersetzung die Tribus bei den Juden immer durch Stämme wiedergegeben werden." In diesen Sätzen erscheint, im Munde eines Dithmarschen gar, nur eines unbegreiflich, daß wir keine Stämme mehr haben sollen. Gewiß ist es unbestreitbar, was Niebuhr vorschwebt, daß die Ausbildung und Scheidung seiner Stämme im wesentlichen den Inhalt der Urgeschichte eines Volkes bildet[680]), daß diese alsdann im geschichtlichen Verlaufe mehr und mehr zurücktreten, in dem Maße, wie das Volk als Ganzes sich konsolidiert und die Verfassung von der Stammorganisation sich trennt. Aber es gilt dies doch nur für das Aeußere seiner Geschichte, in der inneren, unter der Oberfläche, bestehen und wirken die Stämme fort, und im Volksbewußtsein sind sie ebenso lebendig wie für alle Staatstheorien nicht vorhanden. Schon allein das Wort Volksstamm, das uns unzählige Male begegnet, sollte uns darüber belehren, daß Volk und Stamm unzertrennlich sind, daß sie nur zusammen leben und sterben können. Es bezeichnet ebensogut einen Stamm unter dem Gesichtspunkte des Volkes wie ein Volk unter dem des Stammes[681]). Völker, die nicht aus Stämmen zusammengewachsen wären, können wir uns nicht vorstellen, zum mindesten liegen sie geschichtlich nicht vor. Bei den Indogermanen insbesondere können wir das Hervorgehen der Völker aus den Stämmen am besten beobachten. Ueber dem Stamme (bei den Indern jana, bei den Iraniern dazyu, bei den Germanen thiuda, bei den Slaven narodu, bei den Griechen *φυλή*, bei den Italikern tribus) steht

[678]) Locbell, „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen", S. 62 ff.

[679]) „Vorlesungen über römische Geschichte", Bd. I, S. 121.

[680]) Müllenhoff, „Deutsche Altertumskunde", Bd. III, S. 194.

[681]) Die Libyer, eine Nebengruppe der Hamiten neben Aethiopen und Aegyptern, wurden von den Arabern des Mittelalters Kabylen (= Stämme) genannt. Hier figuriert also das Wort sogar als Eigenname eines Volkes.

im hohen Altertum der Arier nichts[682]). Diese bilden eine Anzahl sich differenzierender Stämme aus, liefern sie an der Schwelle der Geschichte ab, von wo aus sie dann, als Völker, ihren Sonderlauf durch diese vollführen. Bünde von Stämmen, meist zu Eroberungszwecken geschlossen, bedeuten die ersten größeren geschichtlichen Leistungen aller Völker, mag es sich um Inder, Meder, Perser, Griechen und Römer oder um Phönizier, Juden und Araber handeln.

Die Eroberung Hindostans, der Trojanische Krieg, die germanische Völkerwanderung — sie alle, und wie vieles andere, stehen im Zeichen solcher Bünde von Stämmen unter Stammeshäuptlingen oder patriarchalischen Königen, die zugleich die Heerführer, die Richter, die Lehrer und die Arbeitsherren der Ihrigen waren[683]).

Aus dem Umstande, daß die Zeitdauer der Entwicklung der Stämme eine ganz unverhältnismäßig viel längere war als die entsprechende der Völker, ergibt sich die ganz außerordentliche Festigkeit der ersteren, welcher es zuzuschreiben ist, daß bei manchen Völkern, wie z. B. den Afghanen, die Stammesverfassung sich bis heute erhalten hat[684]), und daß andere, ins geschichtliche Leben stärker und mannigfacher hineingezogene, wie das unsrige, sich zum mindesten eine hohe Stammtümlichkeit durch alle politischen Gestaltungen bewahrt haben. Mehr und mehr wird es erkannt, daß in der Stammesheimat noch heute vornehmlich wurzelt, was wir von Rasse besitzen. Und niemandem auch wird es entgangen sein, daß, nachdem wir als Volk versagt haben, wir uns wie instinktiv auf die Stämme zurückziehen, wie um dort neue Kräfte zu sammeln — zunächst vielleicht Einzelkräfte, die aber einem etwaigen neuen Zusammenwachsen und Zusammenschließen vorarbeiten sollen[685]). Ein solches Zurückgehen auf die Grundelemente der Stämme ist der schlagendste Beweis, daß in ihnen der eigentliche Nerv der Völker zu erblicken ist, daß ihre Stärkung die der letzteren bedeutet. Wie ja denn auch umgekehrt, wo es galt, unterworfene Völker unschädlich zu machen, die herrschenden hierfür kein besseres Mittel wußten, als die Stämme auseinanderzureißen. In Aegypten pflegte man von den nach Kriegen dorthin verpflanzten Fremden die nordischen Gruppen nach dem Süden, die Südländer nach dem Norden zu

---

682) B. Leist, a. a. O., S. 104.

683) Gumplovicz, a. a. O., S. 196 ff., 204 ff. Eduard v. Hartmann, „Philosophie des Unbewußten", S. 334.

684) Schrader, „Reallexikon", S. 774.

685) Im Frühjahr 1926 hat in Freiburg i. Br., als einem der Zentren der alemannischen Welt, eine „Alemannische Woche" stattgefunden, in welcher wie in einem Auszuge die geschichtliche und kulturelle Gesamtbetätigung dieses Stammes dem heutigen Geschlecht vor Augen, Ohren und Herzen geführt wurde. Es erschien nur natürlich, daß ein hervorragender Anthropologe die treibende Kraft dieser Veranstaltung war und auch das Schlußwort zu derselben sprach, indem er das physische wie geistige Fazit seines heimischen Stammes zog.

versetzen, um jeder gefährlichen Gemeinschaft stammverwandter Nachbarn vorzubeugen[686]). Die Römer haben die Zertrümmerung der Stämme mit wahrer Virtuosität ausgeübt, sozusagen zum System ausgebildet[687]). Und noch in unseren Tagen konnte (in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 6. März 1907) der stellvertretende Kolonialdirektor nach der Niederwerfung des Aufstandes der Bondelzwarts es als eine Lücke in den diesen auferlegten Friedensbedingungen bezeichnen, daß es nicht gelungen sei, ihre Stammeseinheit zu brechen.

Diese Dauerbarkeit der Stämme, die etwas von einer Urkraft an sich hat, beruht darauf, daß sie — als letzter Ausläufer — unmittelbar aus der Rasse hervorgegangen sind. Indem sich diese zu Stämmen gruppiert, erscheinen ihre Eigentümlichkeiten in ihnen intensiv gesteigert, ausgebildet und befestigt, um späteren Nationalitäten als Grundlage zu dienen[688]). Und zwar erfolgt — auf dem Wege über die Geschlechter und Geschlechterverbände — zugleich ihre Differenzierung; sie versinnbildlichen das Individuelle im Gemeinsamen, die Verschiedenheiten in der Einheit; sie sind gleichsam die prismatischen Farben der Rasse. Sie teilen auch deren Schicksale; möglich sogar, daß auch auf sie das für die Völker anscheinend feststehende Gesetz Anwendung findet, wonach es einerseits einer gewissen Anregung durch Mischung zur Hervorbringung namentlich kultureller Leistungen und anderseits doch wieder einer gewissen Homogeneität und Ebenbürtigkeit in diesen Mischungen zur Aufrechterhaltung von deren Höhe bedarf. Man kann sie insofern den Edelmetallen vergleichen, die erst dann gefährdet erscheinen, wenn sie schlechten Legierungen ausgesetzt werden, denen aber sonst kein Schmutz, kein Rost der Zeit etwas anhaben kann, solange sie ihre Reinheit (die Stämme das nötige Maß von Inzucht) bewahren[689]).

---

[686]) Brugsch, „Geschichte Aegyptens", S. 551.

[687]) Vgl. hierzu „Gobineaus Rassenwerk", S. 361 ff.

[688]) R. von Mohl, „Enzyklopädie der Staatswissenschaften", 2. Aufl. Tübingen 1872, S. 16. Vgl. desselben „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik", Bd. II, S. 337.

[689]) Wenn Günther („Rassenkunde des deutschen Volkes", 4. Aufl., S. 213) sagt: „Was im heutigen deutschen Volkstum die Menschen gleichen Stammes eint, sind nicht gleiche Erbanlagen sondern gleiche Mundart und Sitten", und an anderer Stelle die deutschen Stämme als „geschichtlich-sittentümliche Gebilde" bezeichnet, so geht er — in der Abwehr übermäßiger und irreführender Betonung des Stammtümlichen als Rasseerhaltenden (durch Prietze) — wohl zu weit. Wohl tritt das Blutsmoment im Verlauf der Geschichte immer mehr zurück, aber ein solchermaßen abgedämpftes differenziertes Fortleben auch des Rassisch-Nordischen in den Stämmen braucht man darum nicht zu leugnen. Was in Prietzes „Natur und Volkstum" (1920), richtig, ist nur das bekannte stärkere Vorhalten und Wiederdurchschlagen der Rasse bei der Landbevölkerung.

Wenn also die Stämme den Bezirk bilden, innerhalb dessen Verwandtschaft, Blut und Rasse noch mehr oder minder Wirklichkeit bleiben, wo noch ein unmittelbar gemeinsames Werden, gemeinsames Sein, gemeinsames Erleben und Empfinden waltet, wenn sie, als ein solches rassenhaftes, das eigentlich bewegende Grundelement der inneren Geschichte der Völker abgeben, so dürfen wir folgerichtig wohl auch sagen: Die stammtümlichsten Völker sind auch die rassenhaftesten. Unter den bedeutenden Kulturvölkern ragen in dieser Beziehung hervor: Juden, Hellenen und Germanen (bei den Indern hat sich die Rassenkraft in den Kasten, einem mehr sozialkünstlichen den ethnisch-natürlichen Gebilden der Stämme gegenüber, aufgesammelt). Die Stämme dieser drei, namentlich der zwei letzten, erwecken durchaus den Eindruck von Persönlichkeiten, man könnte sie den Geschwistern einer Familie vergleichen, und sehr schön hat denn auch Zeuß in der Einleitung seines Buches über die Deutschen und die Nachbarstämme gesagt: „Die deutsche Altertumswissenschaft betrauert den Untergang der Goten, Gepiden, Burgunden in ihrer Jugendkraft mit allen Schätzen altertümlichen deutschen Lebens wie Freunde und Verwandte die aus ihrem Kreise entrissenen Glieder.“ Aber von allen Völkern gilt, daß sich im Werden und Wachsen ihrer Stämme das stärkste Teil von Leben vorbereitend konzentriert, das dann später je nach der stammtümlichen Veranlagung der einzelnen Völker Fortbildung findet oder ins Stocken gerät. Der Stamm ist noch klein genug, um im Rahmen wirklicher oder vermeinter Blutsverwandtschaft, familienartiger Zusammengehörigkeit, gemeinsamen ideellen und geistigen Besitzlebens zu bleiben, und doch groß genug, um bedeutendere Vorgänge, Taten und Schöpfungen aus sich zu erzeugen und ein weiteres Echo derselben zu wecken. So wurzelt in ihm das eigentlich Positive, Schöpferische eines Volkes; alles erscheint in ihm sozusagen nach natürlichen Geboten und Instinkten geregelt, von innen heraus gewachsen oder auch von unten herauf geworden, im Gegensatz zur späteren staatlichen Gliederung, in der alles künstlich, durch bewußtes Denken, Eingreifen von außen oder auch von oben herab gestaltet ist. So ist der Stamm zugleich der Urquell der Sagen, Sitten und Gesetze, die Wiege der Helden und Götter. Am meisten gilt das hier Gesagte von den Sagen, deren Helden — das heißt die ältesten, die am meisten typischen Helden — den Stämmen angehören. Wenn von anderer Seite behauptet worden ist, daß die Sagen, weil immer lokalen Ursprungs, sich nur auf die kleinsten ethnischen Gebilde bezögen[690]), so ist soviel zuzugeben, daß es wohl für immer im Dunkel bleiben wird, in welchem der aufsteigenden Gebilde eines Volkes die Sagen und ihre Helden zuerst aufgetaucht sein mögen. Daß sie aber innerhalb der Stämme

[690]) So Mucke, a. a. O., S. 177.

ausgebildet, von diesen sich zu eigen gemacht worden sind, bei ihnen Leben gewonnen haben, in ihnen fortleben, leidet keinen Zweifel. Aehnliches gilt von den Göttern und ihren Kulten. In Aegypten z. B. hatte jeder Gau seinen eigenen Hauptgott und seine eigenen Traditionen [691]. Der Stammescharakter Jahwes und seiner Nebenbuhler ist bekannt genug. Aber auch die meisten der vorhandenen Berichte oder Erinnerungen aus der israelitischen Heldenzeit lassen sich als Stammsagen betrachten, die Helden entstammen ganz verschiedenen Landesteilen, Gideon und Jephta dem Stamme Manasse, Simson ist Danite usw.[692]. Auch die iranischen Sagen waren ursprünglich zum guten Teil auf Stamm- bzw. Geschlechtersagen aufgebaut [693]. Und vollends bei Griechen und Germanen hat die Stammesdifferenzierung das Beste zur Befruchtung der Phantasie getan, der alsdann der Dorer Herakles, die Aeolier Achill und Ajas, der Gote Dieterich, der Franke Siegfried, und wie viele andere, entwachsen sind. Auch die Hauptgötter der Griechen sind ursprünglich stammtümlich gewesen, erst allmählich gemeinhellenisch geworden.

Dies alles liegt klar zutage. Die schöpferische Bedeutung der Stämme als unerläßlicher Vorbedingung einer höheren Rassenkultur wird an den genannten Völkern besonders ersichtlich. Nur angedeutet werden kann hier, welche Mannigfaltigkeit, welche Fülle charakteristischer Eigenart, individuellen Lebens bei Griechen und Germanen in Sprache und Poesie ihrer Stämme ausgebreitet sind. Homer konnte nur auf jonischem, Hesiod, Pindar nur auf äolischem, die Tragödie nur auf attischem Boden erwachsen. Im übrigen ist dieses Thema der griechischen — und germanischen — Stämme ein so reichhaltiges, daß seine Behandlung in der Hauptsache unserem zweiten Teile vorbehalten werden muß [694].

Weit schwieriger ist es, bei den romanischen Nationen eine Wirksamkeit des stammtümlichen Elementes nachzuweisen. Sicher ist ja nur, daß ein solches dem Volke und Reiche, auf welche nicht nur deren Benennung, auch vielfach verbreitete Vorstellungen jene zurückführen, von Hause aus gänzlich gefehlt hat, ja daß, mit allen ihm unterworfenen, eben auch jene Nationen, voran Iberer und Kelten, es erleben mußten, ihr eigentlich volkstümliches Dasein unter der römischen Herrschaft völlig ausgetilgt zu sehen [695].

---

[691]) Eduard Meyer, „Geschichte des alten Aegyptens", S. 29 ff.

[692]) Reuß, „Geschichte der heiligen Schriften des Alten Testamentes", 2. Aufl., S. 121 ff., 128 ff., 133 ff.

[693]) Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. I, S. 724 ff.

[694]) Für jetzt sei dafür nur etwa auf Otfried Müllers „Geschichte der griechischen Literatur", Bd. I, S. 11 ff., 14, 129, verwiesen.

[695]) A. Dove, „Der Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Geschichte" (= „Kleine Schriftchen"), S. 5.

Mit der Sprache zumal, der elementarsten aller Lebensäußerungen, hatten ihnen die Römer ihr Eigenstes entwunden und damit das Werk ihrer alles nivellierenden Zivilisation vollendet. Wenn nun dennoch in nachrömischer Zeit auch die romanischen Völker entschiedene Zeichen stammtümlicher Scheidungen gezeitigt haben, so ist es klar, daß hierauf, nächst dem Wiederdurchschlagen von Zügen der alten Stammrassen, die Mischungen, denen sie unterlagen, von Einfluß gewesen sein müssen. Diese Einflüsse im einzelnen auseinanderzuhalten, wird schwer, vielleicht unmöglich sein. Wir können nur feststellen, daß in den Lombarden, Kastiliern, Katalanen, Gaskognern, Burgundern, Normannen zum mindesten Analoga zu den germanischen Stämmen — um hier nur diese zu nennen — geschaffen worden sind, und daß die Germanen bei ihnen allen ein gutes Teil von Salz oder Farbe, bei einzelnen **das** Salz, **die** Farbe hinzugebracht haben. Gewiß walten bei Allgemeinerscheinungen, wie dem von den Spaniern bis auf den heutigen Tag bewahrten landsmannschaftlichen Stolz, der in früheren Tagen so weit ging, daß noch Ferdinand und Isabella sich nicht Könige von Spanien, sondern nur Könige von Kastilien und Leon, Aragon und Sizilien nennen mochten[696]), unergründliche Imponderabilien ob. Aber in manchen Einzelgebieten können wir doch mit ganz anderer Sicherheit den Finger auf tiefste Spuren legen, die germanisches Wesen in allen romanischen Ländern hinterlassen hat. Es sei hier nur an das des Rechtes erinnert. Und fast mehr noch treten sie uns auf rein geistigem entgegen. Was es unter Iberern und Kelten an Sage und Heldendichtung etwa gegeben haben mochte, war jedenfalls in der Römerzeit wieder verklungen. Die Römer selbst waren an allem, was Volkspoesie heißt, so arm wie nur je irgendein Volk[697]). Die Germanen aber haben auch diese Lücke ausgefüllt, sie sind es ja, die den Spaniern ihren Cid, den Franzosen ihren Roland, leibhaftig wie im Liede, geschenkt haben. Und da ist es denn nun wieder natürlich, daß diese in denjenigen Landschaften das meiste Leben gewonnen haben, denen das meiste germanische Blut zugeflossen war.

Auf dies und anderes wird später, bei der Betrachtung der einzelnen Völker, noch ausführlicher zurückzukommen sein. Vorerst haben wir hier noch einige Punkte zu berühren, welche für die Aufhellung des Gesamtwesens der Stämme typische Bedeutung besitzen.

Zunächst versteht es sich, daß für die Entwicklung und für das Leben eines Stammes auch wieder der Boden, auf welchem beides sich abspielt, in hervorragendem Maße in Betracht kommt. Je

[696]) **Peschel**, „Das Zeitalter der Entdeckungen", S. 141.

[697]) **Niebuhr** träumte einmal von uralten römischen Volksliedern. Aber als der Tag in Gestalt der Kritik anbrach, war alles wieder verflogen.

nach dem, was dieser an Werten hergibt, fällt dem Stamme selbst ein Mehreres oder Minderes an der Ausfüllung seines Lebens zu. Den Nomaden, den Kindern der Wüste, ist ihr Stamm alles. „Die unbegrenzte und unerschütterliche Anhänglichkeit an ihn ist die eigentliche Religion der Wüste. Für seinen Stamm ist der Araber zu jedem Opfer bereit. Liebet euren Stamm, sagt ein Dichter — Mobarrad —, denn ihr hängt mit ihm zusammen durch Bande, welche stärker sind als die, welche zwischen Mann und Weib bestehen[698]." Nach Mohammed gingen die Stämme von Gott aus[699]. Im Perserreiche bedingte der Gegensatz von fruchtbaren Bezirken und Wüsten den entsprechenden von Ackerbau- und Nomadenstämmen, von denen sich manche, wie die Bakthiaris und die Kurdenstämme, bis auf den heutigen Tag erhalten haben[700]. Sehr wesentlich ist es aber auch, mit welchen rassischen Elementen die Stämme bei ihrer Ausbreitung in Berührung kommen. Sind diese gar zu heterogen, so kann es am Ende gar zu einer so außerordentlichen Schutzmaßregel zugunsten der Rasse wie die mit der Zeit in Indien vollzogene Ersetzung der Stämme durch strenggeschlossene Kasten kommen. Diese haben zur Zeit des Rigveda noch nicht bestanden, Priester und Krieger waren damals noch keine Stände, vielmehr war das arische Indien ganz wie die übrigen indogermanischen Länder in eine Anzahl Stämme geteilt, die sich wieder in Viç-as (entsprechend den griechischen Phratrien) mit Unterabteilungen von Dorfgemeinden gliederten. Und wie sehr auch die Kasten immer etwas den Stämmen Verwandtes blieben, wie sehr letztere als das Natürliche, Nicht-Wegzudenkende erschienen, geht daraus hervor, daß die griechischen Beobachter, wenn sie von den indischen Kasten berichten, diese bezeichnenderweise Stämme nennen[701]. Etwas von Kastenbildung innerhalb der Stammeswelt finden wir ja übrigens auch in den Stämmen der Leviten bei den Israeliten und der Magier bei den Persern. Letztere waren ein ursprünglich medischer Stamm, der wahrscheinlich von den Mederkönigen zu Priestern der im Osten entstandenen späteren Reichsreligion eingesetzt wurde, dessen Glieder aber auch bei den Persern schon zur Achämenidenzeit ausschließlich die Priester abgaben[702].

Sie waren ursprünglich gering an Zahl, nahmen später zu und wohnten in eigenen Priesterstädten. Erbliche Priester g e s c h l e c h -

[698]) R. D o z y, „Geschichte der Mauren in Spanien", Bd. I, Buch 1, Kap. 1.

[699]) K o r a n, Sure 49, V. 13.

[700]) S p i e g e l, a. a. O., Bd. II, S. 237 ff., wo überhaupt eingehende Mitteilungen über das persische Stammeswesen.

[701]) Leopold v. S c h r ö d e r, a. a. O., S. 33, 426. S c h r a d e r, „Reallexikon", S. 774 ff.

[702]) Th. N ö l d e k e, „Aufsätze zur persischen Geschichte", 1887, S. 12. Vgl. auch S p i e g e l, a. a. O., Bd. III, S. 552, 588 ff.

ter finden wir ja auch bei den Griechen, und bei den Aegyptern wird es nicht anders gewesen sein.

Ein Zeichen jugendlicher Lebenskraft der Stämme haben wir darin zu erkennen, daß sie — namentlich bei den hervorragend stammtümlichen Völkern — individualisiert, in vorausgesetzten Urvätern verkörpert werden. Das gewissermaßen naivste Beispiel hierfür bieten die Patriarchen Israels, bei deren Erwähnung in den Urgeschichten nachweislich immer zugleich an entsprechende Völker und Stämme zu denken ist[703]. Auch die Griechen haben ihre Hauptstämme — in Aeolos, Doros, Jon und Achäos — personifiziert, und aus den ältesten Sagen der Germanen tönt Aehnliches nach. In gewisser Weise dürfen wir uns die Stämme auch durch ihre Götter vertreten denken. In einzelnen Fällen sind wir in der Lage, aus der Verehrung einer und derselben Hauptgottheit in verschiedenen Gauen auf sonst verschollene verwandtschaftliche Beziehungen der in denselben ansässigen Stämme zu schließen[704]. So wandern also auch Götter, und nicht anders ist es mit Sagenhelden, griechischen und germanischen. Das uns allen vertrauteste Beispiel ist wohl unser Siegfried, der, längst ehe er in geschichtlicher Zeit in Innergermanien seine dichterische Verewigung fand, als Sigurd der Fafnirstöter und Brunhildenerwecker in der Sagenpoesie des Nordens gelebt hatte.

Wenn wir jetzt, über die Stämme als letzte Station unseres Aufwärtssteigens, den Völkern oder Nationen zuschreiten, so erübrigt uns noch, die Frage zu beantworten, was die ersteren den letzteren bedeuten, inwieweit sie ihnen für ihre Laufbahn in der Weltgeschichte günstig oder ungünstig vorarbeiten. Und da muß denn gesagt werden: Für die politische Bedeutung eines Volkes ist es entschieden vorteilhafter, wenn seine stammlichen Bestandteile weniger stark ausgeprägte und daher weniger zähe Eigenart tragen, während für seine geistige Entfaltung und seine kulturellen Einwirkungen eine möglichst individuelle Ausgestaltung der Stämme die unvergleichlich größeren Möglichkeiten bietet. Es sei gestattet, diesen allgemeinen Satz an den drei vorgenannten vor anderen stammtümlichen Völkern noch etwas näher zu belegen, und gleich vorausbemerkt, daß das von den Germanen bzw. Deutschen zu Sagende mutatis mutandis auch von den uns von Hause aus verwandten Kelten und Slaven gilt. Was die letztere, heute ja noch sehr lebendige Völkerfamilie betrifft, so ist es bekannt, daß in ihr die Stämme sprachlich, sittentümlich und allgemeinkulturell mindestens ebensoweit voneinander abstehen wie in der germanischen. Ihre Hauptstämme tragen auch einen entschieden persönlichen Zug,

[703]) Reuß, a. a. O., S. 38. Ewald, „Geschichte des Volkes Israel", Bd. I[3], S. 520.

[704]) So in Aegypten: Eduard Meyer, a. a. O., S. 37.

der aber ihrer ganzen Anlage gemäß ihrem staatlichen Dasein nur sehr ausnahmsweise — und da in der Regel nur in Anlehnung an germanische Elemente — zugute gekommen ist[705]).

Bei den Juden waren schon zu Zeiten des alten Reiches die Stämme lauter kleine Freistaaten, die sich öfter voneinander absonderten und nur gelegentlich zu Bundesstaaten zusammentaten. In dem neuerrichteten nachexilischen Reiche wurde alsobald zwischen den Alteingesessenen und den Heimgekehrten eine Kluft errichtet, außerdem der Grund zu einer unversöhnlichen Fehde zwischen Juden und Samaritern gelegt. In der Kaiserzeit bestand dauernder Hader zwischen Samaritern und Galiläern; und just zu der Zeit, da es mit dem jüdischen Reiche endgültig zu Ende ging, schlug — unter Titus' Augen — alles im Judenvolke aufeinander los. Seine Führer führten ihre Scharen aus den verschiedenen Stämmen gegeneinander heran und besiegelten so selbst den ihnen zugedachten Untergang[706]). Daß es in neuerer Zeit den Oberhäuptern der Judenschaft gelungen ist, in nichtstaatlicher Form eine Art von Herrschaft über die übrigen Völker aufzurichten, ändert nichts an der Tatsache, daß jene selbst als Volk völlig versagt hat.

Zum mindesten ebenso offenkundig liegt die Zerklüftung durch die Stämme in der hellenischen Welt zutage. Soviel des Großen und Schönen diesen in geistiger Beziehung zu danken ist, so gewiß ist ihr Widerstreit, der in dem Gegensatze zwischen Dorertum und Joniertum zuletzt zum Peloponnesischen Kriege und damit zur Selbstvernichtung führte, in politischer den Griechen zum Verhängnis geworden.

Ganz ähnlich ist das Doppelbild, das die deutschen Stämme bieten. Mit reichlich derselben Berechtigung wie von den Griechen hat von den Germanen gesagt werden können, daß die schon von Tacitus hervorgehobene Individualisierung ihrer einzelnen Stämme gegeneinander, an sich schon ein Zeichen edelster Rasse, auch im Verlauf namentlich der deutschen Geschichte einen inneren Veredlungsprozeß gefördert habe, dem auch die Zumischung neuer fremdartiger Elemente im Osten kein Ende bereitete[707]).

---

[705]) Wie auch bei den Slaven die Stämme schwankten, größer und kleiner wurden, in- und auseinanderflossen, auftauchten und verschwanden, ersehe man aus Ludwig Giesebrechts „Wendischen Geschichten", Bd. 1, Berlin 1843, S. 9 bis 14. Ganz wie bei uns, wo ja auch zur Zeit der Völkerwanderung nicht mehr von Cheruskern und Markomannen, geschweige von Ingävonen und Istävonen, und zur Zeit Caesars und Tacitus' noch nicht von Alemannen, Franken, Sachsen und Schwaben die Rede ist.

[706]) Maspéro-Pietschmann, a. a. O., S. 285. Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. V, S. 487, 526, 536 ff.

[707]) v. Wietersheim, „Zur Vorgeschichte deutscher Nation", S. 39.

Wie sehr diese Stämme auf sich hielten, zeigt sich kaum irgendwo deutlicher als in der Sphäre des Rechts. Noch jahrhundertelang, nachdem sie zum Reiche zusammengeschlossen waren, lebte in den einzelnen der Grundsatz persönlichen Rechtes fort, wonach jedermann das besondere Recht des Stammes genoß, in dem er geboren, und weitere Jahrhunderte waren die Stämme Träger neuer Bildungen des Gewohnheitsrechtes; noch die Stadtrechte des 13. und 14. Jahrhunderts gruppieren sich nach Zugehörigkeit zu bestimmten Stämmen[708]. Wie hoch das Stammesbewußtsein sein Haupt zu erheben vermochte, lehrt vor allen anderen ähnlichen Kundgebungen die berühmte Vorrede zur Lex Salica[709]. Und wo fände sich ein Seitenstück zu der Tatsache, daß von den geschichtlich bedeutsamsten Stämmen ein jeder seinen Herold und Geschichtschreiber gefunden hat, die Goten in Jornandes, die Franken in Gregor von Tours, die Langobarden in Paulus Diakonus, die Sachsen in Widukind von Corvey? Dieser letzte unserer Stammeshistoriker hat an stolzem Stammesgefühl den einstigen Lobredner der Franken fast noch überboten. So groß war und blieb die innere Geschlossenheit unserer Stämme, daß wir auch die Geschichte unserer Literatur geradezu auf dem Stammestum aufbauen können, indem unsere Dichtergrößen wie mit Regelmäßigkeit aus den verschiedenen Bestandteilen unseres Volkes hervorgegangen sind[710].

Konstantin Frantz hat einmal von unseren Stämmen als fast Nationen gesprochen[711]. Dem entspricht die Tatsache, daß sie mehrfach von auswärtigen Nationen zur Bezeichnung unseres ganzen Volkes herangezogen wurden, die Alemannen von den Franzosen, die Sachsen von den Völkern des Nordens, Skandinaviern, Finn- und Estländern, die Schwaben von denen des Südostens, von den „Franken" des Orients gar nicht zu reden, da unter diesen mehr die abendländischen Nationen überhaupt verstanden wurden[712]. In dem überwiegenden Stammesbewußtsein nun aber, das, auch nachdem von den Hohenstaufen die Herzogtümer, die sich mit dem Umfang der alten Stämme deckten, zerschlagen und letztere somit ihrer unmittelbaren politischen Bedeutung entkleidet waren, ungeschmälert fortdauerte, lagen zugleich die Keime jener Gegensätze, die den bis auf unsere Tage fortdauernden Partikularismus hervorgerufen haben. Nur in zähem Kampfe mit den Traditionen des alten Stammeswesens konnte das fränkische Königtum empor-

[708] Lamprecht, „Deutsche Geschichte", Bd. II, S. 170 ff.

[709] Zu der, nebenbei bemerkt, Gobineau in dem prachtvollen Hymnus seines „Amadis" auf die Franken ein modernes dichterisches Seitenstück geliefert hat.

[710] Näher ausgeführt bei Bartels, „Geschichte der deutschen Literatur", Bd. II, S. 815 ff.

[711] „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht", S. 244 ff.

[712] Lamprecht, a. a. O., Bd. I, S. 14 ff.

kommen, und das Abkommen, das Heinrich II. mit den sächsischen Großen schloß, um das deutsche Königtum in einen verfassungsmäßigen Zustand zu bringen, und das, nach Ranke, für Deutschland nicht viel weniger wichtig war als die Magna Charta für England, lief tatsächlich auf eine Art Kapitulation hinaus[713]). Noch unter Heinrich IV. haßten die sächsischen Fürsten das Geschlecht der Salier als eine ausländische Familie, die Franken als ein ausländisches Volk („alienigenae" bei Adam von Bremen)[714]). Der scharf ausgeprägte Stammesgegensatz zwischen Sachsen und Franken hat damals noch einmal einen blutigen Austrag gefunden und dann unausrottbar weiterbestanden. Wenn ein neuerer Forscher[715]) von ihm sagt, daß er politisch in der Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen fortlebe, so mag diese Aeußerung im ersten Augenblick verblüffen, im Kerne aber ist sie richtig. Mitgewirkt hat jenes Moment bei dieser Feindschaft ganz gewiß, wie ja denn in Frankreich der fränkische Stamm lange Zeit ebenso der führende gewesen ist wie bei uns der sächsische, in welchem viele noch heute, und mit Recht, die letzten Möglichkeiten einer deutschen Regeneration beschlossen sehen. Der fränkisch-sächsische Gegensatz war übrigens nur der schroffste, bei weitem nicht der einzige[716]), der in unsere Geschichte schädigend hineingespielt hat. Nachdem er einigermaßen ausgeglichen, haben die ausgedehnteren zwischen den reiner germanischen Stämmen des Westens und den slavisch gemischten des Ostens und mindestens in gleichem Maße die zwischen Nord und Süd einer deutschen Einigung entgegengewirkt und die Ver-

---

713) Ranke, „Weltgeschichte", Bd. V, 2., S. 151, VII, S. 94 ff.

714) L. Giesebrecht, „Wendische Geschichten", Bd. II, S. 101. Stenzel, „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern", Bd. I, S. 74, 168 u. ö.

715) O. Bremer in Pauls „Grundriß", Bd. III, S. 867.

716) Für den noch heute klaffenden Riß z. B. zwischen Franken und Schwaben bringt Belege Bremer, a. a. O., S. 807 ff. (vgl. auch Stälin, „Wirttembergische Geschichte", Bd. I, 1841, S. 221 ff.), der auch ebenda S. 872 u. ö. wertvolle Winke über die Aufgabe der Mundartenforschung bei der Aufdeckung dieser Risse und der Verfolgung der Stämme auf ihren Kolonisationsfahrten gibt. Wie wenig die neueren Ländereinteilungen das Stammesgefühl haben austilgen können, wie sehr das eigentliche Volk sich an die Stämme hält, davon kann man sich am besten vielleicht in Bayern überzeugen, wo die Weise, in der die zu diesem früheren Königreich vereinigten Stämme sich gegeneinander abschließen und ausspielen, fast an das „alienigenae" des Adam von Bremen erinnert. Ein Stammtümliches liegt übrigens auch dem studentischen Landsmannschafts- und Verbindungswesen ursprünglich zugrunde, wie es in den Namen noch heute nachklingt. Aehnliche landsmannschaftliche Genossenschaften (studentische Verbindungen, die sich aus Landsleuten einer bestimmten Provinz zusammensetzten) bestanden schon im alten Athen: Hertzberg, „Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer", Bd. III, S. 349 ff.

wirklichung des großdeutschen Gedankens hintangehalten. Gerade aus Deutschlands neuesten, allerschwersten Schicksalen aber hat dieser neue Kraft gewonnen, und man darf ruhig sagen, daß, nachdem die deutschen Stämme geistig sich ausgewirkt und ihre Mission voll erfüllt haben, für das Politische, das nunmehr mehr denn je im Vordergrunde steht, einzig in ihm noch etwas wie Heil für die Deutschen zu erhoffen ist.

+

Wir erkannten in den Stämmen das letzte Gebilde, in welchem die Rasse noch unmittelbar in die Erscheinung tritt und sozusagen als Hauptsache zur Geltung kommt. Aber an Einheitlichkeit der Rasse ist schon bei ihnen in den seltensten Fällen mehr zu denken. Wie die größeren — etwa die germanischen der Völkerwanderung — gemeiniglich aus kleineren an sich schon nicht immer reinblütigen zusammengesetzt sind, so bedeutet eben dieser Vorgang des Zusammenwachsens zugleich den einer fortschreitenden Mischung, die sich bei genauerer Analyse[717]) auch für die nach gewöhnlicher Annahme homogensten Stämme ergeben wird. Damit ist dann schon gesagt, daß, wenn nunmehr Stämme sich zu Völkern zusammenschließen, die Rasse noch wieder um einen Grad zurücktritt, nur noch sozusagen mittelbar mitspricht[718]). Immerhin werden auch die Völker, entsprechend den in ihnen vereinigten Stämmen, in verschiedenen Maßen rassenhaft veranlagt sein, und auch bei denen, wo dies am wenigsten der Fall ist, wird es immer eine wesentliche Aufgabe ihrer Betrachtung sein, zu untersuchen, in welchen besonderen Ausprägungen die Rasse in ihnen vertreten ist. Wir erinnern hier an den oben angeführten Ausspruch Topinards und möchten ihm den weiteren anfügen: „La race, dans l'état actuel des choses, est une conception abstraite, une notion de continuité dans la discontinuité, d'unité dans la diversité. C'est la reconstitution d'une chose réelle, mais directement insaisissable. Les races existent, on ne peut les nier, notre intelligence les comprend, notre esprit les voit, par le travail nous les dégageons, mais de

[717]) Wie sie z. B. Bremer, a. a. O., S. 766 ff., an dem Stamme der Sachsen vorgenommen hat.

[718]) Zwar, wenn, wie schon früher bemerkt, Bagehot mit seiner Unterscheidung von rassebildenden und nationenbildenden Kräften die ersteren, als erloschen, aus der heutigen Welt ganz ausschließen will, so hat Reibmayr („Polit.-Anthropol. Revue", Bd. IX, 1. April 1910) dagegen treffend bemerkt, daß Naturkräfte nie ganz verschwinden, wohl aber nur latent weiterwirken können. So ist es mit den rassebildenden Kräften, die an sich schon eine schwächere Besiedlung der Erde zur Voraussetzung haben, und denen bei deren heutiger so stark angewachsener die biologischen Bedingungen zu effektiver Wirksamkeit (ungestörte Inzucht zumal) fehlen.

fait nulle part on ne les touche du doigt... Les peuples seuls sont des réalités[719])." Und ebenso unbestreitbar ist es, wenn er an anderer Stelle sagt (eben mit Rücksicht auf die Völker): „Il n'y a plus de races pures, nous sommes tous des métis." Zum mindesten ist es ein Streit um Worte, wenn dieser Satz darum angefochten werden soll, weil es sich bei den meisten Völkern nicht um Mischungen von Rassen, sondern um solche von Stämmen derselben Rasse handle[720]). Das Wesentliche in Topinards Ausführungen ist ja nur, daß alle Völker aus verschiedenerlei Rassenbestandteilen sich zusammensetzen, gleichviel ob diese einer oder mehreren der großen Hauptrassen entstammen. Diese Wahrheit mußte darum scharf betont werden, weil die Historiker und Geographen es sich früher mit den Völkern als vermeintlich homogenen Einheiten so vielfach zu bequem gemacht hatten. Und wenn sie sich diese ja einmal auf die Rasse ansahen, vereinfachten sie sich auch das wieder in einer ganz unzulässig summarischen Weise, wobei es nur zu Schlagworten wie etwa dem „Franzosen als Kelten" kommen konnte.

Nach unseren Gesichtspunkten werden wir die Scheidung der Völker am besten darnach vornehmen, ob der Staatsgedanke oder der Volksgedanke bei ihnen vorwiegt. Diejenigen, deren Eigenart im Einheitsstaate mehr oder minder aufgeht, bei denen durch den Staatsgedanken das Stammtümliche zurückgedrängt, die darin begründeten Gegensätze ausgeglichen sind, finden in den Römern, neuerdings in den Franzosen ihre entschiedenste Vertretung. Auf der anderen Seite stehen die Griechen und neuerdings die Deutschen, welche sich nur vermöge ihrer Abstammung, nicht vermöge ihres politischen Zusammenhanges als ein Volk fühlten. Die ersteren haben staatlich wahrhaft glänzende Leistungen aufzuweisen; von den Römern braucht hier gar nicht geredet zu werden, aber auch in unserem Nachbarlande ist es einer zähen und geschickten Staatskunst geglückt, so heterogene Rassenelemente wie Normannen und Gaskogner, Bretonen und Provenzalen durch jahrhundertelange zentralistische Gewöhnung zu straff patriotischen Einheitsfranzosen zusammenzuschweißen. In ähnlicher Weise, wenn auch nicht so durchgreifend, sind in Spanien die Gegensätze überbrückt worden, während in anderen Fällen die Geschichte auch wieder Beispiele dafür gibt, daß zwischen divergenten Rassen auf staatlichem Wege keine Einheit oder auch nur Einigkeit herzustellen ist. Man denke nur etwa an die Iren im Rahmen des britischen Reiches. In der griechischen wie in der deutschen Welt war der Bruderzwiste kein Ende, und nur einmal gelang es vorübergehend dem überragenden

[719]) „Anthropologie générale", p. 202 ss., 207.

[720]) So von Ehrenreich, a. a. O., S 26: „Es gibt wenige oder keine ungemischte Völker, dagegen reine Rassen allenthalben."

Genie eines Bismarck, diese derart zum Schweigen zu bringen, daß wenigstens einer Mehrheit deutscher Stämme die unschätzbare Wohltat einer nach den höchsten geistigen Gesetzen geordneten staatlichen Gesamtleitung zuteil werden konnte. Ganz wie von selbst aber meldet sich nun heute auch wieder die Stimme des Blutes als die alle staatlichen — letzten Endes eben doch äußerlichen — Gesichtspunkte übertönende, welche für die früher notgedrungen noch draußengelassenen Stämme die gleiche Wohltat verlangt. In gleicher Weise haben zuvor die Polen, haben die Serben, welche beide der Gang der Weltgeschichte als Volk auseinandergerissen und in verschiedene Staaten verteilt hatte, nicht geruht, bis sie der Welt den Beweis erbracht hatten, daß sie eben doch ein Volk seien und so denn auch als ein solches anerkannt würden. Auch bei ihnen sprach ja nun mächtig das Blut mit. Aber in allen vorbezeichneten Fällen, wie überhaupt überall, wo es um die letzten Fragen eines Volkes geht, ist dieses doch nicht nur eine natürliche, sondern auch eine geistige Einheit, deren sämtliche Glieder durch gemeinsame Anschauungen, verkörpert vor allem in der Sprache, sich verbunden fühlen[721]. Von anthropologischer Seite ist das Verhältnis von Rasse und Volk, um das es hier geht, dahin bestimmt worden, daß der gemeinsame Besitz ererbter körperlicher Merkmale die Rasse ausmache, während es sich bei einem Volke um erworbene Merkmale handele[722]. Richtig ausgedeutet, entspricht das durchaus dem soeben Gesagten. Nur muß man sich darüber im klaren sein, daß die geistig-sittlichen Dinge, die ein Volk im Verlaufe seiner Geschichte zu seinem leiblichen Blutserbe hinzu erwirbt — Sprache und Religion, Recht, Sitten und Gesetze —, zum guten Teil doch auch meist, wenn auch nicht immer, aus seinem Blute hervorgehen. Auf diesen geistig-sittlichen Dingen nun ruht das Schwergewicht bei dem, was wir als Objekt der Forschung Volkstum, als dieses behandelnde wissenschaftliche Disziplin Volkskunde nennen. Es ist nicht ganz leicht, das Verhältnis dieser beiden zu Rasse und Rassenkunde zu bestimmen. Vielleicht könnte man sagen, was den Völkern

[721]) Charakteristisch ist die Weise, wie unsere Altvorderen den Begriff des Volkes unter seinen verschiedenen Gesichtspunkten gefaßt und dies entsprechend sprachlich wiedergegeben haben. Soll einseitig der Blutzusammenhang, die genealogische Einheit des Volkskörpers betont werden, so braucht man — dem lateinischen „genus" oder „natio" entsprechend — kunni. Gilt es die politische Organisation allein, so steht für den nationalen Heereskörper am liebsten folc (wie populus für exercitus in den Quellen der Völkerwanderungsperiode). Das Volksganze als Volkspersönlichkeit dagegen, im ethisch-nationalen Sinne, wird durch das altdeutsche „theod" oder „diot" (wovon das Adjektivum diutisk, deutsch) wiedergegeben. (A. Dove, „Ausgew. kl. Schr.", S. 316.)

[722]) Eugen Fischer, nach einem Bericht über seinen Vortrag in der Freiburger Naturforschenden Gesellschaft vom 17. Juni 1908.



von Rasse geblieben, lebe vor allem im Volkstum fort, wiewohl beide sich in ihrem heutigen Bestande nicht durchaus decken, wie ja denn z. B. allen abendländischen Völkern ihre Religion, den romanischen ihre Sprache — welches beides doch sehr zum Volkstum gehört —, uns schließlich gar unser Recht von außen zugetragen worden ist und das bluterb- und -eigentümliche ersetzt hat. Sicher ist jedenfalls, daß alles Rassenhaft-Stammtümliche, wenn auch in vielen seiner Erscheinungen nur noch latent fortwirkend und gleichsam nur in verwischter Gestalt auftretend, doch im Volkstum immer wieder durchschlägt. Man könnte dies den empirischen Teil der Rasse nennen, deren intelligibler (Kantisch zu reden) sich nur dem tieferen Forscherauge erschließt. Und so ist ja denn auch die Rasse als Volkstum seit langem schon gar mannigfach nicht nur empfunden, sondern auch gepflegt worden, und die Volkskunde hat der Rassenkunde wertvolle Vorarbeit geleistet[723]). Für die erstere hat mancheiner sich erwärmt, der früher für die letztere nicht zu haben war, und wie sehr sie ins Volksbewußtsein eingedrungen ist, kann man namentlich aus ihrem Hinübergreifen ins Gebiet der Kunst ersehen; ist doch die Schilderung des Volkstums — ganzer Völker oder einzelner Volksstämme — unter anderem mehr und mehr zum Hauptthema der neueren Romanschreibung geworden.

Fast schwieriger noch als beim Volkstum ist es bei der Nation, ihr Verhältnis zur Rasse zu bestimmen bzw. abzugrenzen. Nicht wenige wollen ja Volkstum von Nation überhaupt nicht trennen, oder betrachten beide doch als — das eine abstrakter, das andere konkreter — Gleiches auf verschiedene Weise verkörpernd. Daß dem aber nicht so ist, daß gewichtige Unterschiede zwischen beiden bestehen, werden wir sogleich sehen, wenn wir auf die seltsamen Widersprüche stoßen, die sich bei der Zusammenstellung von Rasse und Nation ergeben haben —, Widersprüche, wie sie bei der von Rasse und Volkstum undenkbar gewesen wären. Entsprechend seiner lateinischen Bedeutung, vermöge deren Natio und Gens ursprünglich gleichbedeutend waren und Völkerstämme im Gegensatz zum Staat bezeichneten, hat man auch in neuerer Zeit unter Nationen vielfach durch gewisse Merkmale einheitliche Völkerscharen verstanden, und erst allmählich hat sich ein engerer und ein weiterer Begriff herausgebildet, zwischen denen die Anwendung des Wortes hin und her schwankte, bis neuerdings der weitere endgültig durch-

[723]) Es wäre unmöglich, der reichverzweigten volkskundlichen Literatur im einzelnen nachzugehen. Wenn ich der Bemühungen gedenke, die in Freiburg Fr. Kluge, Fr. Pfaff und E. H. Meyer der Wissenschaft, Hansjakob der praktischen Pflege des Volkstums gewidmet haben, so habe ich damit nur an einem Beispiele das rege Treiben aufgewiesen, das allerorten auf diesem Gebiete herrscht.

gedrungen ist[724]). Auf Grund jener älteren Auffassung konnte z. B. ein Henri Martin[725]) sagen: „Les nationalités sont la forme la plus accomplie de la vie des races", und ähnlich bei uns Moeller van den Bruck[725a]) „Im vollen Sinne der Rassigkeit steht einzig noch die Nation da", während nun im schroffen Gegensatz hierzu Topinard[726]) („La notion de race lui est absolument étrangère") und Fr. Müller[727]) („Abstammung und Nationalität haben miteinander nichts zu schaffen") die Rasse von der Nation völlig ausschließen wollen. Das geht natürlich viel zu weit. Gewiß ist es richtig, was Topinard über die anderen die Bildung einer Nation bedingenden Faktoren vorbringt: „La nation ou la nationalité est une association politique engendrée par les circonstances, favorisée par la configuration du sol, l'unité de langue et l'unité de la religion, cimentée par les habitudes, les souvenirs communs de gloire et de souffrance et très accessoirement par l'intérêt." Aber man darf doch sagen: mit alledem würde eine Nation noch nicht gedeihen, wenn ihr nicht eine in beträchtlichem Grade einheitliche Abstammung den geregelten physischen Blutumlauf schüfe. So sind wohl diejenigen dem wahren Wesen der Nation am nächsten gekommen, welche beiden Seiten — den geistig-seelischen Momenten und den geschichtlichen Erlebnissen, aber auch der körperlichen Veranlagung — gebührend Rechnung trugen[728]). Sehr gut sind die Bemerkungen Moeller van den Brucks: „Die Rasse ist die Wurzel, die Nation die Frucht. Einst standen sich Rassen, heute Nationen gegenüber... Die Rasse ist das zentrifugale, die Nation das zentripetale Prinzip im Völkerleben, und da wir die Menschheit nach den festen Mittelpunkten beurteilen, in denen sie sich bindet, so müssen wir mit diesen festen Mittelpunkten wie mit einer Kraft, einem Gesetz rechnen... Die Geschichtschreibung kann gar nicht anders als, der Geschichte folgend, das Maß der Rasse fallen lassen und durch die Nation ersetzen, den Begriff der Rasse wohl nach wie vor noch als Geäder zugrunde legen, aber auf der Fläche nur noch von dem Begriff der Nation aus urteilen."

Ueber das Verhältnis von Volkstum und Nation verdanken wir wohl die besten Aufschlüsse Eduard Meyer, dessen Gedankengänge[729]) wir hier kurz zusammenfassen wollen: In der

[724]) Alfr. Kirchhoff, „Nation und Nationalität", Halle a. S. 1905. Auch Wilser, „Rassen und Völker", Leipzig o. J., S. 11 ff., bringt mehrere Definitionen bei.

[725]) „De la France", p. 3.

[725a]) „Die Zeitgenossen", Minden 1906, S. 108 ff.

[726]) p. 212.

[727]) Im „Globus", Bd. 66, 1894, S. 177 ff.

[728]) So Kirchhoff, a. a. O., S. 30, 46; von Mohl, „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik", Bd. II, S. 339.

[729]) „Zur Theorie und Methodik der Geschichte", S. 31 ff.

Regel allerdings ist die Nationalität, weil sie von einer bestimmten Menschengruppe ausgegangen ist und diese auch volkstümlich mehr oder weniger einheitlich war, auf der Basis eines bestimmten Volkstums erwachsen. Aber dieses Volkstum braucht darum nicht in allen Stücken rein national zu sein. Ja, es können unter Umständen mehrere Volkstümer in einer Nation vereinigt sein (in England noch jetzt sechs bis sieben verschiedene). „Das entscheidende Moment: die Nationalität beruht auf dem Willen, d. h. auf der Idee . . . Die Aktivität gehört dazu, durch sie unterscheidet sich eben die Nationalität vom Volkstum.“ Ganz ähnlich sagt Henri Martin, a. a. O.: „Les races ne l'atteignent pas [nämlich die Form der Nationalität] fatalement, par une sorte de développement végétatif, elles ne s'y élèvent que par la conception d'un but idéal vers lequel elles dirigent leurs forces diverses. La puissance de l'idée est même suffisante soit pour amalgamer des races voisines, mais différentes, autour d'un centre commun, soit pour attirer dans une nationalité déjà constituée des portions d'une race étrangère, soit enfin pour diviser une même race en nations dont la fusion devient impossible.“ Für letzteres bieten etwa die Vereinigten Staaten ein Beispiel, die nach Eduard Meyers treffendem Worte „trotz der sprachlichen Einheit eine von den Engländern gesonderte Nation sind, weil sie eine sein wollen.“ Den Stimmen dieser Denker schließt sich in gewissem Sinne auch Treitschke an, wenn er das Bewußtsein und den „gemeinsamen Stolz“ als Charakteristika der Nationen so stark betont. Von allen Seiten wird übrigens anerkannt, daß ausländische Zufuhr jeder Art an sich den nationalen Charakter eines Volkes nicht beeinträchtigt. „Les nations ont dû souvent leurs plus grandes gloires à des fils adoptifs qu'elles n'avaient point portés dans leurs flancs“, sagt abermals Henri Martin, und einem Franzosen steht dieser Ausspruch besonders wohl an, da gerade in die nationale Entwicklung seines Volkes Namen wie die Mazarins und Napoleons auf dem politischen, Lullys, Glucks, Cherubinis und anderer auf dem künstlerischen Gebiete (um von letzterem nur einen Zweig herauszugreifen) unabtrennbar verflochten sind. Uebrigens findet obiger Satz da seine Grenzen, wo zu starke Divergenz der Rassen eintritt: die Einwirkung der Juden auf die abendländischen Völker wird niemand unbedenklich nennen. Und zwar wird die Schädigung da am ersten und im stärksten Grade festzustellen sein, wo die individuelle Veranlagung dieser Völker am ausgeprägtesten zutage tritt.

Denn das haben wir ja nun den bisherigen Erkenntnissen als abschließend noch hinzuzufügen, daß die Völker in dem Maße, wie sie, als Stammesvereinigungen, von der Rasse zum Volkstum,

vom Volkstum zur Nation vorschreiten, gleichsam zu Persönlichkeiten sich entwickeln, deren geistiger und seelischer Schwerpunkt naturgemäß nach sehr verschiedenen Seiten liegt. Von den Völkern des Altertums war das Nationalgefühl der Iranier zugleich religiös und politisch, das der Juden ausschließlich religiös, das griechische rein kulturell. Auch in dem unsrigen wiegt das letztere Moment zum mindesten stark vor, wenn auch der daneben herrschende politische Indifferentismus neuerdings einer pflichtmäßigen Berücksichtigung auch dieses Faktors im Sinne von Napoleons Ausspruch, daß Politik das Schicksal sei, gewichen ist.

In einem tiefsten Grunde haben Rasse, Volkstum und Nation doch immer eine gemeinsame Wurzel. Nationalgefühl ist seinem bleibenden Bestande nach zugleich Rassenbewußtsein; auch was die Völker an Großtaten in ihrer Vergangenheit aufzuweisen haben, verdanken sie ihrer Rasse, das heißt den siegreich-überlegenen aktiven Rassenbestandteilen, welche die minderwertigeren, passiven mit fortreißen und in den Dienst der von ihnen erkannten und aufgewiesenen nationalen Ziele mit einstellen. Wenn Albert Sorel in einer begeisterten Stelle seiner „Etudes de littérature et d'histoire" ausruft: „C'est un des beaux spectacles de notre siècle, et il la faut évoquer sans cesse, cette résurrection des peuples, pour réagir contre la mélancolie que laisse le spectacle du monotone et lugubre écrasement des peuples à travers l'histoire. Que d'efforts des hommes pour détruire cette oeuvre sacrée de la nature humaine, ce qui ne doit pas, ce qui ne veut pas périr, la nation!"[730]), so tritt gerade an diesem größten Beispiele des Wiederauflebens der Völker die Untrennbarkeit der nationalen von den Rassenkräften am greifbarsten in die Erscheinung. Es sind konzentrische Kreise, in denen jener Vorgang erfolgte, wie ja denn jedes Volk zweierlei altes Eigen, ein rassenhaftes und ein nationales, besitzt. Letzteres kann im Laufe der Geschichte unterdrückt, zertreten werden, wie Sorel sagt, ersteres wirkt im stillen weiter: „Völker vergehen, Rassen bestehen." Und wenn dann dennoch die Völker kraft einer wiederauflebenden Idee, wie sie das 19. Jahrhundert so machtvoll durchzuckte, als Nationen wieder erstehen, so können sie auch das nur mit Hilfe ungebrochener Rassenkräfte. Die Griechen und die Italiener unserer Tage hätten nie zu dem werden können, was sie heute sind, wenn ihnen nicht eine Verjüngung, der einen durch albanesisches, der anderen durch germanisches Blut, über den traurigen Stand, in welchem das versinkende Altertum sie hinterlassen, hinweggeholfen hätte.

Auch wir Deutschen sind als Volk zu etwas geworden erst wieder, als wir uns, mit Scharnhorst und Stein, auf unsere germanischen Urkräfte, auf den Heerbann, auf die alte Bauern- und

730) P. 84.

Gemeindefreiheit besannen und zurückfanden. In den großen Augenblicken der Geschichte lebt eben vorübergehend einmal nicht ein einzelnes Zeitalter, leben Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem ganzen Volke auf, mit allem, was diesem aus seinem Blute je zugeflossen ist. So war es hier bei uns. Und dieser ganze Strom germanisch-deutschen Wesens flutet nun auch in den Adern ganz weniger Größter, die es nach seinen Hauptseiten, wenn nicht nach allen, verkörpern. Luther war wohl unser größter Volksmann, konnte aber doch nicht zum Nationalhelden werden, weil er die religiösen Bedürfnisse eines Teiles seines Volkes nicht verstand und so zunächst eine Glaubens-, in deren Gefolge dann auch eine politische Spaltung in die Deutschen brachte. Von Goethe konnte Gobineau sagen, daß er „den Geist der germanischen Völker nach vielen Seiten personifiziert habe"; mit vollem Recht wird damit auf den überlegenen Universalismus hingedeutet, der, wiewohl eine echt deutsche Eigenschaft, jenen doch zugleich über die engerdeutsche Welt hinausführte. Ganz vom germanischen Geiste erfüllt und zugleich Urdeutsche waren die beiden Gewaltigen des 19. Jahrhunderts, Bismarck und Wagner. In des letzteren Schöpfungen, im „Nibelungenring" zumal, konnte abermals Gobineau alles das künstlerisch verklärt wiederfinden, was ihm selbst als innerster Gehalt der germanischen Welt sich offenbart hatte. Und wir dürfen hinzusetzen, daß auch all das Große, was wir als Volk, als Nation erlebt und getätigt haben, in seinem König Heinrich und Landgraf Hermann, in seinen „Meistersingern", seinem Kaisermarsch (die schönsten seiner Prosaschriften nicht zu vergessen) widertönt[731]).

[731]) Darin, daß Wagner zugleich das Germanische nach seinen höchsten Objektivierungen und das Ewigdeutsche in seiner Kunst verkörpert, liegen seine wohl einzigartigen Wirkungen auch auf Nichtdeutsche der verschiedensten Nationen begründet. Aber jenes beides vertritt er nach seiner Ganzheit und als ein selbst Ganzer. Er ist so gut blutlich eine Einheit wie die germanische Menschheit dies von Hause aus, und in der Idee heute noch ist. Wohl mag bei der Ausprägung der Gestalt, in welcher das Germanische wie das Deutsche bei ihm erscheint, Stammtümlich-Individuelles seiner Blutsanlage mitgewirkt haben, aber das im einzelnen seiner Kunst nachweisen zu wollen, wäre vergebliches Beginnen. Das Bezeichnende für ihn — wie für Dante und Shakespeare — ist gerade das Allumfassende, Sonderdeutungen solcher Art völlig Ausschließende seiner Kunst- und Gedankenwelt. Am wenigsten geht es an, gewisse Züge einiger seiner Werke — das Motiv der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen z. B. — auf die Beimischung eines bestimmten anthropologisch nicht einmal gesicherten Blutsanteiles zurückzuführen, überhaupt ihn auseinanderzunehmen, sozusagen psychochemisch zu analysieren und rassentheoretisch festzulegen, wie das ein sonst durch seine Besonnenheit ausgezeichneter jüngerer Forscher versucht hat, der Aehnliches auch an anderen Künstlern und Denkern nachweisen will. Ich habe bereits an früherer Stelle darauf hingewiesen, welche Gefahren von Willkür und Subjektivität solche Ausdeutungen großer Männer bergen und kann diese meine Warnung hier nur eindringlich wiederholen.

Nach dem im vorstehenden Dargelegten ergibt sich von selbst, wie alles Seelische der Völker zugleich immer das der hinter ihnen stehenden Rassen als ein scheinbar Einheitliches, in Wahrheit Zusammengesetztes, widerspiegelt, richtiger, an die Oberfläche bringt. Wenn die Sonderwissenschaft der „Völkerpsychologie", die eine zeitlang sich lebhafter Pflege erfreut hat, das noch weniger erkennen ließ, so war dies, weil damals die Zeit der Rassenkunde überhaupt noch nicht gekommen war, man daher rassische Gesichtspunkte nur nebenher und nur da berücksichtigte, wo sie sich gar zu gebieterisch aufdrängten. Von jetzt ab wird das auch hier anders, es werden die Untersuchungen über die Hauptzweige der Völkerpsychologie[732]) nicht am wenigsten unter jenen Gesichtspunkten geführt werden bzw. sind dies in neuester Zeit schon worden. Uns liegt es hier zunächst nur ob, einige Fragen näher ins Auge zu fassen, die in den systematischen Werken dieser Art für gewöhnlich weniger eine Stelle finden.

Es ist oft festgestellt worden, daß das bunte Bild der mannigfachen Völkerindividualitäten sich erst sehr allmählich entwickelt hat, daß dagegen in ihren Ursprüngen, und noch auf lange hinaus, mehr oder minder alle Völker eine Reihe gemeinsamer Züge aufweisen. Zwar scheiden sich schon bald, wenn nicht von Hause aus, zukünftige Natur- und Kulturvölker. Aber gewissen Naivitäten begegnen wir doch bei den einen so gut wie bei den anderen. Nicht nur Völker der ersteren Art, welche von Erdkunde und Erdbeschreibung keine Ahnung haben, halten ihr Vaterland für die ganze

[732]) Als die drei Hauptaufgaben dieser Wissenschaft bezeichnet Wundt in seiner „Völkerpsychologie", Bd. I, 1, S. 6, „die psychologischen Probleme der Sprache, des Mythos und der Sitte. Dem Mythos schließen sich die Anfänge der Religion, der Sitte die Ursprünge und allgemeinen Entwicklungsformen der Kultur als nicht zu sondernde Bestandteile an". Angebahnt wurde sie, als rationelles Seitenstück zur rein deskriptiven Geschichtswissenschaft, durch Herbart, ausgebildet vornehmlich durch Lazarus und Steinthal, welche gemeinsam seit den sechziger Jahren eine „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" herausgaben. Als deren Ziele bezeichnete Lazarus selbst in seiner Einführung, „Das Wesen des Volksgeistes [der, nach S. 325 des ersten Bandes, ursprünglich ‚durch die äußeren Verhältnisse der gleichen Abstammung und der Nähe der Wohnorte entsteht] und sein Tun psychologisch zu erkennen, die Gesetze zu entdecken, nach denen die innere geistige oder ideale Tätigkeit eines Volkes in Leben, Kunst und Wissenschaft vor sich geht,... die Gründe sowohl der Entstehung als der Entwicklung und zuletzt des Untergangs der Eigentümlichkeiten eines Volkes zu enthüllen". Steinthal bringt daneben dann in seinem „Abriß der Sprachwissenschaft" (Teil I, Berlin 1871), S. 41, zur Ergänzung, noch die „kultur- und geschichtslosen Völker" zur Geltung, deren geistiges Leben (Sprache, Religion, Sitten) darzustellen der „psychologischen Ethnologie" obliege. Zur Völkerpsychologie vergleiche man ferner noch Rocholl, Bd. I, S. 323 ff., Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker", S. 45 ff., Xénopol, p. 19.

oder mindestens eine eigene Art von Welt und ihren Stamm für die einzigen oder vornehmsten Erdbewohner, wie die ursprünglichen einheimischen Namen z. B. der Lappen, Grönländer und Kamtschadalen beweisen, die nur ganz allgemein Volk, Einwohner oder Menschen bedeuten: selbst auf uns Deutsche, und damit auf eines der höchstkultivierten Völker der Erde, trifft dieser letztere Zug zu[733]). Und kommt es dann bei ihnen allen zur Geschichte —, denn absolut ungeschichtliche Völker gibt es nicht, da die Konjunktur der Entwicklung plötzlich oder allmählich alles ändern kann[734]) —, dann ist es erst recht merkwürdig zu beobachten, wie diese sich in volkstümlichen Hirnen spiegelt, welche Gegenbewegung die Phantasie gegen den wirklichen Gang der Blutsentwicklung in Szene setzt. Es versteht sich vorab, daß die Chronologie den meisten Völkern ein ganz unbekannter Begriff ist; aber auch für das Tatsächliche haben sie gemeinhin wenig Sinn, so daß Legendenbildung gleichsam a priori mit der ältesten Geschichte sich deckt. Nur eines werden sie sich — und werden sich in höherem Grade die reinrassigeren, die Völker mit stärkerem Rassengefühl — bewußt, das sind die genealogischen Zusammenhänge, die sie erst an sich selber erleben und dann alles um sich her erleben sehen. So geschieht es denn auch im Zeichen der Genealogie, daß sie, wenn ihnen das Bedürfnis kommt, etwas von ihrer Jugendgeschichte zu wissen oder wissen zu wollen, darangehen, sich eine solche zu konstruieren. Anfänglich erfolgt auch dies noch in voller Naivität, und erst allmählich wird die Genealogie zum Tummelplatz teils sagenhaft, teils ganz bewußt erfundener Fälschungen[735]). So sind wir über die Ursprünge der meisten Völker in so tiefem Dunkel geblieben, und nur ganz selten hat es sich gefügt, daß die werdende Bildung eines Volkes oder einer Völkerfamilie von anderen Völkern beobachtet wird, welche sich bereits auf höheren Stufen der Kultur befinden, wie die der Germanen von den Römern, der Slaven von den Byzantinern, der Nordamerikaner von den neueren Europäern[736]).

Unbedingt harmlos-gutgläubig sind jene erdichteten Genealogien, vermöge deren sich die Völker — und zwar auch wieder die primitivsten sogut wie die höchstkultivierten — aus eponymischen Heroen Ahnen schaffen und sich in diesen personifizieren. Da entstehen dann jene sagenhaften Stammbäume, welche wir gleichsam als die früheste Ethnologie bezeichnen können, und welche in einer metaphorischen Sprache die Beziehungen der Länder und Völker zueinander als

[733]) M. C. Sprengel, „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen", 2. Aufl., Halle 1792, S. 1 ff.

[734]) Treffend ausgeführt von Bernheim, „Lehrbuch der historischen Methode", 3./4. Aufl., S. 40 ff.

[735]) Ebenda, S. 332 ff. Zur Legendenbildung auch Mortillet, „Formation de la nation française", p. 5 ss.

[736]) Duncker, „Geschichte des Altertums", Bd. I, S. 3.

leibliche Verwandtschaft bezeichnen, von Turk, Tatar und Mongol, welcher den engen Zusammenhang von Türken, Tataren und Mongolen als Zweigen e i n e s Völkerstockes bekundet, von den drei Brüdern Lydos, Mysos und Kar (Herodot, I, 171), welcher den Glauben der Lyder, Myser und Karer an ihre nationale Verwandtschaft ausdrückt, von Feridun und seinen Söhnen, welcher Iranier und Turanier scheidet, von Sem, Ham und Japhet, durch welchen namentlich der semitische Stock im wesentlichen nach der üblichen Klassifikation der modernen vergleichenden Philologie geordnet erscheint, von den Zwillingsbrüdern Danaos und Aegyptos als den Gründern der Nationen der Danaer oder homerischen Griechen und der Aegypter, von Hellen und seinen Söhnen und Enkeln und andere. Sowenig die naiv personifizierenden ethnologischen Theorien dieser Völkertafeln und Völkerstammbäume auf strenge Glaubwürdigkeit im anthropologischen wie im historischen Sinne Anspruch machen können, so haben sie doch insofern ihren Wert auch für diese Wissenschaften, als uns in ihnen die ältesten Anschauungen über Völkerverwandtschaft, Wanderungen, feindliche Einfälle usw. erhalten sind. Daß diese sagenhaften Zusammenstellungen vielfach auf sehr falschen Voraussetzungen beruhten — wie denn z. B. in der mosaischen Völkertafel Völker, die zu ganz verschiedenen Familien gehören, als verwandt betrachtet werden —, tut dabei nichts zur Sache, sie geben jedenfalls die Rassenverhältnisse in der Phraseologie der Sage so wieder, wie sie jenen ältesten Ethnologen vorschwebten[737]). Und diese fanden dann gelehrige Schüler in den verwandten Geistern der späteren Völker. Die glänzenden Genealogien, mittelst deren die Römer sich mit Griechenland und den griechischen Göttern und Heroen verknüpften, weckten die Nacheiferung des mittelalterlichen Europa; jetzt mußten — in den Chroniken des Gottfried von Monmouth und anderer — Paris und Turnus als Gründer von Paris und Tours herhalten, Frankreich und Britannien durch Francus, den Sohn des Hektor, und Brutus, den Enkel des Aeneas, mit den Trojanern in Verbindung gebracht werden — Phantasien, von denen sich noch ein Milton (zu Anfang seiner Geschichte Englands) nur teilweise loszusagen wagte. Neben diese Trojanerlegenden der Franken und Briten traten die der Sachsen, die dem Heere Alexanders des Großen entsprossen, der Burgunder, die nach der Unterwerfung Innergermaniens durch Drusus und Tiberius in die Lager verteilt worden und so mit den Römern zu einem Volke verwachsen sein sollten[738]).

---

[737]) T y l o r, „Die Anfänge der Kultur", Bd. I, S. 392—399; N i e b u h r, „Römische Geschichte", Bd. I, S. 34 ff.

[738]) Die Frankenlegende zuerst P s e u d o - E t h i c u s, dann F r e d e g a r, die burgundische zuerst bei A m m i a n u s M a r c e l l i n u s 38, 5, die sächsische bei W i d u k i n d, I, 2.

Kurzum, nachdem einmal das kindliche Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Boden, auf dem sie saßen, den deutschen Stämmen verlorengegangen, suchte der Volksgeist in der Ferne herum, um eine möglichst hohe Abstammung zu ergattern, neben der das Hochgefühl und die Vorzüge der Autochthonie verblassen mußten. Und so trat das ein, was Arndt in seiner drastischen Weise so ausdrückt: „So ist der heilige Wahn bei den meisten Völkern mächtig gewesen ... Wenn man einem Dinge oder einem Volke nur recht tiefe und uralte Wurzeln geben kann, und schlügen diese Wurzeln aus dem Teufel und seiner Großmutter aus, so deucht der Schimmel und Rost der Jahrtausende, wie schlecht immer der Ursprung, doch ein Schimmer und ein Glanz"[739]. Rom schlug auch damals wieder einmal alles aus dem Felde. Die Römerei machte sich, wie später die Französelei, schon sehr früh in Deutschland bemerkbar. Wie nach der Vorstellung des Mittelalters das römische Kaisertum sich ununterbrochen in den deutschen Königen fortsetzte, so mußte jenes auch unter wesentlicher Mitwirkung der deutschen Stämme begründet sein; nach der „Kaiserchronik" und dem „Leben Annos" waren sie es, die Caesar auf den Thron setzten[740]. Kann man sich da wundern, wenn auch in die einzelnen ein ähnlicher Ehrgeiz fuhr, und es so im späteren Mittelalter Mode wurde, seine Abstammung auf die neueren und womöglich auf die alten Römer zurückzuführen? In Rom selbst war man darin mit gutem Beispiel vorangegangen. „Die Stammbäume des römischen Adels entsproßten plötzlich als Ableger des berühmten Lorbeerbaums des Augustus auf dem Palatin, oder sie wuchsen in den Gärten des Mäcenas und Pompejus, der Scipionen und der Maximi"[741]. Nun lag es nahe, daß zunächst Geschlechter an Stätten, wo einmal Römer gehaust hatten, wie in Köln, ihren Ursprung auf diese zurückführten[742]. Dann aber brachte unter anderen im 14. Jahrhundert ein Westfale von ritterlicher Abkunft, Levold von Northof, in seiner Geschichte der Grafen von der Mark, es fertig, für diese letzteren das gleiche zu beanspruchen[743].

Die hieran geknüpfte Bemerkung Ottokar Lorenzens: „Ob dieses genealogisch-heraldische Spiel zu Levolds Zeit bereits sagenhaft gewesen, oder ob er selbst der gelehrte Erfinder davon sei, ist nicht anzugeben", hat typische Bedeutung. Die Frage, ob die Sage, der Volksglaube bei allen diesen Ursprungsphantasien das Frühere,

---

[739]) „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", S. 195 ff.

[740]) Uhland, „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", Bd. VIII, S. 264 ff.

[741]) Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", Bd. III, S. 535.

[742]) Arndt, a. a. O., S. 196.

[743]) O. Lorenz, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts", Bd. I³, S. 71.

oder erst durch Einwirkung einzelner hervorgerufen worden sei, wird sich wohl nie entscheiden lassen. Wilhelm Grimm[744]) nimmt z. B. für die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken unbedingt das erstere an und begründet dies damit, daß die gleiche sich auch bei anderen Völkern, wie den keltischen Arvernern, finde. Uhland dagegen ist der Meinung, alle jene mythischen Ableitungen könnten nur von Schriftkundigen ausgegangen sein, hätten aber dann ihren Weg ins Volk gesucht und wären dann auch in gewissem Grade volksmäßig geworden[745]). Heinrich Rückert setzt den Volksgeist als schöpferisch voraus, wenn auch jene Sagen nur durch gelehrte Einmischung in ihrer konkreten Plastik entwickelt worden seien[746]). Diese Auffassung dürfte wohl am meisten für sich haben. Ein Schulbeispiel dieser Art liegt uns vor in dem „Speculum regum", das Gottfried von Viterbo 1183 für den späteren König Heinrich VI. verfaßte, und in dem er den gemeinsamen Ursprung der Römer und Franken von den Trojanern und die Vereinigung beider Zweige in Karl dem Großen nachwies[747]).

Uebrigens setzte in späterer Zeit wenigstens zeitweilig doch auch eine Gegenbewegung gegen jene Strömung, welche letzten Endes doch dem eigenen Volke eine Maske vorbinden wollte, ein. Sie läßt sich als eine Reaktion des germanischen Geistes gegen die bis dahin alleinherrschende Römerei bezeichnen und steht in unverkennbarem Zusammenhang mit der Wiederentdeckung der „Germania" des Tacitus, welche allen wachen Geistern germanischen Geblütes wie ein helles Licht in die neue Zeit hineinleuchtete und bald darauf dann auch in der Literatur ein entsprechend lebhaftes Echo hervorrief. Als Proben seien etwa angeführt eine anonyme Schrift des 15. Jahrhunderts „Ueber den Ursprung und das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler", in welcher diese von der Völkerwanderung her mit den Nordgermanen in Verbindung gebracht werden, indem sie nämlich Schweden, und neben diesen Friesen, als Stammväter zugewiesen bekommen[748]), und sodann die in den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts entstandene „Zimmerische Chronik", nach welcher die Grafen von Zimmern, ein altes schwäbisches Geschlecht, von den Zimbern abstammen sollten[749]). Derart war die unkritische Leichtgläubigkeit, wenn sie auch weiterhin im Dienste der genealogischen Eitelkeit verblieb, doch ins Vaterländische umgeschlagen.

In einem gewissen Zusammenhange mit den Ursprungsphantasien steht auch die Namengebung der Völker, mindestens sind

---

[744]) „Kleinere Schriften", Bd. I, S. 210.

[745]) A. a. O.

[746]) „Kulturgeschichte des deutschen Volkes", Bd. I, S. 51 ff.

[747]) Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter", Bd. II[3], S. 208.

[748]) O. Lorenz, a. a. O., S 115 ff.

[749]) Wegele, „Geschichte der deutschen Historiographie", S. 398.

beides verwandte Kundgebungen, nur daß die eine sich dem eigenen, die andere sich fremden Völkern zuwendet. Denn im allgemeinen ist wohl sicher Jakob Grimms[750]) Bemerkung zutreffend, daß in der Regel Volksnamen durch benachbarte Völker gegeben wurden. An bedeutsamen Ausnahmen fehlt es freilich nicht, es braucht dafür nur an die Arier erinnert zu werden[751]).

Aus den Benennungen der Völker auch nur einigermaßen geordnete und sichere völkerpsychologische Rückschlüsse zu ziehen, ist aus mehreren Gründen überaus schwierig. Vor allem darum, weil in so vielen Fällen, und zum Teil gerade bei den wichtigsten, die Deutung der Namen nicht feststeht (über die des Germanennamens hat man sich bis heute noch nicht geeinigt, es tauchen immer neue Hypothesen auf). Dann aber, weil bei wieder anderen kaum zu erkennen ist, was sie eigentlich besagen und umfassen, und dies zwar nicht nur in alter, auch in neuerer Zeit: Die Skythen der Alten haben doch ein gewisses Gegenstück an unseren Finnen, die allzulange die gesamten vorgeschichtlichen Rassen Europas haben vertreten müssen, bis die Anthropologie sie als — die kurzköpfige — Rasse von dem Volksstamme des Namens schied.

So müssen wir uns denn damit begnügen, einzelne Völkernamen herauszugreifen, die ein besonders deutliches Licht auf die seelischen Vorgänge, aus welchen sie erwachsen sind, werfen. Einer der merkwürdigsten ist in dieser Beziehung der der Philister, welche, nach sehr wahrscheinlicher Hypothese aus Kreta gekommen, das Gebiet der fünf Städte (Gaza, Askalon, Aschdod, Ekron und Gath) in Besitz nahmen und sich dort mit der Urbevölkerung vermischten[752]). Der Name, der zugleich an den der Pelasger erinnert, ist dann auf das gesamte Land Palästina übergegangen. Er bezeichnet Wanderung, Anwanderung und deutet somit auf fremdländische Abkunft. Und diese ursprünglich wohl von den Ortseingesessenen ausgehende

[750]) „Geschichte der deutschen Sprache", S. 153. Ebenso Mucke, „Völkerverwandtschaft", S. 168. Aehnlich auch Kretschmer, „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", Göttingen 1896, S. 171, der die Tatsache, daß die Hellenen, fast ehe sie noch selbst zu einem Gesamtnamen gekommen waren, ihre nordöstlichen Nachbarn unter dem der Thraker zusammenfaßten, damit erklärt, daß „der fremde Beobachter eines Volkes leichter die gemeinsamen charakteristischen Züge erkenne als der eingeborene, dem sich mehr die trennenden Unterschiede aufdrängen".

[751]) Uebrigens geht aus Jakob Grimms eigenen Darlegungen (a. a. O., Bd. II, S. 774 ff.) über die Volksnamen der Germanen hervor, daß mindestens einen Teil derselben die deutschen Volksstämme sich ebenfalls selbst beigelegt haben müssen. Von den drei Klassen von Benennungen, die er aufzählt (patronymische, Eigenschafts- und örtliche Namen) dürfte dies von der ersten — der nach Stammhelden — durchweg, aber auch teilweise von der zweiten gelten. Bei Franken und Friesen z. B., „zweien unserer ausgedehntesten und mächtigsten Volksstämme, welche beide die Freien heißen", ist darüber wohl kaum ein Zweifel möglich.

[752]) Maspéro-Pietschmann, S. 300; Knobel, S. 218 ff.

Bezeichnung und die damit verbundene Vorstellung der Fremdrassigkeit ist dann durch das gesamte Altertum geblieben, insbesondere von den Kindern Israel lebhaft aufgegriffen worden[753].

Hier schwebte also ganz allgemein nur das Fremdblut vor. Andere Male hat die Phantasie in den Benennungen mehr das Physische der Gestalten festgehalten; so hängen Riesenbenennungen (wie Jüten, Tyrsener und Hünen) mit alten Volksnamen zusammen. Feindliche, kriegerische Nachbarn vergrößerte der Volksglaube zu unmenschlichen Riesen, wie er schwächere, unterdrückte in Zwerge verkleinerte. Jakob Grimm, dem diese Beobachtung zu verdanken ist, vergleicht zugleich[754] diesen Zusammenhang von Riesenbezeichnungen mit Völkernamen dem Anschluß einzelner Heldennamen, wie Dieterich, Karl, an historische Gestalten. „Mythische Züge verwachsen mit geschichtlichen. So vertreten Ungarn und Avaren den alten Riesenbegriff"[755].

Auch seelische Züge klingen in den Völkernamen vielfach an oder wider, noch öfter mögen sie darin verborgen sein. Sind die Benennungen hell und heiter, tragen sie gar zum Ruhme der sie Führenden bei, so ist anzunehmen, daß sie von diesen selbst herstammen. Das stolzeste Beispiel dieser Art werden wohl immer die Arier bleiben. Im anderen Falle, wo der Völkername irgend etwas Mißliches oder Anstößiges birgt, stecken wohl die lieben Nachbarn dahinter. Spott- und Necknamen hat es gewiß immer und überall mehr gegeben als sich auf wissenschaftlichen Wegen erkennen lassen. Die Etymologie steht eben vielfach auf gar zu unsicheren Füßen. Aber die „blinden Hessen", die „dummen Schwaben" und ähnliches lassen doch wohl auch auf Namen schließen, die dergleichen Charakteristiken enthalten[755a]. Gewiß ist, daß einzelne Volksnamen sogar als Schimpfnamen dienen mußten, so der Name „Engländer" den

[753]) Noch in Isidors „Etymologiae" (IX, 2, 58) heißt es: „Philistaei pro Palaestinis dicuntur a civitate utique sua: iidem et allophyli, id est, alienigenae, ob hoc, quia semper fuerunt inimici Israel et longe ab eorum genere et societate separati." Bei den Septuaginta findet sich nur im Pentateuch der ursprüngliche Name (Philister), sonst schreiben auch sie Ἀλλόφυλοι („id est alius tribus seu gentis"), nach Reuß, a. a. O., S. 50. Wie vag übrigens letztere Bezeichnung vielfach bei den Rasseneinteilungen verwandt wurde, darüber vergleiche Humboldt, „Kosmos", Bd. I. S. 231.

[754]) „Deutsche Mythologie", Bd. I³, S. 493, 512, 524.

[755]) Nach Schafarik bei Grimm, a. a. O., soll dieser im Volksnamen Thyssagetae (als Vereinigung von thurs und iötunn) sogar doppelt wiederkehren.

[755a]) Ob die Sueven wirklich die Schläfrigen bedeuten? (E. H. Meyer, „Deutsche Volkskunde", S. 337.) Nach anderen wären sie vielmehr die Schweifenden. Aber unter den Gepiden scheint man tatsächlich die „Gaffer" verstanden zu haben. (Ebenda.)



hochfahrenden, rücksichtslosen Normannen nach der Eroberung[756]). Umgekehrt kann ein Volksname bei niedriger stehenden Stämmen auch zur Respektsbezeugung werden; die estnische Mundart hat bezeichnenderweise **ein** Wort für „Herr" und „Deutscher": Saxa, Sachse. Die Schichten im Lande, welche die Träger der Kultur, die geborene Herrenkaste sind, waren und blieben eben die Deutschen. In Indien gab man den unreinen Mischkasten die Namen unarischer Völkerschaften; selbst Tschandala heißt noch heute ein im unteren Gangeslande lebender Volksstamm[757]).

Ein besonderes Kapitel, das zugleich einen eigenartigen Einblick in die Psychologie der Antike gewährt, bilden die Benennungen der Sklaven bei Griechen und Römern. Da diese nach der Auffassung des Altertums keine Personen waren, so kamen ihnen auch keine Personennamen zu, sie wurden als Waren behandelt und nach dem Ausfuhrorte (d. h. nach dem Lande, in dem sie gekauft waren) benannt. Daher denn Namen wie *Ἄραψ, Βίθυς, Γέτης, Δᾶος, Λυδός, Σύρος, Παφλαγών* (lateinisch Davus — statt Dacus —, Syrus, Geta usw.). Erst später drangen diese Benennungen durch die Freilassungen auch in die Reihen der Freien ein[758]). Uebrigens aber waren nicht alle fremden Volksnamen immer Sklavennamen: *Σκύθης* heißt bei Herodot ein sehr angesehener Mann; Lysander brachte durch die Verwendung des Namens *Λίβυς* in seiner Familie die alten Beziehungen seines Hauses zu libyschen Fürsten zum Ausdruck. *Θετταλός* findet sich im Sinne von „ein echter Thessalier". Kimon nannte seine Söhne, um seinen großgriechischen Standpunkt zu betonen, *Λακεδαιμόνιος Ἠλεῖος* und *Θετταλός*[759]).

Auch in neuerer Zeit sind seit der mit Aufhebung der Feudalität beginnenden Freizügigkeit geographische Bezeichnungen vielfach zu Familiennamen geworden, welche alsdann die Abkunft aus einer fremden Landschaft ausdrücken: so in Frankreich Picard, Limousin, Breton, Lorrain, Flamand usw., bei uns Preuß, Sachs, Schwab usw.[760]).

Die Geringschätzung gegen fremdstämmige Völker, welche sich in der Benennung der Sklaven nach ihnen kundgibt, hat sich übrigens nicht auf das Altertum beschränkt. Das Los unterdrückter Völker ist sich ziemlich zu allen Zeiten gleichgeblieben. Und so mußte, seit im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts die gefangenen Slaven als

---

[756]) A. Brandl in Pauls „Grundriß", Bd. II, 1, S. 614.

[757]) L. von Schröder, a. a. O., S. 423.

[758]) Schrader, „Reallexikon", S. 810, und besonders A. Fick, „Die griechischen Personennamen", 2. Aufl., Göttingen 1894, S. 339 ff.

[759]) Fick, a. a. O.

[760]) Jakob Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer", 2. Aufl., S. 342, verweist außerdem noch auf Namen wie Windischmann, Fuldischmann und auf ältere wie halpdurinc und halpwalch gegenüber altdurinc, altsuâp.

Arbeiter verkauft wurden, ihr Name ziemlich allen Völkern Europas den härtesten Ausdruck für „Knecht" hergeben: italienisch Schiavo, spanisch Esclavo, französisch Esclave, deutsch Sklave[761]). Und ähnlich bedienten sich die Angelsachsen der gleichen Bezeichnung „wealh" für Kelte und für Sklave.

Nur kurz, weil mit unserem Thema nicht in gleich unmittelbarem Zusammenhange stehend, können wir hier die Personennamen (Familien- und Eigennamen) berühren. Aber ganz übergehen dürfen wir sie nicht, da, nach dem treffenden Ausspruch desjenigen Meisters der Sprache, der hier bahnbrechend gewirkt hat[762]), „die Summe der Eigennamen eines Volkes die tiefsten Spuren seines Treibens und Nationalcharakters eingedrückt enthält". Lehren sie doch, welchen Wert die verschiedenen Völker auf die Einzigart des einzelnen und sonach auf den Ausdruck derselben im Namen gelegt haben. Der unendlichen Fülle altdeutscher Namen — wir scheinen mit angeblich etwa 50 000 an der Spitze aller Völker zu stehen — haben die Chinesen nur 200 Personennamen gegenüberzustellen, mit denen sie auskommen sollen[763]). Schärfer kann sich die Eigenart der Völker in ihrer Gegensätzlichkeit nicht leicht ausprägen, und wenn man das genannte Buch von Pott in sich aufgenommen, hat man damit zugleich ein fast allseitiges Seelenbild von ihnen gewonnen.

Aber allerdings beschränkt sich Pott fast durchweg auf die Völker unseres Erdteils. Richard Andrée hat dann in seiner Abhandlung über die Personennamen[764]) die Gesichtspunkte, unter denen jener die Personennamen zusammenfaßt, auch auf die außereuropäischen einschließlich der Naturvölker angewandt und so die Benennung nach Umständen bei der Geburt, nach Tieren und Pflanzen, nach den Eltern und Vorfahren, durch Orakel, die Namensänderungen und den Namensaustausch, die Annahme des Namens Besiegter usw. behandelt. Für uns Deutsche hat, angeregt durch Jakob Grimm, E. W. Förstemann in seinem „Altdeutschen Namenbuch"[765]) das grundlegende Werk geschaffen. Neuerdings hat sich deutscher Forscherfleiß dann vorwiegend den Griechen zugewandt: A. Fick ist für die Neubearbeitung seines Werkes über die griechischen

[761]) Schafarik, „Slavische Altertümer", Bd. II, S. 47 ff. Jakob Grimm, a. a. O., S. 322.

[762]) Pott, „Die Personennamen", Leipzig 1853, S. 89.

[763]) Fick, a. a. O., S. 2.

[764]) In den „Ethnographischen Parallelen", 1878, S. 165—184.

[765]) Nordhausen 1854—59. Neubearbeitung 1872, Erwähnt sei wenigstens auch das mehr volkstümliche, aber sehr gute Büchlein von Rudolf Kleinpaul „Die deutschen Personennamen. Ihre Entstehung und Bedeutung", Berlin und Leipzig 1916, in welchem dieselben nach den fünf Gruppen der Kleinkindernamen, der Taufnamen unserer heidnischen Vorfahren, der Christennamen, der Vaternamen und der Familiennamen zusammengestellt sind.

Personennamen Fr. Bechtel zur Seite getreten[766]). Der Gewinn für diese beiden so rassenhaft starken Völker ist ein außerordentlich großer; wenn irgendwo, charakterisieren sie sich in ihren Namen. Und doch haben sie beide auch auf diesem Felde ausländische Beeinflussungen nicht abgewiesen; so erfahren wir z. B., daß die nicht nur in Athen, auch in Böotien und anderwärts verbreitete so bedeutsame Sitte, dem ältesten Sohne den Namen des Großvaters väterlicher Seite als ehrende Mitgift zu verleihen, aus dem semitischen Morgenlande übernommen sei[767]).

Das ist ja überhaupt eine der merkwürdigsten Erscheinungen — und damit nehmen wir den Faden unserer Betrachtung über die Stellung der Völker zueinander, wie sie schon in der Namengebung sich kundtat, wieder auf —, daß die Völker sich in der Praxis gegenseitig nicht missen können, während sie doch in der Theorie nichts voneinander wissen wollen, sich gegenseitig ablehnen, ja verabscheuen. Es läßt sich zum mindesten von den aktiveren Völkern nicht leicht eines auffinden, das diese Abneigungen nicht gehegt hätte; sie wurzeln in einem Hang zu nationaler Abschließung, und dieser wieder in einem gewissen Hochmut, der namentlich in der Frühzeit der Völker nicht selten die groteskesten Formen annimmt. Mit der Naivität des Kindes oder des Tieres beziehen sie ja noch alles auf sich, legen nur sich eine ausschließliche Wichtigkeit bei und sind der Meinung, daß der von ihnen bewohnte Erdenwinkel der Hauptpunkt des Weltalls sei, zu dessen Verherrlichung alles übrige nur geschaffen sei (China — Reich der Mitte; Indien — Berg Meru; Chaldäa — Babylon; Juden — Jerusalem; Griechen — Olymp, Delphi)[768]). Allen vorangegangen sind in dieser Selbstverherrlichung und Fremdenverachtung die Bewohner des Himmlischen Reiches, welche ihre viererlei Umwohner als Hunde, Schweine, Dämonen und Wilde oder auch, noch kürzer, da sie im Grunde Namen gar nicht verdienten, als die „Unreinen" vierer Weltgegenden bezeichneten[769]). Auch von den Tataren sagte schon Plano

766) Hingewiesen sei namentlich auf die allgemeine Uebersicht über die Hauptgruppen griechischer Namen (S. 12—14), der wertvolle kulturelle Aufschlüsse zu entnehmen sind. Viele Züge finden sich da begreiflicherweise als den Hellenen mit den Germanen gemeinsam: die hohe Schätzung von Mannheit, Wehrhaftigkeit, Mut und Kraft, die Vorliebe für Kampf und Streit, insbesondere für „Roß und Reisige", die Wertung des Ruhmes und Sieges als höchsten Gutes, die Gottesfurcht — was alles in hunderten von Namen sich ausprägt. Auch das spätere Zurücktreten von *βοῦς* und anderen auf das Hirtenleben deutenden Namenswörtern dürfte sich bei uns wiederholen. Spezifisch griechisch aber ist wohl die Beliebtheit von *ναῦς* und *ξένος* in Namenzusammensetzungen.

767) E. Curtius, „Personennamen" (= Gesammelte Abhandlungen, Bd. I), S. 520.

768) Reinaud, „Aboulféda", Paris 1837, T. I, p. CCXV.

769) Réclus, „Nouvelle géographie universelle", T. I, p. 6.

Carpini: „Superbissimi sunt aliis hominibus, et despiciunt omnes, immo quasi pro nihilo reputant eos, sive nobiles sive ignobiles sint[770].“ Und die Aegypter gaben den Chinesen in dieser Eigenschaft kaum etwas nach. Nur sie waren Menschen, die anderen Völker waren Neger, Asiaten, Libyer, keine Menschen. Alles Nichtägyptische, Fremde ist Offenbarung des Set (Typhon), des Zerstörers, des Urhebers des Bösen. Diese strengste Abschließung, das starre Festhalten am Nationalcharakter haben gerade die Aegypter selbst unter der Fremdherrschaft noch durchgeführt[771]. Wie sie die in ihrem Reiche ansässigen und die syrischen Semiten aufs rücksichtsloseste behandelten[772], so hätten auch die Juden, falls sie nicht von Hause aus schon Anlage zu diesem Zuge gehabt hätten, ihn sehr wohl von diesen ihren Lehrmeistern und zeitweiligen Beherrschern lernen können. Das Wort Gojim braucht hier nur genannt zu werden. Uebrigens aber wird die Abneigung gegen den Verkehr mit fremden Völkern und die Verachtung fremder Sitten auch den Indern nachgesagt, denen jeder nicht die Sprache der Arja sprechende ein „Mlêkha“ war[773].

Es leidet nun aber keinen Zweifel, daß, wenn dieser Hochmuts- und Beschränktheitszug bei vielen Völkern eine geradezu abstoßende Härte erzeugt und ein Nebeneinanderbestehen in gegenseitiger Anerkennung hintertrieben hat, er doch anderseits notwendig war, um sie zu immerhin einseitiger, aber großartiger Durchbildung ihres eigenen Wesens und damit zu Leistungen zu befähigen, auf Grund deren sie dann das eigene Selbst der Gesamtheit der übrigen Nationen vollbewußt gegenüberstellen konnten. Im höchsten Maße gilt dies von den beiden Hauptvölkern des klassischen Altertums[774]. Die Weise namentlich, in der sich die Griechen in ihrer Sonderart von aller Welt abschlossen, hat fast etwas Monumentales und hat, wenn sie auch in diesem Umfange nicht wieder nachgeahmt worden ist, doch anderen Völkern als Vorbild gedient. Wir werden das sogleich näher verfolgen. Zuvor sei nur darauf aufmerksam gemacht, wie wenig solche nationale Abneigungen, wie sie in Wendungen wie Punica fides, Graeculi[775] und anderen nachtönen — vom Judenhaß gar nicht zu reden, der allen Völkern gemeinsam war —,

---

[770] Cap. 4, § 2. (In „Recueil de voyages“, T. 4, p. 636.)

[771] Roskoff, Bd. I, S. 73 ff. Reibmayr, S. 159 ff.

[772] „L'Egyptien traita les Sémites d'Egypte et de Syrie comme un gouverneur chinois traite des révoltés barbares“. Renan, „Histoire du peuple d'Israël“, T. I[13], p. 155.

[773] Lassen, „Indische Altertumskunde“, Bd. I[2], S. 1026 ff.

[774] Dove, a. a. O., S. 2.

[775] Allgemein über die Verachtung der Römer gegen die Griechen (die sie freilich erst in der Zeit tiefen Verfalles kennenlernten) Hertzberg, „Griechenland unter den Römern“, Bd. I, S. 332 ff. Was alles Augustus zusammenfassend verächtlich „Griechen“ nannte: Renan, „Les Evangiles“, p. 394, mit Belegstellen.

einer objektiven Beurteilung der durch sie Betroffenen auch durch die Späteren zugute kommen konnten. Mit am schlechtesten sind darunter wohl die Kelten gefahren, die wir doch vorwiegend in der Schilderung der Griechen und Römer kennen, von welchen ihnen die ersteren eine gewisse hochmütige Gleichgültigkeit widmeten, während ihnen die letzteren die Einnahme Roms nie verziehen haben[776].

Wir kommen jetzt zu einem Stichwort, das, von den Griechen in die Welt geworfen, dann im Verlauf der Geschichte und bis auf den heutigen Tag eine so große, ja verhängnisvolle Bedeutung im Völkerleben gewonnen hat, daß die Aufgabe einer geschichtlichen Uebersicht über diese Entwicklung sich uns geradezu gebieterisch aufdrängt. Wir reden von dem Begriff des Barbaren, der aus dem griechischen Leben gar nicht wegzudenken, ja ohne den — als Gegenstück — ein Vollbild des Griechen gar nicht zu gewinnen ist[777].

Vorausgeschickt sei allerdings die Bemerkung, daß Wort und Begriff des Barbaren sich auch schon im Sanskrit (unter den verschiedenen Formen barbara, barvara, varbara und varvara) findet, also wohl gemeinindogermanisch ist. Es bezeichnet dort zunächst tonnachahmend den Stammler, später im weiteren Sinne den Ausländer, den Fremdblütigen und Fremdsprachigen, und wurde so namentlich — im Gefühle arischer Ueberlegenheit — auf Nachbarrassen wie Tataren und Semiten angewandt[778]. Vollheimisch aber ist der Barbar erst in der griechischen Welt geworden und von da dann auch in die übrige gedrungen.

Auch hier ist er ursprünglich der unverständlich Redende, der, dessen Sprache hart und rauh klingt[779]. Daher auch Worte wie *βαρβαρίζειν*, barbarisch oder schlecht griechisch reden, *βαρβαρόφωνος* u. ä. Noch Cicero setzt dem „barbarus“ ein „disertus“ entgegen. Später, als das hellenische Volkstum im Gegensatz zum nichthellenischen sich ausbildete, nahm das Wort die Bedeutung des Ungriechischen, Ausländischen an, ursprünglich noch ohne gehässigen und verächtlichen

---

[776]) Roget de Belloguet, T. III, p. 4/5, der auch Proben hierfür gibt.

[777]) Bezeichnend ist in diesem Sinne eine Stelle des Thucydides (I, 3.), der die Tatsache, daß Homer die Barbaren nicht nenne, daraus erklärt, daß es auch für die Hellenen damals noch keine Gesamtbezeichnung gegeben habe, die man jenen hätte entgegenstellen können.

[778]) Pictet, „Les origines Indo-Européennes“, T. I, p. 55, 57, 536. Nach Lassen, a. a. O., wurde auch ein besonderes Land und Volk mit dem Ausdruck bezeichnet.

[779]) Strabo, VIII, 6, 6. (Zuerst vornehmlich auf die Karer angewandt.) Noch Ovid in dem berühmten „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli“ konnte es so gebrauchen, und Paulus schreibt an die Korinther (I, 14, 11): *Ἐὰν μὴ εἰδῶ τὴν δύναμιν τῆς φωνῆς, τῷ λαλοῦντι βάρβαρος, καὶ ὁ λαλῶν ἐμοὶ βάρβαρος,* d. h.: wenn ich den Sinn der Rede nicht verstehe, sind der Redende und ich uns gegenseitig Barbaren (= unverständlich).

Nebenbegriff, den es erst zur Zeit der Perserkriege erhielt. Von dieser Zeit an hießen vorzugsweise die Perser so, demnächst Aegypter, Thraker und andere. Uebertragen galt dann „*βάρβαρος*“ von allen Gebrechen, welche die Griechen an den Fremden wahrgenommen hatten, Tyrannenherrschaft, knechtischer Unterwürfigkeit, Mangel an geistiger und körperlicher Ausbildung, Verachtung aller intellektuellen und moralischen Bildung. Ganz besonders auch wurde es — damit zu seinem Ursprung zurückkehrend — mit Bezug auf die Sprache von fehlerhaftem Ausdruck gebraucht.

Schon hieraus ergibt sich, daß der Ausdruck „*βάρβαρος*“ von Hause aus einen Blutsbegriff nicht bewußt in sich schloß. Natürlich mußte er auch den Sinn des Fremdblütigen unter der Hand gewinnen und hat dies, wie wir sehen werden, getan. Daß aber im allgemeinen die Vorstellung von einem Unterschied der Kultur vor der einer Verschiedenheit des Geblütes überwog, läßt sich deutlich daraus erkennen, in welchem geographischen Umkreis er Geltung erlangt, und welche Wandlungen er dabei durchgemacht hat. Charakteristisch ist hier besonders der Wechsel der Ansichten über die Trojaner. Bei Homer waltet nicht der leiseste Unterschied der Sitte und Religion zwischen ihnen und den Achäern. Thucydides dagegen hält sie entschieden für Barbaren, Euripides insultiert sie als solche, Strabo will bei troischen Ortsnamen keine griechische Etymologie mehr wagen[780]). Mehr und mehr entwickelte sich dann eine Auffassung, nach welcher die Scheidung schon innerhalb der griechischen Nation begann. Nicht nur die Ueberreste der Pelasger galten als barbarisch, sondern auch gewisse nur zurückgebliebene Griechenvölker, bei denen sich städtisches und kulturelles Leben nicht in gleicher Weise wie bei den Stammesbrüdern herausgebildet hatte. Insbesondere betont Thucydides mehrfach den barbarischen Charakter der Epiroten, Akarnanen und Aetolier, die freilich nicht reingriechischen Geblütes, sondern griechisch-illyrisch gemischt waren[781]). Am auffallendsten erscheint diese Zurücksetzung bei den Epiroten, da nicht nur in ihrem Gebiete Dodona, und damit eine für die Seelengeschichte des Griechentums urwichtige Stätte, zu finden war, sondern ihr Land auch noch in neuester Zeit durch die Taten der Sulioten abermals zum heiligen Boden von Hellas geworden ist[782]). Hier muß also wohl unbewußt eine Vorstellung von Fremdblütigkeit mitgewirkt haben.

---

[780]) Jakob Burckhardt, „Griechische Kulturgeschichte“, Bd. I, S. 314 ff.

[781]) Kretschmer, a. a. O., S. 255 ff. Euripides, „Phoenissae“, 138, nennt den Aetolier Tydeus einen *μιξοβάρβαρος*, dem anderenorts *μιξέλληνες* entsprechen. Thucydides redet von *βάρβαροι δίγλωσσοι* (die auch griechisch sprachen).

[782]) Niebuhr, „Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde“, S. 260 ff.

Sehr merkwürdig ist das Verhalten gegenüber den Mazedoniern, betreffs deren während des ganzen Altertumes ein Schwanken der Auffassung bestanden hat, je nachdem die Bluts- oder die kulturellen Gesichtspunkte überwogen. Die Sagen von Heraklidischer Einwanderung und die Zuziehung der mazedonischen Könige zu den Olympischen Spielen schienen für hellenischen Ursprung zu sprechen. Das hinderte aber Demosthenes nicht, wahrhaft rabbiat auf die Mazedonier zu schimpfen, deren König „weder ein Hellene sei noch irgend etwas mit den Hellenen gemein habe"[783]), wohingegen in den Hoffnungen und Vorschlägen des Isokrates, nach denen Philipp die Hellenen und Mazedonier vereint gegen die Barbaren und Perser führen sollte, immer wieder die Verwandtschaft von Mazedoniern und Hellenen anklingt. Ganz dem entsprechend koordiniert die ersteren auch in späterer Zeit noch Plutarch mit anderen Barbaren, Strabo dagegen mit Hellenen[784]). Daß im Sinne neuerer anthropologischer Betrachtungsweise die Männer der zweiten Richtung im Rechte waren, bedarf kaum einer Bemerkung.

Wie die Objekte, so hat auch der Sinn der Bezeichnung Barbar mannigfach gewechselt. Bei Herodot hat sie noch keinerlei Nebenbedeutung, er erzählt von den verschiedensten Barbaren völlig unbefangen und erkennt viel Großes und Gutes bei ihnen an. Thucydides, und vollends Euripides, nehmen eine ganz anders stolze Stellung von Ueberlegenheit ein. In der „Aulidischen Iphigenie" sagt die Heldin zu ihrer Mutter, den Hellenen, als Freien, komme die Herrschaft über die Barbaren zu, nicht umgekehrt[785]). („*Βαρβάρων δ' Ἕλληνας ἄρχειν εἰκός, ἀλλ' οὐ βαρβάρους, Μῆτερ, Ἑλλήνων· τὸ μὲν γὰρ δοῦλον, οἳ δ' ἐλεύθεροι.*") So hochfahrend konnte der Vertreter eines Volkes sich äußern, das sich doch niemals über die kleinsten kantonalen Staatsbildungen erhoben und zu einer Beherrschung der Nachbarvölker auch nicht einen Versuch gemacht hat. Aristoteles, der im übrigen die Auffassung des Euripides als allgemeinhellenisch wiedergibt[786]), sagt denn auch von seinen Landsleuten, „sie würden alle Nationen beherrschen können, wenn sie in einem Staate vereinigt wären"[787]).

Mit dem Niedergang der Hellenenherrlichkeit wurden dann freilich auch die Ansprüche den Barbaren gegenüber wieder herabgesetzt. Im Gefühle seiner Unselbständigkeit suchte Hellas wieder Anschluß bei den Völkern des Nordens, die es früher ausgeschieden hatte, so

---

[783]) Vgl. besonders Philipp., 3, 31.

[784]) Zur Mazedonierfrage Diefenbach, „Origines Europaeae", S. 60 ff. Ueber andere halbbarbarische Grenzvölker, S. 64.

[785]) V. 1400 ff. Man vergleiche auch die verächtliche Ansprache des Odysseus an Hekabe in der „Hecuba", 328 ff.

[786]) „Politik" I, 2, 19.

[787]) Ebenda, VII, 6.

daß bei dem neuen Seebunde, den Athen aufrichtete, auch „die Barbaren, welche den Kontinent bewohnen“ (so heißt es in der Bundesurkunde von 378), zur Teilnahme aufgefordert wurden[788]). Zwar gelang es Demosthenes noch einmal, als König Philipp zum Anschluß bereit war, den alten Barbarenhaß zu entflammen, aber inzwischen hatte sich auch auf rein geistigem Gebiete ein völliger Wandel in der Auffassung vollzogen. Schon Plato hatte in dem Mangel an Individualisierung, der in der summarischen Scheidung von Hellenen und Barbaren sich kundtue, eine unberechtigte Geringschätzung der Ausländer bemängelt[789]), und Aristoteles daraufhin eine Einzelcharakteristik derselben nach großen Gruppen vorgenommen (die übrigens auch wieder darauf hinauslief, daß die Hellenen, als mutvoll, intelligent, frei und mit den besten Staatseinrichtungen versehen, die Anlagen der nordeuropäischen wie der asiatischen Barbaren in sich vereinigten[790]). Immerhin konnte in diesen Geistern noch etwas von jenem nationalen Hochgefühl widertönen, kraft dessen sich die Hellenen einst als „ein Adel der Menschheit, rings umgeben von Barbaren, von abergläubischen Aegyptern, knechtischen Asiaten, trunksüchtigen Thrakern usw.“ [791]) erschienen waren. Seit aber der große mazedonische Eroberer in seinem Weltreich die spröden Nationalitäten nicht nur zur staatlichen Verbindung, auch zu einer gemeinsamen Bildung vereinigt hatte, änderte sich und erweiterte sich, wie nach so manchen Seiten, auch nach dieser der ganze Gesichtskreis: Die alte Gegenüberstellung von Hellenen und Barbaren hatte ihren Sinn verloren. Ausdrücke wie *ἐκβαρβάρωσις* (Barbarisierung), *ἐκβαρβαρωθῆναι* (zum Barbaren werden), die sich einst bei Euripides und anderen gefunden hatten, besagten nichts mehr. Von den Philosophen hatte sich zuerst Antisthenes, der Stifter der Zyniker, über die alten Anschauungen hinweggesetzt. In der Stoischen Schule wurde vollends mit ihrem Begründer Zeno der Kosmopolitismus heimisch; nationale Gegensätze empfand man nicht mehr oder wollte man nicht mehr empfinden. Wie sehr bei dieser veränderten Stellungnahme der Blutswandel — die Mischungen — der damaligen Hellenenwelt mitgewirkt, braucht kaum gesagt zu werden; es genügt, daran zu erinnern, daß die beiden genannten Schulhäupter nur Halbgriechen — „*μιξοβάρβαροι*“, der eine Halbthraker, der andere Halbasiate — waren[792]).

[788]) E. Curtius, „Altertum und Gegenwart“, Bd. II, S. 5.

[789]) „Politicus“, p. 262.

[790]) A. a. O., VII, 6.

[791]) V. Hehn, „Kulturpflanzen und Haustiere“, 6. Aufl., Berlin 1894, S. 504.

[792]) Jakob Burckhardt, a. a. O., Bd. I, S. 327; Zeller, „Die Philosophie der Griechen“, Bd. III, 1³, S. 298 ff.

Dieses Bild der Hellenenwelt im Verhältnis zu ihrer Umgebung würde übrigens unvollständig bleiben, wenn nicht eines Zuges noch gedacht würde, der zu allem bisher Angeführten im vollsten Gegensatze steht. Freilich handelt es sich hier nur um eine sozusagen esoterische Unterströmung des griechischen Selenlebens, deren hohe Bedeutsamkeit aber um so weniger verkannt werden kann, als sie sich durch dessen sämtliche Phasen gleichmäßig hindurchzieht. Schon Homer nämlich nennt die milchtrinkenden Nomaden des Nordens „die gerechtesten der Menschen", und seitdem sind die Nachrichten von der Tugend und dem vollkommenen Glückszustand bald der nordischen (skythischen) Völker, bald der Aethiopen tief im Süden, bald der Inder im fernen Osten, endlich der allerfernsten, halb fabelhaften Serer nicht wieder verklungen[793]. Die Phantasie, daß die Blüte einer ungetrübten moralischen Reinheit in fernen Landen irgendwo zu finden sein müsse, daß der Mensch sich diese im Schoße der Natur ganz anders bewahren könne, als inmitten der Kultur, ist eben nicht erst mit Tacitus, oder gar mit Rousseau, in die Welt gekommen. Daß diese Träume die Gesamtweltanschauung des Hellenentums in dessen großer, aktiver Zeit nicht ernstlicher beeinflussen konnten, liegt auf der Hand. Aber ebenso ist es klar, daß sie zu einer Verständigung mit der Barbarenwelt ihr Teil beitragen mußten, als für diese die Zeit gekommen war, ja daß sie sie in hervorragendem Maße mit haben vorbereiten helfen.

Trotz dieser in hellenistischer Zeit sich vollziehenden Entwicklung ist nun aber der Begriff und vollends das Wort *βάρβαρος* keineswegs aus dem Schrifttum verschwunden. In der Gräzität der Septuaginta findet es sich sowohl im Sinne von fremdsprachig wie in dem von unmenschlich, einmal aber — nach Analogie des Griechischen — auch für nichtjüdisch[794], wie es im Neuen Testament, neben „fremdsprachig", „nichtgriechisch" bedeutet[795]. Allerdings ist hier „griechisch" mehr und mehr in dem erweiterten Sinne zu nehmen, daß es die ganze hellenistische Welt umfaßt, und in einer Kommentarstelle des Ambrosius zum Römerbrief[796] („Graecos ergo gentiles posuit, sed eos qui Romani dicantur sive natione sive adoptione; barbaros vero eos qui Romani non sunt" usw.) wird geradezu die Solidarität der griechischen und römischen der

[793]) Erwin Rohde, „Der griechische Roman und seine Vorläufer", 2. Aufl., 1900, S. 215 ff. (mit Quellenbelegen).

[794]) 2. Makkab., II, 22.

[795]) So sagt Paulus im Römerbrief (I, 14): „*Ἕλλησι τε καὶ βαρβάροις, σοφοῖς τε καὶ ἀνοήτοις ὀφειλέτης εἰμί.*" (Hellenen und Barbaren, Verständigen und Unverständigen schulde ich Belehrung.) Apostelgeschichte, 28, 1, 4, wird es von den Eingeborenen Maltas gebraucht, die nicht Griechen noch Römer, sondern Punier waren.

[796]) Opera II, 2. (Migne, „Patrol.", T. 17), p. 55.

Barbarenwelt gegenüber verkündet. Ein anderer Kirchenvater[797]) definiert letztere schlechthin als alles nicht im Römerreiche Belegene, so daß Rom nun im vollen Umfange das Erbe der Griechen als Gegenpol der „Barbarei" angetreten hatte („Barbariam significasse eo tempore regiones Romano imperatori non parentes notum est").

Natürlich war nun aber die Vorstellung und die Bezeichnung des Barbarischen den Römern schon Jahrhunderte früher von den Griechen überkommen, und da geschah dann, was Fichte sehr gut ausgedrückt hat[798]). „Die Römer, welche anfangs den Griechen gegenüber, sehr unbefangen jenen nachsprechend, sich selbst Barbaren und ihre eigene Sprache barbarisch nannten, gaben nachher die auf sich geladene Benennung weiter und fanden bei den Germanen dieselbe gläubige Treuherzigkeit, die erst sie selbst den Griechen gezeigt hatten." Die Barbaren wurden also nun ganz ins Abendland verlegt, die Germanen, als die führende Rasse, auch in erster Linie darunter verstanden. In aller Schärfe erklingen die Gegensätze von Barbaren- und Römerwelt noch bei Prokop[799]), und die griechische Selbstgefälligkeit wähnte sich noch zur Zeit des Photios unendlich erhaben über die Barbaren des Abendlandes. Ein byzantinischer Geschichtschreiber, der die Geschichte von 1180—1206 verfaßte, Niketas, konnte die westeuropäische Ritterschaft zur Zeit der Kreuzzüge als „τοῦ καλοῦ ἀνέραστοι κηρεσιφόρητοι βάρβαροι" (das Schöne nicht liebende, von bösen Geistern gehetzte Barbaren) beschimpfen.

Im Frankenreiche bedeutete während des 6. Jahrhunderts „barbarus" dem Römer den Franken; im 7. und 8. dagegen werden nicht mehr die Franken, nur die außerhalb des Frankenreiches lebenden Völker „barbari" genannt[800]): Germanen und Romanen fühlen sich als eine Nation. Im übrigen bleiben allerdings das ganze Mittelalter hindurch die einst in das Reich eingedrungenen deutschen Stämme Barbaren, wenn auch der Schreibende, welcher jedoch immer der Kirche angehört, ihr Landsmann ist[801]). Wie sehr hieraus im besonderen gemeinitalienische Auffassung sprach, beweist

[797]) Hieronymus in „Vita Pauli Eremitae" (Migne, „Patrol.", T. 7), p. 549.

[798]) In der fünften seiner „Reden an die deutsche Nation". In der römischen Kaiserzeit kommt das Wort *Βάρβαρος* sogar als Eigenname Personenname) vor: Fick-Bechtel, S. 333. In der älteren Zeit bezeichnete es vorwiegend den nicht griechisch Gebildeten, wie es z. B. Plautus von Naevius sagte.

[799]) Dahn, „Prokop von Caesarea", S. 120 ff. Vgl. Prokop, „Bell. Pers.", I, 19 und „De aedif." VI, 5.

[800]) Loebell, „Gregor von Tours", S. 77 ff.; Dahn, „Die Könige der Germanen", Bd. VII, 1, S. 119; Roth, „Geschichte des Benefizialwesens", S. 103.

[801]) Wattenbach, Bd. I, S. 39, 47.

am schlagendsten, daß selbst Dante, der glühende Ghibelline, der der Ankunft Heinrichs VII., seines „alto Arrigo", wie der eines Retters entgegensah, in diesen Ton mit einstimmte[802]). Und wie von den lateinisch schreibenden Gelehrten des Mittelalters auf die Italiener, ging die Geringschätzung gegen die nordischen Nationen, denen sie vorher in Sitte und Gesinnung näherstanden, von den Italienern auf die Franzosen über[803]). Dann haben sich in neuester Zeit die Völker das Wort Barbar getreulich weitergegeben, wenn auch im allgemeinen heutzutage mehr unser „Wilde" den griechischen Barbaren — und vielfach mit ebenso geringer Berechtigung — entspricht. Im 18. Jahrhundert schrieb Friedrich d. Gr. an seinen Bruder Heinrich: „es könne den Oesterreichern einst Schmerz und Reue bereiten, daß sie das barbarische Russenvolk nach Deutschland gerufen und den Krieg gelehrt haben"[804]), und als Napoleon in den Russischen Krieg zog, tat er dies nicht zum wenigsten in dem Glauben, daß er damit die Mission erfülle, „Europa von den Barbaren zu befreien"[805]). Zum vorläufig letzten Male ist dann das brandmarkende Wort hervorgesucht worden, als unter Führung Englands die Völker aller Erdteile sich zu dem großen Kesseltreiben gegen uns zusammenfanden. Es ist wohl nicht bedeutungslos, daß wir in der Sprache der führenden Macht als die Germans bezeichnet werden. Sind wir dies auch nicht voll dem Blute nach, ihr bestes Erbe haben doch wir angetreten, ihren Geist verfochten, der aus der Geschichte ausgetilgt werden sollte. Und so war es nur logisch, daß wir die Stigmatisierung unserer Vorfahren nochmals auf uns nahmen, mochte auch deren Unsinnigkeit noch ganz anders zum Himmel schreien als in der alten Zeit. Galt sie doch nicht nur einem höchstkultivierten, vor anderen seelisch feinfühligen Volke, sondern einem Volke, das gerade in den Dingen des Geistes, auf Grund deren die alten Völker sich über ihre Miterdenbewohner überhoben hatten, allen anderen voranleuchtete, das es in dem nur ihm eigenen Universalismus so weit gebracht hatte, daß mehr als einmal hervorragende Geister, die von ihren Landsleuten in England, Frankreich und Italien unterdrückt, verkannt oder vergessen waren, von ihm zum Leben erweckt oder wiedererweckt worden sind. Alles Gift, das sich in dem leidigen Namen im Laufe der Jahrhunderte angesammelt hatte, ist hier noch einmal gegen uns verspritzt worden,

[802]) „Paradiso", 31, 31. „Se i Barbari, veggendo Roma e l'ardua sua opra stupefaceansi" etc.

[803]) Ed. Arndt, „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes", Bd. I, S. 302.

[804]) L. Häusser, „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes", Bd. I[2], S. 141.

[805]) Ebenda, Bd. III, S. 516.

ohne daß wir eine Gegenwehr gegen die zumeist tief unter uns stehenden Völker für nötig gehalten hätten[806]).

Nicht als ob nicht auch wir, namentlich in unseren jüngeren Jahren, uns den Mitvölkern gegenüber weidlich gefühlt, unsere Eigenart kräftig gegen sie hervorgekehrt hätten. Dem Barbaren der Italiener und Franzosen stellten wir den Welschen gegenüber, der ziemlich in allen Beziehungen das Gegenstück zu ihm ist. Auch das Wort „welsch" hat — wiewohl etwas vom Rassenbegriff bei seiner Prägung miteingeschlossen oder doch dahinter versteckt war — für gewöhnlich eine so allgemeine Bedeutung, daß ihm, wie dem Barbarenbegriff, fast etwas rein Negatives innewohnt[807]). (Das Fremde im Gegensatz zum Nationalen.) Insbesondere auch sind die Welschen die Fremdsprachigen; im Franken- und Langobardenreiche wurden die Romanen, in England die Briten — beide minderfreie Volksfremde — so genannt[808]). Und ähnlich wie in Indien (Barbara) fand auch bei den Germanen eine Anlehnung der Bezeichnung an ein bestimmtes Volk statt, wahrscheinlich an den Stamm der Volcae (Tectosages), der als erster keltischer in ihren Gesichtskreis trat, worauf sie dann alle Kelten und nachmals alle Romanen Walchen, Welsche nannten[809]). Seit dem 10. Jahrhundert, in welchem sich der Ausdruck Deutsche (= Volksgenossen gleicher Abstammung) für die Gesamtheit der Völker des ostfränkischen Reiches ausbildete, tritt es in erklärten Gegensatz zu diesen[810]). Zunächst und zumeist wird dabei an Westfranken und Langobarden (später Franzosen und Italiener) gedacht, ohne daß doch der vage Allgemeinbegriff des Undeutschen (wie beim *βάρβαρος* der des Ungriechischen) ihm je ganz verlorengegangen wäre, wie sich denn — um dies an einem packenden Beispiele darzutun — in der Schlußansprache des Hans Sachs in Wagners „Meistersingern" das Echtdeutsche und das Welsch-Undeutsche, und damit, wenn nicht zwei Rassen, doch zwei Rassengestaltungen, in machtvoller Zusammenballung gegenübertreten.

806) Ein gutes Gegengift gegen die schmähliche Lüge von der deutschen Barbarei hat, wie in einer Vorahnung, Gobineau geliefert in seiner „Ethnographie de la France" (soeben, deutsch von J. Schwabe, bei Lehmann in München erschienen).

807) Schlözer, „Allgemeine nordische Geschichte", S. 289.

808) Von Amira in Pauls „Grundriß", Bd. III, S. 137.

809) O. Bremer, ebenda, S. 779. Auch mit Wallonen, Walliser, Wallachen mag Wälsch zusammenhängen. Wietersheim, „Zur Vorgeschichte deutscher Nation", S. 89.)

810) Eichhorn, „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte", Bd. I[5], S. 43.

Achtes Kapitel

Wanderungen. Völkersplitter. Einsickern. Blutswandlungen.

Wir hatten an früherer Stelle (S. 139 ff.) nach Moritz Wagner die ungemeine Bedeutung der Wanderungen — in Form von Koloniebildungen — für die Entstehung neuer Arten zu betrachten. Die bei diesem Prozesse wirksamen Faktoren sind einerseits Anpassung der eingewanderten Kolonisten an die äußeren Lebensbedingungen und anderseits Ausprägung und Entwicklung ihrer individuellen Merkmale in ihren Nachkommen bei blutsverwandter Fortpflanzung[811]). Aber in jenen Vorgängen erschöpft sich diese Bedeutung nicht nur nicht, sie schwächt sich auch im Gesamtverlauf der Entwicklung der Rassen in keiner Weise ab. Insbesondere ist sie bei deren Ausbreitung die treibende Kraft gewesen. Wenn wir absehen von den Fällen, wo die Natur selbst durch Katastrophen eingriff, um die verwandten Völkerstämme auseinanderzureißen[812]), ist die Verteilung der Menschen über die Erde in einem einzigen großen „wandernden Flusse" erfolgt. Und zwar sind alle Festlande höchstwahrscheinlich von einem Punkte aus bevölkert worden: Australier, Südafrikaner, Indoeuropäer und Amerikaner hatten vor der Trennung ihrer Sprachen je eine Heimat, einen Ursitz inne, von dem aus sie durch Wanderungen sich verbreiteten[813]). Und nachdem das Zeitalter der Urunruhe abgeschlossen und ein zeitweiliger Stillstand eingetreten schien, blieb Bewegung, als Wanderung, immer noch das Grundwesen der Gesellschaften; sie war es, die Wandel und Wechsel in das Leben der Rassen brachte, dem Abgelebten zum Ende, dem noch Keimfähigen zu neuem Leben verhalf. Denn eine Bevölkerung kann nur scheinbar in Ruhe sein; in Wirklichkeit ist sie immer in Bewegung[814]). Darnach kann es nicht wundernehmen, wenn die Wanderungen recht im Zentrum der verschiedensten Wissensgebiete stehen. Von unserer Anthropologie und von der eigentlichen Bevölkerungslehre[815]) abgesehen, von denen beiden sie einen unentbehrlichen Bestandteil bilden, haben sie vornehmlich Historikern, Linguisten und Archäologen einen Hauptteil

---

811) Ratzel, „Anthropogeographie", 1882, S. 464.

812) Wie die Schwarzen Neuhollands von den afrikanischen und die Malaien von Madagaskar von ihren Brüdern auf den Sundainseln: Caspari, „Urgeschichte der Menschheit", Bd. I, S. 203 ff.

813) Ebenda, S. 191 ff.; Peschel im „Ausland", 1869, S. 1106 ff.

814) Ripley, p. 15/16, 110, 538.

815) In seiner „Bevölkerungslehre" (Leipzig 1904) gibt Max Haushofer im fünften Kapitel, „Die Wanderungen", eine kurze Uebersicht und Charakteristik der Hauptwanderungen der Geschichte.

gehört hat, daß zumal das Eindringen ins Römerreich in den allerverschiedensten Formen sich vollzogen hat.

Ein eigenes Werk hat diesen Vorgängen Fustel de Coulanges gewidmet[822]). Er unterscheidet dabei fünferlei Weisen jenes Eindringens: 1. als feindliche Eroberer, 2. als römische Untertanen, 3. als Sklaven, Siedler und Zwangsuntertanen, 4. als reichstreue Krieger, 5. als untreue, begehrliche Krieger, welche das Reich erst verteidigen, dann sich seiner bemächtigen. In mehreren dieser Eigenschaften sind die Germanen auf einem Wege in das Reich gekommen, den die Franzosen als den der Invasion interstitielle[823]) (des „Eindringens in die Zwischenräume") bezeichnen. Wir reden von einem Einsickern oder einer langsamen Durchdringung. Es handelt sich um das Einwandern nach Individuen, um eine Aufsummierung kleinster Kräfte und Wirkungen, die aber, namentlich seit in neuerer Zeit die übrigen Formen der Einwanderung keine Anwendung mehr finden, allgemach diese zur stärksten von allen hat anwachsen lassen. Das schlagendste Beispiel hierfür bieten die Vereinigten Staaten, und neuerdings die südamerikanischen Länder. Aber auch Frankreich erhält sich nicht am wenigsten durch die Zufuhr, die ihm auf diesem Wege aus Italien, der Schweiz, Deutschland und Belgien kommt[824]).

Die großen Eroberungswanderungen sind zwar meist an einzelne Völker- bzw. Stammesnamen geknüpft und bestimmt abgegrenzten Gebieten zugewiesen worden. Aber weder hat bei ihnen eine solche Einheitlichkeit des Stammes vorgelegen, wie es in früheren Darstellungen schien, da vielmehr fast immer dem namengebenden Hauptstamme Splitter anderer Stämme beigemischt waren, noch waren die eroberten Gebiete immer geographisch so einfach zu erfassen. In ersterer Beziehung läßt sich wohl das lateinische Sprichwort: „A potiori fit denominatio" (nach dem Vorwiegenden erfolgt die Benennung), in letzterer das Bild von den Wellen des Meeres zur Anwendung bringen, die, auch wenn der Hauptandrang verflogen und sie im Sande sich verlaufen, immer noch weiter greifen und hie und da, vielleicht unbemerkt, ein Eckchen bespülen. Die Bedeutsamkeit dieser Vorgänge für die Erschließung der geschichtlichen Blutsverhältnisse springt in die Augen, und darum mag es gut sein, auch hierfür wiederum einige Belege beizubringen.

Zunächst ist von den Kolonien — einer der beliebtesten Wanderformen — der Alten ganz allgemein zu sagen, daß die größere Zahl der zu ihnen Gehörenden aus Fremden bestand, die auf den Ruf der

822) „L'invasion Germanique", Paris 1891; vgl. besonders p. XI, 225 ss., 329.

823) Der Ausdruck geht anscheinend auf Lapouge zurück, der „Aryen", p. 318—320, dieses Eindringen der Germanen schildert.

824) Ueber die langsame Durchdringung vgl. auch Ratzel, „Politische Geographie", 1897, S. 78 ff.

beabsichtigten Auswanderung von nah und fern herbeiströmten. In den griechischen Kolonien zumal bildeten die Πάμφυλοι oder Mischlinge aus verschiedenen Völkern den bei weitem größten Teil der Bevölkerung. Sie wurden zur Vervollständigung der erforderlichen Volkszahl entweder schon im Mutterlande zusammengezogen oder stellten sich erst auf den Ruf der schon gegründeten Kolonie ein. Auch dadurch kam eine gemischte Bevölkerung in gewisse Kolonien, daß man einen Teil der Ureinwohner an Ort und Stelle ließ[825].

Selbst die berühmte „Dorische Wanderung" bedeutet tatsächlich nur die von den Doriern geleiteten Völkerbewegungen. Diese haben selbst die Teilnahme anderer Stämme nicht geleugnet. Nannten sie doch die dritte Abteilung des eigenen Volkes auch wiederum Pamphyler (d. i. Leute von allerlei Herkunft), und ihr erster Stamm, der der Hylleer, war nach der allgemeinen Ansicht des Altertums achäischen Ursprungs[826].

Die Heere oder Völker der sogenannten Völkerwanderung hatten eine den Kreuzzügen ganz ähnliche Mischung. Ein Führer und Fürst mit seinem Gesinde und Volksstamm gibt einen oft sehr kleinen Kern, an welchen sich erblose Fürstenhäuser, brotlose Edle, vertriebene Uebeltäter und Bluträcher, abenteuernde Kriegsgesellen aus allen deutschen, oft auch aus undeutschen Nationen anschlossen[827]. Insbesondere auch wurden die eindringenden Germanenhaufen vielfach durch Einheimische (Beutelustige jeder Art) verstärkt. Viele von den „Westgoten, Burgundern und Vandalen", von denen die Geschichte redet, waren in Wahrheit Italiener, Gallier, Spanier oder Afrikaner[828]. Schon unter Ariovist fanden sich Kriegshaufen von der Ostseeküste, dem Böhmerwald, dem Niederrhein zusammen[829]. Die Goten- wie die Markomannenkriege in den Donauländern sind so zu verstehen, daß die ganze Masse der durch den Wanderstrom vom Nordosten zum Schwarzen Meer in Bewegung gesetzten Völkerschaften daran beteiligt war[830]. Gotische und suevische Scharen begegnen uns zerstreut überall. Während Thüringer ihr Land im Inneren Deutschlands bewahren, finden wir sie zugleich an der Waal und den Maasmündungen wie unter den Heereshaufen des Odoaker. So lösten sich des öfteren einzelne Gaue von der Gesamtverbindung ihres Volkes ab. Vornehmlich scheinen

[825]) Movers, „Die Phönizier", Bd. II, 2, S. 11 ff., 14 ff. An den Kolonialanlagen der Phönizier beteiligten sich asiatische, insbesondere kanaanitische Stämme, Karer und Griechen (über letztere S. 21—24). Griechische Reste hatten sich in Spanien bis in die Römerzeit erhalten. Vgl. auch Holm, „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 327 ff.

[826]) E. Curtius, „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 106.

[827]) H. Leo, „Geschichte der italienischen Staaten", Bd. I, S. 72.

[828]) Fustel de Coulanges, a. a. O., p. 551, mit Belegen.

[829]) H. v. Sybel, „Kleine historische Schriften", Bd. I, S. 30.

[830]) Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. V, S. 217.

Langobarden und Sachsen zusammengehalten zu haben; erstere schlossen sich an die letzteren auf ihrem Zuge nach Britannien, und später wieder begleiteten Sachsen die Langobarden nach Italien[831].

Lehrreich ist auch der Zug des Geiserich nach Afrika. Gleich beim Auszuge nach Spanien hatten sich Alanen, Goten und andere Germanen den eigentlichen Vandalen angeschlossen (später kamen sogar noch Römer hinzu), welche zwar vollkommen mit den letzteren verschmolzen, aber doch als Sonderbestandteile selbst den späteren römischen Schriftstellern noch kenntlich blieben[832]. Und nun gar die Langobarden! Als sie nach Italien kamen, waren sie ein so buntgemischter Haufe, als irgend ein Heer auf den Kreuzzügen nur sein konnte. Schon ihr Nationalhistoriker Paulus Diakonus läßt uns dies erkennen: „Certum est autem tunc Alboin multos secum ex diversis quas vel alii reges vel ipse ceperat gentibus ad Italiam adduxisse, unde usque hodie eorum in quibus habitant vicos Gepidos, Bulgares, Sarmatas, Pannonios, Suavos, Noricos sive aliis hujusmodi nominibus appellamus“[833]. Und dabei sind noch weder die mehr als 2000 streitbaren Sachsen mit Weib und Kind mit aufgezählt (die allerdings zum Teil wieder heimkehrten, weil die Langobarden ihnen ihr eigenes Recht nicht lassen wollten), noch die Könige thüringischer und bairischer, ein Herzog alemannischer Herkunft, die anderen Orts erwähnt werden[834]. Indessen müssen doch die Langobarden, ein frisches Naturvolk von jugendlicher Kraft und Fülle, stark überwogen haben; jedenfalls haben nur sie ihr Stammrecht durchgesetzt[835], in welchem die aller anderen Volksbestandteile mit aufgingen. Daß bei der letzten großen Eroberung dieser Art, der Englands durch die Normannen, die Dinge nicht anders verliefen als bei den früheren (soll doch das Heer des Eroberers 60 000 Mann betragen haben), ergibt sich nach allem Obigen von selbst. Kurz nach ihr begannen die Kreuzzüge. Deren Zusammenhang mit der Völkerwanderung nach rückwärts und den „Pflanzungen in fremden Weltteilen“ (den Entdeckungen) nach vorwärts hat einst Ranke in seiner genialen Erstlingsschrift („Geschichten der romanischen und germanischen Völker“) erkannt und alles dreies als die das Mittelalter ausfüllenden „drei großen Atemzüge der abendländischen Völker“ bezeichnet. Da möge denn zum Abschluß der uns hier beschäftigenden Sonderbetrachtung daran erinnert werden, daß es auch eigentliche Pausen zwischen jenen drei großen Bewegungen nicht

[831]) Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, Bd. I, S. 64.

[832]) Papencordt, „Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika“, Berlin, 1837, S. 65.

[833]) „Origo gentis Langobardorum“, II, 26.

[834]) Leo, a. a. O., Bd. I, S. 72, 169.

[835]) Gaupp, a. a. O., S. 241, 502/03.

gegeben hat. So haben zumal auch die Kreuzzüge ihre reichlichen Vorläufer gehabt, wie denn z. B. burgundische, aquitanische und normannische Grafen und Herren den Fürsten Spaniens in immer steigenden Massen erst bei der siegreichen Ausdehnung ihrer Herrschaft und dann bei der Verteidigung derselben gegen die Almoraviden geholfen haben[836].

Als die Haupttriebkraft aller geschichtlichen Bewegung werden uns so die Wanderungen zugleich als Schlüssel für die Enträtselung mancher dunklen Erscheinung des Völkerlebens dienen können. Eine der dunkelsten dieser Art, und eine solche, für deren Erklärung die Wanderungen in hervorragendem Maße in Betracht kommen, sind die Völkersplitter, die wir ziemlich im gesamten Gebiete der bewohnten Erde inmitten rassisch vielfach ganz heterogener Völkermassen antreffen. Man hat sie sich bald als ein Werdendes, als im Entwicklungsprozeß zur Völkerbildung steckengebliebene Gruppen, bald als Trümmer einst bestandener Völker deuten wollen[837]. In Wirklichkeit wird wohl beides gleichermaßen vorkommen. Aber in jedem Falle handelt es sich um Versprengungen, die in den meisten Fällen wieder mit Wanderungen zusammenhängen müssen. Eine wertvolle Aufzählung solcher Völkersplitter findet sich bei Roget de Belloguet[838], der unter anderen nennt: Juden, Zigeuner, gewisse Peloponnesier, die Hasli im Berner Oberland, die Krimgoten, die Kamoze oder Kamoge im Hindu-Kusch, nordöstlich von Kabul, die Blondlinge (irrig für Vandalenreste gehalten) am Auresgebirge in Algerien, die Tadjiks in Iran, die Gebern in Hindostan, die christlichen Enklaven in Kurdistan, die deutschen Sprachinseln im Veronesischen und Vizentesischen (tredici communi und sette communi), die Halloren, endlich noch eine ganze Reihe deutlich von ihrer Umgebung abstechender Völkersplitter aus Spanien und vor allem aus seiner engeren Heimat Frankreich. Nur für wenige von diesen besteht eine annähernd sichere Möglichkeit der Ursprungsdeutung. Und diesen noch lebenden stehen andere, verklungene Gruppen gegenüber, von deren einstiger Existenz wir zwar, über deren Verbleib wir aber nichts wissen, höchstens vermuten können. Dahin gehören vor allem die Föderaten (= angesiedelten Völker) im Römerreich. Von diesen gelangten nur wenige, wie die Goten und Vandalen, wieder zu politischer Bedeutung und Selbständigkeit. Von den anderen wissen wir nicht, wie sie nach der Ansiedlung endigten. Meist verschmolzen sie mit der Bevölkerung des flachen

[836]) Kugler, „Geschichte der Kreuzzüge", Berlin 1880, S. 8.

[837]) Erstere Auffassung wird vornehmlich von Mucke (S. 47 ff.), letztere von Ratzel vertreten.

[838]) T. II, p. 23—38.

Landes und gingen im Römertum spurlos unter[839]. Auch die nach dem Auszuge der Ostgoten unter Theodorich in den östlichen Gegenden Zurückbleibenden, wie die Olbia-Sciren, die Goti minores (Mösogoten) und andere gingen als selbständige Völker bald unter und bildeten mit früher unterworfenen Rassen die neue Grundbevölkerung, in welcher als Herren teils slavische, teils ugrische Völker (Madjaren) erscheinen[840]. Von einzelnen Völkerstämmen wissen wir genau, wann und wie sie aus der Geschichte verschwunden sind. Ein typisches Beispiel dafür, wie ganze germanische Stämme, nach einem bis zur Vernichtung getriebenen Entscheidungskampfe, von anderen aufgesaugt werden, bildet die Besiegung und Einverleibung der Heruler und der Gepiden durch die Langobarden, von der uns Paulus Diakonus berichtet: „Jam hinc Longobardi ditiores effecti, aucto de diversis gentibus, quas superaverant, exercitu"[841]. Und ähnlich gingen die Reste der Alanen nach einer Entscheidungsschlacht gegen den Gotenkönig Walja, der auch den Vandalenzweig der Silingen völlig austilgte, in den Vandalen auf[842]. Von letzteren selbst wurde nach der Vernichtung ihres Reiches die große Menge kriegsgefangen nach Konstantinopel gebracht und im Ostreiche angesiedelt. Was etwa bei den Mauren und sonst im Lande verblieb, hat seine Nationalität spurlos eingebüßt[843].

Aber in weitaus der Mehrzahl der Fälle verlieren sich derartige Ereignisse gänzlich im Dunkel der Vorzeit. Das gleiche gilt von den Schicksalen jener kühnen nordischen Seefahrer, die, weit eher und weit öfter als man früher geahnt, die fernsten Meere auch des Südens durchschweift und vielleicht in diesem und jenem Lande auch gesiedelt haben, um dem Forscherauge späterer Jahrtausende Blutsrätsel aufzugeben. In den Blonden Nordafrikas, in den Sphakioten Kretas, in den Amoritern Palästinas, in den Tamhus Aegyptens hat man solche nordische Völkersplitter erkennen wollen[844]. Auch noch bis tief in die historischen Zeiten hinein haben solche ans Fabelhafte grenzende Seezüge von Germanenstämmen stattgefunden. Der meistberufene ist der der Franken, die im 3. Jahrhundert unter Gallienus durch Gallien und Spanien nach Afrika drangen, wo wir sie dann aus den Augen verlieren. Ein zweiter anscheinend mit Gepiden und Vandalen gemischter Zug erfolgte wiederum unter Führung von Franken, die Probus nach Thrazien versetzt hatte, durch Griechenland, Asien, Sizilien und Afrika. Auch von einem

---

839) Pallmann, „Geschichte der Völkerwanderung", Bd. I, S. 183.
840) Ebenda, Bd. II, S. 438.
841) I, 20, 27.
842) Zeuß, S. 455, 705.
843) Wietersheim, „Geschichte der Völkerwanderung", Bd. II, S. 204.
844) R. Much, „Die Heimat der Indogermanen", S. 163.

gewaltigen Raubzuge der Goten nach Kleinasien im 3. Jahrhundert wird berichtet. Nach Gibbon hat dort ein Massenmord der gotischen Jugend stattgefunden. Dies sind nur einige wenige besonders aufsehenerregende Ereignisse, aber in den Quellen wimmelt es geradezu von Hinweisen dieser Art aus den bewegtesten Zeiten der Geschichte, und vieles davon ist auch in die neueren Werke hinübergedrungen[845]). Die wichtigste von allen aus solchen Anlässen erstehenden Fragen ist und bleibt natürlich die nach dem Verbleib der letzten Ostgoten nach dem Untergange ihres Reiches[846]). Aber gerade aus ihr ersehen wir auch, wie sehr wir hier jedes festen Wissens entraten, wenn sichere Quellenkunde fehlt. Wir müssen uns nur immer gegenwärtig halten, wie wesentlich alle solche Vorgänge wie die geschilderten im geheimen auf die Blutszusammensetzung der Völker eingewirkt haben müssen. Und sie liegen nicht einmal alle so weit zurück; als sich mit Ende des Dreißigjährigen Krieges die kaiserlichen Söldnerheere auflösten, ist gar viel fremdes Blut, kroatisches und anderes, in deutschen Landen geblieben, wie übrigens nicht minder schwedisches.

Eine ganz besondere und besonders rätselvolle Gruppe der Völkersplitter bilden die Ausgestoßenen-Kolonien in Frankreich und Spanien, in erster Reihe die Cagots, demnächst die Colliberts von Nieder-Poitou, die Marrons oder Marans der Auvergne, die Chuetas auf Majorka, die Vaquéros in Asturien. In betreff der Hauptgruppe, der Cagots, sind die verschiedensten Vermutungen aufgestellt worden, man hat sie reihum für versprengte Goten, Sarazenen, Albigenser, aussätzige heimgekehrte Kreuzfahrer gehalten. Nach einer letzten Hypothese sollen sie dem spanischen Heere Karls d. Gr. entstammen[847]). Die französische Revolution gab diesen Parias des Abendlandes gleiche Rechte mit den übrigen Franzosen, ohne jedoch die gegen sie herrschenden Vorurteile heben zu können.

---

[845]) Besonders viel über solche Wandergeschichten, Absplitterungen und Versprengungen findet sich in dem großen Werke Gibbons. Ueber die Goten in Asien IV, 419/20 (Ammian, 31, 16). Ueber die Frankenzüge berichten Aurelius Victor und Vopiscus: Wietersheim, a. a. O., Bd. I S. 228 ff.; W. Wackernagel, „Kleinere Schriften", Bd. I, S. 82, 84.

[846]) Ueber die hieran geknüpften Hypothesen (Baiern, Uri, Gotland) Gibbon, T. VII, p. 391. Woltmann in seinem Renaissancebuch denkt vornehmlich an das Florentiner Gebiet, das Gotenreste aufgenommen haben soll.

[847]) Das Werk von Francisque Michel „Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne", 2 Bde., Paris 1847, spürt mit riesigem Fleiß und Gründlichkeit jedem Vorkommen dieser Ausgestoßenen in Urkunden, Poesie und Literatur nach, sucht sie bis in die entlegensten Winkel auf und geht ihren Schicksalen, Herkunft und Namensableitungen nach. Ueber die Cagots insbesondere vgl. auch Diefenbach, „Celtica", II, 1, S. 86 ff., und „Vorschule der Völkerkunde", S. 272.

Im hellen Lichte der Geschichte sind eine ganze Reihe solcher Einschiebsel erfolgt, die uns teils dokumentarisch bezeugt sind, teils bis zum heutigen Tage sozusagen vor unseren Augen vor sich gehen. Die Zigeuner und die Juden müssen hier wenigstens erwähnt werden, wenn auch erstere nicht nur in den europäischen Völkern nicht aufgegangen sind, sondern meist auch keinen Daueraufenthalt bei ihnen nehmen. Seit der türkischen Eroberung im 15. Jahrhundert haben jahrhundertelang Einwanderungen von Albanesen und Griechen in das Königreich Neapel stattgefunden, die dort mit der Zeit ganze größere albanesische Kolonien hervorgerufen haben. Noch Karl III. errichtete das „K. Mazedonische Regiment", bewilligte einer neuen Kolonie ausgedehnte Ländereien und begünstigte die Stiftung eines griechischen Bistums und eines albanesischen Seminariums (1736)[848].

Wie hier der den vor den Türken fliehenden Christen von den neapolitanischen Königen gewährte Schutz das für die Aus- bzw. Einwanderung ausschlaggebende Moment war, so ist das gleiche auch bei der alle übrigen an Bedeutsamkeit überragenden der französischen Hugenotten wirksam gewesen. Allen anderen voran hat damals der Große Kurfürst jene Gelegenheit benutzt, um der Bevölkerung seines Landes einen ganz neuen Bestandteil zuzuführen, der sich in der Folge als einer ihrer wertvollsten bewähren sollte, und auf seinen Spuren haben später seine Nachfolger in großartigem Maßstabe kolonisiert, um die schweren Verluste, welche der Dreißigjährige und später der Siebenjährige Krieg ihren Ländern gebracht hatte, auszugleichen. Friedrich d. Gr. ließ sich keinen zur Kolonisation geeigneten Umstand entgehen, er benutzte namentlich die Intoleranz von Nachbarstaaten (Polen, Oesterreich und Sachsen). Er errichtete in Frankfurt und Hamburg ständige Stationen zum Anwerben von Kolonisten, denen er jederlei Begünstigung zuwandte. Im ganzen werden die von ihm gewonnenen Ansiedler auf 250 000 bis 300 000 geschätzt[849]. Uebrigens muß auch hier wieder betont werden, was zuvor ganz allgemein von den Wanderungen gesagt worden ist, daß gemeiniglich nur von den allerwichtigsten und größten Vorgängen die Rede ist, in Wahrheit aber ein immer sich erneuernder Strom Glaubensfester schon seit der Zeit der Reformation aus den Ländern des Westens und Südens in die preußischen Lande eingedrungen ist. Der Ruhm der Toleranz, den sich deren Herrscher erworben und in Jahrhunderten bewahrt haben, hat nicht am

[848]) Von Hahn, „Albanesische Studien", S. 13.

[849]) Heinrich Berger, „Friedrich der Große als Kolonisator", Gießen 1896 (unter reichlicher Heranziehung des größeren Werkes von Beheim-Schwarzbach: „Hohenzollernsche Kolonisationen"). Dort auch genaue Angaben über die Nationalität der Ansiedler. Besonders bedeutsam die stammestreue Schwabenkolonie von 700 Familien in Westpreußen.



wenigsten auch für die Blutmischung ihrer Völker glänzende Früchte getragen[850]).

Wie hier in der Abwehr, hat der Glaube andere Male auch zum Angriff die Völker aus ihren Grenzen getrieben. Das großartigste Beispiel hierfür haben einst die Araber geliefert und dies im Grunde auch nie eingestellt, wenn sie auch in neuerer Zeit nicht mehr mit Feuer und Schwert, sondern in langsamer Durchdringung vorgehen, was ihnen aber darum nicht minder in einem großen Teile des äquatorialen Afrika inmitten einer rassisch und religiös fremden Welt eine auf den Sieg des Islam begründete Herrscherstellung eingebracht hat[851]).

Ein eigenes Wort erfordert noch das Eindringen fremder Rassenbestandteile durch besondere Künstlergruppen. An den persischen Großbauten haben nachweislich Griechen, Chaldäer und Aegypter mitgearbeitet. In Attika wurde die Töpferei zum großen Teile von Fremden gepflegt. Vielleicht bestand auch in Aegypten eine Art anthropologischer Verteilung der Kunstarten. Von Rom braucht kaum geredet zu werden; war doch die römische Kunst ein Konglomerat von etrurischen, griechischen und sehr mannigfaltigen orientalischen Elementen. Aber auch im Mittelalter hatte der gesamte europäische Kunstbetrieb einen stark internationalen Charakter. In der japanischen Provinz Satsuma sind die koreanischen Töpfer privilegiert[852]). Manchem werden bei diesem allen unsere italienischen und polnischen Arbeiter in den Sinn kommen, die indessen, als niedrigeren Bevölkerungsklassen entstammend, auch meist geschlossen unter sich lebend, unseren Gesellschaftskörper nicht in gleicher Weise wie die meisten der Vorgenannten haben beeinflussen können.

Eine letzte Klasse von Wanderungen bleibt uns noch zu besprechen: die unfreiwilligen, die Zwangsverpflanzungen. Diese waren ein zuerst wohl in den großen Reichen des Orients von Assyrern, Babyloniern, Phöniziern und Persern vielgeübtes Verfahren. Namentlich in Assyrien war ein Austausch von Einwohnern der an entgegengesetzten Seiten des Reiches gelegenen neu eroberten Provinzen ganz gewöhnlich; in den Inschriften Tiglat-Pilesers III. und Sargons werden solche Umsiedlungen stereotyp erwähnt. So z. B. wurde die Bevölkerung Samarias mit Einwohnern babylonischer Städte durch Assurbanipal wieder ergänzt. Erreicht wurde dadurch außer der Wiederbevölkerung der Gebiete auch eine Gefügigkeit der neuen Ansiedler gegenüber der assyrischen Verwaltung, die

[850]) Reibmayr, „Entwicklungsgeschichte des Talentes und des Genies", Bd. II, S. 402 ff., bringt hierüber Näheres nach der „Deutschen Erde", I, 1, S. 4 (H. Tollin).

[851]) Ratzel, a. a. O., S. 79.

[852]) Große, „Kunstwissenschaftliche Studien", S. 149—155.



in fremden Ländern gefährdet blieb. Vom heimischen Boden losgerissen, selbst aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, mit den Resten der ihnen fremdartigen Bevölkerung noch nicht verschmolzen, hatten die neu Angesiedelten keinen anderen Anhalt als die assyrischen Beamten[853]).

Wir haben hier ein erstes, und gleich denkbar stärkstes, Beispiel der Vergewaltigung des Blutes durch den Staatsgedanken, wie sie dann im Verlaufe der Geschichte sooft vorgekommen ist. Gleichwohl macht Gobineau — aus Anlaß derartiger Zwangsverpflanzungen im Perserreiche — darauf aufmerksam, daß solche bei einigermaßen festverwurzelten Völkern nicht eigentlich auf den Grund gehen: „Les vainqueurs furent impuissants d'enlever le fond des populations. Ils n'y touchèrent pas. Ils laissèrent les laboureurs et les vignerons; ils ne dépaysèrent que les nobles, les riches, les artisans de mérite"[854]). Wie dem aber auch sei, diese Deportationen Besiegter blieben im Altertum üblich, ein Land, eine Regierung übernahm sie von der anderen. Nicht immer nahmen sie die schroffen Formen äußerster Gewalttätigkeit an, in einzelnen Fällen erfolgte freiwillige Auswanderung nach mehr oder minder blutigen Auseinandersetzungen. Auf solche Ereignisse ist die Gründung von Karthago wie von gewissen griechischen Kolonien zurückzuführen. Auch bei manchem römischen Ver sacrum haben sie mitgespielt.

Im Römerreiche wurden seit Augustus namentlich Germanen in Masse verpflanzt. Auch hier sind nur die wichtigsten Momente solcher Uebersiedlung in den Quellen vermerkt, nicht aber deren ruhiger Fortgang im kleinen. Am gründlichsten griff Tiberius durch, der, wie früher die Ubier und die Rhäter, einen großen Teil der Sugambern aus ihren Sitzen auf dem rechten Rheinufer auf das linke versetzte und sie in viele Städte Galliens und deren Gebiete verteilte[855]). Auch Sueven siedelte er auf römischem Gebiete an.

[853]) Hugo Winckler, a. a. O., S. 81. Am bekanntesten ist die Verpflanzung der zehn Stämme des Reiches Israel durch Sargon, die, bald völlig aus der Geschichte verschwunden, dann von Flavius Josephus bis auf unsere Tage in den verschiedensten Gegenden, bis in die malaiische, ja in die amerikanische Welt hinein (Acosta, „Historia natural y moral de las Indias", T. I, cap. 23) vergebens gesucht worden sind. Vgl. Ewald, a. a. O., Bd. IV³, S. 118 ff. Ueber die phantastischen Vorstellungen, die sich an ihr angebliches geheimnisvolles Fortbestehen knüpften: Roger Bacon, „Opus majus", ed. by J. H. Bridges, Vol. I., Oxford 1897, p. 302.

[854]) „Histoire des Perses", T. I., p. 176, II, p. 123. Ueber die Deportationen bei den Phöniziern, Movers, a. a. O.

[855]) Tacitus, Ann. II, 26, Sueton, „Oktav.", 21. Vgl. Wietersheim, Bd. I, S. 322, Dahn, „Urgeschichte der german. und roman. Völker", Bd. II, S. 51.



Von den Römern hat dann Karl d. Gr. die Sitte erlernt, der nach der Niederwerfung der Sachsen nicht nur mit dem berüchtigten Blutgericht zu Verden a. d. Aller, auch mit planmäßig betriebener Entvölkerung ihres Landes gegen diese vorging, indem er viele Tausende von ihnen in weitentlegenen Gebieten seines großen Reiches verstreute und die also Ausgewurzelten durch Scharen von fränkischen und thüringischen Ansiedlern ersetzte[856]). Und endlich sind die Zwangsversetzungen im Russischen Reiche als ein Hauptwerkzeug der Machthaber zu allen Zeiten im Schwange gewesen. Mißliebige Sekten, die Polen, die Bergvölker des Kaukasus haben gleichermaßen daran glauben müssen[857]).

Die chronischen Zuwanderungen aller Art bilden eine Hauptquelle des Blutswandels der Völker neben der stärkeren Gefährdung der vermöge ihrer Anlage und Betätigung dem Hinschwinden eher ausgesetzten oberen Rassenbestandteile und neben den mit den Blutsveränderungen ebenfalls in Wechselwirkung stehenden sozialen Verschiebungen innerhalb einer Bevölkerung. Alles in allem haben wir in diesem Vorgang, den wir bei den alten Völkern als abgeschlossene Entwicklung überschauen, bei einigen neueren, vorab den Vereinigten Staaten, als noch sich abspielend beobachten können, den wahren Knotenpunkt der Rassengeschichte zu erkennen. Letzteres Beispiel ist besonders lehrreich im Sinne unserer vorstehenden Betrachtungen, weil hier fast ausschließlich die Zuwanderungen den Blutswandel herbeigeführt haben, indem die Kriege, der Hauptfaktor bei der Austilgung der führenden Rassen, wenig, soziale Umgestaltungen in dem von Hause aus auf Demokratie eingestellten Gemeinwesen sogut wie gar nicht in Betracht kommen.

Es ist nicht anders; nur die verschiedene Blutszusammensetzung gibt den Schlüssel zur Geschichte der verschiedenen Phasen der bedeutendsten Völker. In das der Juden hat nicht erst und vor allem nicht allein die babylonische Gefangenschaft den großen Riß gebracht. Sie waren überhaupt nicht dasselbe Volk als Israeliten und als Juden; langsam hat sich bei ihnen von den Zeiten Moses' und Jakobs über David, Esra, die Makkabäer der Wandel bis zu Herodes und Bar Kochba vollzogen.

Die Griechen waren nicht dasselbe Volk in der pelasgischen, der achäischen, der dorisch-jonischen und der hellenistischen Ära, die Römer nicht in der etruskischen, italischen, semitischen, germanischen. Und wie anders stehen heute die Vereinigten Staaten da, einst ein Tummelplatz nur von Angelsachsen und Indianern, heute ein buntes Gemisch von Briten und Iren, Deutschen und Skandinaviern,

---

[856]) Einhard, im „Leben Karls des Großen", Kap. 7., Dahn, „Die Könige der Germanen", Bd. VIII, 1, S. 53 (und vielfach anderwärts).

[857]) Ratzel, „Völkerkunde", Bd. III, S. 47, V. Hehn, „De moribus Ruthenorum", S. 85.

Juden und Negern, um nur die Hauptbestandteile zu nennen, neben denen noch allerlei Völkerballast auf diesem seltsamen glückhaften Schiffe hergeht.

Unbegreiflich, wie gerade dieser Punkt bei den wichtigsten historischen Betrachtungen und Uebersichten solange hat unberücksichtigt bleiben, wie man ihn namentlich bei dem Niedergang und dem Ende von Völkern und Gesellschaften hat übersehen können. Und doch sind der Beispiele hierfür Legion[858]). Gewiß ist die rechte Erkenntnis schon einzelnen früher aufgedämmert, aber allgemeiner durchgedrungen ist sie doch erst in unserer Zeit, nach dem Auftreten Gobineaus und Woltmanns. Heute können wir es als Gesetz aufstellen, daß im allgemeinen nur auf den unteren Kulturstufen einfachere und dauerhaftere Rassenverhältnisse bestehen, indem dort manche Gruppen nicht nur aus Elementen einer einzigen Rasse sich zusammensetzen, sondern diese auch lange vor Mischungen rein erhalten[859]). Alle einigermaßen etwas bedeutenden Kulturvölker unterliegen dagegen dem Blutswandel, der gemeiniglich unbewußt und von den meisten auch unbemerkt sich vollzieht, von einzelnen aber auch aktiv gefördert, ja planmäßig betrieben wird.

Es sind dies solche Völker, die sich einer Hebung ihrer Rasse bedürftig und fähig fühlen und daher instinktiv eine Empormischung anstreben. Ungarn und Türken gehören zu diesen emporgemischten Völkern. Erstere verdanken vornehmlich dem germanischen Element ihre Erhöhung. Bei Türken und Persern gehören Heiraten mit den wegen ihrer Schönheit berühmten Zircassierinnen und Georgierinnen zum System. Auch in anderen orientalischen Ländern kam der Raub schöner Frauen (durch Tataren, Araber und Korsaren) vielfach vor[860]). Alles der umgekehrte Prozeß wie bei manchen Wilden, die zur Aufbesserung der Rasse ihren Weibern weiße Männer zuführen.

Im Altertum, zumal in dessen letzten Jahrhunderten, war ausschlaggebend für das Schicksal der Völker vor allem anderen die

[858]) Hier nur einige ganz wenige. Grätz, am Schlusse seiner Einleitung (Bd. I, S. XXXIV ff.) zur „Geschichte der Juden", wo er vom Wechsel, von Wachsen, Blühen und Welken, vom dreimaligen Auf- und Niedergang seines Volkes spricht, widmet dem Blutswechsel keine Silbe. Das gleiche gilt von unseren früheren Historikern der Völkerwanderungszeit; selbst Wietersheim spricht nur erst vom Aussterben Italiens, also vom Quantitativen und vom Ersatz, den aber dann erst Seeck auch nach seiner qualitativen Blutsseite gefaßt hat. Das Aergste bleibt immer die Annahme der Identität der antik-römischen und der modern-italienischen Nation, die von unseren ersten Historikern so unbedingt verfochten wurde, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie in populären Werken (man vergleiche etwa Webers „Demokritos", Bd. IX, S. 55) in naivster Weise nachtönt.

[859]) E. Große, a. a. O., S. 140 ff.

[860]) „L'Esprit des nations", La Haye 1752, T. I, p. 34.



Sklavenzufuhr. Das beständige Ueberhandnehmen der Sklavenwirtschaft hat der Antike den Rest gegeben[861]. Auch im günstigsten Falle mußte jene im Durchschnitt eine Verschlechterung des Blutes bedeuten, da sie immer auf Kosten des eigentlichen Kernes der Völker ging. Was sie aber tatsächlich letzten Endes diesen gebracht hat, ersehen wir ganz erst heute, wo unsere Ueberschau nicht mehr den vielerlei einzelnen Volksbestandteilen gilt, mit denen sich Geschichte und Völkerkunde früher abgeben mußten, sondern wir durch die Anthropologie gelernt haben, den damals in der Form der Sklavenzufuhr sich vollziehenden Prozeß in summa auf die einfache Formel des Zusammenstoßes wesentlich zweier Rassen — der Dolichozephalen und der Brachyzephalen — zurückzuführen. Nur in solchen Fällen kann solches Zusammentreffen heilsam wirken, wenn niedere Rassen dadurch emporgemischt werden, wie die Turkotataren, jene Stämme, welche, seit Jahrhunderten Anwohner der Arier, sich mit diesen oft gemischt und dadurch einen Typus hervorgebracht haben, welcher die Mitte zwischen dem mongolischen und arischen hält (Usbeken, Karakalpaken, Turkmenen, Kirgis-Kasaken und andere)[862]. Weitaus öfter aber ist das Ergebnis ein solches, daß die höheren Rassen dadurch zu Schaden kommen, indem wie nach einem Naturgesetz diese den niederen in zunehmendem Maße entweder das Feld räumen oder durch Mischungen zu ihnen herabsinken. Aristokratien werden dann zu Demokratien, und das Ganze endet meist in Proletarisierung[863]. Was einst im Altertum vor sich gegangen, hat sich in neuerer Zeit infolge unablässigen Einströmens der Kurzköpfe wiederholt. Zeuge dessen sind vor allem die Völker Mitteleuropas und Innerasiens[864]. Solange Heraklits Wort, daß Streit der Vater aller Dinge sei, in Kraft bleibt, werden die alten Heldengeschlechter der Oberrassen nicht nur die Kosten der Kriege mit ihrem Blute bestreiten, sie werden auch sonst allerwärts im Lebenskampfe an erster Stelle herhalten müssen. „Den Friedlichen gehört die Erde" hat ein in unseren Dingen bestbeschlagener Franzose gesagt[865]. Damit aber ist den Edelrassen der Grabspruch gesprochen, den einst Virgil den Troern setzte:

> Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
> Gloria Teucrorum[866].

---

[861] J. Beloch, „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt", S. 502 ff.
[862] Von Ujfalvy, „Aus dem westlichen Himalaya", Leipzig 1884, S. 221.
[863] Alfred Fouillée, „Revue des Deux Mondes", 15 mars 1895, p. 370/71.
[864] Von Ujfalvy, „Les Aryens au nord et au sud de l'Hindoukouch", p. 5.
[865] Fouillée, a. a. O., p. 814 ss.
[866] Gibbon hat (T. 11, p. 293) treffend darauf aufmerksam gemacht, daß die Höchstleistung des germanischen Rittertums, das stolze gotische Gebäude der Feudalität, erstmalig durch die ungeheuren Blutverluste der Kreuzzüge unterhöhlt worden sei.

Neuntes Kapitel

Naturvölker und Kulturvölker. Sünden der Weißen. Rassenmord und -selbstmord. Hierarchie. Gleichheit, Humanität, Sklaverei. Allvermischung — Endeseinheit. Die Farbigen.

Es bedarf im allgemeinen wohl kaum einer Erklärung und Rechtfertigung, daß und warum die geschichtslosen (Natur-)Völker in diesem Buche, wenn auch nicht ganz außer acht gelassen werden, doch mehr in die zweite Reihe treten mußten. Konnte doch namentlich vom Standpunkte der für unsere Forschungen so wichtigen Archäologie als das eigentliche Grundmerkmal der Rasse ihre Kultur bezeichnet werden[867]), um die es naturgemäß bei jenen kärglicher bestellt ist.

Immerhin haben wir uns klarzuhalten, daß „Naturvölker" und „Kulturvölker" relative Begriffe, daß erstere sowenig je ganz ohne Kul-
Und in keinem Falle dürfen wir, unter Verhältnissen, die ihn bei der Betrachtung der Kulturrassen immer wieder zu gelegentlichen Seitenblicken auf die kulturell tieferstehenden uns veranlaßt sehen. Und in keinem Falle dürfen wir, unter Verhältnissen, die ihn bei uns weit unverzeihlicher erscheinen lassen würden, den Fehler etwa der mittelalterlichen Italiener — ihr Ignorieren der „Barbaren" und Herabsehen auf sie — den Naturvölkern gegenüber wiederholen. Wir haben ja an vielen Völkern gesehen, was die unter allen Umständen zweischneidige Kultur bedeutet, und wie sie in den weltgeschichtlichen Entwicklungen mitnichten vor dem Ueberflügeltwerden, ja vor dem Sturze bewahren kann. In mehr als einer Beziehung haben wir also allen Grund, den Naturvölkern unsere ernstliche Teilnahme zu schenken, ja sie uns zum Beispiel zu nehmen. Ein geringschätziges Herabsehen auf sie, als die „Primitiven", geht schon darum nicht an, weil sie ebenso alt sind wie wir, und wir nicht wissen können, ob sie nicht von ihrer jetzigen Lage öfter hinauf- und hinuntergestiegen sind[869]). Daß sie auf von uns längst überwundenen Stufen der Entwicklung stehen geblieben

---

[867]) Vgl. Solger im „Memnon", Bd. I, „Biologische Gedanken zur Archäologie", bes. S. 50 ff.

[868]) Das Wertvollste über das Kapitel „Naturvölker und Kulturvölker" enthält Alfred Vierkandts überaus feinsinniges und gediegenes Buch dieses Titels (Leipzig 1896), das wir auch für das vorliegende Werk mehrfach herangezogen haben.

[869]) Max Müller, „Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion", S. 73 ff.

sind[870]), hat ihnen, mit den Segnungen der Kultur, auch deren Schäden erspart, und so haben immer wieder Kulturvölker von sinkender Lebenskraft in alter wie neuer Zeit das Dasein der Naturvölker zu idealisieren geliebt. Das mit Recht hierfür meistangeführte Beispiel ist das des Tacitus, dem das germanische Leben bei aller Rauheit und Roheit von einem gewissen verklärenden Schimmer umgeben schien, wiewohl ihm noch nicht aufgegangen war, was wir heute wissen, daß die Germanen damals durchaus kein Naturvolk mehr, sondern längst im Besitz einer bedeutenden Eigenkultur waren. Immerhin hat diese Schilderung des Tacitus neueren Historikern[871]) Anlaß geboten, wie einstmals schon Thucydides auf das Sichdecken mancher altgriechischer mit den Bräuchen neuerer Barbarenvölker verwiesen hatte, so eine ganze Reihe von Berichten aus der „Germania" einerseits und anderseits solche von neueren Reisenden und Beobachtern über die Naturvölker Nordamerikas, Innerafrikas, Nordasiens und Arabiens nebeneinanderzustellen, welche letzteren in der Tat ein merkwüdiges Licht auf die Aehnlichkeit vieler Sitten und Gebräuche werfen, unbeschadet der von Haus aus doch vorhandenen starken Ungleichheit der verglichenen Völker. Am meisten erinnern wohl allerwärts die Grundeigentumsverhältnisse aneinander, die wir bald kollektiv, bald privat geordnet finden. Einzelne Völker selbst Europas (wie das russische) sind da bis heute auf der Stufe einer Wirtschaftsform stehen geblieben, wie sie Tacitus von den Germanen seiner Zeit beschreibt. Wie viele Ueberbleibsel aus den Urzeiten aber überhaupt auch bis tief in unser heutiges Leben von allen Seiten hineinragen, können wir mit Staunen aus Werken wie etwa Lipperts „Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau" oder noch besser aus Letourneaus „Psychologie ethnique" ersehen, welche, wie schon ihr Motto „Qu'est-ce donc que l'homme primitif? Un civilisé en bas âge" lehrt, sozusagen ganz diesem Gedanken gewidmet ist. Daß die neuesterdings vorgeschlagenen Maßnahmen zur Hebung bzw. Schützung der Rasse wieder ganz auf die in den Urzeiten instinktiv geübten hinauslaufen, darf uns danach nicht wundern und steht nicht vereinzelt, wie denn

---

[870]) In der Zeit der Hochblüte der Aufklärung wollte man dies daraus erklären, daß ihnen, infolge mangelnden Unterrichts (!), eine richtige Kenntnis der Werke der Natur fehle — womit, nebenbei, unsere Bezeichnung „Naturvölker" unbewußt verhöhnt wird. Vgl. Antonio de Ulloa, „Physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordwestlichen Amerika", übers. von J. A. Dieze, Teil 1, Leipzig 1781, S. IV/V, VIII, XIV.

[871]) Namentlich Guizot, „Histoire de la civilisation en France", T. I, p. 199—209. Eine Reihe merkwürdiger Parallelen mit unseren — zumal prähistorischen — Kulturen aus der Negerwelt (Prozeßverhandlungen, Reinigungseide, Gottesgerichte, Wehrgeld, Coemtio = eine Art Scheinehe, Klientel usw.) bei Clozel-Villamur, a. a. O., p. 79 ss., 90, 92, 264, 381.

vielmehr Urbarbarei und Ueberzivilisation sich an unzähligen Punkten bis zu vollster Identität berühren. So dürfen denn nun aber auch die Naturvölker der Urzeit, die zu konstituierenden Elementen der modernen Kulturnationen geworden sind, nicht verwechselt werden mit den stehengebliebenen oder gar rückgeschrittenen Bruchteilen der Menschheit. In vielen Fällen wird es nicht leicht sein, sich zu entscheiden, welcher Zustand bei einem Stamme oder Volke vorliegt. Die Verwilderung vollkommen zivilisierter Menschen, der Rückfall in Wildheit ist zwar als allgemeine Annahme für die Wilden wohl sicher falsch, aber für sehr viele unabweisbar. Die „Wildheit" ist alsdann der Zustand einer „durch große Umwälzungen und Unglücksfälle zerschlagenen, auseinandergerissenen und untergehenden Gesellschaft"[872]. Die neuere Ethnologie arbeitet reichlich mit solchen „Degradationsprodukten"[872a].

In gewissem Sinne haben wir auch in den schon früher erwähnten Gruppen Ausgestoßener, den „races maudites", welche, wie die Parias oder die Kagots, mitten in unsere heutige Kulturwelt hineinragen, solche zu erkennen. Mit gewissen Südseevölkern und Ureinwohnern Amerikas und der Polarländer haben sie das gemeinsam, daß sie infolge von Haß und Verfolgung der Verkümmerung preisgegeben worden sind — einer Verkümmerung, die dennoch ihren Rassencharakter nie ganz hat zerstören oder auch nur umbilden können[873].

Hiermit berühren wir eines der dunkelsten Kapitel der Menschheitsgeschichte, das der Sünden der Weißen, begangen an ihren farbigen Mitbrüdern. Es ist dies recht eigentlich „die düstere Kehrseite, die Pathologie der Weltgeschichte, der wir in unserer ruhmredigen Begeisterung über den ungemessenen Fortschritt der Menschheit nur allzugern den Rücken kehren"[874]. Doch hat es zu keiner Zeit an mutigen und wahrheitsliebenden Männern gefehlt, welche diesen Schandfleck unseres Geschlechtes beim rechten Namen genannt haben.

---

[872]) Wilhelm von Humboldt, Werke Bd. II, S. 171 („Ueber die Urbewohner Hispaniens").

[872a]) Rocholl bringt hierfür, Bd. II, 269, 521, zahlreiche Beispiele. Burnouf („Revue des Deux Mondes", 1864) empfahl wieder die Annahme eines Niedergangs der Völker durch Zersplitterung in Vielheit. Martius hielt die Botokuden Brasiliens für herabgekommene Chinesen. Lepsius läßt die Libyer zu Negern herabgesunken sein. Von Löher wollte Herabgekommene auf den Kanaren finden. Von den Jägervölkern Südamerikas, die in der Aufzählung Rocholls, a. a. O., ebenfalls figurieren, leugnet dies R. Andrée („Ethnographische Parallelen", 1878, S. 275). Vgl. zu dieser ganzen Frage noch J. Lubbock, „Prehistoric times", 3rd edit., p. 286, 428; v. Hellwald, Bd. IV⁴, S. 59.

[873]) Diefenbach, „Origines Europaeae", S. 28.

[874]) Gerland bei Achelis, S. 227.

Es ist nun hier allerdings zu unterscheiden zwischen einer aktiven, unmittelbaren und einer ungewollten, mehr mittelbaren Einwirkung der Weißen auf die Naturvölker, zwischen Rassenmord und Rassentod. Unverkennbar ist es ja ein pathologisches Gesetz, daß die Naturvölker unter dem Einfluß der Weißen der Zersetzung, dem rettungslosen Hinsterben preisgegeben sind. Die bloße Berührung mit diesen, die ihnen ja übrigens auch von ihrer „Zivilisation" nur das Anrüchigste, Schlechteste, Zweischneidigste zutragen, wirkt schon wie ein Pesthauch auf sie. „Mit dem Augenblick, der sie uns kennen lehrt, weht der Todesengel sie an"[874a]). Die mehr oder minder gewaltsame Veränderung ihrer Existenzbedingungen genügt meist schon, sie ins Wanken zu bringen. Dann erfolgt, unter dem Hinzutreten moralischer Schädigungen durch den Umgang mit den Europäern, eingeschleppter Krankheiten und Seuchen jenes Aussterben der Eingeborenen, das Abschiednehmen ganzer Rassen beim Erscheinen stärkerer Völker, das „so sichtbar und doch so geräuschlos sich vollzieht, daß es an die Vorgänge geologischer Zeitalter mahnt, wo die Natur mit bedächtiger Hand die verbrauchten Formen belebter Wesen hinwegräumte"[875]). Das begann mit der spanischen Eroberung in Amerika, und seitdem sahen sich nicht nur die Indianer, auch die Neger des Archipels und die schwarze Rasse Asiens vom gleichen Lose betroffen oder bedroht. Es ist kein Ruhmestitel der neueren Zeiten, daß dieses Erlöschen der Menschenrassen vor den alten Völkern weitaus nicht im gleichen Umfange wie vor den modernen stattgefunden hat[875a]). Vor allem aber haben diese letzteren ganz anders zielbewußt selbst auf die Austilgung der Naturvölker hingewirkt. Es zeigte sich da immer wieder, daß, wenn die Weißen dem Zwange der Gesellschaft und des Staates entronnen sind, bei allen unfehlbar die Bestie wieder durchbricht. Bedenkt man die ganze Reihe der im Laufe der letzten Jahrhunderte solchermaßen begangenen Greuel, und macht man sich klar, welch ein satanischer Grundzug so durch das ganze Hausen der Europäer in fremden Kontinenten hindurchgeht, nimmt man endlich hinzu, ein wie geringer Teil des wirklich Vorgegangenen vermutlich nur berichtet worden ist, so kann man auch die stärksten in dieser Hinsicht gefällten Verdikte kaum ausreichend finden[876]). Allein schon das eine —

[874a]) Bastian, ebenda, S. 195. Vgl. die weiteren erschütternden Mitteilungen und Betrachtungen von Waitz und von Achelis selbst, ebenda, S. 186 ff., 307, 322 ff.

[875]) Von Hellwald, a. a. O., S. 62.

[875a]) Darwin, „Die Abstammung des Menschen", deutsch von D. Haek, Bd. I, S. 274. (Vgl. die ganze Betrachtung, S. 272—287, Bd. II, S. 449 ff.)

[876]) Peschel, „Völkerkunde", S. 155, über „den Rassenmord als Sieg der Gesittung", und S. 149 ff. (mit Quellenbelegen). Derselbe, „Das Zeitalter der Entdeckungen", S. 547 ff. Letourneau, p. 159: „Notre humanité moderne est plus sur les lèvres que dans les coeurs." v. Hellwald, a. a. O., S. 616.

allerdings furchtbarste — Ergebnis jenes Treibens, der vielfach bezeugte Rassenselbstmord, scheint durch sein bloßes Vorkommen im philosophischen Sinne zu bedeuten, daß das Experiment Mensch in jedem Falle doch nur unvollkommen geglückt ist[877]).

Lange haben vorwiegend die Spanier den Fluch, den echte Gesittung über diese Verirrungen der menschlichen Natur aussprechen mußte, zu tragen gehabt. Gewiß, sie haben ihr Schuldkonto zum Erschrecken stark belastet. Spanische Stimmen selbst lassen darüber am allerwenigsten einen Zweifel[878]). Ja, in dieser Beleuchtung scheint selbst der Fürst der Entdecker nicht rein dazustehen, und Rückert dürfte seinen Sinn getroffen haben, wenn er in der ergreifenden Schlußszene seiner Kolumbustrilogie und zugleich Sterbeszene seines Helden auf die Worte des Las Casas:

„Du selber hast den Grund zum Bau gelegt
Des Wehs, den jene Welt nicht mehr kann tragen;
Dort, wo man nun des Todes Wunde schlägt,
Hast du die blut'ge Strieme schon geschlagen"

diesen erwidern läßt:

„O dürfte so die Wirklichkeit beflecken
Den reinen Glanz, der mir im Geist geruht!
Warum mußt' ich die Neue Welt entdecken,
Wenn sie durch mich sollt' untergeh'n in Blut!
Warum ist sie nicht unentdeckt geblieben?"

Indessen ist neuere Betrachtung doch zu dem Ergebnisse gelangt, daß die Spanier hier bis zu einem gewissen Grade als Sündenböcke für noch schlimmere europäische und außereuropäische Mit-

877) Ueber den Rassenselbstmord der Bewohner der Antillen Näheres bei Hellwald, a. a. O., S. 62, über den Mord und Selbstmord der Mariannenbewohner Chamisso, „Reise um die Welt" (= Werke, Hempelsche Ausgabe, Bd. IV), S. 113/14, 195. Weiteres und Allgemeines über diese Vorgänge bei Peschel und bei Achelis an den vorbezeichneten Stellen.

878) Las Casas' „Brevissima relacion de la destruccion de las Indias", zuerst Sevilla 1552 (an Philipp II. gerichtet), enthält eine vernichtende Anklage gegen das Treiben seiner Landsleute, welche die Indianer schier mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätten, wenn nicht eine päpstliche Bulle, welche ihnen die Abkunft von Adam und Eva zusprach, 1512 rettend dazwischengetreten wäre. Petrus Martyr, „De rebus oceanicis et novo orbe" (Col. 1574), p. 294 ss., wendet sich von den Gräueln auf Haiti, die er hat berichten müssen, und deren Folgen mit den Worten ab: „Missa haec faciamus!" Das ist typisch und gewissermaßen noch heute die Parole. Selbst Gomara, im Schlußkapitel („Lob der Spanier") seiner „Historia de las Indias" (1553 und öfter) kann doch, bei allem Lobe dessen, was sie den Indianern angeblich gebracht haben sollen, alle ihre Sünde und Schande nicht verschweigen.

brüder haben herhalten müssen. So hat unter anderen der spanische Historiker R. Altamira[879]) dargetan, daß bei den immer stärker anwachsenden Anklagen die politischen Gegner Spaniens stark ihre Hand im Spiele gehabt haben, wodurch viel Uebertreibung und Verleumdung mituntergelaufen sei. Er kommt zu dem Schluß, daß „die Spanier in jedem Falle im sechzehnten Jahrhundert nicht schlimmer daständen als die übrigen Europäer und die Yankees mitten im neunzehnten". Auch Peschel[880]) stellt fest, daß Portugiesen, Nordamerikaner und Engländer weit Schlimmeres an Niedertracht geleistet haben als die Spanier.

Wie die Engländer unter den Wilden gehaust haben, darüber konnte schon unseres G. Forster „Reise um die Welt" traurige Lichter aufstecken[881]). In neuerer Zeit ist ein Engländer, J. G. Godard, vom Standpunkt des britischen Liberalen und Gladstone-Verehrers dem Imperialismus als Rassenwahn kräftig zu Leibe gegangen[882]) und hat dabei alles das, wodurch seine Landsleute sich, namentlich in Indien und Südafrika, an der Menschlichkeit versündigt haben, tapfer und wahrheitsmutig aufgedeckt. Sein Motto: „What is Empire but the predominance of race?" und seine Schlußbetrachtung gegen die mit dem Imperialismus gegebene Rebarbarisierung der Engländer kennzeichnen ihn als Gegner des Herrenstandpunktes, der in aller Kolonialpolitik der herrschende war und wohl auch sein mußte. Aber auch dessen überzeugteste Vertreter werden vieles in dem Buche unwiderleglich finden.

An kalter, berechnender Grausamkeit haben wohl die Nordamerikaner, die ihren Teil der Neuen Welt mit einem „Horizont von Gräbern" umgeben haben, ihre europäischen Vettern noch ein gutes Teil hinter sich gelassen. Das ist von allen, die über diese Dinge handelten, immer wieder betont worden. Doch haben sie wenigstens die Voraussagung dieser Völkerkundigen, daß sie nun auch noch dem spärlichen Rest der innerhalb ihrer Grenzen verbliebenen Indianer mit allen Mitteln das Lebenslicht ausblasen würden, nicht bewahrheitet. Vielmehr lauten neuere Berichte dahin, daß diese sogar gedeihen und sich wieder vermehren.

Mit den Holländern geht Treitschke[883]) erbarmungslos ins Gericht und sagt dabei — womit dies leidige Kapitel beschlossen sei —: „Im übrigen wird die Frage immer unlösbar bleiben, welchem der europäischen Völker, die das Morgenland besiedelten [das gleiche gilt natürlich auch für die Neue Welt und für Afrika], der Preis der Ruchlosigkeit gebühre."

---

879) „Psicologia del pueblo Español", Madrid 1902, p. 118—120.
880) „Völkerkunde", S. 150.
881) „Sämtliche Schriften", Bd. I, 1843, S. 182 ff., 204, 223 ff., 362 ff.
882) „Racial supremacy", Edinburgh und London 1905.
883) „Historische und Politische Aufsätze", N. F., Bd. II, S. 578 ff.

Wir sahen aus dem Godardschen Werke, daß alle Uebergriffe der Weißen, mochten sie selbst in wahre Teufeleien ausarten, dem Imperialismus zugeschrieben werden konnten, welcher seinerseits in seiner kolonialen Ausprägung nichts anderes ist als das Geltendmachen des Rechtes des Stärkeren, d. h. der stärkeren Rasse, der rassischen Ueberlegenheit („Racial supremacy"). Nur zu begreiflich, daß gerade aus dem Verlauf, den in diesem Zeichen die Weltdinge genommen, edelgesinnten Denkern ein Bild desjenigen sich ergab, den sie im Sinne wahrer Menschlichkeit hätten nehmen sollen, daß der vielfach so schändlichen Praxis, welche der fleischgewordene Rassengedanke zeitigte, das Idealgebilde des Humanitätsgedankens gegenübertreten konnte. Dessen erhabener Schönheit tut es keinen Eintrag, daß er, wie jeder Blick auf die Wirklichkeit lehrt, mit den Grundgesetzen dieser Welt in so heillosem, anscheinend unlösbarem Widerspruche steht. Auch haben seine besten Vertreter ihn noch stets mit unbeirrbarer Zuversicht verfochten, wiewohl hinter dem Rücken dieser großen Humanitätsprediger die Völker fort und fort höhnend ihre Grimassen schneiden wie einst die Sträflinge hinter dem Landprediger von Wakefield, da er auch ihnen etwas von Menschenwürde — ihr Teilchen Humanität — beibringen wollte. Es ist einmal nicht anders, das Gedeihen in dieser Welt beruht in allererster Linie auf Macht, und die liebt es nur in den seltensten Fällen, mit der Humanität zu paktieren. Starke Völker sind nicht leicht human. Das war der Sinn von Goethes Wort, das er anläßlich des schönsten Denkmales des Humanitätsgedankens, der Herderschen „Ideen", sprach: „Er [Herder] wird den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr wird, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich sagen, ich halte es selbst für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein Hospital und einer des anderen humaner Krankenwärter sein wird" [884]).

Nicht als ob nicht auch der Humanitätsgedanke in mancherlei Einzelverwirklichungen segensvoll in die Geschicke der Menschheit eingegriffen hätte. Er mußte neben dem unbewußt diese Geschicke bestimmenden Rassengedanken in der Geschichte hergehen, wie in der Natur Attraktion und Repulsion nebeneinander hergehen. Nur ihm ist es z. B. zu verdanken, daß die schlimmsten Auswüchse der Sklaverei beseitigt worden sind, wozu sich die Reli-

[884]) Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung", Bd. V, S. 381) knüpft hieran, und vor allem an die Phantasien, zu denen Jean Paul die Herderschen Gedanken ausspann, die Bemerkung, daß mit ihrer Verwirklichung „das Greisenalter der Welt angebrochen sein und das Unvermögen sich der Tugenden der Friedlichkeit und Menschlichkeit rühmen werde".



gion in ihren weltlichen Gestaltungen unfähig erwiesen hatte[885]). Aber gerade ein Blick auf die Behandlung der Sklavereifrage in den verschiedenen Zeitaltern lehrt auch, wie vag und zweideutig, und wie daher letzten Endes unzulänglich, der Humanitätsgedanke dieser Frage gegenübersteht, weil sie eben ohne Berücksichtigung rassischer Gesichtspunkte gar nicht zu verstehen, geschweige zu lösen ist. Der rechte Humanitarier erschrickt bei dem Worte Sklave, ohne zu bedenken, daß bei manchen Völkern die Sklaverei nichts anderes war, als ein rassisch nicht fernstehenden — Besiegten oder Unterworfenen — auferlegtes Vertragsverhältnis, wie bei den Periöken in Sparta, den Klienten des alten Rom, den Liten und Aldionen der alten Deutschen, den germanisierten ostelbischen Slaven, und daß sie bis in die Gegenwart hinein Wilden und Barbaren gegenüber der einzige Weg zur Erhaltung Besiegter und zur Verwertung der Schwachen für die Anbahnung der produktiven Arbeit war[886]). Diese selbe Humanität findet dagegen nichts darin, wenn die Sklaverei neuerdings nicht nur die Formen, sondern auch den Geist dermaßen gewechselt hat, daß sie nicht mehr, wie im Altertum und Mittelalter, einem eigenen Stande, sondern ganzen Völkern, und nicht mehr von rassisch höherstehenden niederen, sondern wahllos auch den höchststehenden auferlegt werden soll. So zinst heute Deutschland der in Amerika konzentrierten Hochfinanz, und die anderen arisch bestimmten Völker sind im Begriff, ihm auf dem Wege der Verſklavung zu folgen.

Ideen von solchem Allgemeingehalt und demzufolge solcher Dehnbarkeit wie die der Humanität laufen immer Gefahr, wenn sie in die unrechten Hände gelangen, das Entgegengesetzte von dem zu bewirken, was sie ursprünglich ausdrücken sollen. Die naturrechtliche Schule der Rechts- und Staatsdenker des 18. Jahrhunderts wollte, unbekümmert um alle geschichtliche Entwicklung, von Raum und Zeit unabhängige Rechtsgrundsätze aus der sogenannten reinen Vernunft ableiten, und „auf diese ungewisse Vernunft“ wollte die große Revolution, unter Anleitung ihres Leibphilosophen Rousseau, nach Chateaubriands Wort „eine Gesellschaft ohne Vergangenheit und ohne Zukunft gründen“. Auf sie hatte vor allem Rousseau selbst ausschließlich sein Urteil über Wesen, Rechte und Bedürfnisse des Menschen gegründet, aber was man damals Vernunft nannte, offenbarte sich bald als die von allem Göttlichen und Geschichtlichen losgelöste nackte Begierde. In dieser Verzerrung hat der Humanitätsgedanke die Orgien der neunziger Jahre heraufgeführt. Mehr und mehr zur Phrase geworden, hätte

[885]) Noch Kolumbus, der ganz als Diener der Religion in seine Neue Welt einzog, rechnete mit der Hebung des Sklavenhandels als einem Aktivposten, der dem Staatshaushalt damit gewonnen sei.

[886]) Schäffle, a. a. O., Bd. III, S. 93.

er dennoch nicht bis auf den heutigen Tag so vieles Unheil anrichten können, wenn er nicht mit dem Lug und Trug des Gleichheitsgedankens, dieser zweiten Lieblingsphantasie Rousseaus, zwillingsartig verquickt worden wäre[887]). Von Gleichheit kann stets nur gefabelt werden, wenn es gilt, dem Wertvolleren zu Leibe zu gehen; zu verwirklichen wäre sie nur durch ein Herabziehen der Besseren, da eine Einigung aller Menschen eben im Besseren undenkbar, das Ideal wahrer Humanität immer nur von einzelnen zu erreichen ist.

In seiner Fassung als Gleichheitsgedanke mußte der Humanitätsgedanke, wie allem Tatsächlichen in Natur und Geschichte, so zumal der in beiden gleichermaßen wirksamen Rasse ins Gesicht schlagen. Wir legten früher Wert darauf, das Herauswachsen der Rasse aus der Natur zu betonen, wir führten die zahlreichen Vergleichungen derselben mit Gestaltungen und Vorgängen insbesondere aus den unorganischen Reichen an, die sich den allerverschiedensten Forschern aufgedrängt hatten, um ihre tiefe Verwurzelung im Kerne der Natur zu bezeugen. Jetzt möge uns das vielbewährte Gleichnis ein letztes Mal dienen, um die Hierarchie der Rassen, deren Leugnung zu den Unbegreiflichkeiten der Geistesgeschichte gehört, gewissermaßen a priori darzutun. Jederlei Analogie aus der Natur spricht für sie: die Natur kennt keine Gleichheit. Verschieden geht alles, gehen die Rassen wie die Metalle aus ihrer bildenden Hand hervor; wir können die geistigen Werte sowenig aus der geschichtlichen wie die Werte der Metalle aus der physischen Welt hinwegdenken. Ihr Höchstes hat die Natur — selten genug — in Edelmetallen und Edelrassen hervorgebracht.

Nachdem Gobineau schon im Titel seines Werkes die Ungleichheit als das die Rasse allereigenst Bestimmende und Bezeichnende sozusagen hinausgeschmettert und dann, in stetem unausgesprochenen Kampfe mit Rousseau, im „Essai" und allem, was diesem nachgefolgt, bis in alle Einzelheiten in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit nachgewiesen hat, sollte es eigentlich überflüssig scheinen, noch irgend weitere Zeugnisse für sie beizubringen. Wenn ich gleichwohl mich hierfür entscheide, so ist es, einmal, weil daraus zu ersehen ist, von wie verschiedenen Gesichtspunkten aus sich die Ungleichheit begründen läßt, und sodann, weil mindestens aus einem Teile dieser Begründungen die versteckte Rücksichtnahme auf das nie ganz gebannte und vielleicht auch nie ganz zu bannende Gespenst Rousseaus herauszulesen ist.

Ganz allgemein sagt Loebell[888]): „Ueberhaupt ist die Ungleichheit uralt, sie gehört zu den Zuständen, die uns gleich an der

887) Eine vortreffliche Uebersicht über die Gestaltungen des Humanitätsgedankens vom Apostel Paulus bis auf unsere Tage findet der Leser in dem Werke von Rocholl (Bd. I, S. 20—22, 44, 48, 68 ff., 84 ff., 179, 184. Bd. II, S. 352, 395, 402/03, 413, 417, 445, 449, 453, 478 ff.).

888) „Weltgeschichte in Umrissen", S. 59.



Schwelle der Geschichte, insofern sie auf Wirklichkeit, auf Tatsachen und Erinnerungen ruht, begegnen. Ihr Ursprung liegt in der Analogie der natürlichen Verhältnisse, die allen geschichtlichen und geselligen zugrunde liegt. Das Uebergewicht, welches der Starke über den Schwachen, der Kluge über den Einfältigen, der Reiche über den Armen hat, schien groß genug, um die entschiedensten Vorteile für die von Natur und Glück Begünstigten zu rechtfertigen." Als „das höchste und wichtigste Geschenk der Natur, als eine besondere Begünstigung durch das Schicksal" bezeichnet auch Lassen[889]) „jene höhere Ausstattung, in welcher alles Große, was insbesondere die arischen Völker ausgeführt haben, wurzelt". Denn „nur wenige Völker der Erde sind dieser höheren Befähigung selbständiger Bildung teilhaftig; von Völkern anderer Rasse sind es nur die Chinesen und Aegypter, von der kaukasischen nur die Semiten und Indogermanen". Die „Elite ou avantgarde de l'humanité" nennt Comte[890]) diese bevorzugten (insbesondere die westeuropäischen) Völker, und Letourneau sagt gar[891]): „Il y a une hiérarchie des races humaines... Sous le rapport de la noblesse organique, les races humaines sont fort dissemblables: les unes sont élues, les autres sont réprouvées." Diesen Vorrang begründet de Candolle[892]), mit vielen anderen, durch die geistigen Leistungen, andere, wie Tylor[893]), durch ein zugleich im Geistigen und im Moralischen wurzelndes Uebergewicht, welches alles dann wieder Lilienfeld[894]) auf höhere Nervenbildungen zurückführt.

Besonders charakteristisch sind die Ausführungen von Quatrefages[895]), der, von den Gleichheitsmännern bedrängt, diesen eine „égalité virtuelle" zugibt, der er aber dann die „inégalité de fait" gegenüberstellt. Die Philanthropen, die ihm die Sklaverei vorhalten, fertigt er mit dem Kernworte ab: „Pour combattre une institution détestable, il ne me semble nullement nécessaire de dénaturer les faits et de nier l'évidence."

Diese Evidenz liegt ja nun am nächsten und entschiedensten vor im Verhältnis der Weißen und der Farbigen, in denen nach Klemm „aktive und passive Rassen", nach Fallmerayer[896]) „der expansive Geist und die Springkraft der weißen Rasse und die Vis inertiae und Selbstgenügsamkeit der gefarbten Welt" einander gegenübertreten.

---

889) „Indische Altertumskunde", Bd. I², S. 494.
890) Bei Achelis, S. 127.
891) „Sociologie", p. 26.
892) A. a. O., p. 525.
893) „Anthropology", p. 74.
894) A. a. O., Bd. I, S. 368.
895) „Revue des Deux Mondes", 1857, 1. mars, p. 16.
896) „Gesammelte Werke", Bd. III, Leipzig 1861, S. 80.

So erübrigt es sich auch wohl, aus der Legion von Stimmen, die in diesem Sinne erklungen sind, weitere anzuführen. Weit wichtiger erscheint es für unsere gegenwärtige Untersuchung, daß zwischen den verschiedenen Rassen der Wilden beinahe ebenso große Unterschiede bestehen sollen wie zwischen denen der zivilisierten Völker[897]). Denken wir uns dieses Gesetz auf die gesamte farbige Welt ausgedehnt, so begreift sich aus ihm auch die verschiedene Stellung, welche deren Rassen zu der der Weißen einnehmen. Es trifft doch nur für einen Teil derselben zu, daß sie die Weißen als Wesen höherer Ordnung betrachten und ihnen gleichsam die Rolle von Göttern der alten Mythologien zuschreiben, welche sich zu sterblichen Frauen herabließen[898]). Die Gelben zumal neigen dazu, eher sich für die überlegenen Menschen zu halten, und auch von den Indianern Mexikos erzählt Petrus Martyr, daß sie beispielsweise durch ihren Ohren- und Lippenschmuck, der ihn entsetzte, sich über alle anderen Menschen hinausgehoben gefühlt hätten[899]). Der von ihm daraus gezogene Schluß, daß auch in der Welt der Rassen sozusagen jedem Narren seine Kappe am besten gefalle („regitur suo sensu quaeque provincia"), findet indessen bei anderen Farbigen seine Grenzen. Viele Neger glauben, daß sie nach dem Tode weiße Menschen werden, und diese Annahme kommt außerdem in Australien, in Tasmanien, in Tanna, Neuguinea und Neukaledonien, also mindestens bei vier der allerverschiedensten Rassen vor[900]). Dem entspricht das Darbieten der Weiber an die Weißen seitens dieser Niederrassen, das nach Buffon so zu erklären ist, daß die betreffenden Völker die von den Weißen bevorzugten Weiber gewissermaßen als gehoben betrachteten und sich dann entsprechend mehr an ihnen freuten. Vielleicht liegt darüber hinaus auch ein allgemeiner Rasseninstinkt des Emporsteigenwollens vor, wie denn z. B. Negermädchen vom Kap eine Ehre darin fanden, ein Kind von einem Weißen zu haben[901]).

Wie die Stellungnahme zu den Weißen eine gewisse Stufenfolge der Farbigen ergibt, so umgekehrt auch die der Weißen zu letzteren eine solche für sie selbst. Gobineau erklärt (im Schlußkapitel

[897]) Wallace bei Herbert Spencer, „Prinzipien der Soziologie", Bd. I, S. 70.

[898]) J. Lubbock, „Prehistoric times", p. 567.

[899]) „De insulis nuper inventis", Coloniae 1574, p. 353.

[900]) J. Lubbock, „Die Entstehung der Zivilisation", Jena 1875, S. 196.

[901]) Derselbe, „Prehistoric times", p. 568. Aehnliches berichten Chamisso von den Bewohnern der Sandwich-Inseln („Reise um die Welt", Teil I, „Von Kalifornien nach den Sandwich-Inseln"), und Gobineau von den Lappländern („Versuch", Bd. III, S. 159). Besonders merkwürdige Beispiele aus China und Nordbirma bei Marco Polo, „Viaggi", per cura di A. Bartoli, cap. 47 und 101.

seines „Essai") den Charakter und die Entwicklung der angelsächsischen und der romanischen Kolonien in Amerika aus dem grundverschiedenen Verhalten der Kolonisten zu den eingeborenen Rassen, und dieses wieder aus der näheren oder ferneren Rassenverwandtschaft zwischen Siegern und Besiegten. Boisjoslin[902]) stellt das gleiche für die Negerwelt fest und gewinnt dabei auch genau die gleiche Stufenfolge: „Dans les colonies, l'horreur du blanc pour le nègre est à son apogée chez les Anglais, elle décroit chez les Français et s'affaiblit extrêmement chez les Portugais et les Espagnols."

Die Urheber dieser Aufstellungen haben es vermieden, mit ihnen ein unmittelbares Werturteil über die betreffenden Völker zu verbinden, wie ja denn überhaupt ein solches, in bezug auf die heutigen Nationen, die ja nur noch Rassen*mischungen* darstellen, gefällt, grundsätzlichen Bedenken unterliegen müßte. Wohl aber liegt in jener Charakteristik, wäre es auch ungewollt, ein Urteil über den qualitativen und quantitativen Wert der rassischen Grundbestandteile jener Völker verborgen: Niemand wird daran zweifeln, daß den Niederrassen fernstehen hier soviel bedeutet wie rassisch höchststehen. Und in der Tat muß es, nach allem oben Gesagten, nicht nur über die Rassen, aus denen die Völker sich zusammensetzen, sondern auch über die einzelnen Familien dieser Rassen Werturteile geben, wie sie ja denn auch in reicher Fülle, lange Zeit unangefochten, gefällt worden sind. Niemand hat früher ein Bedenken darin gefunden, wenn für die alte Zeit den Hellenen, für die neue den Germanen die Palme unter den Völkern gereicht wurde, niemand auch es beanstandet, wenn — mit seltener Einmütigkeit — alle Beurteiler unter den Germanen wiederum dem Stamme der Goten den höchsten Preis zuerkannten. Erst neuesterdings hat man überhaupt, wie aus vielen anderen, auch aus unserem Forschungsgebiete Werturteile ganz ausschließen wollen, ohne zu bedenken, daß damit den meisten Wissenschaften, mit Ausnahme allenfalls der rein mathematischen, einer ihrer Lebensnerven abgeschnitten würde. Kein rechter Historiker insbesondere ist ohne sie denkbar, und zwar darf und muß er sie, sogut wie über Individuen, auch über Völker, und vollends über Völkerfamilien und Rassen, fällen. Voraussetzung für eine objektive Gültigkeit dieser Urteile ist dabei allerdings eine gewisse Distanz der sie Fällenden; bei den lebenden Völkern z. B. wird durch die Zugehörigkeit zu einem derselben leicht eine Befangenheit den anderen gegenüber hervorgerufen werden, die Stimme des Blutes wird sich unbewußt geltend machen, Regungen von Nebenbuhlerschaft sich hineinmischen, kurzum subjektive Faktoren aller Art drohen hier mitzusprechen. Und daraus, daß dies zuweilen geschehen, erklärt sich dann die radikalistische Gegenbewegung, die wir soeben andeuteten. Sie hat nun ihrerseits wieder zu einer Ueberobjektivität

[902]) „Les peuples de la France", p. 10.

geführt, welche ebensowenig im Sinne der Wahrheit ist wie jene Subjektivitäten, insofern sie insbesondere gewisse Erkenntnisse, die zum unantastbaren Grundbestande unserer anthropologisch-historischen Wissenschaft gehören, und für die daher auch dieses Werk eintritt, leichten Kaufes leugnen, beseitigen zu können wähnt.

Es handelt sich um die vielumstrittene Frage des Vorranges der Germanen, im weiteren der Indogermanen, historisch, der nordischen Rasse, anthropologisch gesprochen. Es wäre so mühsam wie unlohnend, die Streitereien, die sich über diesen Punkt jahrzehntelang weit über die Gefilde der Wissenschaft hinaus abgespielt haben, im einzelnen dem Leser vorzuführen. Dagegen scheint es angezeigt, ihm ein paar Proben jenes von mir als Ueberobjektivität bezeichneten Verfahrens zu geben, weil er dadurch nicht am wenigsten in den Stand gesetzt wird, sich ein eigenes Urteil in der zur Erörterung stehenden Frage zu bilden.

Einer unserer hervorragendsten Rassendenker, Wilhelm Schallmayer, der die Bedeutung der Rasse wie wenige erkannt, die Notwendigkeit ihrer Pflege mit nie versagender Beredsamkeit gepredigt, die Mittel hierfür mit tiefeindringendem Scharfsinn aufgewiesen hat, trennte sich darum in schroffer Weise von der Mehrzahl der übrigen in der Rassenbewegung führenden Geister, mit denen ihn vielfach engste Verwandtschaft der Anschauungen verband, weil er, der sich in die Leugnung jedes Wertunterschiedes zwischen Rassen und Völkern grundsätzlich verbissen hatte, so auch einen Vorrang des nordischen Elementes in Völkerleben und Geschichte nicht, wie jene, anerkennen wollte. So hat er namentlich mit Woltmann eine blutige Fehde ausgefochten. Alle rassisch begründete Bewunderung von Germanengröße wurde ihm schließlich zum Stein des Anstoßes, die nordische Rasse zu einer Art roten Tuches. Wie aber hat er damit sich selbst im Wege gestanden! Denn — und das ist das Merkwürdigste — brieflich hat dieser selbe Mann dem Verfasser gestanden, daß er persönlich in seinem Innersten die Vorliebe für die „Blonden" teile, diese Anlage aber aus Gewissenhaftigkeit in seinem wissenschaftlichen Denken zu unterdrücken sich verpflichtet fühle. Heißt das nicht sich selbst vergewaltigen? Und das um eines falschen Ideales von Wahrheit und Wissenschaft willen, denn nun und nimmer verlangen diese Mächte von uns, daß wir natürliche Instinkte unterdrücken, eingeborenes Sehen ungenutzt lassen, um schließlich dahin zu gelangen, was Quatrefages „nier l'évidence" nannte. Der hierin sich kundgebende Doktrinarismus wurde freilich auch noch von einer anderen Seite genährt, dem demokratischen Grundsatze in Schallmayers Denken nämlich, der es ihm verwehrte, aus dem Rassengedanken für das geschichtliche, politische und soziale Leben die rechten Folgerungen zu ziehen, da doch einmal in Rassen denken soviel heißt wie aristokratisch denken. Daß er übrigens in

strenger Folgerichtigkeit eine Rangordnung der Fähigkeiten und Leistungen für die Einzelmenschen sogut wie für die Menschengruppen hätte leugnen müssen, mag sich dieser im übrigen so hochverdiente Mann wohl kaum klargemacht haben.

Aehnliche Dinge haben sich dann auch auf anderen, nicht am wenigsten auf dem historischen Gebiete abgespielt. In einem am 27. Januar 1916 in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Festvortrage über „Germanischen und romanischen Geist im Wandel der deutschen Geschichtsauffassung" wandte sich Friedrich Meinecke, fußend auf Ranke, gegen die neuerdings vornehmlich von Gobineau vertretene Anschauung, „welche den germanischen Geist schlechthin auf den ersten Platz der Weltgeschichte setzen wolle". Ja, er wollte sogar den Satz „Das Mittelalter germanisch" unter Berufung auf Ranke nicht gelten lassen. In der ausführlichen Widerlegung durch eine besondere Abhandlung[903]) konnte ich nicht nur — am Schlusse — auf die in typischer Weise bezeichnende Tatsache hinweisen, daß in der gleichen Akademie, an dem gleichen 27. Januar, einst — im Jahre 1780 — der Minister Friedrichs, Ewald Friedrich Graf von Hertzberg, eine Festrede gehalten habe, deren Titel „Dissertation sur les causes de la supériorité des Germains sur les Romains" er schon den von seinem Nachfolger gemiedenen und gerügten Ausdruck einverleibte, und in welcher er diese Ueberlegenheit und ihre Wirkungen und Folgen, die Begründung des gesamten modernen Europa auf germanische Kräfte und Werte, mit lapidarer Deutlichkeit, mit rücksichtsloser Wucht zur Geltung brachte. Ich konnte vor allem eine überreiche Fülle von Zeugnissen aus der besten historischen Literatur beibringen, welche sich im Sinne der überragenden Bedeutung der Germanen aussprachen, und welchen ich zugleich auch die letzte Spitze gegen andere Völker bzw. Volksbestandteile, insbesondere gegen die am Mittelalter mitbeteiligten, und damit alles Bedenkliche auch für den Objektivsten, durch die der Anthropologie zu verdankende Erkenntnis benehmen konnte, daß die höchstwertigen, kulturbedingenden Elemente vermeintlicher Gegenlager, italische, keltische, germanische — von den Hellenen hier gar nicht zu reden —, als anthropologische Wesenheiten, in der höheren Einheit der nordischen Rasse zusammenfielen, und so für den Blick des Forschers Nebenbuhlerschaften ausgeschaltet wären, denen jene selbst, als historische Größen, freilich immer ausgesetzt blieben. In der Tat sind ja denn auch die Germanen in allen auf sie angestimmten Preisliedern bewußt oder unbewußt immer nur als die letzten voll lebendig gebliebenen unter den Indogermanen, als die in neuerer Zeit stärkstwirkende Kraft, die Vor-

[903]) „Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen." („Politisch-Anthropologische Monatsschrift", Jahrg. 16, Heft 8—11.)



macht gleichsam, des arischen Massivs gefeiert worden. Und so hätten, zumal in diesen Kundgebungen denn auch nicht selten Germanen und Indogermanen unmerklich ineinander übergingen, auch Romanen, ohne dadurch zu Renegaten zu werden, unbedenklich in sie einstimmen können. Für den kulturellen Vorrang und die schöpferische Ueberlegenheit der Indogermanen im allgemeinen nun aber an dieser Stelle noch Zeugnisse zu häufen, erscheint darum überflüssig, weil diese These dermaßen verbreitet ist, daß man fast sagen kann, sie sei bis vor kurzem die unwidersprochen herrschende gewesen. Nicht nur die Forscher arischen Geblütes aus allen Gebieten vertreten sie sozusagen im Unisono, auch die höchststehenden und begabtesten Juden unter uns haben sich des öfteren unzweideutig im gleichen Sinne ausgesprochen[904]). Sie konnten darin, daß den Ariern die krönende, abschließende Rolle im Kulturgange der Menschheit angewiesen wurde, eine Kränkung oder Zurücksetzung um so weniger sehen, als ja, wie es geboten schien, von vielen Forschern zugleich darauf hingewiesen wurde, wie bedeutsam Hamiten und Semiten an vielen Stellen den Ariern vorgearbeitet hatten. Wenn dagegen neuerdings vereinzelt der Versuch gemacht worden ist, die letztgenannten den Ariern an kultureller Bedeutung an die Seite oder gar über sie zu stellen, so hat ein solches Beginnen um so weniger Aussicht, sich vor dem Forum der Wahrheit zu behaupten, als anderseits, wie wir alsbald sehen werden, einer der hauptsächlichsten Ruhmestitel der Semiten, auf welchen jene Rangordnung sich stützen sollte, sich als trügerisch erwiesen hat.

Daß die ganz großen geistigen Völkerbeweger sogut wie alle arischen, vor allem griechischen und germanischen Geblütes gewesen sind, darüber hat wohl ein Zweifel nie bestanden. Ziemlich einmütig auch hat man dies, wie überhaupt die arische Ueberlegenheit namentlich im künstlerischen Schaffen, darauf zurückgeführt, daß die Hauptkulturvölker der Indogermanen mit mehr Klarheit, Ruhe und Besonnenheit ausgerüstet seien als die Semiten. „Ihr Geist vermag die Dinge bestimmter zu ordnen und festzustellen: sie besitzen

---

[904]) So Th. Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland", München 1869, S. 35: „Der indogermanische Stamm, welcher, mit den mannigfaltigsten und tiefsten Anlagen ausgestattet, in seinen vier Hauptzweigen, dem indischen, griechischen, römischen und germanischen, alle Triebe des Geisteslebens, vor allem Kunst und Wissenschaft, in einer Weise entwickelt und entfaltet hat, welche alles überragt, was, soweit uns bekannt, die gesamte übrige Menschheit versucht hat." Ganz im gleichen Sinne Steinthal im „Abriß der Sprachwissenschaft" von Steinthal-Misteli, T. 2, 1893, S. 487. Als auf einen für viele aus der übrigen Gelehrtenwelt sei hier wenigstens auf Eduard Meyer verwiesen, der, „Geschichte des Altertums", Bd. I, 2², S. 753 ff., 782 ff., in seiner ruhigen und besonnenen, und darum vielleicht besonders autoritativen Weise über das Thema der Führerrolle der Indogermanen gehandelt hat.

eine weit größere Fähigkeit für die Ausbildung und Entwicklung der mannigfachen Verhältnisse und Gestaltungen auf allen Kulturgebieten, besonders auf dem der Kunst, wo den Semiten ihre unruhige Beweglichkeit sehr hinderlich ist. Mit großer Biegsamkeit des Geistes haben sie sich später auch den religiösen Sinn der letzteren angeeignet, und nachdem sie darin ihre Lehrer sogar übertroffen, alles Höhere der Menschheit so in sich vereinigt, daß sie jenen gänzlich den Rang abgelaufen haben"[905]).

Ganz gewiß hat auch die Wissenschaft der Semiten ihre Bedeutung, aber mehr und mehr hat man sich dahin geeinigt, daß ihnen die Initiative, das Schöpferische fehlt. Keine der großen Entdeckungen ist je von ihnen ausgegangen. Ja der anerkannt erste Kenner semitischen Wesens und Geistes, Renan, geht sogar noch weiter; er sagt geradezu: „On peut le dire sans exagération: jamais une pensée large n'est sortie du sémitisme", wo doch wohl zugunsten Spinozas ein Vorbehalt zu machen wäre. Aber im ganzen sind Renans weitere Ausführungen bis auf den heutigen Tag unwiderlegt geblieben, daß nicht nur die Syrer über die Rolle von Schülern der Griechen nicht hinausgekommen sind, daß auch die arabische Wissenschaft und Philosophie lediglich ein Reflex griechischen, persischen und indischen Geisteslebens war. Selbst den mittelalterlichen Juden läßt er nur die Bedeutung einfacher Dolmetscher; sie betrieben eine Wissenschaft „de seconde main". Gegenüber der unermeßlichen Weite des arischen Geistes zeigt die semitische Welt eine Enge des Gesichtskreises, über welche das „génie sémitique essentiellement sec et dur" nach keiner Seite hinauskann.

Die Hauptsätze Renans haben die verschiedensten anderen Forscher teils bestätigt, teils erweitert und ergänzt[906]). Von der wohl glänzendsten der semitischen Kulturen, der arabischen, sagt Benfey[907]), daß sie zwar reich entfaltet und mächtig, aber weder tief noch schöpferisch gewesen sei, und selbst Dozy, der im übrigen für die guten und großen Seiten der Araber ein tiefes Verständnis beweist, insbesondere ein großer Freund und Schätzer der Mauren und ihrer Geschichte war, muß doch bekennen, daß jene „das am wenigsten erfindungsreiche unter allen Völkern der Erde" seien[908]). Gleich ihm,

---

[905]) Loebell, „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen", S. 70.

[906]) Renans Charakteristiken der Semiten finden sich fast in allen seinen Werken verstreut. Hier können nur einige Hauptstellen bezeichnet werden: „Histoire générale et système comparé des langues sémitiques", T. I, p. 2 ss.; „De la part des peuples sémitiques dans l'histoire de la civilisation", 2me édition, Paris 1862, p. 21 ss.; „Nouvelles considérations sur le caractère des peuples sémitiques" („Journal Asiatique", 5me série, T. 13, p. 435 ss.).

[907]) A. a. O., S. 183.

[908]) A. a. O., Bd. I, S. 8—10.

betont auch Vollgraff[909]), wieviel von ihrem Aktivkonto, namentlich in der Poesie, aber auch in der Wissenschaft, zugunsten der Perser und Inder abzuziehen sei. Die Bedeutung der Phönizier und Karthager erschöpft sich im Kolportieren[910]).

Nun müssen wir allerdings in Erwägung ziehen, daß viele derartige Urteile Vergleichungsurteile sind. Nichts natürlicher, als daß sie Forschern, denen bei der Betrachtung und Schilderung großer arischer Völker wie der Inder oder der Iranier das Herz aufgegangen war, als Gegenbilder erwuchsen gegen die geistige Fülle und das harmonische Gleichmaß der Seelenkräfte, das sich ihnen dort erschlossen[911]). Aber auch in allgemeinen Zusammenhängen ist von denkbar objektiven Geistern über die Einseitigkeit und Unproduktivität der Semiten nicht anders geurteilt worden[912]). Ja, es scheint sogar, als sei dies in neuester Zeit in immer steigendem Maße und mit immer geringerer Zurückhaltung erfolgt. Konnte Renans Ausdruck einer „race inférieure" noch wie eine Uebereilung und Uebertreibung aufgefaßt werden, so sehen wir nun einen so durch und durch maßvollen Denker wie Vierkandt in aller Ruhe es aussprechen, daß „die semitische Rasse, indem sie ihre Energie mehr nach der formellen als nach der inhaltlichen Seite ausgeprägt habe, auf der Stufe der Halbkultur stehengeblieben sei[913]). Ganz anders scharf noch vertritt ein temperamentvollerer Gelehrter, Letourneau, die gleiche Anschauung, dessen Ausführungen[914]) sich geradezu dahin zusammenfassen lassen, daß der semitische Geist der Erhebung der geistigen Menschheit auf die ihr bestimmte Höhe hemmend entgegengetreten sei. Wie kategorisch sich das Denken Chamberlains in dieser Richtung bewegt hat, darf ich als bekannt voraussetzen.

Bei diesem allen ist nun noch zu beherzigen, daß namentlich die älteren Forscher, als sie die Semiten in der genannten Weise charakterisierten, unter dem Banne der seitdem gründlich beseitigten Vorstellung standen, daß eine Reihe der wesentlichsten Kulturgüter jenen vom Zweistromlande her zu verdanken sei. Ueber die Rasse jener geheimnisvollen „Chaldäer", von denen uns so vieles für die menschliche Gesittung, für das Verkehrsleben, für die Zeitbestimmung und was sonst zugekommen ist, war die Forschung allzulange

[909]) Bd. II, S. 60.

[910]) Jhering, „Vorgeschichte der Indoeuropäer", S. 277.

[911]) So Lassen, „Indische Altertumskunde", Bd. I, S. 414 ff. (2. Aufl., S. 494 ff.); Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. I, S. 387 ff.

[912]) So Ribot, p. 129 ss.; E. von Lasaulx, „Neuer Versuch einer Philosophie der Geschichte", S. 71.

[913]) „Naturvölker und Kulturvölker", S. 131 ff. Weitere Beiträge zur Charakteristik der Semiten in demselben Werke, S. 158 ff., 310 ff., 313 ff., 320 ff., 325, 457 ff., 477 ff.

[914]) „Psychologie ethnique", p. 336 ss.

im unklaren. Daß die assyrisch-babylonische Kultur zur Zeit des Aufdämmerns der Geschichte in semitischen Händen war, stand fest. Daß sie aber nicht von Semiten geschaffen war, ahnte man früher, und weiß man heute. Erst witterte man in den Hamiten („Kuschiten", Renan) deren Vorgänger. Seitdem verdanken wir dem Wirken unserer Assyriologen, von denen hier nur Friedrich Delitzsch, Paul Haupt und Hugo Winckler genannt seien, die Entdeckung und immer hellere Beleuchtung der Sumerer, von denen die semitischen Akkader ihre Kultur übernahmen bzw. sie ihnen entwanden. Ueber deren Rassenzugehörigkeit wissen wir noch heute nur das eine Negative, daß sie in keinem Falle Semiten waren. Die Hypothese eines turanischen Ursprunges derselben (Oppert) ist bald wieder fallen gelassen worden, wogegen es immer wahrscheinlicher, wenn auch bei der Entlegenheit der Zeiträume vielleicht nie fest zu beweisen sein wird, daß sie den Indogermanen äußerst nahestanden. Was aber um so sicherer feststeht, ist, daß wir in den Sumerern ein Volk zu erblicken haben, das in allem, was zur Sittigung, Veredelung und Verschönerung des Lebens dient, bahnbrechend gewirkt hat, das in der Geschichte der Völker als Pionier menschlicher Kultur für immer eine allererste Stelle einnehmen wird[915]), dessen grundlegende Leistungen in der mythischen Deutung der Natur, in der Astronomie, der Zahlenlehre, den Zeiteinteilungen, ja der Aufstellung rechtlicher Grundbegriffe, allzulange anderen Völkern zugeschrieben, bis in unsere Zeit, unser aller Leben hinein fortwirken.

Danach ist es nun wohl klar, daß das „ex oriente lux", das jahrhundertelang ein Glaubenssatz aller abendländischen Völker gewesen ist, fortan eine ganz veränderte Bedeutung gewinnen muß. Der springende Punkt für uns hier — und eine Feststellung, die alle bisherigen Wertungen im Völkerleben über den Haufen wirft — ist, daß die Sumerer, mit allem anderen, auch die Keime einer reineren und höheren Gottesanschauung und Gottesverehrung in die Welt gebracht haben[916]). Damit fällt dann aber auch das letzte, was den Semiten, insonderheit den Juden, bisher noch monopolartig belassen war, und was sie mit einem Scheine von Berechtigung neben die Arier hätte stellen können: die Ueberlegenheit der

[915]) Worte Friedrich Delitzsch', dem bei diesen Entdeckungen, einer der Großtaten der neueren Wissenschaft, die Vorhand gebührt. Vgl. außer seinen fachwissenschaftlichen Werken seine drei Vorträge über „Babel und Bibel", Leipzig 1903 ff., und „Mehr Licht", Leipzig 1907. Neuerdings auch seine „Große Täuschung". Ueber die Sumerer ferner Hugo Winckler in „Die Völker Vorderasiens" (Helmolts Weltgeschichte) und mehreren anderen Schriften. Chamberlain, „Grundlagen", Vorwort zur 4. Aufl., S. 29 ff.

[916]) Auch dies findet sich sehr schön ausgeführt bei Delitzsch, „Die große Täuschung", T. 2, S. 14 ff., 36 ff., 44 ff.

religiösen Veranlagung, und damit die Vormachtstellung als Schöpfer der als höher gepriesenen Gottesvorstellungen und Lehrmeister der Menschheit in religiösen Dingen. Es kann gar nicht mehr die Rede davon sein, daß wir ein in der semitischen Welt gefundenes höchstes Geistesgut erst verwertet und ausgebildet hätten, ein Wahn, wie ihn mehr oder minder alle, selbst ein Renan, sowenig er sich mit seiner sonstigen Lehre vertrug, gutgläubig hingenommen haben. Nur hindurchgegangen sind jene Gottesvorstellungen mit anderen Kulturgütern durch die semitische Welt, dabei offensichtlich in der Anpassung an das dort religiös dominierende Volk der Juden vergröbert und verkleinert, und so haben sie ihren Lauf auch durch das Abendland genommen, wo es erst den besten arischen Geistern, nicht am wenigsten dem deutschen Gemüt, möglich wurde, sie, als christliche, wieder zu ihrer ursprünglichen Weihe und Erhabenheit emporzuheben.

Von diesem allen war Rudolf von Jhering, als er seine „Vorgeschichte der Indoeuropäer" schrieb, noch das wenigste bekannt. Im Semiten sah er noch ziemlich uneingeschränkt den Lehrmeister des Ariers, dem Kulturerbe Babylons schrieb er — mit Hommel — turanischen Ursprung zu. Und doch konnte er scheidend den Satz niederschreiben, den er noch selbst durch gesperrten Druck ausgezeichnet sehen wollte: „Die weltgeschichtliche Verdrängung des Semiten durch den Arier ist nur begreiflich zu machen durch den Nachweis der Ueberlegenheit der arischen über die semitische Volksart" [917]). Aus diesen Worten spricht das Hochgefühl eines urarischen Mannes, spricht das Vollbewußtsein einer Wahrheit, die mehr als einmal dahin zusammengefaßt worden ist, daß die Indogermanen durch ihre ganze leiblich-seelische Veranlagung berufen waren, die höchste Entwicklung, deren der Mensch überhaupt fähig ist, zu erreichen und allem dem, was andere Völker gefunden hatten, den Stempel der Vollendung aufzudrücken.

Ja, die Arierherrlichkeit war groß. Im Lichte eines geschichtlichen Bildes, das seinesgleichen nicht hat, mag sie uns ergötzen; auf sie zu pochen, haben wir keinen Anlaß, keine Berechtigung mehr. Sie ist, wenn nicht völlig, nicht endgültig dahin, in jedem Falle durch die verschiedensten Einwirkungen, die noch auszuführen sein werden, derartig geschmälert und verdunkelt, daß sie nur noch als ein Schatten ihrer selbst erscheint. Wer immer unsere vornehmlich doch den Ariern zu dankende Kultur ihrem Wesen nach, das heißt aus ihren Quellen, recht begriffen hat, der weiß auch, daß jene

[917]) Hierzu halte man die Bemerkung des Herausgebers in der Vorrede, S. VI: „Der gegen Renan gerichtete § 34 ist das letzte, was Jhering geschrieben hat; als er die Volksart der Arier und der Semiten im einzelnen schildern wollte — eine Aufgabe, auf die er sich besonders gefreut hatte —, da entsank die Feder seiner Hand."



Schmälerung, jene Verdunkelung auf einer Verfälschung, und diese wiederum — anderer Ursachen vorerst zu geschweigen — auf unzuträglichen Vermischungen beruht. Zur Zeit, da die arische Kultur ihre höchste Entfaltung genommen hatte, waren die Arier relativ reinrassig. Jetzt tritt warnend die Frage an sie heran, was ihnen die Mischungen bisher gebracht, und drohend die weitere, was sie ihnen fernerhin bringen werden.

Ganz wie am Ausgange des Altertums ist auch heute wieder die Kultur der große Haupteinsatz der geschichtlichen Menschheit. Aber auch ganz wie damals steht es für jeden Sehenden fest, daß die Rettung der Kultur oder ihrer Trümmer — denn nur um diese kann es sich noch handeln — daran gebunden ist, inwieweit ein Volk oder vielmehr Völker sie noch auszufüllen imstande sind. Denn eine Kultur, die in Museen und Bibliotheken begraben liegt und nicht sich verkörpert und immer neu gestaltet, ist keine Kultur mehr. Die gegebenen Retter wären nun naturgemäß die Arier bzw. die arisch bestimmten Völker selbst. Als Ergebnis der rassischen Entwicklung dieser letzteren muß aber festgestellt werden, daß sie dieser ihrer Aufgabe nur dann noch annähernd gewachsen sein würden, wenn sie die fast durchweg schädlichen Einwirkungen fremdrassiger Elemente, die sie bis in ihren Kern hinein gefährdet haben, in ganz anderem Maße als bisher abzuschütteln vermöchten. Auch wenn sie den farbigen Rassen völlig fernblieben und alle ihre Kräfte auf das Wettringen mit diesen zusammenzögen, wäre ihre Stellung noch bedroht genug. Die „Gelbe Gefahr" zumal ist seit Jahrzehnten unserer Generation unter den verschiedensten Gesichtspunkten von Berufenen und Unberufenen[918]) derart grell vor Augen geführt worden, daß hier kaum ein Wort mehr darüber gesagt zu werden braucht. Sie hat sich aber längst zu einer allgemein farbigen Gefahr erweitert, der jeder in Rassendingen nicht Blinde heute ins Auge schauen muß. In welcher Form sie die Weißen ereilen wird, wäre müßig zu erörtern. Die wahrscheinlichste ist zugleich die schlimmste: die der Vermischung. Denn durch diese verlöre der Weiße vollends die Möglichkeit, er selbst zu bleiben. Die Führung der Kulturwelt entglitte seiner Hand, seine Abdankung als Weißer bedeutete reichlich sosehr seinen moralischen wie seinen physischen Untergang.

Die Frage, bis zu welchem Grade die Farbigen kulturfähig sind, welche die ältere Völkerkunde so vielfältig beschäftigt hat, dürfen wir hier sehr kurz abtun. Wir können gar nicht anders, als den Verfechtern der Fremdrassen, wie etwa Ratzel, nach dieser Seite das Denkbarste vorgeben. Ohnehin spricht ja die Kultur der Gelben,

[918]) Von Männern der ersteren Art braucht nur an den unermüdlichen Warner Forel oder auch an den Feldmaschall von der Goltz erinnert zu werden, der zur Zeit des mandschurischen Krieges in der Berliner Kriegsakademie einen denkwürdigen Vortrag über das Thema hielt.



mögen wir ihr auch, wie es die Wahrscheinlichkeit verlangt, einen starken weißen Kern unterlegen, für sich selbst. China steht, in sich imponierend, in manchem vorbildlich da. Und auch auf Japan ist, längst ehe es sich zum „Zivilisationssimulanten" (Friedrich Lange) nach europäischem Muster hergab, ein genügendes Teil von dem Abglanz jener Kultur abgefallen. Was die Schwarzen anlangt, so steht nichts im Wege, z. B. einem Manne von der geistigen Bedeutung Karl Schurz' vollen Glauben zu schenken, der nach seinen Erfahrungen im Süden der Vereinigten Staaten äußerst günstig über die Neger urteilt[919]. Aber die verzweifelte Energie, mit der sich gerade seine Landsleute der Schwarzen wie der Gelben erwehren, kann doch darüber belehren, daß die Vermischung mit ihnen ein für den Weißen in jedem Falle lebensgefährliches Experiment bedeutet, vor dem alles von arischem Geblüt und Sinn, was in den Vereinigten Staaten noch lebt, instinktiv zurückschreckt in dem richtigen Gefühle, daß der Weiße aus einer solchen Vermischung nur entwürdigt, seines eigensten Wesens beraubt hervorgehen kann, die ihm anvertrauten Kulturgüter aber damit unwiderbringlich dahin sein würden.

Dazu kommt aber noch eines, was bei jener Absperrung der Amerikaner noch nicht mitwirkte, was aber die farbige Gefahr seitdem noch wesentlich vergrößert hat. Die früher stillschweigend immer gewahrte Solidarität aller weißen Völker ist von den europäischen Westmächten durchbrochen worden. Ein ums andere Mal haben sie Farbige gegen Weiße — erst gegen die Buren, dann gegen Deutsche — bewaffnet und damit einen nie genug zu brandmarkenden Verrat an der weißen Rasse begangen, der in gerechter Nemesis zunächst auf ihre eigenen Häupter zurückfallen, im weiteren aber der gesamten Weißen Welt zum Verderben gereichen muß. Erreicht haben sie damit vor allem das eine, daß die Farbigen seit dem Weltkriege nicht nur die Furcht, auch die Achtung vor den Weißen verloren haben. Sie glauben nicht mehr an deren Ueberlegenheit und wollen sich dementsprechend auch mit der Statistenrolle, die sie bisher im Welttreiben gespielt, nicht mehr begnügen. Was immer von den beiden Möglichkeiten die Zukunft bringen möge, offenen Kampf im Ringen um die Erde, oder heimlichen in dem um die Oberhand bei etwaiger Vermischung, ein Unterton von Auflehnung, von Vergeltung wird bei den Farbigen immer mitklingen. Sie werden dem Weißen Manne unter allen Umständen die Herrschaft entreißen wollen, wäre es auch nur in der Form, daß sie ihn durch Vermischung degradierten und zu sich herabzögen. Denn in der Vermischung könnte er sein besseres Selbst nicht wahren — man blicke nur auf den Abhub von Zivilisation, den er den Farbigen bisher zugetragen —, und die letzteren ihrerseits

[919]) Bei Godard, „Racial Supremacy", p. 270.

könnten, auch die günstigste Entwicklung vorausgesetzt, in eine zukünftige Mischkultur nur unter Bedingungen eintreten, die, nach arischen Maßstäben gemessen, vielmehr das Ende aller wahren Kultur bedeuten müßten.

Man sollte nun unter diesen Umständen meinen, daß in der gesamten weißen, vollends in der arischen Welt nur eine Losung denkbar wäre: strengstes Zusammenschließen, strengstes Abschließen. Statt dessen haben wir es erleben müssen, daß hervorragende Männer der Wissenschaft den extremsten Gleichheitsgrundsatz der „Verschmelzung aller Menschen in eine Einheit, als Ziel, Aufgabe, Hoffnung und Wunsch"[920]) nicht nur gepredigt, nein, mit einer Art Terrorismus zum Glaubenssatze erhoben haben, demgegenüber unsere obigen Anschauungen als rückständig hingestellt werden konnten. Es ist klar, daß Lehren solcher Art, in dieser ihrer anthropologisch-praktischen Zuspitzung, nie eine solche Bedeutung und solchen Einfluß hätten gewinnen können, wenn ihnen nicht von anderer Seite her auf allgemein-spekulativem Wege vorgearbeitet wäre, ja wenn nicht eine geheime Bewegung im Innern der Völker wirksam wäre, auf die sie sich stützen können.

Wie es scheint, ist ein gewisser Uniformitätsdrang, eine Einheitsbewegung, und zwar sowohl im Innern, für sich, als nach außen, der Völker untereinander, heute ziemlich in allen Völkern vertreten[921]). Ein anderes ist es, ob dem immer so gewesen, ja ob wir darin gar nur einen Rückbewegungsdrang zu erkennen hätten in dem Sinne, daß „die Menschheit eins war und dereinst wieder eines werden soll"[922]). Wie dem aber auch sei, wir haben dem Rechnung zu tragen, und immer zahlreichere Forscher haben es ausgesprochen, daß alles der Einheit zustrebt[923]). Es läßt sich auch nicht leugnen, daß unter den einigenden Faktoren sich solche von höchstem Gehalt befanden. Schon Ranke feierte es, daß „das Menschengeschlecht sich innegeworden sei, es habe seine Einheit in der Religion gefunden"[924]), und ein ähnlicher Prozeß spielt sich in neuerer Zeit im Zeichen der Wissenschaft, in noch höherem Grade in dem der Kunst ab. Zwar geschah und geschieht dies alles zunächst nur im Bereiche der Weißen Welt, aber es ist unverkennbar, daß die Tendenzen der Ausgleichung und Amalgamierung immer rück-

[920]) Worte Ratzels. Nach Chamberlain, a. a. O., S. 13, hätte auch Virchow diese Auffassung besonders energisch vertreten.

[921]) De Candolle, a. a. O., p. 113.

[922]) Konstantin Frantz, „Die Naturlehre des Staates", S. 148.

[923]) Genannt seien hier nur, außer Comte und anderen, bei denen es gewissermaßen zum System gehört, Alfred Maury, „La terre et l'homme", p. 550, E. Littré, „Etudes sur les barbares et le moyen âge", 4me édit., Paris 1883, p. 209, Zachariä, „40 Bücher vom Staate", Bd. I, S. 54 ff.

[924]) „Die römischen Päpste", Bd. I², S. 10/11.

haltloser sich auf die gesamte Menschheit erstrecken. Manchen kann es mit der Vereinheitlichung gar nicht schnell genug gehen. Topinard z. B. wundert sich, daß sie nicht schon vollzogen sei[925]). Und gar die Rassengegner blicken mit einer wahren Wonne auf das immer zunehmende Durcheinander der modernen Welt[926]). Selbst einem so besonnenen Denker wie Wallace schwebt die Endeseinigung, vermöge deren „die Erde wiederum von einer einzigen nahezu homogenen Rasse bewohnt sein werde, von welcher kein Individuum den edelsten Mustern existierender Menschlichkeit nachstehe", zum mindesten als Ideal vor[927]). Er ist dann freilich ehrlich genug, einzugestehen, wie heillos hier Theorie und Wirklichkeit auseinanderklaffen, und kennzeichnet damit am allerbesten den wahren Sinn und die zu gewärtigenden Ergebnisse der angestrebten Allvermischung: „Gerade jetzt leben wir in einer abnormen Periode der Erdgeschichte infolge der wunderbaren Entwicklungen und der ungeheuren praktischen Resultate der Wissenschaft, welche Gesellschaften gegeben wurden, die moralisch und intellektuell zu tief stehen, um zu wissen, wie sie dieselben am besten benutzen sollen, und denen sie daher ebensowohl zum Fluch als zur Wohltat gereicht haben." Daran freilich, daß das ganze Ziel falsch gesteckt, das Ideal verfehlt sein könne, denkt er nicht auch nur von ferne. Und doch gibt er die beste Handhabe zu dieser Erkenntnis, indem er den Tiefstand der heutigen Gesellschaften und zugleich die Quelle aufdeckt, aus der er erwachsen ist. Ganz gewiß nämlich haben wir in der Entwicklung und den Ergebnissen der neueren Wissenschaft, in deren Herabsinken von ihrer idealen Bestimmung als reiner Trägerin der Wahrheit zur Dienerin praktisch-realer Interessen einen der vornehmsten Gründe jenes „Fluches" zu sehen, zu dem sie, nach Wallace, nachgerade für die Menschheit geworden ist[928]). Aber was für die Wissenschaft, gilt nicht minder auch für die Schwestermächte. Nur in der Idee konnten Religion und Kunst die geeinte Menschheit auf Höhengipfel reinen Menschentumes emporführen. In der Wirklichkeit sind die erhabensten Religionen, Brahmaismus, Buddhismus, Parsismus, Christentum in seinen verschiedenen Schattierungen, stetig und unaufhaltsam niedergegangen.

Und gar die Kunst! Wohl hat sie in einzelnen erhabensten Ausstrahlungen, in den Schöpfungen der großen Griechen, der Meister der Renaissance, im Bayreuther Kunstwerke, zum besseren Teile

[925]) P. 202.

[926]) Man sehe etwa Finot, „Le Roman des Races", in seiner „Revue" vom 15 mars 1911.

[927]) „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl", S. 377 ff.

[928]) Dieses Herabsinken ist schon aus der bereits früher erwähnten berühmten letzten Vorrede Taines herauszulesen, wenn dieser Meister es auch durch den Schwung seiner Gedanken wirkungsvoll zu überkleiden weiß.

der Menschheit schlechthin gesprochen. Aber das alles erscheint nur gleich einsamen Leuchtfeuern in der Nacht, wenn wir auf die Menschheit blicken, wie sie jetzt auf die Alleinigung hinsteuert. Eine der letzten Aeußerungen Henry Thodes lautete dahin, daß die heutige Malerei nicht weit mehr von der der Indianer abstehe; und mit der gleichen Berechtigung können wir von der neuesten Musik sagen, daß sie ungefähr bei der der Neger angelangt sei. Da hätten wir denn eine Vorstufe der zukünftigen Allvermischung; nur die vollkommenste Degradierung auf unserer Seite könnte dieser einen Sinn geben, könnte uns für sie reif machen.

Wie die Dinge gegenwärtig anthropologisch liegen, muß für den arischen Rest der Menschheit jede weitere Vermischung schon innerhalb der nichtfarbigen Welt fortschreitende Zersetzung bedeuten. Treffend sagt über alle erträumten Einheiten der bevorstehenden allgemeinen Völkermischung, in denen er mit Recht eine Fortsetzung oder Wiederaufnahme der alten Weltmonarchien erblickt, Rocholl[929]): „Die Zersetzung, die zu ihr führt, nimmt zu. Auch sind es nicht immer die edleren Elemente, welche die alte Herrschaft behaupten. Durch alle Völker hindurch flutet jüdisch-semitisches Blut, emanzipiert und darum zersetzender als jemals. Aus dem ethnographischen Chaos kristallisiert sich Staat um Staat. Aber Staat um Staat können auch in ein ethnographisches Chaos zurückstürzen. Dann lösen sich Staatengebilde, und damit aufhaltende Mächte, in die trüben Fluten internationaler Gestaltungen auf." Das ist ungefähr der Stand des heutigen geschichtlichen Prozesses: Zersetzung als treibende Kraft. Wohin sie führen muß, ist nur zu klar. Für Sonderkulturen wäre in einer Einheitsmenschheit kein Platz mehr, die vollkommenste Nivellierung wäre deren oberste Voraussetzung. Die äußeren Bedürfnisse stünden wieder obenan, wie bei den Naturvölkern, aber nicht aus Not, sondern aus Raffinement. „Der Mißbrauch der Fähigkeiten, deren erstaunliche Entwicklung wir eben jetzt verfolgen, erzeugt eine Hinfälligkeit unserer Gattung, die hinwiederum die Barbarei zur Folge haben muß[930])."

Diese „Barbarei" braucht sich darum nicht in der vollen Roheit der Urzeiten kundzutun, sie besteht in dem gewollten Versagen allen höheren Anliegen gegenüber, wie es die moderne Entwicklung mit sich bringt, die ihr letztes Wort in ihrer Maschinenöde ausspricht und diese wie einen fahlen Nebel über die Menschheit ausbreitet. In ihm geht alle Rasseneigentümlichkeit unter, der Durchschnittstyp wird das Herrschende. Denn es ist so, wie Ripley[931]) sagt: „The same causes, which conduce socially and politically to progress,

[929]) Bd. II, S. 487 ff.
[930]) A. Maury, a. a. O., p. 578 ss.
[931]) p. 57.

have as an ethnic result mediocrity of type. The individuality of the single man is merged in that of the social group." Vor keiner Folgerung sind die Verfechter eines solchen grauen Einerlei zurückgeschreckt. Nicht genug, daß die praktischen Hebel des Tageslebens, die Verkehrsformen, der gesamte Außenmensch ihm verfallen sollen, auch das Innenleben soll mithineingezogen werden. Schon bauen müßige Hirne an Weltreligionen, an Universalsprachen[932]), und als kümmerlicher Trost wird den Gläubigen der Rasse nur der hingeworfen, daß auch die aufs äußerste getriebene Uniformierung doch immer in der Umwelt, im Klima zumal, ihre Schranken finden müsse[933]). Reibmayr meint sogar, es werde auch immer wieder Inzucht geben, mit anderen Worten, man werde immer wieder einmal zur Natur zurückkehren[934]), und ähnlich Weismann, diese selbst werde rettend eingreifen und ein gänzliches Entarten verhindern, wenn wir infolge der Panmixie oder Allgemeinkreuzung tief genug herabgesunken seien[935]).

Ich verzichte darauf, diese Zukunftsbetrachtungen hier weiter zu verfolgen. Das Grausen vor dem uns zugedachten babylonischen Völkergewirr vermögen sie ohnehin nicht zu bannen. Will der Leser sich davon einen Vorgeschmack verschaffen, so braucht er sich nur einmal einen Tag auf den Straßen Neapels herumzutreiben, wo der Abhub aller erdenklichen Rassen aus geschichtlichen wie vorgeschichtlichen Jahrtausenden wie in einer Schlußmischung plastisch vor ihn hintritt. Ich weiß nicht, ob angesichts eines solchen Bildes nicht den Allvermischern vor ihrem eigenen Ideale bangen könnte. Das aber weiß ich, daß gesunder Sinn diesen Menschen, die nominell und nach den geographischen Lehrbüchern zur weißen Rasse gehören, jeden echten Vollblut-Neger oder -Indianer tausendmal vorziehen wird.

---

932) Diese werden kräftig abgetan unter anderen von Steinthal-Misteli, „Abriß der Sprachwissenschaft", Teil 2, S. 491.

933) Schaafhausen im „Deutschen Museum", 1858; Boisjoslin, p. 37—38; Alfred Maury, p. 550, nach dem sogar die Universalsprache demzufolge immer lokalen Veränderungen unterliegen müßte.

934) S. 63, 212.

935) „Aufsätze über Vererbung usw.", S. 574 ff.

Zehntes Kapitel

Der geschichtliche Prozeß im Lichte der Rasse. Ineinander- und Gegeneinanderwirken der Rassen. Das Menschenmaterial der Vorgeschichte und der Geschichte. Prähistorische Rassen. Hamiten. Semiten. Indogermanen. Judentum und Germanentum. Die Jesusfrage unter dem Gesichtspunkte der Rasse.

Der Plan unseres Werkes bringt es mit sich, daß wir in diesem allgemeinen Teile, nach Erörterung der hauptsächlichsten das Wesen der Rasse betreffenden Fragen, in den Schlußkapiteln noch das Fazit der bisherigen historischen Entwicklung vom Rassenstandpunkte ziehen, woraus sich dann, indem wir uns diese Entwicklung in die Zukunft verlängert denken, wie von selbst eine Art Prognose ergibt, wie sie die mannigfachsten Stimmen bedeutender Rassendenker zum Ausdruck gebracht haben. Diesem Beginnen muß aber unbedingt eine methodologische Verständigung über einzelne Punkte vorangehen, welche schon bei unseren früheren Darlegungen eine Rolle gespielt haben, jetzt aber für jenes verstärkte Bedeutung gewinnen. Wir knüpfen sie am besten an eine kurze Besprechung dreier großer Werke, welche seit dem Beginn der Abfassung des unsrigen erschienen sind und in ihrem Zusammenwirken die erstaunlichen Fortschritte unserer Wissenschaft, insbesondere in den hier in Frage stehenden Teilen, ins hellste Licht rücken; wir meinen erstlich den unter Leitung Eugen Fischers zustande gebrachten Sammelband „Anthropologie" aus der Hinnebergschen „Kultur der Gegenwart" (Leipzig 1923), sodann den ersten Band der „Allgemeinen Rassenkunde" von Walter Scheidt (München 1925), endlich die zweite Auflage von Schuchardts „Alteuropa" (Berlin 1926), in welcher dieses denkwürdige Werk sozusagen erst seine Definitivgestalt erhalten und seine volle Tragweite offenbart hat.

Den Kern des Bandes „Anthropologie" haben wir in Fischers Analyse des heutigen insbesondere europäischen Rassengemisches, in der Rekonstruktion der Haupttypen, aus denen dasselbe erwachsen, in der Vergleichung und Zusammenarbeitung der anthropologischen mit den völkergeschichtlichen — linguistischen und prähistorischen — Ergebnissen, schließlich in der Gewinnung der Grundlagen zu einer Rassengeschichte Europas als Endziel der Rassenbeschreibung zu erkennen[936]. Das Scheidtsche Buch verlegt zwar seinen Schwerpunkt stark ins Naturwissenschaftliche, ist aber auch für

[936]) Eingehend gelangen daneben die Einzelgebiete der Abstammungslehre, der prähistorischen Archäologie, der Ethnologie, endlich der Sozialanthropologie durch die Mitarbeiter Fischers zur Darstellung.



unsere Zwecke von Bedeutung insofern, als es — zum ersten Male auch in einem deutschen Werke — eine gute Uebersicht über die Entwicklung des Begriffes der Rasse in jenem Revier, und vor allem eine vollständige Aufzählung der dieser zuteil gewordenen Definitionen — nicht zu vergessen die sehr dankenswerte Sammlung von Bildnissen der schöpferisch hervorragendsten Rassendenker — gibt. Auch die historische und soziale Anthropologie findet natürlich, wenn auch kürzer, Berücksichtigung[937]).

Einen wahren Markstein am Wege unserer Wissenschaft bezeichnet Schuchardts „Alteuropa" in seiner Neugestaltung. Die Reichtümer, die uns hier, als Ergebnisse jahrzehntelanger liebevoller Forscher- und Entdeckerarbeit einer ganzen Schar jugendlich begeisterter Söhne der verschiedensten Länder von einem ersten Meister zusammengefaßt, dargereicht werden, grenzen ans Unglaubliche. Die Lesung dieses Buches hat etwas Berauschendes, fast Ueberwältigendes. Man glaubt einer Rodung in einem geistigen Urwalde beizuwohnen. Wer immer im Banne alter Vorstellungen die ungemeine Bedeutung der prähistorischen Archäologie verkannt haben mag, muß durch diese Großleistung bekehrt werden, wird bekennen müssen, daß diese Wissenschaft an entscheidender Stelle des Weges sich zur führenden in der Lösung einer größten Gesamtaufgabe aufgeschwungen, als ausschlaggebend bewährt hat. Daß sie dies teilweise nur in engem Bunde mit Anthropologie und Linguistik vermochte, das eben ist das Schönste an dem ganzen Vorgange; nie vielleicht zuvor ist in ähnlicher Weise auf ein großes Ziel hin gemeinsam geistig gearbeitet worden.

Nun werden wir zwar gut tun, uns gerade angesichts der ungeahnten Fülle des hier Gebotenen mehr denn je gegenwärtig zu halten, in welch weitem Umfange in aller Vorgeschichte mit Hypothesen gearbeitet wird[938]). Immer wird sich auch im günstigsten Falle ein prähistorisches Bild zu einem aus der Geschichte gewonnenen verhalten wie etwa ein Bühnendrama zum wirklichen Leben. Eine starke Beimischung von Phantasie ist allen Prähistorikern unentbehrlich, sie sind mehr oder minder Dichter, müssen es sein. Immerhin aber darf, der oft so begrenzten Beweisfähigkeit der osteologischen wie der linguistischen Erkenntnisse gegenüber, den archäologischen eine fast unbedingte Ueber-

[937]) Nicht verschwiegen möge werden, daß S. 79 Ludwig Woltmann um so weniger hätte fehlen dürfen, als gerade ihm die Begründung der Lehre Gobineaus von der naturwissenschaftlichen Seite in erster Linie zu danken ist.

[938]) Es ist bezeichnend, daß die Mahnung zur Vorsicht den Vor- und Urrassen gegenüber gerade von dem Manne besonders eindringlich ausgesprochen wird, dem wir den empirischen Nachweis des Hineinragens einer derselben (der Guanchen) in eine heutige Bevölkerung verdanken: E. Fischer, a. a. O., S. 154 ff., 158, 161.

legenheit im Punkte der Sicherheit zugesprochen werden. Während insbesondere die Sprache leicht wechselt, hält sich die Kultur ungleich zäher, sie zeugt daher auch weit unmittelbarer von dem Tun und Treiben, ja von dem ganzen Wesen menschlicher Gruppen. Selbst da, wo die Sprache beweiskräftig ist, liefert sie uns als Gesamtbild vielfach nur ein Abstraktum, dem die archäologischen Ergebnisse als Konkreta ganz anders plastisch bestimmt gegenüberstehen. Und indem ferner die prähistorische Archäologie in ihren wichtigsten Entdeckungen an allen Ecken und Enden in die Geschichte ausmündet, wird sie uns, von den Historikern recht beachtet und genutzt, auch diese in immer stärkerer Zahl zuführen. Den Entdeckungen eines Schliemann, Delitzsch, Hugo Winckler (um nur einige Namen zu nennen) wird sich keiner von ihnen fernhalten können, es ist Menschheitsgut, was da zutage gefördert wird.

Die vielleicht allerwichtigste Entdeckung, die wir der Archäologie verdanken, ist die Feststellung, daß weder im Zweistromland, noch in Aegypten, wie man bisher annahm, sondern im südwestlichen Europa (Südfrankreich und Spanien) die ältesten Kulturen des Menschengeschlechtes erwachsen sind. Zwei große Kulturströmungen werden uns in unserem Kontinente aufgewiesen, gleichsam die Lebensadern von Alteuropa, in denen sich dessen schaffende Kräfte fortbewegen, zwei lange Linien, die einer vorindogermanischen, west- und südeuropäischen Entwicklung, die von der älteren Stein- bis zur Eisenzeit geht, und einer indogermanischen, nord- und mitteleuropäischen, welche die Stein- und Bronzezeit ausfüllt. Der große südliche Kulturkreis reicht einerseits von Frankreich und Spanien nördlich der Alpen die Donau hinunter bis Ungarn und Südrußland, anderseits schließt er das Mittelmeer bis nach Aegypten und Syrien hin ein. Die nord- und mitteleuropäische Kultur dagegen, teilweise höchstwahrscheinlich vom Südwesten her befruchtet, breitet sich südostwärts aus, bis auf dem Balkan die beiden großen Ströme zusammentreffen und das Griechentum erzeugen. Die berühmte mykenische Kultur ist aus beiden zusammengesetzt. Nur aus dem Dualismus des alten Europa läßt sich das geschichtlich Gewordene verstehen, der Gegensatz der beiden großen Kulturströmungen hat die Grundlage zur Beurteilung der ganzen späteren Völkerverteilung und Völkercharaktere bis heute geschaffen.

Daß die Indogermanisierung Europas den Hauptprozeß der Geschichte bildet, ist an sich nichts Neues, wir wußten es längst; neu ist nur das immer hellere Licht, das jetzt auf diese ganze Entwicklung, wie sie aus den Kultur- und Stilerscheinungen abgelesen wird, fällt. Können wir uns das Eindringen des Indogermanentums in die Gebiete der altmittelländischen Völker lebensvoller veranschaulicht denken, als durch den Nachweis, daß wir im Palaste des Odysseus das urvertraute Haus des germanischen Nordens, also

altarisches Gemeingut, zu erkennen haben? Und wie uns das Vorrücken in Burgen lehrt, daß wir es bei der Ausbreitung nach dem Balkan nicht bloß mit einer Kulturwanderung, sondern mit dem Eroberungszuge eines ganzen Volkes zu tun haben, so entnehmen wir anderseits den archäologischen Funden die Tatsache, daß diese Wanderung stationsweise erfolgt sein muß, wie auch, daß das erobernde Herrenvolk sich nur dünn über weite längstbesiedelte Gebiete gelegt haben kann — wovon wir ja noch in geschichtlicher Zeit eine Probe haben in der Leistung Alexanders d. Gr., der mit einem kleinen Eliteheer, mit einigen tausend Offizieren und Geheimräten das riesige Perserreich beherrscht und verwaltet hat. Selbst vor den mannigfachen Spuren und Splittern von Nordländern in Asien stehen wir nicht mehr in solch dämmernder Ahnung wie einst noch Woltmann, der sie doch als erster richtig gedeutet hat; ein Blitz nach dem anderen hellt uns über sie auf. Seit der Entdeckung des Palastarchivs der alten Hettiterkönige in Boghaz-köi (Kappadozien) durch Hugo Winckler wissen wir das Urindische zwischen 2500 und 2000 v. Chr. am Südfuße des Kaukasus daheim. Die Turfan-Expeditionen brachten uns viel weiter nach Innerasien zu blauäugige, rotbärtige Tocharen, deren Sprache sich als der der Kelten verwandt erwies. In der chinesischen Provinz Honan fand ein schwedischer Forscher Spuren der Balkankeramik, und als auf die letzten Ausläufer vorzeitlicher Wanderungen treffen wir in Nordjapan auf die Ainos, in denen man ja auch längst einstige Nordländer gewittert hat[939]).

Mit diesem wesentlich archäologischen Bilde steht nun das anthropologische in vollkommenem Einklang, hie und da es noch erweiternd. Schon in der jüngeren Steinzeit sitzen die Rassen Europas ungefähr in ihren späteren Hauptsitzen, und Wanderungen großen Stiles schieben je Teile der einen in Gebiete der anderen hinein und bringen so allmählich das spätere Bild zustande. Absolut reinrassig war schon das nordisch-indogermanische Urvolk nicht. Immerhin konnten z. B. die Angelsachsen noch eine verhältnismäßig homogene nordische Besiedelung Britanniens vollziehen. Schon die Hellenen waren weit weniger gleichmäßig blond: sie saßen vor dem Einzug in Hellas viele Generationen lang in Zentral- und Südosteuropa, mannigfachen Mischungen mit dunkelfarbigen brachyzephalen Elementen ausgesetzt (alpine und dinarische Rasse). Nach der Einwanderung traf das schon gemischte Volk die vorhellenische, vorwiegend der Mittelmeerrasse angehörige Bevölkerung („Pelasger") an, und im Verlauf der griechischen Geschichte überwog dann immer mehr das Dunkle, wurden die nordischen Elemente allmählich eliminiert[940]).

---

[939]) Dies alles vorwiegend nach Schuchardt.

[940]) E. Fischer, a. a. O., S. 162, 164 ff.

Kein Wunder, wenn im Umblick auf solchermaßen geklärte und erweiterte Horizonte ein zugleich kühner und besonnener jüngerer Forscher wie Günther sich zur Skizzierung einer „Rassenkunde Europas" ermutigt sah, die ihm ja dann so meisterlich geglückt ist. Solche Würfe werden freilich immer vereinzelt bleiben; im allgemeinen wird die Teilarbeit weitergehen müssen. Gerade aber auch für sie, wie für alle fernere Rassenforschung, scheinen mir den vorgenannten bedeutsamen Werken noch einige wichtige Winke erneuert zu entnehmen.

Wir alle entsinnen uns, wie eifrig, fast eifersüchtig die Rasse als Sondergut namentlich von naturwissenschaftlicher Seite allzulange gehütet worden ist. Es konnte kaum irgend eine Abhandlung über Rassendinge ins Land gehen, in der nicht durch die bis zum Ueberdruß wiederholte Versicherung, daß die Rasse mit dem Volke nichts gemein habe, das Wissen um diese Trennung schier zum Erkennungszeichen des echten Rassenkundigen erhoben worden wäre. Man hatte hier zeitweise fast den Eindruck, als gelte es etwas wie eine geistige Jungferschaft zu hüten. Und doch war diese überängstliche Vorsicht im Grunde nur allenfalls für eine Zeit berechtigt, da eine richtige Vorstellung von der Rasse das Privileg einiger weniger war, in den Köpfen der übrigen aber kaum von ferne aufdämmerte. Inzwischen aber haben sich auch bei uns die Dinge so gewandelt, daß es allgemach wohl an der Zeit ist, die umgekehrte Parole auszugeben und sich dem französischen Sprachgebrauche anzunähern[941]), entsprechend der Tatsache, daß die geschichtliche Welt in immer stärkerem Umfange in den Bereich rassischer Betrachtung mithineingezogen worden ist, und daß man dementsprechend nicht zehn Zeilen über Rassen im geschichtlichen Sinne schreiben kann, ohne alsbald auf die Völker zu stoßen, die sie verkörpern. Nicht also, wie einst, die rassenkundlichen Analphabeten, sondern vielmehr die im Feuer der Rassenkunde Bestgehärteten werden heute am sorglosesten sich über allzu theoretische Schranken hinwegsetzen dürfen. Besonnene und weitherzige Anthropologen werden sie daran nicht hindern, wenn sie auch gelegentlich noch ein Warnungstäfelchen für Unberufene glauben anbringen zu müssen. Sie belehren uns, daß die Begriffe Rasse und Volk an sich zwar scharf zu trennen sind, aber biologisch die engsten Beziehungen zueinander haben, indem ja jedes Volk aus rassenmäßig irgendwie bestimmten Individuen besteht, und die Merkmale der betreffenden Rassen — nicht am wenigsten insofern sie sich als bestimmte geistige Anlagen kundgeben — auf die Schicksale, auf die Geschichte also, des Volkes von Einfluß sein

---

[941]) In Frankreich wendet man das Wort Rasse sorglos auch auf Völkergruppen oder -familien an (vgl. oben S. 30), ohne daß die Gründlichkeit und Gediegenheit der Rassenforschung dort darunter gelitten hätte.

müssen[942]). Und der Prähistoriker vollends sagt uns: „Bei erobernder Ausbreitung wird immer die Rassengemeinschaft zurücktreten hinter der Volksgemeinschaft. Wie in der späteren Geschichte immer das Volk, der Staat sich als die schicksalbestimmende Einheit darstellt, nicht die Rasse, so haben wir es auch schon für die Vorgeschichte anzunehmen. Die einheitlichen Kulturen, die wir da, oft mit ganz bestimmten Grenzen, erkennen, bezeichnen Völker, nicht Rassen"[943]) — wobei wir uns nur immer gegenwärtig zu halten haben, daß darunter eben rassenmäßig irgendwie bestimmte Völker oder Völkergruppen zu verstehen sind. Wenn von diesen diejenigen, bei denen die rassische Zusammensetzung eine besonders große Rolle spielt, kurzerhand als Rassen bezeichnet werden, wenn also z. B. von arischer oder semitischer, ja selbst von germanischer oder jüdischer Rasse geredet wird, sollten in Zukunft die Tempelwächter von der Fachwissenschaft nicht mehr so rigoros dreinfahren; die nötigen Vorbehalte macht sich ja ohnehin der Kundige von selbst. Dagegen ist es mir nicht zweifelhaft, daß diese an der Hand der Erfahrung erkannten, greifbar vorliegenden Gebilde auf die Dauer der grundsätzlich negierenden oder doch skeptisch zurückhaltenden Gegnerschaft weit weniger Nahrung geben werden als die auf dem Wege der Theorie, ja der Abstraktion hergestellten Systemrassen. Nur diese können ja im Grunde so unbedingt abgeleugnet werden, wie es von den bedeutendsten Denkern immer wieder geschieht; konnte doch selbst ein Naturforscher vom Range O. Hertwigs eine Spezies, und damit eine Systemrasse, für nicht wirklich, nicht real, nicht existierend bezeichnen, da nur Individuen — damit dann allerdings auch Gruppen von solchen — real seien[944]).

Und nun ein Zweites. Ein Ueberblick über unser heutiges Wissen an der Hand etwa des Fischerschen Sammelbandes legt uns die Frage nahe, ob wir nicht gut täten, jenen Leugnern dadurch so weit entgegenzukommen, daß wir so wenig feste Rassen wie möglich ansetzen. Für die historische Anthropologie erscheint dies jedenfalls geboten; in der reinen möge immerhin die eine oder andere mehr oder minder strittige ihr theoretisches Dasein weiterfristen. Felsenfest, sicher abgegrenzt steht im Grunde — mindestens für die europäische Welt — nur die nordische Rasse da, die selbst ein Cham-

[942]) E. Fischer, a. a. O., S. 124 ff., 162.

[943]) Schuchardt, S. 3. Wenn dieser allerdings (S. 283) Rasse dahin definiert, daß er unter ihr nur die körperliche Beschaffenheit, unter Volk dagegen die kulturelle, insbesondere sprachliche Gemeinschaft einer größeren Menschengruppe verstehen will, so genügt das doch nicht; weit richtiger faßt Fischer, der im übrigen auch die Gemeinsamkeit erworbener Kulturgüter als das für die Völker Bezeichnende hinstellt, in der Rasse deren körperliche und geistige Merkmale zusammen.

[944]) Scheidt, a. a. O., S. 332.

berlain mit seinen „Slavo-Keltogermanen" indirekt anerkennen mußte. Aehnlich gefestigt tritt ihr, vollends seit und durch Schuchardt, die mittelländische zur Seite. In diesen beiden liegt in der Hauptsache das Schöpferisch-Lebendige der europäischen Geschichte, das kulturell Ausschlaggebende, soweit wir es rassenmäßig erfassen können, beschlossen. Sie allein sind letzten Endes historisch verwertbar. Alles andere ist entweder anonymer Ballast oder bleibt uns doch ein Geheimnis. Schon der alpinen Rasse haftet stark etwas von Negativbegriff an. Ihre Herkunft bleibt zweifelhaft, ihre Umgrenzung nicht minder, da sie mehrfach in andere Rassen übergeht und nicht einmal einheitlich beschrieben wird. Ihr Hauptmerkmal — die Kurzköpfigkeit —, das sie zwischen den europäischen und den asiatischen Menschen stellt, findet sich bei verschiedenen Gruppen dieser beiden Kontinente, was schon allein in körperlicher Beziehung ihre Unterbringung erschwert. Ihr geistiger Charakter ist noch schwerer zu kennzeichnen. Ein Bewußtsein ihrer Rassenzusammengehörigkeit, wie wir es bei den Nordischen und den Mediterranen finden, fehlt den Alpinen völlig. Dieser Typ ist als solcher durchaus unorganisiert. Dabei ist er gleichwohl von der größten Bedeutung für die europäischen Gesellschaftsbildungen. Nach alle diesem erscheint der Alpinus als ein schwer zu fassendes und unsicheres Element[945]). Aehnlich liegen die Dinge bei der dinarischen oder adriatischen Rasse. Auch sie ist nicht ganz fest abzugrenzen, sie geht anscheinend in die vorderasiatische über, mit der sie jedenfalls eng verwandt ist. Sie sitzt nirgends mehr relativ rein, so daß namentlich ein Urteil über ihre seelischen Anlagen schwierig ist[946]) und bei manchen neuerdings von ihr gegebenen Charakteristiken ein „Vielleicht" sehr angebracht wäre. In der jüngsten der europäischen Rassen, der von manchen sogenannten „ostbaltischen", haben wir vollends von den uns hier bestimmenden Gesichtspunkten aus nur ein Uebergangsgebilde, eine Abzweigung von einer der großen Hauptrassen zu erkennen, angesichts der wir guttun werden, uns nicht nur die Vorbehalte bedeutender Historiker ins Gedächtnis zu rufen[947]), sondern auch das hinzuzunehmen, worüber man sich im Punkte der Unterrassen, Varietäten oder wie man es nennen will, in naturwissenschaftlichen Kreisen wohl oder übel geeinigt hat[948]). Jedenfalls bleibt sie mehr oder minder ein Internum der Fachanthropologie.

[945]) Vgl. in dem Fischer-Schwalbeschen Sammelband S. 50, 154, und besonders ebenda S. 594, 595, 645 (Alfred Ploetz).

[946]) Fischer, a. a. O., S. 152, 172.

[947]) Vgl. oben S. 42 (Eduard Meyer).

[948]) Scheidt, S. 338, spricht von Hauptrassen oder großen Rassen, Rassen, Rassenzweigen und Schlägen (letzteres nach Kant).

Ein Wort schließlich noch über die Benennungen der Rassen. Bei den bisher üblichen war der maßgebende Gesichtspunkt der der heutigen geographischen Hauptverbreitung, über Herkunft und dgl. wollten und konnten sie nichts aussagen. Was hierbei die Forschung leitete, war dermaßen einleuchtend, daß es auch, im allgemeinen wenigstens, zu einer Einigung im Sprachgebrauch zwischen den Gelehrten der verschiedenen Länder geführt hat (nur für die nordische Rasse blieben die Franzosen meist beim Homo Europaeus Linnés). Das war viel wert, und mit Recht betont Scheidt, a. a. O., daß mit neuen Namen die bei solchen Fragen nie ganz zu vermeidende Verwirrung nur größer gemacht werde. Wenn man sich darüber klar ist, daß eine nach allen Seiten befriedigende Benennung der Rassen nie wird gefunden werden können, daß einer jeden immer etwas vom Notbehelf anhaften wird, so wird man grundsätzlich ein bewährtes Aelteres einem fragwürdigen Neueren vorziehen, und so ist es auch zu begrüßen, daß sowohl Fischer und seine Mitarbeiter wie Scheidt an der Bezeichnung Mittelländische und Alpine Rasse gegenüber solchen, die sie verdrängen sollten, festgehalten haben[949]).

Dem vereinigten Ringen der drei Zweige der Rassenwissenschaft ist es gelungen, drei Hauptrassen des europäiden Kreises der Menschheit, die mediterrane, orientalische und nordische, herauszulösen und als drei Sonderkulturen, der hamitischen, semitischen

---

[949]) Gegen Günthers „Westisch" und „Ostisch" sprechen Gründe über Gründe. Davon gar nicht zu reden, daß diese Bezeichnungen dem doch immer wünschenswerten Einklang mit der ausländischen Forschung ein Ende bereiten würden, sind sie auch vom deutschen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen, so viel des Verlockenden sie auf den ersten Blick haben mögen. Sie sind dem „Nordisch" schematisch nachgebildet, ohne daß doch die Voraussetzungen, aus denen dieses erwachsen ist, irgendwie zuträfen. Schon die mit der Uebertragung der Endung —isch, die doch eine höchst bestimmte charakterisierende Bedeutung besitzt, vollzogene Koordinierung geht nicht an. Nach allem, was oben über den Alpinus gesagt worden, wird man füglich Bedenken tragen, diesen neben den Nordischen zu stellen. Bei „Nordisch" hat es sich ungewohnt glücklich so getroffen, daß Herkunft, vorwiegende Verbreitung, leibliche und seelische Verfassung gleich unzweideutig darunter verstanden werden können. Beim Alpinus würde nur allenfalls das Mittlere zutreffen; über seine Herkunft wissen wir nichts, und „etwas wie eine ostische Seele gibt es nicht", wie Günther selbst zugesteht. Bei den Mittelländern liegen die Verhältnisse in manchem denen der Nordländer ähnlicher; aber doch kann der Westen nimmermehr eine so nach allen Seiten und durch den ganzen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Verlauf vorwaltende Bedeutung beanspruchen wie der Norden, und übrigens schließt „Mittelländisch" die westliche Welt, aus der die Rasse wie die Kultur entsprungen sein sollen, durchaus mit ein. Bei der dinarischen Rasse wird ja übrigens der Gesichtspunkt der vorwiegenden geographischen Verbreitung übernommen. Warum also nicht auch bei den übrigen?



und indogermanischen, entsprechend zu erweisen[950]). Die Sprachwissenschaft war als Pionier vorangegangen, die Anthropologie hat auf dem von ihr erkundeten Boden das Gerüst des Baues aufgeführt, den dann die Archäologie ausgefüllt hat. Den Zusammenhang der heutigen Rassen mit denen der Vorzeit hat schon die Sprachwissenschaft geahnt, die Anthropologie bestätigt. Der Archäologie vornehmlich ist es zu danken, wenn endlich auch in das Dunkel, das nach Seiten der Chronologie über den älteren Jahrtausenden lagerte, mit Hilfe der den Hauptepochen das Gepräge gebenden Materialunterlagen der Kulturen — Stein, Bronze, Eisen — einiges Licht gebracht wurde.

Wenn wir nun darangehen, dem Charakter dieses Werkes gemäß in einem historischen Ueberblick darzulegen, inwieweit und auf welchen Wegen die Früheren den gesamten vorbezeichneten Erkenntnissen vorgearbeitet haben, so wird man es begreiflich finden, wenn ich in deren Sinne als Regel auch ihre Bezeichnungen beibehalte und dem Wandel in der Auffassung des geschichtlichen Materiales nur insofern Rechnung trage, als ich gelegentlich darauf hinweise, wo und worin Völker und Völkergruppen auf der einen, Rassen auf der anderen Seite einander entsprechen[951]).

Zunächst ein Blick auf das Vorgeschichtliche. Es liegt auf der Hand, daß der wissenschaftliche Vorgänger des Alpinus, um mit diesem zu beginnen, unseren Vätern ein nicht minder schwieriges Rätsel aufgeben mußte, als dieser selbst uns Heutigen. Sie haben sich weidlich mit ihm abgequält. Bemerkt ist sein Vorhandensein natürlich schon früh worden. Die Anthropologen, Quatrefages und andere, haben ihn dann Finnen getauft, und wohl ziemlich alle Historiker, Mommsen, Waitz und wie viele andere, diesen von ihnen übernommenen.

Die Benennung wurde allerdings bald, und von den verschiedensten Seiten, bemängelt[952]), hauptsächlich darum, weil sie, als Rassenbezeichnung, unwillkürlich immer mit der des Volksstammes der Finnen Nordeuropas verwechselt wurde, die infolge

---

[950]) E. Fischer, a. a. O., S. 182. Von ihm stammt auch der Ausdruck „Europäid", der mir, da es sich hier um die Kulturen Europas, Vorderasiens und Nordafrikas handelt, jedenfalls glücklicher scheint als eurasisch, dem man in verwandtem Sinne auch begegnen kann.

[951]) Gleich hier sei auch bemerkt, daß ich die orientalische Rasse für gewöhnlich beiseite lasse bzw. mit der mittelländischen zusammenziehe. Sie steht dieser sehr nahe, wie ja auch das Semitische eine verhältnismäßig junge Abzweigung des Hamitischen ist.

[952]) Prichard („Natural history of man", 3d edition, p. 185), der neben Finnish auch Ugrian race setzt — noch andere reden von „tschudisch" —, schlägt „Allophylian" vor. Pruner setzte für Finnen Esten (vgl. Ranke, „Der Mensch", Bd. II, S. 528 ff., wo sich überhaupt vieles zur Geschichte der Finnenhypothese findet). Albrecht Wirth, „Deutsche Zeitschrift", Jahrg. 14, S. 440, wollte „Turanier".

jahrhundertelanger Berührung und Mischung mit den Germanen diesen sehr nahestehen, während man für die Urfinnen Gesamteuropas an deren mongoloidem Charakter festhielt. So galt es auch lange Zeit nicht als zweifelhaft, daß diese letzteren einst aus Asien eingewandert seien[953]), wofür man ja in den chronischen Nomadeneinfällen, die sich bis tief in die geschichtliche Zeit hineinzogen, die besten Anhaltspunkte besaß. Erst in neuerer Zeit ist auf Grund von anthropologischen Verschiedenheiten, die zwischen der europäischen Vorrasse und den Rassen Hochasiens festgestellt worden sind, auch eine europäische Autochthonie für jene angenommen worden. Wie dem aber auch sei, auf Spuren und Beeinflussungen der Voreinwohner traf die Forschung allerwärts[954]), und nur über deren Verbreitungsgebiet war es schwer sich zu einigen. Den „Finnomanen", welche ihnen so ziemlich das gesamte Europa als Ursitz anweisen wollten, ist namentlich Virchow erfolgreich entgegengetreten. Lange wogte der Streit über die einzelnen Gebiete; die Pfahlbauten z. B. mußten den Finnen zugunsten der Indogermanen eigens abgejagt werden[955]). Dann gingen manche wohl auch wieder in der Einschränkung zu weit (so Pott in seiner Gegenschrift gegen Gobineau). Ihnen konnte als wirksamstes Argument das lebendige Fortbestehen der Urbevölkerung in vielen Teilen Europas, Deutschland nicht ausgenommen, entgegengehalten werden[956]). Klemm stellte dies unter anderem für Irland und die Bretagne, für Lappland und die Ebenen jenseits der Weichsel fest. Der Verfasser erinnert sich, in Höhendörfern der Auvergne auf Gestalten getroffen zu sein, die jeden Augenblick als Alberich oder Mime auf die Nibelungenbühne hätten gebracht werden können. Was man so an manchen Orten zu sehen bekam, stimmte allzusehr mit den Beschreibungen überein, welche die Sage — insbesondere in den nordischen Sagas — von den verkrüppelten, kleinen, häßlichen, listigen und feigen, aber dennoch von ihren Besiegern wegen ihrer vermeintlichen Zauberkraft gefürchteten und gehaßten Zwergen macht, als daß die Forschung sich hierin zu einer Zeit, da man die anthropologischen

[953]) Vgl. u. a. Virchow, „Die Urbevölkerung Europas", Berlin 1874, S. 27 ff.; Fr. Müller, „Allgemeine Ethnographie", S. 67; Meitzen, „Siedelung und Agrarwesen", Bd. II, S. 677.

[954]) Broca nahm frühe mongoloide Kreuzungen schon für die Franken an („Revue d'anthropologie", T. I, p. 30). Schrader, der im übrigen der Finnenhypothese sehr zurückhaltend gegenüberstand, mußte doch eine niedere, im Baue den uralaltaischen Sprachen näherstehende Durchgangsstufe in der Entwicklung der indogermanischen Sprachen anerkennen. (Ranke, a. a. O., S. 543.)

[955]) Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte", S. 531 ff.

[956]) Klemm, Bd. I, S. 198, Bd. IV, S. 7. Zur Frage der Verbreitung der Finnen Ratzel, „Völkerkunde", Bd. III, S. 739; Much, „Die Heimat der Indogermanen", S. 255 ff.; Kossinna, „Zeitschrift für Ethnologie", Bd. 42, S. 175.

Methoden noch nicht kannte, eine wichtige Quelle zur Erkenntnis der Ureinwohnerschaft Europas hätte entgehen lassen sollen. Mochten die Zwerge der Volkssage immerhin zu einem Teile Naturgeister sein, zu einem anderen waren sie zweifellos, sogut wie anderseits die Riesen, menschliche Wesen in mystischem Gewande, und als solche haben sie nicht wenig dazu beigetragen, eben jener Urbevölkerung auf die Spur zu kommen[957].

Für Nord- und Mitteleuropa liegen die vorgeschichtlichen Verhältnisse insofern sehr einfach, als die Scheidung der Rassen hier nur zwischen offenkundig äußerst heterogenen Elementen vorzunehmen ist und daher ziemlich überall mit Sicherheit erfolgen konnte. Ungleich schwieriger gestaltet sie sich in Südeuropa, wo die Mischung kaum minder stark als dort, eher stärker ist, die Gemischten aber einander weit näherstehen, indem hier im wesentlichen nur die mittelländische und die nordische Rasse in Betracht kommen. Was hier außer und vor diesen etwa noch gesessen haben mag, fällt vollkommen ins Gebiet des Mythischen, und die ganz vereinzelten Versuche, die Finnen auch im Süden einzuschmuggeln, hat man mit Recht nicht ernst genommen. Arbois de Jubainville[958] redet von einer „population sauvage dont les Cyclopes sont un débris". Wer aber kann damit etwas anfangen? Seit langem war man sich dagegen darüber klar, daß von Anfang an die mittelländische Rasse im Süden ebenso stark vorgewogen — wenn auch nicht im gleichen Maße ihm das Gepräge gegeben — habe wie die nordische im Norden. Ein sehr zutreffendes Bild der europäischen Völkerlagerung bei der Dämmerung der Geschichte, zu der Zeit, da zuerst Völkernamen auftreten und Chronologie einsetzt, hat, eben vom Süden aus, schon Ratzel gegeben[959]: „Eine helle Abschattierung der längst in den südlichen Teilen von Afrika und Asien heimischen Völker hatte sich schon früher über Südeuropa, Nordafrika und Westasien ausgebreitet. Aus dem Zusammenfluß derselben mit der blonden, hochgewachsenen Varietät der weißen Rasse und aus der späteren Dazwischenschiebung einer dritten, der mongolischen Rasse, sind die Unterrassen entstanden, die wir seit der neolithischen Zeit in

[957]) Allen anderen voran ist hier Jakob Grimm zu nennen im 17. und 18. Kapitel seiner „Deutschen Mythologie". Vgl. auch seine „Geschichte der deutschen Sprache", 3. Ausgabe, S. 121. Tylor, „Anfänge der Kultur", Bd. I, S. 380 ff., nennt noch Nilsson, „Ureinwohner von Skandinavien" (Kap. 6) und Hanusch, „Slavische Mythologie" (S. 230, 325—329), die mir nicht bekannt sind. Auch Gobineau hat in seinem Finnenkapitel das Argument der Sage sehr glücklich verwandt, und Dahn redet in seiner Neubearbeitung von Wietersheims „Geschichte der Völkerwanderung", S. 3, von der „willkommenen Ergänzung der historischen Untersuchung durch die Flüsterstimme der Sage".

[958]) „Les populations primitives de l'Europe", T. I², p. 5.

[959]) „Berichte der Sächsischen Gesellschaft der Wissensch.", Bd. 52, S. 128, 143.

den verschiedensten Teilen von Europa nebeneinander wohnen sehen... Pelasger, Ligurer, Iberer im Süden und Westen, Ural-altaier im Norden, zwischen ihnen die Arier als ein Keil nach Westen hin verschmälert." Des näheren teilt Arbois de Jubainville die alte Zivilisation des Mittelmeeres in zwei große Hauptreviere, ein westliches der Iberer, die von der sagenhaften Atlantis, und ein östliches der Pelasger, die einschließlich der Tyrsener von Kleinasien hergekommen sein sollen[960]). Er bezeichnet damit die beiden Hauptsäulen der Mittelmeerrasse. In den Iberern hat man ja denn auch einhellig deren Hauptstock, gewissermaßen ihre Stammgruppe, erkannt. Aber schon die Pelasger sind ihrer blutlichen Zugehörigkeit nach stark umstritten und lange verkannt worden. Heinrich Kiepert stand noch ziemlich allein, als er sie mit energischer Bestimmtheit dahin verwies, wo sie heute jeder sucht, in den semitischen und damit in den mittelländischen Kreis[961]). Fast noch mehr Unstimmigkeiten riefen die Ligurer — mit ihrem Seitenzweige der Siculer — hervor. Die von Müllenhoff nachgewiesene nahe Verwandtschaft ihrer Sprache mit den indogermanischen verleitete manche Forscher, sie überhaupt für Indogermanen zu erklären. Aber neuerdings hat die Ansicht, daß sie mit diesen — Kelten und Italikern — nur schon sehr früh und besonders stark gemischt worden seien, unbedingt die Oberhand gewonnen[962]). Die Etrusker endlich sind, als eines der wundersamsten Völker, die die Erde trägt, die wahre Crux aller Historiker, Sprachforscher und Altertümler geworden. Wir können nicht daran denken, den Knäuel von Verwirrung, den sie darbieten, hier aufzurollen, brauchen es aber auch nicht, nachdem jetzt Schuchardt[963]) eine gute und bündige Uebersicht über die Wandlungen der Etruskerfrage gegeben und auch ihnen ihren Platz in dem einheitlichen Urvolk der Pelasger, die nach ihm engst mit den Iberern zusammenhängen, gesichert hat.

Nachdem nun auch die Sprachwissenschaft sich dafür entschieden hatte, wie Nord- und Mitteleuropa den indogermanischen, so den Süden geschlossen nichtindogermanischen Sprachen zuzuteilen[964]), stand

---

[960]) A. a. O., p. 5, 74.

[961]) „Lehrbuch der alten Geographie", S. 172, 241 ff.

[962]) Ueber die Ligurer vgl. Arbois de Jubainville, dessen zweiter Band ihnen vorwiegend gewidmet ist; Kiepert, S. 398 ff.; C. Pauli, bei Helmolt, Bd. IV, S. 301; Kossinna, a. a. O., S. 185, 219; Deecke bei von Hellwald, Bd. II⁴, S. 162.

[963]) S. 112 ff. Wir erleben hier den nicht ganz vereinzelten Fall, daß die These eines genialen Bahnbrechers — Otfried Müller —, der die Etrusker für ein Urvolk Italiens erklärt hatte, nachdem sie durch die Einwanderungstheorien zurückgedrängt worden, nach einem Jahrhundert wieder zu Ehren kommt.

[964]) Kretschmer, bei Schuchardt, S. 277.

nichts mehr im Wege, Iberer, Ligurer, Etrusker und Pelasger (Prähellenen) zu der e i n e n großen mittelländischen Rasse zusammenzuziehen. Der Imperialist dieser Rasse, wie wir nach heutigem Sprachgebrauche wohl sagen dürfen, der Italiener S e r g i, wollte nicht nur die Völker Nordafrikas und Vorderasiens (insonderheit die Hettiter) in diesen Kreis einbeziehen, sondern auch den größten Teil Europas während der ganzen jüngeren Steinzeit von ihr bewohnt sein lassen[965]. Damit ist er nun freilich nicht durchgedrungen[966], aber die enge Verbindung, um nicht zu sagen die rassische Zusammengehörigkeit, aller im weitesten Umkreise das Mittelmeer umlagernden Völker wird ihm heute kaum mehr abgestritten.

Sergi ließ nicht nur die mittelländische, sondern, im Banne alter Vorstellungen, auch die nordische Rasse von Asien her nach Europa gelangen. Wir lassen, wie durchweg, so auch in diesem Falle die Herkunftsfrage beiseite, oder nehmen doch nicht Stellung dazu. Nur erwähnt sei daher, daß als Ursitz der mittelländischen Rasse das Armenische Hochland vorgeschlagen worden ist, weil sich nur von da die Wanderungen ihrer verschiedenen Zweige recht begreifen ließen[967]. Anderseits ist aber unverkennbar, daß auch vom Süden her dunkle Elemente in sie eingesickert sein und ihr die mulattenhaften Züge aufgeprägt haben müssen, die manchen Forschern so starken Eindruck gemacht haben, daß sie die Angehörigen dieses Kreises (Semiten und Hamiten) geradeswegs mit den Neger- oder negriden Rassen in eine Abteilung einordnen wollten[968].

Aber der Ursprung der Mittelländer ist durchaus nicht das einzige, was an ihnen dunkel ist. Ueber ihre Einteilung, ihre Schichten und Abschattierungen, ihr Hineinwachsen in die Geschichte sehen wir kaum klarer. Zwar besteht Einmütigkeit der Auffassung darüber, daß die beiden Hauptzweige, unter denen die Geschichts- und Völkerkunde wie die Sprachwissenschaft diese Rasse bisher erfaßt hat, Hamiten und Semiten, nicht eigentlich zu trennen sind, daß

---

965) In seiner Schrift „Arii ed Italici", Turin 1898.

966) Gegen ihn unter anderen v o n L i c h t e n b e r g in den „Deutschen Geschichtsblättern", Bd. 14, 1913, S. 260 ff. Vgl. auch den Aufsatz P e n k a s, „Zur alten Völkerkunde Europas" in der „Politisch-Anthropol. Revue", Bd. VI, S. 290 ff.

967) Fr. M ü l l e r, „Allgemeine Ethnographie", S. 68. Nach ihm hätten dort Hamito-Semiten und Indogermanen geraume Zeit als Nachbarn nebeneinandergesessen. An eine solche Nachbarschaft von Ursemiten und Urariern, die aber ebensogut in Europa denkbar wäre, ist auch sonst vielfach gedacht worden, entsprechend der Tatsache, daß die Sprachen jener Stämme die einzigen sind, welche grammatikalisches Geschlecht haben und so ihre Zusammengehörigkeit und Sonderung gegen andere zeigen.

968) R a t z e l, a. a. O., S. 144; G e r l a n d, „Atlas der Ethnographie", S. 24, 39.

vielmehr eine Bluts-, Sprach- und Kulturgemeinschaft zwischen ihnen anzunehmen ist, die auf gemeinsamen Ursprung deutet und sich geschichtlich in der Weise entfaltet hat, daß die Semiten durchweg als die jüngeren Nachfolger der vor ihnen angesiedelten Hamiten auftreten, welche letzteren ethnologisch gewissermaßen in ihnen aufgehen, deren Reste sie aufsaugen, deren Kulturen sie übernehmen und fortführen[969]). Aber die Abgrenzung beider Zweige stößt im einzelnen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Nur in einigen der Gebiete, die ursprünglich den Hamiten zugeschrieben werden, sind diese noch so weit zu greifen, daß wir mit Bestimmtheit von semitisierten Hamiten reden können, so in Palästina, in Abessinien. Die Phönizier vor allem können als solche bezeichnet werden. Aber schon in Arabien wird die Sache zweifelhaft, und kaum minder im Zweistromlande, wenngleich man die Uebereinstimmungen der dortigen Kultur mit der ägyptischen aus gemeinsamer hamitischer Grundlage zu erklären pflegt. Was die Verwirrung noch vermehrte, war die Einführung einer besonderen Urrasse, der „kuschitischen" Völkerfamilie, die sich vor Zeiten vom Ganges bis zum Nil, vom griechischen bis zum indischen Meere ausgebreitet haben sollte, und die zwar von manchen kurzerhand mit den Hamiten identifiziert wurde, während wieder anderwärts von Hamiten und Kuschosemiten nebeneinander die Rede ist[970]). Es muß dahingestellt bleiben, inwieweit es der Anthropologie dauernd gelingen wird, mit der Aufstellung einer vorderasiatischen (armenischen) und einer hauptsächlich in den Arabern weiterlebenden orientalischen (spezifisch semitischen) neben der Mittelmeerrasse in das Gesamtgefüge dieser Menschengruppen Ordnung zu bringen. Als das der älteren wie der neueren Betrachtungsweise Gemeinsame und zugleich das am ersten dauernd Haltbare erscheint es jedenfalls, daß man mehr und mehr den Schwerpunkt der Semiten nach Asien, den der Hamiten nach Afrika verlegt. Dort, in Nordafrika, hat die letztere Rasse ihre größte Verbreitung, dort findet sie sich noch verhältnismäßig ungemischt, ursprünglich-einheitlich — die altägyptischen und libyschen Stämme bilden mit den Krieger- und Hirtenvölkern hamitischer Abstammung, den Galla, Somali, Dankeli, Massai, und den Berbern und Guanchen eine einzige Kette — und wahrt sie in dieser ihrer Gesamtheit zugleich den Zusammenhang mit ehemaligen Blutsgenossen nach beiden Seiten, nach Westasien wie nach Südeuropa. Ihren höchsten Aufschwung hat sie in Aegypten genommen, das man mit Recht allgemein als ihr kulturelles Zentrum betrach-

[969]) Fr. Müller, a. a. O., S. 31 ff., 69; Ratzel, „Völkerkunde", Bd. III, S. 731, vgl. auch ebenda, S. 199 ff.; Gerland, a. a. O., S. 39; Kiepert, S. 49.

[970]) Maspéro-Pietschmann, S. 91, 141 ff., 144.

tet[971]). Dort gipfeln ihre Eigenschaften wie ihre Leistungen: ihre Vergötterung der Natur, ihr leidenschaftliches Sinnen über den Tod hinaus, die hohe Vollendung ihrer landwirtschaftlichen und industriellen Tätigkeit, ihre ausgedehnten Bewässerungsarbeiten, vor allem aber die Schöpfungen ihrer ins Gigantische gesteigerten Plastik, ihre kolossalen geschichtlichen Denkmäler. Hier tritt am stärksten hervor, was in allen Gebieten hamitisch-negerischer Mischung festgestellt worden ist, die Hebung einer Niederrasse durch die schöpferische Kraft einer höheren. Allerdings wird es bei der außerordentlich starken Zumischung semitischen Blutes immer fraglich bleiben, ob und welcher Anteil von dem allen etwa diesem zuzuschreiben sei; und in noch höherem Maße herrscht die gleiche Unsicherheit in betreff der Kultur Mesopotamiens, über deren Quellen wir, solange wir eben die Blutszugehörigkeit der Sumerer nicht kennen, überhaupt ein positives Urteil kaum abgeben können.

Alles in allem sind für die geschichtliche Abschätzung die Hamiten von den drei Bruderstämmen am schlechtesten gefahren. Die Semiten und Arier sind, neben sie gehalten, sehr sichere Größen, wiewohl doch auch von ihnen hat gesagt werden können, daß ihre Namen im Grunde nur Surrogate bedeuten. Chamberlain hat, witzig genug, von Rechenpfennigen gesprochen, neben denen nur die historisch gewordenen nationalen Individualitäten als bare Münze zu betrachten seien. Etwas ernster könnte man dasselbe in einem anderen Gleichnis ausdrücken, indem man sagte: Arier und Semiten seien wandelnden Gestalten zu vergleichen, die ihr festes Gefüge und ihre voll ausgeprägte Form besitzen, auch wenn das menschliche Auge diese nicht unterscheiden kann, weil die einzelnen Glieder nur zeitweise ins Sonnenlicht treten, andere Male vom Nebel verhüllt werden. Wie dem aber auch sei, mag man immer zu unterscheiden haben zwischen Nord- und Südsemiten, zwischen mehr und weniger hamitisch durchsetzten, stärker oder geringer mulattenhaften, gemeinsame Züge eignen eben doch allen diesen Gruppen in genügendem Maße, um immer wieder zur Zusammenfassung der semitisch bestimmten Nationen in dem einen Namen zu ermutigen[972]).

Für die richtige Beurteilung der Sachlage wäre es nicht gleichgültig zu wissen, wann und wo dieser Name entstanden ist. H. Ewald macht treffend darauf aufmerksam, daß dies wohl kaum in dem Lande der Fall gewesen sein könne, von wo uns die Völker-

---

[971]) Ueber die Kultur der Hamiten Fr. Müller, S. 487 ff.; Letourneau, „Psychologie ethnique", chap. 11. Jetzt auch vieles bei Schuchardt.

[972]) Eine gute Uebersicht über diese findet sich jetzt bei Fischer, a. a. O., S. 170—74, wie in allen bedeutenderen völkerkundlichen Werken. Weithin haben neuerdings die Schilderungen Gobineaus und Chamberlains gewirkt. Von ersterem findet sich weit Besseres, als im „Essai", in seinen späteren Werken, besonders der „Histoire des Perses".

tafel gekommen sei, weil dieses zu stark hamitisiert (Renan sagt noch deutlicher „ägyptisiert") gewesen sei. Vielmehr müsse der Entstehungsort weiter nördlich, im Zentrum der semitischen Welt, gesucht werden[973].

Einer der besten Kenner der Semiten, Hugo Winckler, hat im ganzen vier große semitische Wanderungen festgestellt, die der babylonischen Semiten, welche im 4. Jahrtausend v. Chr. bereits im Besitze der sumerischen Kultur waren, die kananäisch-hebräische (um 2400—2100 eine kananäische Bevölkerung über Vorderasien, Babylonien und Aegypten ausgebreitet), die aramäische, welche vom 15. bis 13. Jahrhundert Mesopotamien mit aramäischen Nomaden überschwemmte, endlich die arabische, beginnend im 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr., wo das Vordringen der Araber in Syrien nachweisbar ist[974]. Einmal, zur Zeit der Sargoniden, ist die Macht des Semitentums auf den Trümmern vieler Einzelreiche in einem gewaltigen Gesamtreiche zusammengefaßt worden, dem sämtliche Angehörige semitischer Zunge zwischen dem Isthmos von Suez und der Euphratmündung, Aramäer, Juden, Phönizier, Assyrer, Chaldäer und selbst Araber, einverleibt waren[975]. Aber im allgemeinen hat sich jenes doch mehr in den Einzelgestaltungen seiner verschiedenen Völker ausgelebt.

Charakteristiken semitischen Wesens sind unzählige Male gegeben worden. Wir erwähnten schon, daß hier wohl Renan die Führung gebührt, der sie in seinen Hauptwerken aufs breiteste ausgeführt hat. Gilt es aber konzise Zusammenfassung, so ist mir eine knappere nicht bekannt, als die des englischen Orientalisten Sayce, der als die Rassenmerkmale der Semiten kurzerhand bezeichnet: „Intensity of faith, ferocity, exclusiveness, imagination". Diesen Zügen haben andere noch jene eigentümliche Subjektivität hinzugefügt, welche ihnen auch von den Künsten nur die subejktiveren, Poesie und Musik, erschließt, sie den objektiveren, plastischen, dagegen fernhält[976]. „Auch der semitische Sprachbau ist nicht plastisch, sondern symbolisch." Einmütig setzen alle Beurteiler den religiösen Sinn der semitischen Völker an die erste Stelle. Der Monotheismus zumal ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen wie keinem anderen Volke. Aber die Art, wie sie ihn auffassen, scheidet sie auch wiederum von allen anderen, insbesondere den arischen Völkern; ihre Religion,

---

[973]) „Geschichte des Volkes Israel", Bd. I³, S. 399 ff.; Renan, „Histoire du peuple d'Israël", T. I¹³, p. 96.

[974]) „Das alte Westasien" (Helmolt, Bd. III), S. 8.

[975]) Maspéro-Pietschmann, S. 435 ff.

[976]) Steintal-Misteli, a. a. O., Teil II, S. 414 ff. Ganz eigen war ihnen immer die Literaturgattung des Spottes; in Menippos, Meleager und Lucian hat Kurt Wachsmuth die Vorgänger und Kameraden Heines und Börnes aufgedeckt. (Fr. Marx' Denkrede auf K. Wachsmuth, S. 9 ff.)

zumal die vorbildlich gewordene jüdische, ist eine Gesetzesreligion, die Religion der knechtischen Unterwerfung unter Jahwes Gebot, wie sie ihr irdisches Vorbild im orientalischen Despotismus besitzt. Dieser heteronomen Moral als Angelpunkt des ganzen religiösen Verhältnisses steht das Ringen um eine autonome Sittlichkeit in der arischen Welt gegenüber, welches durch die Gottheit nicht beeinträchtigt, sondern gefördert wird[977]).

Daß sonach auch in seinen religiösen Vorstellungen der Semit in gewisse enge Schranken gebannt bleibt, entspricht dem früher (S. 345) von ihm gegebenen Bilde. Wir hatten dort auch bereits festzustellen, daß die Kulturen der Semiten in der Hauptsache Lehnkulturen gewesen sind. Von den drei großen Kulturrassen des europäiden Kreises war die semitische wohl zweifellos die schöpferisch wenigstbegabte, was freilich nicht gehindert hat, daß sie außerordentlich wirksam in die Gesamtgeschicke dieses Teiles der Menschheit eingegriffen hat. Als Vermittler und Verarbeiter waren Babylonier und Phönizier, Juden und Araber gleich groß; dank einer zähen Suggestiv- und Expansivkraft vermochten sie so dem Abendlande Kulturgüter aller Art zuzutragen, die zwar meist mit Unrecht ihrer Erfindung zugeschrieben wurden, aber immerhin von ihrem Wesen genügend mitbekommen hatten, um in dem Gesamtprozesse der Semitisierung, den wir jetzt noch zu betrachten haben, entscheidend mitzuwirken. Der letzte und größte Triumph, den der semitische Geist davongetragen hat, war die Durchsetzung der Kirche Roms, die sich heute mehr denn je anschickt, in seinem Zeichen die Welt zu erobern und dabei logischerweise mit Juda Hand in Hand geht.

Je mehr wir für die ältere Zeit alles mühsam aus dem Dunkel herauslesen müssen, desto klarer liegen im allgemeinen diese späteren Vorgänge der Ausbreitung des Semitentums vor uns. Rückschlüsse aus ihnen auf die älteren liegen nahe, wie ja denn überhaupt weit mehr, als wir ahnen, im geschichtlichen Leben als Nachhall vor- oder urgeschichtlicher Entwicklungen sich darstellt. Vor allem gilt dies wohl schon von der Tatsache, daß semitisches Blut und semitischer Geist sich immer und allerwärts in Kampf und Reibung mit andersrassigen Elementen durchzusetzen hatte. So wirkten ja z. B. auf den drei großen Halbinseln Südeuropas andauernd nordische Elemente den mittelländischen entgegen, auf dem Balkan hellenische, illyrische und thrakische, auf der Apenninenhalbinsel hellenische, italische und keltische, auf der Pyrenäischen keltische, und später überall germanische. So können wir vielfach geradezu von einer Resemitisierung, jedenfalls von einer Wiederaufnahme oder Fortsetzung früherer

[977]) Diese Gedankengänge hat namentlich Artur Drews ausgeführt in seiner „Religion als Selbstbewußtsein Gottes".

Semitisierungen reden. Die Verbreitung des mittelländischen und wohl zweifellos auch des ihm rassisch nahestehenden vorderasiatisch-orientalischen Elementes war eben in diesen Teilen der Erde eine so vorwiegende, daß wir, bei den uns heute geläufigen Gesetzen des Völkerlebens, dem nie ruhenden Austausch durch Eroberungen, Wanderungen und vor allem Einsickerungen, die Naivetät gewisser Hellenisten, welche einst namentlich in der griechischen Welt jenem Element gar keinen Raum verstatten und ein Griechentum ganz rein an sich konstruieren wollten, kaum mehr begreifen[978]).

In Aegypten, wo uns der Semitismus nach den Zeugnissen der Denkmäler namentlich in der Ostmark des Deltalandes auf Schritt und Tritt in der augenscheinlichsten Weise entgegentritt, haben zu allen Zeiten starke semitische Einwanderungen stattgefunden. Vertreten gewesen sind wohl in erster Linie die Phönizier, neben ihnen die palästinischen Nachbarn. Später aber kommen auch noch die Hyksos, ein Beduinenstamm arabischen Ursprungs, erheblich in Betracht[979]).

Im gesamten Mittelmeerbecken sind alte semitische Einflüsse weithin vorauszusetzen, doch ist es schwer, sie im einzelnen nachzuweisen, da die späteren maurischen sich mit ihnen verschmolzen haben. Südspanier wie Süditaliener sind Halbsemiten. Sizilien ist, mit Unterbrechungen, jahrtausendelang in semitischen Händen gewesen; Spaniens Küsten waren von phönizischen Siedlungen umgürtet[980]). Die Gründung wie die Einwirkungen Karthagos sprechen für sich, sind aber gewiß nur typische, wenn auch besonders hervorragende, Erscheinungen.

Aus der späteren geschichtlichen Zeit ist von Einflutungen semitischen Blutes in Europa vor allem nur die arabische ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. Aber wenn auch weniger umfangreich, sind doch die syrische und die jüdische gewiß nicht weniger nachhaltig gewesen, nur daß sie sich vorwiegend auf wirtschaftlichen, nicht wie jene auf kriegerischen, Wegen vollzogen. Ueber das Eindringen der Syrer ins Abendland, namentlich in Italien und Gallien, sind wir besonders genau unterrichtet, es begann schon in den vorchristlichen Jahrhunderten und nahm dann in der Kaiserzeit solche Dimensionen an, daß z. B. noch im Frankenreiche die Syrer unmittelbar hinter den Römern kamen und den Griechen und Juden vorangingen. Insbesondere war der Großhandel in allen Haupthandelsplätzen jahr-

[978]) Näheres hierüber und über die Semitisierung Griechenlands überhaupt in „Gobineaus Rassenwerk“, S. 352 ff. Im zweiten Bande kommen wir hierauf zurück.

[979]) Brugsch, „Geschichte Aegyptens“, S. 196 ff., 207 ff., 235 ff., 551 ff.

[980]) Ratzel, „Völkerkunde“, Bd. III, S. 735.

hundertelang in ihren Händen[981]). Von der Ueberschwemmung der römischen Welt mit Juden gilt Aehnliches. Auch sie setzte schon mit Ciceros und Caesars Zeit ein, und der Einfluß der Judenschaft war, dank deren zäher Hartnäckigkeit, in Rom wie in den Provinzen bald ein derartiger, daß das ganze Reich davon durchsetzt war und Viktor Hehn sagen konnte: „Wer behaupten wollte, nicht die Germanen, sondern die Juden hätten das Römische Reich zerstört, würde in dieser Schroffheit der Worte zwar zuviel sagen, dennoch aber der Wahrheit näher kommen, als es Unkundigen scheinen möchte"[982]). Ueber die vielerlei und zahlreichen „fahrenden Leute" orientalischen Ursprungs, welche schon im Frankenreiche, und dann im ganzen deutschen Mittelalter ihr Wesen trieben, sehe man Henne am Rhyn in Hellwalds „Kulturgeschichte"[983]).

Wir kommen zu den Ariern[984]), und haben auch da wieder zuvörderst der Herkunftsfrage unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zwar hat diese heute entfernt nicht mehr die akute, fast möchte man sagen leidenschaftliche, Bedeutung, welche sie für unsere Väter, und noch für uns Aeltere, während ganzer Menschenalter gehabt hat. Ist doch um die Urheimat der Arier kaum minder heiß gestritten worden als einst um Troja. Aber nachdem diese Kämpfe endlich wenigstens so weit zum Ziele geführt haben, als es bei derlei Fragen überhaupt möglich ist — nämlich zur denkbar größten Wahrscheinlichkeit —, genügt nunmehr eine kürzer rückblickende Uebersicht über dieselben, wobei wir uns bemühen wollen, dem Leser das allmähliche Erwachsen unserer heutigen Erkenntnis in der Stufenfolge einzelner besonders bedeutsamer Stimmen vorzuführen[985]).

---

[981]) Vgl., außer Mommsen, Bd. V, S. 467 ff., Dahn, „Urgeschichte der romanischen und germanischen Völker", Bd. IV, S. 77, Loebell, „Gregor von Tours", S. 159, ganz besonders die gründliche Quellenuntersuchung von Scheffer-Boichorst, „Zur Geschichte der Syrer im Abendlande" in „Mitteilungen des Instituts für österreich. Geschichtsforschung", Bd. VI, 1885, S. 521—550.

[982]) „Kulturpflanzen und Haustiere", S. 478 ff.

[983]) Bd. III[4], S. 607 ff.

[984]) Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich in diesem Buche die Ausdrücke Indoeuropäisch (oder Indogermanisch), Arisch und Nordisch völlig im gleichen Sinne verwende. Der eine betont mehr die geographische, der andere die geistig-ethische, der dritte die Blutsseite. Bedenken lassen sich gegen den einen oder anderen erheben, aber mit bloßen Bedenken kommen wir nicht weiter. (Vgl. Kiepert, „Lehrbuch der alten Geographie", S. 22, Schleicher, „Die deutsche Sprache", S. 72.)

[985]) Eine ausführlichere Darstellung des Streites und der von beiden Seiten beigebrachten Gründe gibt Schrader in „Sprachvergleichung und Urgeschichte", 2. Aufl., Teil I, S. 85—129, Teil II, S. 459—529;. Ferner vergleiche man Kossinnas Kritik, „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 34, S. 161 ff., und die Zusammenstellung der Hauptschriften bei von Lichtenberg in „Deutsche Geschichtsblätter", Bd. 14, Juli und August 1913. Auch in den Werken von Wilser, Much, Hirt und

Die Zusammengehörigkeit der indogermanischen Sprachen hat vor einem Jahrhundert der Begründer und Großmeister der vergleichenden Sprachwissenschaft, Franz Bopp, erwiesen, nachdem sie zuvor schon Leibniz vorgeahnt, Friedrich Schlegel ahnungsvoll erschaut hatte. Mit dieser Entdeckung des indogermanischen Sprachstammes ist ganz zweifellos das Fundament zu dem stattlichen Bau unseres gesamten heutigen Wissens um diesen Teil der Menschheit gelegt worden, und unsere Dankesverpflichtung hierfür wird dadurch nicht gemindert, daß jener Bau in den ersten Zeiten von den Jüngern und Nachfolgern Bopps in einer Weise aufgeführt wurde, die eine spätere Wiederabtragung notwendig machte. Aus dem Wahne, im Sanskrit, das in Wahrheit eine Tochtersprache der immer noch unbekannten Ursprache sein dürfte, die Urform des Indogermanischen vor sich zu haben, erwuchs der weitere Trugschluß, daß von da, wo diese beheimatet, auch die Urheimat des sie sprechenden Volkes nicht fern sein könne, die man demgemäß nach Zentralasien, etwa Baktrien oder Turkestan, verlegen wollte. Die zahllosen Irrtümer und methodischen Fehler, die sich aus dieser verfehlten Hypothese ergaben, treten uns noch heute aus so ziemlich allen wissenschaftlichen Werken bis einschließlich des dritten Viertels des vorigen Jahrhunderts entgegen. Insbesondere waren auch unsere Historiker durchweg im Schlepptau der Linguisten. Nach dem Stammbaumprinzip, das von einer räumlichen Trennung durch Wanderungen ausging, teilte man die Indogermanen zunächst in Europäer und Asiaten, dann die Europäer wieder in mehrere Familien von sich näherstehenden Völkern, wie Italogräker, Italokelten, Keltogermanen, Germanoslaven, Slavoletten. An die Stelle dieser Spaltungstheorie trat dann die sogenannte — hauptsächlich durch Johannes Schmidt vertretene — Wellentheorie, nach welcher nur von einer kontinuierlichen Vermittlung, nicht von einer Trennung die Rede sein könne. Zwei verwandte und benachbarte Stämme dachte man sich aus einem Urstamme hervorgegangen, und in dieser Weise Verwandtschaften und zugleich Verschiedenheiten wellenartig fortgepflanzt. Die Sprachforschung hat später das meiste hiervon selbst wieder aufgegeben, nachdem sich das Unwirkliche, der Mangel an Anschauung, der allen diesen Spekulationen anhaftete, herausgestellt hatte. Diesem trat zunächst die Anthropologie, negativ in der Kritik wie positiv durch Aufstellung natürlicherer Gegenanschauungen, entgegen. Ujfalvy erbrachte nach

anderen, wie in den Fachzeitschriften, findet sich vieles zur historischen Klärung der Frage. Hauptnamen für Asien: Pictet, F. Justi, Schleicher, Max Müller, V. Hehn, A. Fick, Ed. Meyer, Montelius, Sophus Müller, Hoernes; für Europa: Th. Benfey, Ernst Krause, M. Much, Otto Schrader, Wilser, Bölsche, Penka, Hirt, Kossinna, Schuchardt.

gründlicher Durchforschung Indiens, Irans und ganz besonders der Länder diesseits und jenseits des Hindukusch den Beweis, daß Mittelasien nicht die Heimat der Rasse, deren Identität mit den Indogermanen man mittlerweile erkannt und die man die nordeuropäische oder nordische genannt hatte, sein könne, da dessen Urbevölkerung rundköpfig, unarisch sei, der Typus des Homo Europaeus erst durch die Einwanderung der Inder und Perser zum Vorschein komme, der sich dann durch Kreuzung mit Eingeborenen immer mehr abschwächte. Da lag dann nun aber der Schluß nahe, daß der kleinere Teil der indogermanischen Völker, der in Indien zu einer besonderen Treibhausentwicklung gelangte und dort dem Erlöschen ausgesetzt ist, eher aus Europa dorthin gekommen sein könne, als der größere Teil, der in Europa noch fortblüht, aus Indien[986]. Auf letzteren Beweisgrund stützte dann Penka vornehmlich seine These von einer nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen, die ziemlich gleichzeitig in Wilser einen allseitigen Verfechter fand. Wilser zog namentlich auch die literarischen Zeugnisse für nordischen Ursprung im weitesten Umfange heran. Nur durch die verfehlte enge Beschränkung auf Skandinavien rief auch diese neue Richtung wieder Widerspruch hervor, und mehr und mehr hat man sich dann dahin geeinigt, daß die nordeuropäische Tiefebene als die Urheimat zu betrachten sei, in der sich vorläufig die genaueren Grenzen nicht bestimmen lassen. Daneben haben noch einzelne Forscher eine vermittelnde Stellung insofern eingenommen, als sie den Ursprung von Rasse und Sprache in das südwestliche Rußland verlegten[987]. Sehr beachtenswert sind die Ausführungen Ammons, wonach man unter Umständen zu unterscheiden habe zwischen Heimat und Urheimat; unter ersterer verstand er das Gebiet, auf welchem das indogermanische Urvolk als eine beinahe ausschließlich dem Typus des Homo Europaeus angehörende Masse noch ungetrennt, also in sprachlicher und kultureller Einheit beisammenwohnend zu denken sei, unter letzterer die — je nachdem andere — Stätte, an welcher die Rasse ihre gleichmäßige Beschaffenheit erworben habe[988]. Auch von anderen sind ähnliche Gedanken ausgesprochen worden[989], und wenn denn doch einmal die Skeptiker um jeden Preis, wie etwa Wundt, insoweit wenigstens recht behalten dürften, daß alle Versuche, die Urheimat der indo-

[986] Ammon in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", Jahrg. 6, 1903, S. 747, 757.

[987] Hauptvertreter dieser Ansicht ist Otto Schrader. Nahe stehen ihm aus älterer Zeit P. A. Munch, „Die nordisch-germanischen Völker" (deutsch von Claußen, Lübeck 1853), aus neuester Zeit Fritz Paudler, „Die hellfarbigen Rassen, ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten", 1924.

[988] A. a. O., S. 758.

[989] So von Felix Dahn, „Die Germanen", S. 3.

germanischen Völkerfamilie aufzufinden, den Charakter unbedingt sicherer wissenschaftlicher Ergebnisse schwerlich je gewinnen können[990]), so haben wir um so mehr alle Veranlassung, an dem festzuhalten und uns dessen zu freuen, was in jedem Falle als sichergestellt gelten darf. Und das ist schon viel. Es ist ein Doppeltes.

Erstlich erscheint es sogut wie sicher, daß wir in den Germanen den eigentlichen Grundstock der Indogermanen, das Stamm- und Urvolk zu erblicken haben, das die neuere Steinzeitkultur schuf und durch die Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit hindurch eine stetige Entwicklung zeigt. Die Germanen waren bei der asiatischen Hypothese besonders schlecht gefahren; ihre Beheimatung im Norden glich in diesem Lichte fast einer Verbannung, und es war nur eine logische Folge hiervon, wenn man sie dort jahrhunderte- oder jahrtausendelang in Barbarei dahinkümmern und erst an der Hand der südlichen Völker einer höheren Kultur entgegenreifen ließ. Wie ganz anders sahen sich die Dinge auf Grund der obigen Erkenntnis an! Da war es wiederum innerste Logik, wenn dank den unermüdlichen Bemühungen Kossinnas, der daran schier ein Leben gesetzt hat, jenen selben Germanen zu dem Zeitpunkte, da sie als die Hauptvertreter des arischen Typus, die diesen auch am längsten und festesten bewahrt haben[991]), nachgewiesen waren, gleich auch eine wundervolle Eigenkultur, im Morgenlichte einer jugendlichen Wissenschaft hell aufglänzend, in die Wiege gelegt wurde. Der Altertumswissenschaft vor allem sind diese neuen Erkenntnisse zu danken. Mathäus Much war wohl der erste, der den entscheidenden Schluß zog: Mochte doch immer der Ursitz gewesen sein, wo er wollte — eine strenge Umgrenzung war schon darum unmöglich, weil er in einer steten Erweiterung begriffen gewesen sein muß —, die Heimat jenes Stammvolkes der Indogermanen ist da, wo seine Kultur am höchsten blühte, also in den westbaltischen Ländern. (Andere ähnlich: Nordwestdeutschland und Südskandinavien.) Damit ist denn endlich und endgültig der Norden zu vollen Ehren gebracht, jener Norden, von dem schon im Altertum Wundermären ertönten[992]), der immer wieder seine Ströme besten Blutes nach allen Richtungen ergoß, was auch moderner Rationalismus der großen Völkerspenderin Skandia abzudingen versucht haben mag[993]),

[990]) „Völkerpsychologie", Bd. I, 2, S. 612.

[991]) Penka, „Die Herkunft der Arier", S. 125 ff.

[992]) Nach Knobel, „Die Völkertafel der Genesis", S. 37, sollte sogar der Askenas der Völkertafel schon auf die Ostseeländer gehen, der mit dem der Asen zusammenhängende Name durch die Phönizier den Hebräern zugetragen sein. Das ist vielleicht etwas zu kühn. Im übrigen aber bringt jenes Kapitel des Knobelschen Buches (S. 33—43) manches für unser obiges Thema (Die Bedeutung des Nordens) Wertvolle.

[993]) Vgl. hierüber Roscher, „Grundlagen der Nationalökonomie", 17. Aufl., Stuttgart 1883, S. 640.

in dem in jedem Falle germanische — und damit bestindogermanische — Eigenart jahrtausendelang so charakteristisch ausgebildet worden ist, wie sie uns dann in der Geschichte entgegentritt[994]). Angesichts aller dieser Erkenntnisse erscheint es immer gleichgültiger, ob und welche Zuwanderungen in den Norden zu den verschiedensten Zeiten erfolgt sein mögen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß dessen germanisches Gepräge zu keiner hat erschüttert werden können[995]).

Wie nun hier die vorgeschichtliche Archäologie in erster Linie eine Entscheidung herbeigeführt hat, gegen die es keine Appellation mehr gibt, so haben deren Vertreter, allerdings immer eng Hand in Hand mit denen der Anthropologie, auch in die Entschleierung und Darlegung der vielfach so rätselvollen Vorgänge der Völkerbewegungen, insbesondere der Ausbreitung der Germanen und Indogermanen, erst wirkliche Anschauung gebracht. Man mag die Bedeutung der Sprachwissenschaft, und insbesondere der vergleichenden Sprachforschung, noch so hoch einschätzen, diese Bedeutung wird doch immer vorwiegend nach der rein geistigen Seite liegen, für viele Fragen des Völkerlebens werden wir uns von ihrer Seite mit bescheideneren Ergebnissen begnügen müssen. Seit sich der Boden aufgetan und mit tausend Stimmen von vergangenen Kulturen aller Art gekündet hat, sind wir über obige Dinge ganz anders unterrichtet. Wir wissen jetzt, daß die indogermanische Ausbreitung in der Weise geschah, daß eine kraftvolle, kriegerische Minderheit eine schwächere Mehrheit unterwarf, zu Sklaven machte und auch in der Folge durch scharfe, kastenartige Abtrennung von sich fernhielt, die Landeskultur teilweise unterdrückte und die eigene an die Stelle setzte, vor allem aber der unterjochten Bevölkerung die Annahme der indogermanischen Sprache aufzwang. Denn nur so ist die unbedingte Herrschaft der neuen Minderheitssprache und die Jahrtausende währende Reinhaltung des hellfarbigen nordischen Typus unter den dunkelfarbigen Südeuropäern zu erklären. Wir sehen, wie die beiden Ströme, der nord-südliche und nord-südöstliche des Homo Europaeus und der ost-westliche des Homo alpinus, sich gegenseitig den Weg verlegen mußten, wie infolgedessen die in die italische und in die Balkanhalbinsel vorgedrungenen Zweige des Homo Europaeus von ihren Stammvölkern abgeschnitten wurden und, ganz wie Inder und Perser in Asien, in Hellas und Rom mitten in fremdartigen Bevölkerungen unabhängige Staatswesen arischen Gepräges bildeten, wo sie sich in ihrer Eigenart so lange

[994]) Das hat schon Uhland erkannt: „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", Bd. VII, S. 670ff.

[995]) Das geht auch aus Schuchardts Buche hervor, der im übrigen ja eine starke urzeitliche Zufuhr aus dem Westen annimmt. Vgl. auch Ranke, „Der Mensch", S. 600.

behaupteten, bis sie durch Kreuzung mehr oder minder in ihrer Umgebung aufgingen. Drang später der nord-südliche Strom wieder durch — denn endgültig aufgehört hat er erst, nachdem die Entdeckung Amerikas dem Bevölkerungsüberschuß der Alten Welt neue Gebiete eröffnet hatte —, so führte er ihnen mehrfach neue Nachschübe zu, die aber die älteren Verwandten nicht mehr kannten[996]), ja wohl gar, wie die Kelten mit den Italikern, in feindliche Berührung mit ihnen gerieten. Kelten und Germanen, die einander so nahestanden und mehrfach auch noch in geschichtlicher Zeit so ineinander übergehen, daß sie kaum zu trennen sind, treten immer mehr als das große Grundmassiv, der Hauptkern der indogermanischen Welt hervor. Aber auch in die Entstehung und Entwicklung anderer Zweige, in den Zusammenschluß etwa der Illyrier, Griechen und Thraker zu engeren Gruppen, in die Wanderstationen der verschiedenen indogermanischen Nationen, in ihre nachbarschaftlichen Verhältnisse und Handelsbeziehungen tun wir immer neue Einblicke[997]). Nicht als ob nun auch die archäologischen Methoden gleich in allem sicher und fest gewesen wären — getastet und geirrt, vor allem aber gelernt mußte hier zuerst so gut werden wie in aller Wissenschaft —, aber wenn wir das Vorbezeichnete im ganzen überschauen und mit dem zusammenhalten, was wir eingangs dieses Kapitels dem Werke Schuchardts — das einer großen Heerschau glich — entnehmen durften, so werden wir die ganze Fülle dessen, was uns bereits fest zu eigen geworden, ermessen können. Es wird uns dann auch nicht schwer fallen, uns dahin zu bescheiden, daß uns Aufklärung des einzelnen in sehr vielen Fällen versagt bleibt und wir uns dafür an Erscheinungen von typischer oder symptomatischer Bedeutung schadlos halten müssen. Ein Beispiel: Es steht dahin, ob sich je sicher wird erweisen lassen, daß „die angeblichen Erfindungen der Chinesen aus grauer Vorzeit (Porzellan, Pulver, Kompaß)", die nach dem hervorragenden Chinakenner M. von Brandt[998]) erst spät vom Ausland nach China gebracht worden sein sollen, mit den zahlreichen Vorstößen arischer Trupps tief nach Asien hinein in Zusammenhang stehen bzw. von ihnen herrühren. Sicher aber ist, daß wir in den Führern jener Trupps die Vorläufer der Weltumsegler und Konquistadoren des Entdeckungszeitalters aus früheren Jahrtausenden zu erblicken haben, und daß sie uns so einen allerwesentlichsten Zug zum Charakterbilde des Ariers liefern.

Gänzlich abzuweisen ist eine Möglichkeit, die Ratzel offenläßt[999]), daß nämlich die verschiedenen arischen Völker auch ver-

[996]) Ammon, a. a. O., S. 762.
[997]) Kossinna, in verschiedenen Schriften. Vgl. „Zeitschrift für Ethnologie", Bd. 42, S. 185, 189, 212 ff.
[998]) Bei Chamberlain, Nachträge zur 3. Auflage der „Grundlagen", S. 36.
[999]) „Völkerkunde", Bd. III, S. 743.

schiedenen, also gesonderten Ursprung gehabt haben könnten. Dann wäre die große Einheit unerklärlich, die für die Gesamtheit der Arier immer allseitiger, immer zwingender nachgewiesen worden ist. Dann müßte erst einmal das ganze stolze Gebäude der vergleichenden Sprachforschung, eine der schönsten Errungenschaften der neueren Wissenschaft, in sich zusammenstürzen; dann hätten alle die, die sich um die wissenschaftliche Rekonstruktion des Ariers so eifrig und so glücklich bemüht — Gobineau, sein Jünger Leusse und andere für das Religiöse, Savigny, Mommsen, Jhering und Leist für das Recht —, umsonst gearbeitet. Dann irrte vor allem auch Chamberlain, der in seinen hier besonders schönen Ausführungen[1000]) von einem moralischen Ariertum spricht und aus der Verwandtschaft im Denken und Fühlen unter allen Umständen eine Zusammengehörigkeit herleiten will[1001]). Treffend sagt er: „Sehr bemerkenswert ist es, daß auch die Leugner der arischen Rasse nichtsdestoweniger immerfort von ihr sprechen; als „working hypothesis“ können sie sie nicht entbehren[1002]).“ Sehr gut hat ein französischer Historiker es ausgedrückt, worauf es hier ankommt: „Tout indique que, sur le fond de la commune famille, les races diverses se sont dessinées, dès l'éclosion des premiers germes de la vie sociale, avec leurs caractères spéciaux et leur génie natif, et qu'elles doivent à leur fraternité originelle, plutôt qu'à une filiation matérielle ou morale, ce qu'elles ont de semblable dans les racines de leurs idées et des langues qui expriment ces idées[1003]).“

Nachdem die Wissenschaft das Wesen des Ariers von den verschiedensten Seiten klargelegt, haben Gobineau, und nach ihm Chamberlain, diesen sozusagen als Persönlichkeit zum Leben erweckt. Sie haben ein Idealbild von ihm entworfen, das aber zugleich einer vollen und reichen Wirklichkeit entsprang und entsprach. Lapouge, Woltmann, Wilser, Reibmayr und andere haben dies, nicht am wenigsten nach der seelischen Seite, näher ausgeführt, so daß es heute in jedem lebt, der sich diesem Kreise noch irgendwie verbunden fühlt. Es ist so unmöglich wie überflüssig, hier alles das aufzuzählen, was für die wissenschaftliche Herausarbeitung des Ariers geschehen ist. Ein Name möge daher

---

1000) „Grundlagen“, S. 269.

1001) Einzelne überragende Geister haben diese Zusammengehörigkeit von je geahnt. Man vergleiche die merkwürdige, schon von Gobineau angezogene Stelle in Aeschylos' „Persern“ (V. 181 ff.), wo die Königinmutter Atossa die ihr im Traum erschienene Perserin und Dorerin als κασιγνήτα γένους ταὐτοῦ (Schwestern eines Stammes) bezeichnet.

1002) Ein besonders schlagendes Beispiel hierfür siehe in „Gobineaus Rassenwerk“, S. 347, Anm.

1003) Henri Martin, „De la France, de son génie et de ses destinées“, Paris 1847, p. 2—3.

um so mehr hier statt vieler stehen, als wir ihm, in einem gewaltigen Literaturverzeichnis seines Reallexikons, eine überaus gewissenhafte Aufzählung aller seiner Vor- und Mitarbeiter verdanken: Otto Schrader[1004]). Zusammenfassend hat dann Lapouge den Arier behandelt in seinem großen Werke[1005]).

Wir hatten schon früher dessen zu gedenken, von wie vielen Seiten dem Arier körperlich wie seelisch der Vorrang unter allen Menschenfamilien zugesprochen worden ist. Es versteht sich, daß man auch hier wieder von dem Ideale ausgegangen ist, das dem echten Arier vorschwebte bzw. das zu verwirklichen er berufen war, und das er schon in seinem Namen auszudrücken sich getrieben sah[1006]). In dem Maße als er diesem Ideale nahekam, um nicht zu sagen treu blieb, hat er seine großen Zeiten gehabt. Ganz er selbst, ist er am größten gewesen; fremder Einfluß hat sich zumeist nicht günstig für ihn erwiesen. Seine ihm oft nachgerühmten Kardinaleigenschaften — Energie des Wollens, weiter Gesichtskreis, Fähigkeit der Selbstbeherrschung, hoher Schwung, Gemütskraft, scharf ausgeprägte Persönlichkeit — haben ihn als Krieger und Seemann, Entdecker und Eroberer, Denker und Dichter, Künstler und Gelehrten an die Spitze der Kulturmenschheit gebracht. Den ihnen ursprünglich fremden Geist geschäftlicher Betriebsamkeit haben dagegen die Indogermanen sich erst von den Semiten angeeignet[1007]), und er ist ihnen eher zur Klippe als zum Segen geworden. Nicht minder gilt dies von einzelnen angeborenen Eigenschaften, wie einem gewissen überstarken Individualismus, der dem Arier namentlich in seinen Kämpfen ohne Zahl verhängnisvoll geworden ist. Denn Kampf ist seine Losung gewesen vom ersten Tag bis heute.

In seinem vortrefflichen Werke „Der Rassenkampf", das der Wahrheiten so viele birgt, hat Ludwig Gumplowicz überzeugend dargetan, daß mit der Rasse auch der Kampf gegeben ist, daß „des Rassenkampfes kein Ende abzusehen ist", daß „der soziale Naturprozeß [als welchen er eben diesen Kampf faßt] in seiner Unendlichkeit vor uns wie hinter uns liegt". Was das Hinter-uns betrifft, so wissen wir ja, daß die Völkerwanderung mit all den Kämpfen, die sich an sie knüpften, ganz ebenso wie die Einfälle der Mongolen, Ungarn und Türken in geschichtlicher Zeit nur Nachklänge vorgeschichtlicher Begebenheiten gewesen sind, bei denen allen

[1004]) Nur mit Eduard Meyer möchte ich eine Ausnahme machen, dessen Charakteristiken des Semiten und des Ariers („Geschichte des Altertums", Bd. I^2, 2, S. 384 ff., 753 ff., 782 ff.) sich niemand entgehen lassen sollte.

[1005]) „L'Aryen. Son rôle social", Paris 1899.

[1006]) Nach Schrader, „Reallexikon", S. 806, ursprünglich freundlich, hold, treu, dann (bes. altindisch) frei; aber auch „ehrenwert".

[1007]) Schrader, ebenda, S. 522 ff.

der Arier als Protagonist beteiligt war. Wir wissen ferner, daß in dem Neben- und Gegeneinander der nordischen und der Mittelmeerwelt sich das Wesen und Tun der vorgeschichtlichen und urgeschichtlichen europäiden Menschheit in der Hauptsache erschöpft. Und nicht anders ist es dann in geschichtlicher Zeit gewesen, wo wir jenen Dualismus, jene Gegensätze, die nunmehr auf die Völkerindividualitäten als Vertreter der beiden großen Rassen übergingen, immer deutlicher verfolgen können. Wiederum läßt sich da der Gegensatz, der Kampf von Semiten und Ariern, richtiger wohl von Semitismus und Ariertum, als Kern und Fazit aller bisherigen Geschichte bezeichnen. Die Herausarbeitung dieser Wahrheit in seinen verschiedenen Werken ist eine von Gobineaus bedeutsamsten Leistungen[1008]). Nach ihm hat dann Chamberlain dargetan, wie das große Wettringen sich immer mehr zusammenzog und verengerte. Nachdem von den semitischen Völkern die Phönizier und Syrer als wirtschaftliche, die Araber als militärische und politische Gegenspieler ausgeschieden oder zurückgetreten sind, in der arischen Welt aber immer entschiedener, fast ausschließlicher, die Germanen die Führung in die Hand bekommen haben, erscheint nunmehr alle neuere und neueste Geschichte als in dem Zwiespalt des Germanismus und des Romanismus einerseits, des Germanentums und des Semitentums anderseits gipfelnd. Von dem Ausgang dieses Ringens wird, vollends in der Zukunft, das Schicksal zum mindesten der europäischen Völker abhängen, und das der außereuropäischen darf bis zu einem gewissen Grade als dadurch mitbestimmt gelten. Wir denken, hierauf später zurückzukommen.

Als die Vormacht der — sogenannten — romanischen Welt darf heute die Erbin Roms, die durch und durch mit semitischem Geist getränkte katholische Kirche, als die der semitischen das Judentum gelten. Mit beiden hat jetzt das Germanentum auf Tod und Leben zu ringen. Der Widerstreit gegen Rom ist den Germanen von ihren Ahnen, der gegen Juda vom gesamten Altertum vererbt worden[1009]).

[1008]) Näheres hierüber, über das „Dahinfluten der beiderseitigen Blutsströme, des semitisch-hellenistisch-römischen auf der einen, des germanischen auf der anderen Seite, durch die Geschichte" in „Gobineaus Rassenwerk", S. 344 ff. Reibmayr, „Entwicklungsgeschichte des Talentes und des Genies", Bd. I, S. 12, spricht geradezu von „der großen gegenseitigen Abneigung der beiden Rassen und der daraus resultierenden Feindschaft, die sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte der Kulturmenschheit ziehe". Uebrigens kann dieses Thema hier nur in kurzen Zügen behandelt, Näheres muß der Betrachtung der einzelnen Völker vorbehalten werden.

[1009]) Der Gesamtcharakter dieses Teiles meines Werkes bringt es mit sich, daß ich von diesem Gegenstande, der, als zugleich Zeitfrage, ebenso leidig, wie als historisches Problem unerschöpflich ist, hier nicht, wie es Chamberlain in seinen „Grundlagen" getan, eine ausführliche Darstellung, sondern nur eine knapp zusammenfassende Uebersicht



Wir haben hier vor allem nur das ins Auge zu fassen, wie und inwieweit sich diese Gegensätze wissenschaftlich, oder doch allgemeingeistig, abgespielt haben. Undenkbar aber wäre es, darüber ins klare zu kommen, wenn wir uns nicht zuvor in Kürze vergegenwärtigt hätten, wie tief unser ganzes Verhältnis zum Judentum im Volksbewußtsein verwurzelt, wie alles, was nur immer von unseren Denkern und Dichtern dazu vorgebracht worden, aus dessen Tiefen hervorgegangen ist. Die Volksphantasie hat — zuerst in England im 13. Jahrhundert — in der Gestalt Ahasvers das Bild des Judentums in seiner ganzen Fremdartigkeit allen anderen Völkern gegenüber und seiner starren Unveränderlichkeit geschaffen. In der volksmäßigen Dichtung, im Märchen, im Sprichwort finden wir dann den Juden als mit dem Wucherer identisch, wie er eben in der Vorstellung des Volkes lebte. Die Dichter haben den Juden dem Volke aus der Hand genommen — Shylock, Spiegelberg (in der Erstausgabe der Räuber, in den späteren erscheint er mehr und mehr entjudet), Jud Süß, die bekannten Figuren aus „Soll und Haben", der „Stromtid" und dem „Hungerpastor". Alle diese Typen sind nach der Natur gezeichnet, sind aus dem Leben genommen — ihnen gegenüber erscheint der Lessingsche Nathan als ein Idealgebilde, fast als eine Abstraktion. Anders ist es schon mit den großen Gestalten aus der jüdischen Geschichte, wie sie Künstler allerhöchsten Ranges — Michelangelo und Händel, auch an Méhuls „Joseph", ja an Byrons „Hebräische Gesänge" darf hier erinnert werden — festgehalten haben. Diese alle aber zeugen von einem

---

aus den entscheidenden Gesichtspunkten geben, dementsprechend auch von dem reichen Material, das ich dafür gesammelt, nur die wichtigsten, mir beweiskräftigst erscheinenden Stimmen anführen kann.

Für das im Texte über die Stimmung des gesamten Altertumes gegen die Juden Gesagte begnüge ich mich, drei denkbar unverdächtige Zeugen anzuführen: Eduard Meyer, „Geschichte des Altertums", Bd. III, S. 217: „Es ist eine grundfalsche Behauptung unserer Zeit, daß der Judenhaß [das notwendige Korrelat des Judentums, wie es zuvor heißt] ein Erzeugnis der Neuzeit oder des Christentums sei: er ist so alt, wie das Judentum selbst ... Nicht ihr Gott und ihre Religion an sich ist es, was Spott und Hohn und Verfolgung der Heiden hervorruft, sondern die hochmütige Ueberlegenheit, mit der sie allen anderen Völkern entgegentreten, jede Berührung mit ihnen als befleckend zurückweisen, den Anspruch erheben, mehr und besser zu sein als sie, und berufen zu sein, über sie zu herrschen." Näheres über die „zu allen Zeiten und bei allen Völkern (selbst im Gebiete des Islam) obwaltenden Gefühle des Hasses oder der Verachtung" erfahren wir dann bei Richard Andrée, „Zur Volkskunde der Juden", Bielefeld und Leipzig 1881, S. 62—69. Ueber das klassische Altertum insbesondere Renan, „Les apôtres", p. 288—293 („Le vieil esprit hellénique et romain résistait énergiquement." „Le mépris et la haine pour les juifs sont le signe de tous les esprits cultivés."), wo auch die hauptsächlichsten aus dem Altertum lautgewordenen Stimmen wiedergegeben werden.

Judentume, wie es vielleicht einst einmal war, aber heute nicht mehr ist. Zudem ist das Motiv einer vorgespiegelten religiösen Gemeinschaft, das uns mit dem älteren Judentum angeblich verband, mehr und mehr hinfällig geworden, ja es darf heute als völlig verwirkt bezeichnet werden. So ist denn seit langem die Kluft zwischen den neueren abendländischen Völkern und den Juden gegen die gehalten, welche diese einst von den alten trennte, eher noch vertieft, wenn auch der eigentliche Kampf erst in neuerer Zeit sozusagen systematisch ausgebrochen ist, seit das Judentum seine gottverbürgten Weltherrschaftspläne immer offener enthüllte und immer rücksichtsloser verfolgte. In früheren Jahrhunderten war es stets bei vereinzelten Ausbrüchen geblieben, die aber vernehmlich genug ein in den Tiefen der Volksseele Kochendes und Gärendes bekundeten[1010]). Daß hier Rassengegensätze klafften, ist zwar immer dunkel empfunden, aber allzu lange durch Mißdeutung derselben als religiöser dem arglosen Sinn ausgeredet worden, bis die zunehmende Erkenntnis des Wesens der Rasse hierin Wandel schuf. Da, fast zu spät, erkannten alle Sehenden, daß die größte aller Gefahren, die uns vom Judentum drohten, eben die der Rasse, das heißt unserem Blute drohende sei, indem es als ein alterprobtes Mittel zur Förderung seiner Herrschaftspläne das der Durchsetzung fremder bei Reinerhaltung der eigenen Rasse handhabte. Wie ja denn auch diese Durchsetzung bei einem Teil, ja den meisten der europäischen Völker, namentlich in den ausschlaggebenden oberen Schichten, bereits so weit fortgeschritten ist, daß diese vielfach kaum wiederzuerkennen

Für die Geschichte der Juden kommt, außer den Riesenwerken von Ewald und Renan, die heute wohl nur noch Fachmänner zur Hand nehmen, vornehmlich Wellhausens „Israelitische und jüdische Geschichte" in Betracht. Demnächst die verschiedenen Schriften Eduard Meyers (außer der „Geschichte des Altertums" besonders „Die Entstehung des Judentums", Halle a. S. 1896). Viel Aufklärendes zur „Judenfrage" alter und neuer Zeit von deutscher Seite bei Adolf Wahrmund, „Babyloniertum, Judentum und Christentum", Leipzig 1882, und „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft", Karlsruhe und Leipzig 1887. Ferner in Chamberlains „Grundlagen" das fünfte Kapitel. Neuesterdings Arthur Trebitsch, „Deutscher Geist oder Judentum", Berlin, Wien, Leipzig 1921. Ueber die rassischen Grundlagen des Judentums jetzt Günther im Anhange seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes". Hauptvorkämpfer des Judentums war allzulange Heinrich Grätz mit seiner elfbändigen „Geschichte der Juden", welche zur Verbreiterung des Risses zwischen Juden und Abendländern viel beigetragen hat. Selbst Mommsen (s. u.) mußte sie als „talmudistisch" preisgeben. Wir kommen im zweiten Bande darauf zurück.

1010) In Georg Liebes „Das Judentum in der deutschen Vergangenheit", Leipzig 1903, findet sich eine gute Uebersicht über die Entwicklung des Judentums, die Stellung, die es bei uns eingenommen, die Rolle, die es gespielt hat, vom Frühmittelalter bis zum Jahre 1848.

sind, ja daß geradezu eine Wandlung der Nationalcharaktere dadurch bedingt erscheint, da dem jüdischen Blut, durch welches den abendländischen Völkern einerseits ein Urfremdes zugeführt wird, anderseits eine Durchschlagskraft ohnegleichen eignet. Was damit aber heraufbeschworen wurde, das können wir in seiner ganzen verhängnisvollen Bedeutung nur erkennen, wenn wir einen Blick auf die Gesamtheit der Kundgebungen über und gegen das Judentum werfen, welche aus dem Schoße der arischen Welt in Gestalt von Aussprüchen ihrer führenden Geister hervorgegangen sind.

Da muß denn nun zunächst festgestellt werden, daß nicht nur im deutschen, daß im gesamtarischen Gebiet die ungeheure Mehrzahl aller bedeutenden Denker sich in der Frontstellung gegen das Judentum zusammengefunden hat. Fast könnte man von einem Unisono reden — einem Unisono, das um so vielsagender erscheint, als es sich nach Zeit und Raum so überaus weit verteilt, in einer solchen Mannigfaltigkeit ertönt, daß von einer Beeinflussung der einen durch die andere Stimme gar keine Rede sein kann[1011]). Gleichviel ob es sich um unsere großen Gottesmänner und Theologen, Luther an der Spitze, um unsere Philosophen, Kant, Fichte, Schopenhauer, Dühring, um unsere Gesamtdenker, Dichter und Künstler, wie die Weimarer Klassiker und Wagner, oder um große Staatsmänner, wie Friedrich den Großen und Bismarck, ja selbst um die Denker unter unseren großen Feldherren, wie Moltke und Ludendorff, handelt[1012]), aus allen gewinnt man den gleichen Eindruck, als ob ein Meer zwischen ihnen und den Juden läge. Und wie sehr auch alle Tonarten, alle Schattierungen vertreten sein mögen, Luthers lodernder Zorn, Fichtes verhaltene Leidenschaft, Goethes würdig gemessene und eben dadurch um so wirksamere Unbedingtheit, Arndts und Lagardes teutonische Urwüchsigkeit, Dührings ungezügelte Härte, dies alles und wie vieles andere klingt doch in ein einziges allgemeinsames „apage“ aus, wie wenn es gälte, unserem Volkskörper ein tödliches Gift, dem Germanentum ein Aergernis fernzuhalten, daran seine Seele unheilbar Schaden nehmen könnte.

[1011]) Von deutschen Denkern ersten Ranges sind wenigstens mir nur zwei, Lessing und Nietzsche, bekannt, die offen und unbedingt mit den Juden gegangen sind. Allenfalls könnte man ihnen den späteren Mommsen hinzufügen. Aeußerst objektiv tritt den Juden auch Eduard von Hartmann, als unmittelbarer Fürsprecher noch Döllinger gegenüber. Geringere Geister von beiden Seiten bleiben hier außer Betracht. In Frankreich tritt vor allem Mirabeau aus der Reihe. Ueber Renan im zweiten Teile.

[1012]) Die Urteile ziemlich aller bedeutenden Geister alter und neuer Zeit, die sich über die Juden geäußert haben, finden sich gesammelt im „Handbuch der Judenfrage“, 26. Aufl., Hamburg 1907, S. 16—159. Die Gobineaus fehlen dort noch; ich habe sie zusammengetragen in „Gobineaus Rassenwerk“, S. 465—468.



Dreierlei ist es in der Hauptsache, wessen der Chorus unserer Wortführer sich vom Judentume versieht, was er an ihm verabscheut und von ihm fürchtet: Zersetzung — Ausbeutung — Knechtung. Nicht leicht ist alles Dreies wieder so knapp und wuchtig zusammengefaßt worden wie in einem Wort des späteren Bischofs Keppler, wenn er von dem Volke der Juden sagt, daß es „den Christenvölkern wie ein Pfahl im Fleische sitze, ihnen das Blut aussauge, sie knechte mit den goldenen Ketten der Millionen und mit den Rohrszeptern giftgetränkter Federn, die öffentlichen Brunnen der Bildung und Moral durch Einwerfen ekliger und eiteriger Stoffe vergifte"[1013]).

Kann man sich danach wundern, wenn in den Völkern, nachdem ihrem denkenden Teile, spät genug, die Augen geöffnet waren, elementare Gegenbewegungen gegen jenes alles losbrachen? Am tiefsten gingen diese wohl in Deutschland, dessen inneres Leben während des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts nicht am wenigsten von diesen Kämpfen ausgefüllt wird[1014]). Hier, wo es damals galt, nach jahrhundertelanger nationaler Zerrissenheit einen einheitlich deutschen Sinn herauszuarbeiten und dazu vor allem auch die Quellen unseres germanischen Rassenbewußtseins neu zu erschließen, mußte namentlich das zersetzende Element, das im Judentum dem entgegentrat, als ein Feindliches empfunden werden[1015]). Aber auch die Herrschaftsgelüste zeigten sich immer mehr als bereits in unheilvollem Grade verwirklicht. So konnten die stärksten Befürchtungen aufkommen, wie sie sich im Jahre 1880 in einer von 250 000 deutschen Männern unterzeichneten Petition an den Fürsten-Reichskanzler um Eindämmung des allzu bedrohlich angewachsenen Einflusses des Judentums kundtaten. Dieses an seinem Teile wußte sich auch jetzt wieder äußerst geschickt der alten Waffe, sich umgekehrt als den Bedrohten und Bedrückten hinzustellen, zu bedienen, und so gelang es ihm, wie immer, ein Großteil der Deutschen auf seine Seite zu bringen. Die sprechendsten Urkunden der damaligen Kämpfe, in denen zugleich für immer festgelegt ist, um was es bei der Judenfrage geht, haben wir in den Kampfschriften zweier unserer ersten Historiker zu erkennen, eben derer, welche durch die Aufstellung ihrer Standbilder vor

[1013]) Paul Keppler, „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient", 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1895, S. 302.

[1014]) In Frankreich war schon zur Zeit des Julikönigtumes in der vielberufenen Flugschrift „Les juifs les rois de l'époque" blitzartig das sich Anbahnende beleuchtet worden. Später hat namentlich Edouard Drumonts „La France juive" in Massenverbreitung aufklärend gewirkt. In Amerika hat neuerdings Henry Ford mit seinem „International Jew" die gleiche Rolle übernommen.

[1015]) Daß das Zersetzende das eigentlich bezeichnende und namentlich das für dessen geschichtliche Rolle ausschlaggebende Moment des Judentums sei, hat niemand schlagender dargetan als Mommsen in seiner klassischen Charakteristik „Römische Geschichte", Bd. III, S. 533 ff.

der Berliner Universität zugleich als Jugendlehrer aus allen anderen herausgehoben worden sind: Heinrich von Treitschke und Theodor Mommsen[1016]). In dem literarischen Zweikampf dieser beiden haben wir die ganze Zwiespältigkeit, die unser Volk in dieser Frage noch heute auseinanderreißt, symptomatisch vorgezeichnet.

In Treitschke ist damals die Bedeutung dieser Frage als einer Lebensfrage unserer Rasse mächtig aufgedämmert. Dem jüdischen Rassendünkel, dem „Geist des Hochmuts", tritt er in der Vollkraft germanischen Bewußtseins entgegen. Es gilt ihm, „unsere alte deutsche Art gegen die wachsende Macht und den wachsenden Uebermut des Judentums zu beschützen". „Wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer Gesittung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur folge." Die Bewegung gegen das Judentum ist „eine zwar brutale und gehässige, aber natürliche Reaktion des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element, das in unserem Leben einen allzubreiten Raum eingenommen hat". Das Judentum „hat eine schwere Mitschuld an dem schnöden Materialismus unserer Tage, der jede Arbeit nur noch als Geschäft betrachtet und die alte Arbeitsfreudigkeit unseres Volkes zu ersticken droht". Auch die Verachtung der abendländischen zugunsten der jüdischen Gesetze, die Auswucherung unserer Landsleute und anderes werden gebührend bei Namen genannt. Alles in allem „ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück".

Im Grunde hatte Treitschke hiermit nur aus Mommsens Satz vom Judentum als „einem wirksamen Ferment der nationalen Dekomposition" die letzten Konsequenzen gezogen. Um so peinlicher wirkt es, wenn dieser in seiner Erwiderung jenen Satz nun sophistisch so aus- oder umdeutet, daß die Juden im neuen deutschen Reiche „ein Element nicht sowohl der nationalen als der Dekomposition der Stämme", und insofern, indem sie nämlich an dem notwendigen Abschleifen der Stämme aneinander mitwirkten, geradezu der Herstellung einer deutschen Nationalität förderlich wären! Von da ist dann nur noch ein Schritt bis zur Koordinierung der Juden mit eben jenen Stämmen selbst, und auch den hat Mommsen getan; er stellt sie mit den Sachsen, Pommern und Preußen, nicht am wenigsten auch mit den Nachkommen der französischen Kolonie, ausdrücklich in eine Linie: „wer die Geschichte wirklich kennt, der weiß, daß die Umwandlung der Nationalität in stufenweisem Fortschreiten und mit zahlreichen und mannigfaltigen Uebergängen oft genug vorkommt". Mit diesem gänzlichen Preisgeben aller rassischen Gesichtspunkte ist denn freilich der äußerste Punkt dieses klaffenden Gegensatzes bezeichnet.

[1016]) H. von Treitschke, „Ein Wort über unser Judentum". Th. Mommsen, „Auch ein Wort über unser Judentum". Beide Berlin 1880.



Nur in einem treffen beide Gegner zusammen, nämlich in der mehrfach anklingenden Feststellung, daß auch auf Seiten der Deutschen ein gut Teil Schuld vorliege, wie auch in der Forderung der Rücksichtnahme auf die Minorität der edleren Juden, die dem dämonischen Treiben ihrer übermächtig gewordenen Stammesgenossen ganz ebenso ablehnend gegenüberstehen wie wir und daher an der arischen Welt notgedrungen einen Rückhalt suchen werden.

Ersterer Gedanke, dahin ausgebaut, daß Judenherrschaft immer auf Fäulniserscheinungen deute, der Sieg des Judentums nur in einer dekadenten Welt möglich, der Höchststand des jüdischen mit dem Tiefststand der anderen Völker gleichbedeutend sei, ist seitdem aus den Schriften aller diese Fragen ernst und tief erfassenden Denker nie wieder verschwunden. Hand in Hand ging er mit den immer stärker ertönenden Mahnrufen deutschester Männer, sich auf die alte Art zu besinnen und zurückzufinden. Es ist gewiß kein Zufall, daß eben damals Wagner mit „Was ist Deutsch?" hervortrat, Lagardes „Deutsche Schriften", diese apostolischen Sendschreiben des Deutschtums, zu erscheinen begannen, und daß unmittelbar darauf dies alles durch den Eintritt von Gobineaus Gedanken in die deutsche Welt erst die rechte Deutung und Wirkung gewann.

Aber bald genug sollte sich herausstellen, daß diese Wirkung doch nur auf eine aufgeklärte, geistig hochstehende Minderheit erfolgt war. Bei der Mehrheit ging die Entdeutschung weiter, vorwiegend unter dem Einfluß des Judentums, dessen „vollständigen Sieg auf allen Seiten" der weitschauende Richard Wagner schon 1869 zu verspüren glaubte[1017]). Heute hat dieses sein Wort noch ganz andere Geltung gewonnen; schon zwei Jahre vor dem Weltkriege konnte ein Jude (im „Kunstwart") triumphierend verkünden, daß „das deutsche Geistesleben jetzt von seinen Stammesgenossen verwaltet werde". Das wäre freilich nicht denkbar gewesen, wenn unsere germanische Eigenart nicht auch noch von einer anderen Seite methodisch unterwühlt worden wäre, durch die Kirche Roms, die, ganz ähnlich wie Juda, im Germanentum den letzten bedeutenden Gegner erkannte, der ihrer Herrschaft noch im Wege stand. An kräftigen Auflehnungen des germanischen Geistes hiergegen hat es zwar im 19. Jahrhundert sowenig gefehlt wie im sechzehnten. Aber die sie Verkörpernden — es genüge, die Namen der Besten und Edelsten zu nennen: Döllinger und Franz Xaver Kraus — wurden beiseitegedrängt, ihre wirksamsten Kundgebungen — die Spektatorbriefe! — unterdrückt. So geriet Rom mehr und mehr unter jesuitische Führung, und es ist nicht der Wahrheit zuwider, wenn der Kirche nachgesagt worden ist, „sie sei dem Judentum in der Irreführung der Geister, und dadurch in der geistigen und wirtschaftlichen Ver-

[1017]) „Gesammelte Schriften", Bd. VIII, S. 319.

gewaltigung der ehrenhaften Völker behilflich gewesen, wodurch diese sittlich von Stufe zu Stufe gesunken seien"[1018]).

Als fast noch verhängnisvoller sollte es sich erweisen, daß sich das Judentum in einem der großen germanischen Zweige selbst, in dem angelsächsischen, einen Helfer und Bundesgenossen gewann. Die Angelsachsen sind mehr als die anderen germanischen Stämme zur Händlerschaft veranlagt, sie haben auch am besten von den Juden gelernt; die Annäherung wurde zudem noch dadurch gefördert, daß der Geist und die Heilighaltung des Alten Testamentes bei ihnen, in Amerika zumal, wie nirgend sonst zu Hause war. So stehen die Mächte, in denen das Amerikanertum gipfelt, heute neben denen der Juden im Zeichen des Mammons als Beherrscher der Epoche und Herabwürdiger der Menschheit, ja, als es galt, die heuchlerisch als Abstrafung drapierte Erwürgung des germanischen Kernlandes zu organisieren, konnte dies wieder und wieder vertrauensvoll in ihre Hand, als die gegebene Vorhand, gelegt werden.

Genug, das deutsche Volk hat sich, bei immer mehr erlahmender arischer Abwehr, seiner Masse nach freiwillig in geistige wie in wirtschaftliche Knechtschaft begeben. Wenn darauf gesagt wird, wenn je ein Schicksal selbstverschuldet gewesen, sei es das seine, läßt sich darauf schwerlich etwas erwidern. Nur könnte man dann mit gleichem Rechte auch bei jenen Opfern, die, wie naturgeschichtlich bezeugt ist, sich auf den lauernden Blick der Schlange hin in deren Rachen stürzen, von Schuld reden.

Es ist an dem, was Mommsen sagt, daß der gegenseitige Haß von Juden und Nichtjuden sittlich zerrüttend fortgewirkt habe und als furchtbare Erbschaft noch heute auf der Menschheit laste[1019]). Nur irrt er, wenn er diesen Fluch erst an die Zerstörung von Jerusalem knüpfen will. Ihm selber verdanken wir ja die Kenntnis der Tatsache, daß „die Nation" schon geraume Zeit vorher „wohl für ihre religiöse und geistige Einheit einen Anhalt in dem kleinen Königreich von Jerusalem fand, selbst aber keineswegs in der Untertanenschaft der Hasmonäer, sondern in den zahllos durch das ganze parthische und das ganze römische Reich zerstreuten Judenschaften bestand", daß „das merkwürdige nachgiebig zähe Volk in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimisch und überall und nirgends mächtig war"[1020]). Und Delitzsch hat gar unumstößlich dargetan, daß die große Mehrzahl der Juden schon seit dem

---

[1018]) Th. Fritsch, „Der Streit um Gott und Talmud", Leipzig 1922. — In seiner Tiefe erfaßt ist das Ringen des Germanentums mit der Papstkirche nach seinem geschichtlichen Verlaufe neuerdings von W. Erbt in seiner „Weltgeschichte auf rassischer Grundlage", Frankfurt a. M. 1925.

[1019]) „Römische Geschichte", Bd. V, S. 551/52.

[1020]) Ebenda, Bd. III, S. 533 ff.

Babylonischen Exil freiwillig der Heimat fernblieb, daß sie ein absichtlich vaterlandsloses oder internationales Volk waren und so für alle Völker der Erde eine große furchtbare Gefahr darstellten, wobei er zugleich an das um zwei Jahrtausende zurückliegende Beispiel der Aufsaugung der Sumerer durch die Akkader erinnert, um daraus die Gefährlichkeit der semitischen Rasse überhaupt für die übrige Menschheit zu erweisen[1021]).

Das Unheil, das aus jener selbstgewählten geschichtlichen Rolle der Juden erwachsen, kann nicht einleuchtender aus seinen tiefsten Gründen erklärt werden, als durch die Parallele, welche Ludwig Gumplovicz[1022]) zwischen ihnen und den Phöniziern gezogen hat. Sie hatten sich diese letzteren in allem zu ihren Lehrmeistern genommen; in ihrer Ausbildung zu Handelsleuten, in ihrer Ausbreitung als solche über alle Welt, in der Einrichtung ihrer besonderen Gemeinwesen in Europa, überall wirkt das phönizische Vorbild nach. Nur in einem Punkte verstanden sie es nicht, das Beispiel der Phönizier nachzuahmen, die, ihrem Volkscharakter entsprechend, zur rechten Zeit in den Völkern, unter denen sie wohnten, auf- und als selbständiges Volk unterzugehen wußten. Physisch und anthropologisch sind sie sicher nicht verschwunden, ihr Blut muß auch heute noch unter den Völkern der Gegenwart reichlich vertreten sein; aber „mit richtigem kosmopolitischem Sinne taxierten sie ihre nationale Kultur keineswegs so hoch, daß sie ihnen um den Preis des Hasses und der Feindseligkeit der Völker nicht zu teuer zu stehen gekommen wäre". Die Juden dagegen „zogen es in widernatürlichem Starrsinn vor, einen ewigen Rassenkampf aller Völker und Nationen gegen sich wachzuhalten, als eine überlebte und mumienhafte Nationalität der aufblühenden, frischen Kultur anderer Länder und Zeiten zum Opfer zu bringen. In diesem starren Festhalten an längst überlebten Kulturformen, die in Wahrheit nur in den Katakomben der Geschichte, nicht aber im Leben der Völker an ihrem Platze wären, liegt ein schweres Vergehen gegen das große Naturgesetz der Geschichte — ein Vergehen, das von tausenden Generationen hart gebüßt wird. Es gibt der unvermeidlichen, aus der naturnotwendigen Entwicklung der ethnischen und sozialen Elemente sich ergebenden Rassenkämpfe übergenug, und es scheint nicht notwendig und ist gewiß kein welthistorisches Verdienst um die Menschheit, durch ein unsinniges Trotzbieten den ewigen Gesetzen und allgewaltigen Strömungen des sozialen Naturprozesses einen Rassenkampf mehr permanent zu erhalten und ewig zu schüren, der

[1021]) „Die große Täuschung", Teil 1, S. 103 ff., Teil 2, S. 29 ff. Nur ein letzter Rest des jüdischen Volkes wurde nach der Zerstörung Jerusalems über den Erdkreis zerstreut.

[1022]) „Der Rassenkampf", S. 333—335.

längst schon, wie jener gegen die Phönizier, ausgetobt haben könnte"[1023]).

Juda denkt heute, da es sich dem Ziele nahe fühlt, weniger denn je an Aufgabe der eigenen Nationalität. Und so wird der damit gegebene Kampf, wird die furchtbare Tragödie weitergehen, bis vielleicht einmal — wird es je dahin kommen? — die gesamte arische Welt sich gegen den gemeinsamen Verderber zusammenschließt.

Inzwischen kann im Zeichen der Wissenschaft, welche diese Einigung schon heute als vollzogen erweist und, als die gemeinsame aller arischen Völker, getrost sich als mit der Wahrheit zusammenfallend betrachten darf, nur erst eine Anzahl Kernsätze, als geistige Wehr, aufgestellt werden. Mit ihnen wird zugleich an den Säulen gerüttelt, auf welche die Macht des Judentums vor allem sich gründet — Säulen, die, weil auf Trug beruhend, im Innersten hohl sind, und doch den Völkern jahrhundertelang als unerschütterlich fest aufgeredet werden konnten.

Es sind vier.

Erstens, die Legende von der jüdischen Unterdrückung. Sie hat den Juden in unermeßlichem Umfange Sympathie innerhalb der arischen Welt eingetragen, nicht etwa in dem Sinne von Zuneigung, sondern in dem von Mitleid, das indes, alles in allem gerechnet, den abendländischen Völkern in weit höherem Maße gebührt und notgetan hätte. Wohl ist auch den Juden viel des Argen geschehen, aber immer und überall nur als Repressalie gegen das, was von ihnen ausgegangen war. Anläßlich der angeblichen Judenverfolgungen unter den Arsakiden sagt Gobineau[1024]): „Ils avaient donné lieu à des sévérités que, sans nul doute, leur esprit remuant et agressif leur avait attirées. Ainsi cette race antipathique a partout semé le vent, pour recueillir à la fin la tempête." Und das gleiche wird aus allen anderen Ländern bezeugt. Judenverfolgung bedeutet Zurückweisung der Judenherrschaft[1025]).

Zweitens, die wirtschaftliche Ueberlegenheit der Juden. Sie hat ihren letzten Grund darin, daß diese es verstanden haben, dem

---

[1023]) Gobineau sagt sogar schon von dem Jerusalem Esras und Nehemias: „Si la seconde Jérusalem n'avait pas existé, il n'y aurait eu rien de moins dans le monde."

[1024]) „Histoire des Perses", T. II, p. 583, 585.

[1025]) Ob die vielberufenen „Zionistischen Protokolle", von denen, nach einem im British Museum befindlichen hebräischen Originale, mehrere deutsche Uebersetzungen erschienen sind, und in welchen die Korrumpierung, Verblödung und Verelendung der Völker als Mittel zur Aufrichtung der Judenherrschaft in ein System gebracht werden, echt oder unecht sind, tut nichts zur Sache. Möge jene Tendenz dem Judentume innewohnen oder untergelegt sein, jedenfalls entspricht sie dem de facto allmählich herbeigeführten Verlaufe.

gesamten Handelsverkehrsleben ihrer Gastvölker ein Gepräge zu geben, das nur auf sie zugeschnitten war. In neuester Zeit zumal, seit sie mit ihrer vollen Emanzipation steigenden Einfluß auch auf die Gesetzgebung gewonnen, haben sie auf jenem Gebiete mehr oder minder alles — die Geldverhältnisse, Börsen und Banken, Aktienwesen, Staatsanleihen usw. — in ihrem Sinne und Interesse gemodelt und ihren letzten Triumph damit gefeiert, daß sie die Arier selbst dazu vermochten, ihnen bei der Festsetzung rechtlicher Formen für dies alles behilflich zu sein. Mit dem Augenblick, wo der Arier sich wieder zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zurückfände und mit aller Energie seine eigene Wirtschaftsordnung auf dem Grunde seiner ethischeren Auffassung der Arbeit zum Durchbruch brächte, wären seine Fesseln auch hier zerbrochen[1026].

Drittens, ihren Hauptnimbus entnahmen die Juden von je der angeblichen Heiligkeit ihres Gottes und seiner Offenbarungen im Alten Testamente. Die empörenden Unsittlichkeiten, von denen letzteres wimmelt, hatten zwar gesunden Sinn und edleres Empfinden immer abgestoßen; auch hat es nie an einzelnen freieren Geistern gefehlt, welche sich über den wahren Charakter jener Schriften aufs unzweideutigste ausgesprochen haben[1027]. Aber im ganzen hat die heute kaum mehr begreifliche, nicht wie die meisten anderen auf Wahn, nein, geradezu auf Täuschung beruhende „Autorität" der Bibel doch jahrhundertelang auch die ersten Geister aller abendländischen Völker in ihren Bann geschlagen, der erst in unserer Zeit langsam zu weichen beginnt[1028]. Selbst ein Treitschke redet noch von „den alten heiligen Erinnerungen der Juden, die uns allen ehrwürdig sind" in derselben Schrift,

---

1026) Diese uns seit langem vornehmlich durch Lagarde vertraut gewordenen Gedankengänge sind neuerdings, in Anlehnung an diesen, besonders scharf und eindringlich herausgearbeitet worden von Arthur Trebitsch: „Arische Wirtschaftsordnung", Wien und Leipzig 1925. Dieser ist zwar jüdischer Abstammung, aber, dank der arischen Beimischung seiner Ahnen, deutschem Wesen derart nahegebracht, daß er in dem großen Kampfe, der hier zur Entscheidung steht, ein allerwirksamster Helfer hätte werden können, wenn seine erschütternden Warnungsrufe nicht, wie die aller seiner Vorgänger, an der seelischen Farbenblindheit der meisten Arier scheiterten. So kämpfen denn in seinen Werken helle Verzweiflung und leises Aufschimmern letzter Hoffnungen einen harten Kampf.

1027) Es genüge, an Voltaire, Schopenhauer und Lagarde zu erinnern. Nach einem Briefe Adam von Doß' an Gwinner soll Schopenhauer eine eigene Schrift über das Alte Testament im Plane, vielleicht sogar im Werke gehabt haben, von der sich indessen bis jetzt keine Spur gefunden hat.

1028) Vgl. „Gobineaus Rassenwerk", S. 381, wo ich zum Belege jenes Bibelbannes, außer Gobineau selbst, unter anderen die Beispiele Leibnizens, Buffons, Linnés, Rousseaus, Gibbons und Herders angeführt habe.

wo er uns einige Seiten später zu hören gibt, „das Judentum sei die Nationalreligion eines uns ursprünglich fremden Stammes, seinem Wesen nach mehr zur Abwehr als zur Bekehrung geeignet, und darum auch wesentlich auf die Stammgenossen beschränkt"[1029]. Wenn aber zur endgültigen Ergründung dieser jüdischen Religion und alles dessen, was davon leidigerweise in die christliche eingedrungen ist, noch etwas gefehlt hätte, so hat das jetzt Friedrich Delitzsch geleistet in seiner Aufklärungsschrift „Die große Täuschung"[1030], mit der er seine ruhmvolle Gelehrtenlaufbahn beschlossen hat. Da wird mit der Gleichsetzung Jahwes mit Gott überhaupt, als einer Hypnotisierung der Christenheit, einem Irrglauben ohnegleichen, der bis auf den heutigen Tag ungezählte Millionen gefangen halte, in einer Weise aufgeräumt, daß denkende Menschen sich darob an den Kopf greifen, wie sie je möglich war. Dieser Gott ist und bleibt der ausschließliche Nationalgott Israels; er steht auf einer viel zu tiefen sittlichen Stufe, als daß er anderen Völkern je hätte aufgedrängt werden dürfen[1031]. Mit dem über das althebräische Schrifttum, das einen solchen Gott verherrlicht, als vermeintliches „Wort Gottes" zu sprechenden Verdikt wird dann aber auch das ganze Truggebäude von Judas weltgeschichtlicher Mission hinfällig. Die höherstehenden Völker, unter denen Delitzsch immer wieder das — von ihm dem deutschen verglichene — sumerische obenanstellt, haben sich zum Glück ganz anders tiefe und reine Quellen des Göttlichen als die jüdische aufzufinden und zu erschließen vermocht.

Delitzsch betont selbst an mehreren Stellen, daß sein Buch nicht eigentlich Neues bringe. In der Tat hatten ja die Wahrheiten seiner Grundgedanken vor ihm Tausende empfunden, Hunderte ausgesprochen. Das Neue lag also nur in zweierlei: Erstens darin, daß diese Wahrheiten hier zum ersten Male mit dem vollen Rüstzeug der Wissenschaft von einem Fachgelehrten ersten Ranges aus- und durchgeführt, und zweitens darin, daß mit hohem Wahrheitsmute die letzten Folgerungen aus ihnen gezogen, daß sie in die Kämpfe

---

1029) „Ein Wort über unser Judentum", S. 2, 24.

1030) Zwei Teile, 1921, 1922. Hauptstellen T. 1, S. 72 ff., 77, 82, 85, 97; T. 2, S. 18 ff., 21 ff., 52 ff.

1031) Die entscheidend wichtigsten Stellen des Delitzschen Buches sehe ich in den Ausführungen T. 1, S. 95 ff., T. 2, S. 18, 21 ff., wonach von einer Entwicklung des engumschränkten Volksgottes zum universellen Weltengott auch nach den Propheten und Psalmen keine Rede sein kann. Auch im Psalter, ja im Psalter erst recht, ist Jahwe noch immer der ausschließliche Gott Israels — eine Welt- und Gottesanschauung, die das Christentum geradezu ausschaltet, die aber die judenchristlichen Apostel dennoch den ersten Christen einzuimpfen verstanden haben, und die später Luther durch Ausmerzung des Namens Jahwe und sehr freie Behandlung bedeutsamer Stellen als Konterbande auch in die von ihm reformierte Welt mit hinübergenommen hat.

unserer Zeit mitten hineingestellt wurden. So sind sie zu einer allerwichtigsten Etappe in der Losreißung vom Judentum geworden. „Die Erforschung des althebräischen Schrifttums, des Spiegelbildes eines engherzigsten und zugleich unwürdigsten Gottesbegriffes, sollte deshalb auch nicht länger einen Zweig der christlichen Theologie bilden... Das sogenannte Alte Testament ist für die christliche Kirche und damit auch für die christliche Familie vollkommen entbehrlich"[1032]).

Ein Befreiungsbuch ohnegleichen hätte diese „Große Täuschung" werden können, wenn sie ein Jahrhundert früher gekommen wäre. Auch jetzt noch, sollte man sagen, müßte es der ganzen Christenheit wie ein Alb von der Brust fallen, wenn nicht — die Kirchen wären. Die aber sind in all den Wahn und Trug, der hier aufgedeckt worden, allzu unheilbar verstrickt, als daß sie ihm absagen könnten. So wird namentlich Rom, wenn irgendwo, hierin Juda beispringen, aber auch Wittenberg wird ihm folgen.

Von den Kirchen verlassen, sucht, was irgend in der Christenheit noch echt arisches Empfinden hat, sich eine Erneuerung seiner Gottesvorstellungen dadurch zu gewinnen, daß es sich mit dem Instinkte der Rettung in einem ganz neuen Sinne an die höchste ihm gewordene Verkörperung des Göttlichen, an Jesus, klammert. Auch dieser war seinem Todfeinde, dem Judentume, doch insoweit dienstbar gemacht worden, als auf Grund seiner Abstammung noch immer vielen, allzu vielen etwas wie eine Gemeinsamkeit mit jenem vorschwebte. So konnte auf Grund dieses letzten und gefährlichsten Wahnes das vierte Bollwerk der Juden erstehen in jener Mär, die selbst noch in Lessings „Nathan" aufgetischt wird, „daß unser Herr doch selbst ein Jude war". Erst zu allerletzt ist dann auch gegen dieses angekämpft worden, aber seit einem halben Jahrhundert ist man dann auch über die Frage, ob nicht ein arischer Jesus gewesen, ob und wie er möglich sei, nicht zur Ruhe gekommen. Wie einst um das Heilige Grab, kämpft man heute um die Person des Erlösers. Wie es scheint, ist die Frage jetzt spruchreif, und ich unternehme es im folgenden, sie zum ersten Male in aller Vollständigkeit historisch zu entwickeln.

Vorab eine Bemerkung zur Verständigung. Die Frage nach dem Blute Christi werden nach dem Gange, den namentlich seit Comte die ganze neuere Entwicklung der Völker einmal genommen hat, auch die nicht mehr ganz abweisen können und wollen, denen die Mission des Heilandes als eine spezifisch göttliche erscheint. Alle besonnenen Theologen erkennen an, daß diese Mission auch ihre irdische Seite hat, und damit ihr Träger unter anderem auch in die Wirbel der Rassenfragen, die unsere Zeit durchtosen, hinein-

[1032]) T. 1, S. 97. Vgl. oben S. 175 ff., wo diese Dinge schon einmal in anderem Zusammenhange zu berühren waren.

gerissen wird. Aber je tiefer man sich in diese, und insbesondere in die Christusfrage versenkt, desto unbedingter wird man zuzugeben geneigt sein, daß letztere auf rein wissenschaftlichem Wege nie voll gelöst werden wird, daß daher diejenigen in gewissem Sinne das bessere Teil erlost haben, welche sich bei der Vergöttlichung Christi, als welche ihn der Alternative semitischer oder nichtsemitischer Möglichkeiten entrückt, schlechtweg zu beruhigen vermögen. Der letzte Wahrspruch der Wissenschaft fällt daher mit dem der Kirche insofern zusammen, als wir, außerstande, einer Ansicht zu voller Beweiskraft zu verhelfen, vielmehr nur allenfalls Hypothese gegen Hypothese zu setzen berechtigt, das Ganze auch unserseits in das Gebiet des Glaubens zu verweisen uns genötigt sehen. Renan geht entschieden zu weit, wenn er sagt: „Il est donc impossible de soulever ici aucune question de race"; im Gegenteil, sie konnte und mußte aufgeworfen, und sie mußte alsdann mit möglichster wissenschaftlicher Gründlichkeit, unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte, erörtert werden. Erst wenn dies geschehen, haben wir uns zu bescheiden bei einem Ergebnisse, das gleich hier vorweggenommen sei, daß Jesus nach aller Wahrscheinlichkeit nichtjüdischen Geblütes war, womit aber noch nicht gesagt ist, daß er auch nichtsemitischen Geblütes gewesen sei.

Ganz von selbst versteht es sich, daß, bei der einzigartigen Bedeutung, die Jesus viele Jahrhunderte lang für die ganze gesittete, nicht am wenigsten auch für die arische, Welt behauptet hat, Untersuchungen dieser Art immer nach Möglichkeit im Geiste der Pietät zu führen sein werden. Das kann freilich nicht bedeuten, daß es damit auch verwehrt sei, hier und da einen Schleier zu lüften, den die Kirche über die Dinge geworfen hat. Das Dogma der Jungfräulichkeit Mariä kann doch die Tatsache nicht beseitigen, daß Jesus anscheinend unehelich geboren war — eine Tatsache, die auch die Kirche, wenigstens für den menschlichen Verstand, durch die Stellung, die sie Joseph anweist, zugibt. Ist somit die Blutszugehörigkeit Jesu offenbar von väterlicher Seite noch stärker auf Hypothesen gestellt als von mütterlicher, so darf es auch nicht beanstandet werden, wenn, wie wir sehen werden, gerade in der vielleicht wahrscheinlichsten derselben dieses Moment stark berücksichtigt wird[1033]). Dagegen werden wir guttun, ein anderes, das in der Behandlung unseres Problemes eine besonders große Rolle gespielt hat — selbst Delitzsch macht es sich zu eigen —, von Hause aus preiszugeben, daß nämlich aus der Art, wie die Judenschaft Jesum

[1033]) Auch in der Leben-Jesu-Forschung begegnen wir unter anderem der naheliegenden Betrachtung, daß Jesu Anklammern an den doch recht eigentlich von ihm geschaffenen „himmlischen Vater" aus seiner schmerzlich von ihm empfundenen irdischen Vaterlosigkeit erwachsen und zu erklären sein möge.



aufgenommen, aus dem Schicksal, das sie ihm bereitet habe, seine Nichtzugehörigkeit zu ihr hervorgehe. Mit dem gleichen Recht könnte man den Juden ihre größten Propheten, könnte man ihnen Spinoza absprechen, und noch manches andere Volk würde Parallelen ähnlicher unheilbarer Abstände, die zur Ausstoßung führen, liefern können. Treffend sagt zu diesem Punkte Renan[1034]): „Sans doute, Jésus sort du judaïsme; mais il en sort comme Socrate sortit des écoles des sophistes, comme Luther sortit du moyen âge, comme Lamennais du catholicisme, comme Rousseau du 18e siècle. On est de son siècle et de sa race, même quand on réagit contre son siècle et sa race."

Auffallend spät ist die strengere Wissenschaft in die Behandlung unserer Frage eingetreten, auffallend spärlich und zurückhaltend hat sie sich lange Zeit an ihr beteiligt. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein hätte dergleichen noch für Gotteslästerung gegolten. David Strauß mußte wie ein Geächteter im Lande umherziehen, Renan seine Stellung verlieren, nur weil sie es gewagt hatten, überhaupt ein Leben Jesu zu schreiben. Und erst der Rückschlag dieser Leistungen und die Wirkung der unendlich tief einschneidenden Gleichsetzung von Theologie und Anthropologie durch Feuerbach konnten hier die Bahn freimachen.

Ganz anders unbedenklich waren von je die Künstler vorgegangen. Für sie war die Frage der Abstammung und somit der Leiblichkeit Jesu keine solche des Wissens und der Erkenntnis, sondern des Gefühls, um nicht zu sagen des Instinktes. Und so haben denn namentlich die bildenden Künstler, soweit mir bekannt, den Heiland weitaus zumeist arisch, nur hie und da mit etwas semitischer Beimischung, dargestellt; und vom Heliandddichter, über die Mystiker hinweg, bis auf Richard Wagner sind deutscheste Meister bemüht gewesen, ihn solchergestalt ihrem Volke nahezubringen. Wohl ist in ihrem Gefolge manche Uebertreibung mit untergelaufen — der arische, germanische, ja deutsche Jesus einzelner Schwarmgeister hatte natürlich keinerlei wissenschaftlichen, sondern nur den symptomatischen Wert sehnsüchtiger Reaktion gegen den jüdischen —, ja dieses ganze Treiben der damaligen Laienschaft konnte auf einen Lagarde so abschreckend wirken, daß er dem Verfasser gegenüber noch in den achtziger Jahren den ganzen Versuch der Losreißung Jesu vom Judentume als Phantasterei bezeichnete und bis an sein Ende nichts davon wissen wollte. Und doch ist auch aus jenen Kreisen zum Durchdringen der Wahrheit ein gutes Teil beigesteuert worden. Lagardes treuester Jünger, Theodor Fritsch, zumal zeigte wieder einmal an einem lehrreichen Beispiele, wie so manchesmal der Laie dem Wissenschaftler vorauseilt: mit seinem reichen intuitiven Ahnungsvermögen kam er unter den

[1034]) „Vie de Jésus", 12me édit., 1864, p. 455.

Ersten dem Kern der Sache nahe und ist dann unermüdlich immer wieder darauf zurückgekommen, bis ihm auch von seiten der Wissenschaft in den Hauptpunkten die wohlverdiente Bestätigung wurde.

Hier hat, wie wir schon früher sahen, und zwar auf Anregung und in Fortführung der Untersuchungen Renans, zuerst Emile Burnouf die entscheidende Klärung in unser Thema gebracht. Den rassischen Gegensatz der Galiläer und der Juden, die zweierlei Rassen im Judentum selbst — die arischen Bestandteile der Minorität, in einigen Propheten und einem Teile der Psalmen vertreten, immer wieder durchschlagend und dann von Jesus wieder aufgenommen —, den arischen Grundcharakter der Lehre Christi, in der dann freilich später zwei Strömungen nebeneinanderherlaufen, indem ihr der ursemitische Monotheismus und der ebenfalls völlig unarische Schöpfungsbegriff beigemischt wurden, endlich die Bedeutung der Inkarnation als eines Mittels, den völlig außenstehenden Gott der Semiten der Welt anzunähern, um den Monotheismus den arischen Völkern erträglich zu machen — das alles finden wir bei Burnouf hell und klar beleuchtet[1035]). Auf die Verwandtschaft christlichen und arischen, insbesondere hellenischen und iranischen Geistes waren auch bei uns hervorragende religionsgeschichtliche Forscher wie Harnack und Wellhausen längst verfallen, und Ihering sagt in seinem Abschiedswerke geradezu[1036]): „Dem Boden seines Volkes war Christi Lehre nicht entsprossen. Das Christentum bezeichnet im Gegenteil eine Ueberwindung des Judentums, es steckt bereits bei seinem ersten Ursprung etwas vom Arier in ihm." Die Annahme, daß Christus von einem arischen Vater abstammen möge, durch welche diese Verbindung auch äußerlich zu vermitteln gesucht werde, lehnt Ihering noch ausdrücklich ab: „In meinen Augen hat diese Anknüpfung nicht den mindesten Wert, sie konnte vorhanden sein, ohne daß sich die innere daraus ergab, sie konnte fehlen, ohne daß es an dieser gebrach." Dagegen hat nun Chamberlain[1037]) gerade diesen Punkt, den der persönlichen Rassenzugehörigkeit Christi, zum eigentlichen Angelpunkt der ganzen Untersuchung erhoben. Aus der Fremdstämmigkeit und dem ganz von dem jüdischen abweichenden Nationalcharakter der Galiläer schließt er, daß Jesus in keinem Falle der jüdischen Rasse angehört haben könne. Jede weitere Behauptung erklärt auch er für hypothetisch; sehr wahrscheinlich sei nur ein vorwiegend semitischer Stammbaum. Chamberlains ausführliche, gründliche und energische Erörterung des Problems hat dieses zum ersten Male in die weitesten Kreise hinausgetragen; insbesondere konnte fortan kein Anthropologe daran vorübergehen. Die Hauptförderung aber kam ihm

[1035]) Vgl. besonders „La science des religions", p. 99 ss., 141 ss., 171 ss., 234—240.

[1036]) „Vorgeschichte der Indoeuropäer", S. 300.

[1037]) „Grundlagen", Bd. I, S. 210—249.

zunächst von einer anderen Seite, von dem Freundespaare, in welchem sich der stolze Aufschwung der deutschen Assyriologie im vergangenen Jahrhundert verkörpert: Paul Haupt und Friedrich Delitzsch. Letzterer hat namentlich in seinem letzten Werke[1038]) noch einmal alle inneren und äußeren Gründe zusammengefaßt, die dafür zu sprechen scheinen, daß Jesus in das von ihm als so unausgleichbar gegensätzlich nachgewiesene Judentum, das Judentum Jahwes und seines Alten Testamentes, in keinem Falle hineingehören könne. Beide haben außerdem über die so grundwichtige Frage „Galiläa" helleres Licht verbreitet[1039]).

Darauf, daß in Galiläa das eigentliche Judentum nie sehr stark vertreten gewesen, daß dort eine sehr bunte Mischbevölkerung von Phöniziern, Syrern, Arabern und Griechen gesessen, im Laufe der Jahrhunderte ein besonders lebhafter Wandel und Wechsel des Blutes stattgefunden habe, ist namentlich von unseren Theologen und Kirchenhistorikern, die sich dabei auf alte Quellen — vornehmlich Josephus und Strabo — stützen konnten, des öfteren hingewiesen worden. Immerhin traten, da die politische Gewalt bei Judäa lag, viele zum Judentum über, aber die echten Juden blickten auf die Galiläer, auch auf die galiläisch-jüdischen Proselyten nichtjüdischen Geblütes, immer mit Geringschätzung herab. Zu letzteren mögen nicht nur die Vorfahren und Eltern Jesu gehört haben — das sprichwörtliche „Was kann von Nazareth Gutes kommen?" bezog sich darauf, daß gerade in dieser Gegend die Bevölkerung für besonders gemischt galt —, auch die Jünger Jesu waren wohl ziemlich ausnahmslos galiläisch[1040]).

Die Arbeiten Haupts[1041]) und Delitzsch'[1042]) brachten nun vor allem dadurch ein neues und wichtiges Moment in die Erörte-

---

[1038]) „Die große Täuschung", Bd. II, S. 58—73.

[1039]) Vereinzelt finde ich zu unserer Frage noch eine Abhandlung von Paul Riedel im „Neuland des Wissens" 1910 erwähnt, die mir nicht vorgelegen hat.

[1040]) Ueber Galilaea gentium und Galilaea Judaeorum schon Roger Bacon, „Opus majus", ed. Bridges, vol. I, p. 347. Ausführlich über Galiläa als den „Kreis der Heiden" oder Heidendistrikt Th. Keim, „Geschichte Jesu von Nazara", Zürich 1867, Bd. I, S. 307 ff., 315. Vgl. auch E. Schürer, „Geschichte des jüdischen Volkes", Bd. I², S. 140 ff., Bd. II², S. 3, 208, 219, und vor allem Renan, „Vie de Jésus", p. 21/22 und 64, der überzeugend dartut, daß alle Hauptgestalten des Christentums dem Norden, eben Galiläa, entstammen. Nur von Judas, als einzigem Jünger, nimmt er (p. 153) nichtgaliläische Abstammung an. Ueber die Apostel im gleichen Sinne auch Reibmayr, „Inzucht und Vermischung", S. 209, und „Polit.-Anthrop. Revue", Bd. X, S. 283 ff. In Paulus vermutet dieser — mit anderen — einen jüdisch-griechischen Mischling.

[1041]) „The ethnology of Galilee" in „Transactions of the 3d International Congress for the history of Religion", Vol. I, Oxford 1908, p. 302—304. — „Orientalistische Literaturzeitung", Mai 1908, „The Aryan ancestry of Jesus" in der amerikanischen Zeitschrift „The open Court", Vol. 23, April 1909.

[1042]) „Babel und Bibel", III, S. 11, 23.

rung, daß sie aus assyrischen Quellen starke nichtsemitische, ja arische Bestandteile in Galiläa nachwiesen. Nach Haupt wurden die judaisierten Galiläer Ituräer, das heißt Assyrier, genannt, weil sie von den durch Tiglath-Pileser und Sargon II. angesiedelten assyrischen Kolonisten abstammten. Unter diesen waren viele — vielleicht sogar die Mehrzahl — Arier (Iranier), unter anderen der von Sargon dorthin verpflanzte medische Fürst Deiokes mit seiner Verwandtschaft. Haupt erinnert ferner daran, daß im Jahre 164 v. Chr. durch Judas Makkabäus eine planmäßige Entjudaisierung Galiläas mittelst Zurückführung aller dort lebenden Juden nach Jerusalem stattfand, und daß die Neujudaisierung des Landes durch Aristobulos, den Enkel des Simon Makkabäus, der 103 v. Chr. die Einwohner zur Beschneidung und zur Annahme des mosaischen Gesetzes zwang, nur „Jews by religion, but not Jews by race" schuf. Delitzsch macht noch nähere Angaben über die Kolonisierungen Tiglath-Pilesers und den stark babylonischen Einschlag, den das Mischvolk der Galiläer dadurch im nicht rein semitischen Sinne erhielt; denn die Babylonier erschienen den Israeliten mit Recht als so wenig reinsemitisch, daß der Verfasser der Völkertafel sie überhaupt nicht unter den Söhnen Sems mitzählt. Gerade manches in den Anschauungen, Aussprüchen und Taten Jesu drängt nach Delitzsch unwillkürlich zu babylonischen Vergleichen, wie denn z. B. der „Menschensohn" ein Babylonismus ist. Im Talmud werden auch die Samariter nicht selten geradezu nach der assyrischen Stadt Kutha Kuthäer genannt. Die galiläische Mundart aber verriet mit ihrer spezifisch babylonischen Verschleifung der Kehllaute noch zu Jesu Zeit sofort den Galiläer (Math. 26, 73). Nehmen wir endlich noch hinzu, daß — nach 2. Könige 15, 29 — schon einmal eine gründliche Ausräumung von Juden aus Galiläa stattgefunden hatte, indem diese 722 v. Chr. sämtlich nach Assur verpflanzt wurden.

Nach diesem allen werden wir den Ausspruch eines neueren Orientalisten begreifen, daß der vielberufene israelitisch-jüdische Hintergrund der neutestamentlichen Schriften, den man auch wohl als palästinensischen Erdgeruch bezeichnet hat, in Wahrheit nichts anderes sei als der altorientalisch-babylonische, der sogar noch bei den hellenistischen Einflüssen auf das Christentum der apostolischen Zeit in hohem Grade mitbestimmend gewesen sei[1043]).

Niemand wird somit bestreiten können, daß denen, welche dem Christentum von Hause aus — was aber nur durch Arisierung seines Urhebers denkbar schien — arischen Charakter zuschreiben wollten, reiche Möglichkeiten der Begründung hierfür zur Verfügung standen. Woher die arischen Elemente stammen mögen, darüber

[1043]) Alfred Jeremias, „Babylonisches im Neuen Testament", Leipzig 1905, S. 3.

sind die Meinungen weit auseinandergegangen. Am nächsten lag es natürlich, an die des Judentums selbst zu denken. Eine starke indogermanische Beimischung steht ja bei diesem fest, und Gestalten wie Jeremias oder Spinoza stehen dem arischen Geiste ungemein nahe. So ließe sich letzten Endes auch die Jesu wohl in diesem Zusammenhange deuten, und jedenfalls brauchte dieser aus seiner Volksgemeinschaft nicht unbedingt herausgerissen zu werden, um stark arisch, und vorwiegend auf Arier, zu wirken. Den letzten Propheten auf dem Boden Palästinas nennt ihn denn so auch der so scharf- wie feinsinnige Wilhelm Erbt[1044]), der Christi Werk einerseits als eine Rückkehr zu den Propheten und als die Vollendung ihrer Predigt, anderseits aber auch als ein Werk der Erweiterung über jene hinaus — zu danken vielleicht der Berührung mit der hellenistischen Kultur — bezeichnet[1045]). Unzählige Male sind ferner die Worte aus Deutero-Jesaja 53, in welchen das tragische Ende des Passionshelden — des Hohenpriesters Jojakim, des Sohnes Esras, der sich nach der Schlacht bei Marathon gegen die Perser empörte —, als des leidenden Gottesknechtes besungen wird, als eine Vorverkündung Jesu gedeutet und in diesem Sinn auf ihn angewandt worden. Und wie hierin eine gerade Linie von jenem auf Christus hinüberleitet, so geht auch schon die von Jesus wieder aufgenommene Idee der Weltgemeinschaft auf Jojakim zurück[1046]). Insofern der Glaube eines sich für die Menschheit opfernden Gottes auf arischen Ursprung deutet, gibt selbst ein sonst diesen Gedankengängen so fernstehender Mann wie Artur Drews die Berechtigung der Bezeichnung Jesu als Arier zu[1047]).

Andere freilich haben diese anderswoher hergeleitet. Selbst die gallische Einwanderung in Kleinasien hat man dafür herangezogen[1048]). Näher lagen schon die Griechen, an welche Woltmann und andere gedacht haben. Auch mit Haupts Persern ist neuerdings Ernst gemacht worden[1049]). Aber es bedarf wohl keines Wortes, daß dies alles lediglich Hypothesen sind. Vor ihnen allen hat die Darstellung Emil Jungs in seinem Buche „Die Herkunft Jesu" (München 1920) das voraus, daß sie sich auf die jüdische Ueberlieferung aus der Zeit Jesu stützt, welche nicht nur in der jüdischen, auch bis tief in die Literatur der Kirchenväter hinein

[1044]) „Jesus. Die Entstehung des Christentums", Leipzig 1914, S. III.

[1045]) Ebenda, S. 180 ff., 190 ff. Und desselben Verfassers „Deutsche Erziehung", S. 171.

[1046]) Erbt, „Das Judentum", Detmold 1921, S. 149, 165, „Weltgeschichte usw.", S. 128 ff., 137.

[1047]) „Die Christusmythe", S. 120.

[1048]) A. Müller, „Jesus ein Arier", Leipzig 1904.

[1049]) Von W. Erbt, „Jesus, der Heiland von nordischem Blute und Mute", Stuttgart 1926.

noch jahrhundertelang nachgeklungen hat, von der Kirche aber aus begreiflichen — dogmatischen — Gründen systematisch unterdrückt worden ist. Nach ihr wäre Maria, eine blutjunge Samariterin, das Opfer eines römischen Zenturio Panthera geworden. Die quellenmäßig strengstbelegte, urgründliche Arbeit Jungs, eines Reformkatholiken, sollte schon darum ernstere Beachtung finden, weil sie wenigstens einen Teil der Dunkelheiten der Evangelien wie der absichtlich von der Kirche vorgenommenen Verdunkelungen in betreff der Herkunft und Geburtsgeschichte Jesu aufhellt. In betreff von dessen Blutszugehörigkeit ließe freilich auch ein römischer Hauptmann der Kaiserzeit noch weiteste Möglichkeiten offen; nur gegen jüdische Herkunft dürfte auch er in jedem Falle sprechen.

Aber freilich, wir sagten es schon: Jesum nun auch von seinem Volke loszulösen, geht darum doch noch nicht an. Zu vieles ist dessen, was ihn mit diesem verbindet[1050]). Zwar, die angeblich Davidische Genealogie braucht niemanden zu beirren. „Sohn Davids" war ein Zuruf des Volkes, hervorgegangen aus den herrschenden Begriffen von Jesu Messiastum, welche sich dann zu der sinnlichen Vorstellung verdichteten, daß in jenem das Blut Davids rolle. Jesus selbst verhält sich eher ablehnend hierzu (Matth. 22, 41 ff.), Matthäus und Lukas verlieren sich in den Einzelheiten des Stammbaumes in endlose Widersprüche[1051]), und wenn bei dem des Matthäus noch allenfalls an wirkliche genealogische Zusammenhänge gedacht werden kann, so lehrt der Schlußvers von Lukas 3 aufs unzweideutigste den symbolisch-legendarischen Charakter des Ganzen.

Ein anderes ist es schon um den Namen Jesu, der mit Josua (Jehoschua) identisch ist und „Jahwe ist Hilfe" bedeutet. Auch die Beschneidung am achten Lebenstage läßt zum mindesten auf eine Geburt in nominell jüdischem Hause schließen[1052]). Entscheidend aber fällt vor allem ins Gewicht, daß Jesus, wie sein ganzes Wirken aus der apokalyptischen Stimmung und der Messiashoffnung der jüdi-

---

[1050]) Nach Harnack wurde schon im Urchristentum nach seiner Lossagung vom Judentum das Auftreten Jesu nicht inmitten der Völker, sondern unter den Juden als „ein dunkler Punkt", „ein quälendes Problem" empfunden. Um die fehlende Heidenmission des Heilandes einzuführen und zu erklären, erzählt das vierte Evangelium (12, 20 ff.), Griechen hätten diesen sehen wollen, und Jesus habe sie mit angeredet. Auch Joh. 10, 16 (die „noch anderen Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind") wird im gleichen Sinne gedeutet. Vor allem aber hat die Legende schon mit den Magiern aus dem Orient eingesetzt und ist dann immer kühner geworden. (Die Engel, welche „allem Volke" große Freude ankündigen.) Harnack, „Mission und Ausbreitung des Christentums", Bd. I³, S. 62.

[1051]) Vgl. hierzu Keim, „Geschichte Jesu von Nazara", Bd. I, S. 324 ff.; Strauß, „Leben Jesu", Bd. I, S. 245.

[1052]) Keims (a. a. O., Bd. I, S. 384) „in frommem israelitischem", und gar Renans („Les Evangiles", p. 8) „Les parents de Jésus furent des phariséens très exacts" geht wohl zu weit.

schen Sekten zu erklären ist, so auch mit durchaus jüdischem Geistesmateriale gearbeitet hat. Er spricht seine Weltanschauung in der Ausdrucksweise der spätjüdischen Metaphysik und Eschatologie aus. Er gibt dem Hoffen und Wollen der Zeit, dem elementaren sittlichen Gedanken einer allgemeinen Vollendung der Menschheit („Reich Gottes"), den er in der Nachfolge der großen Propheten in seiner ganzen Wahrheit und Unmittelbarkeit erfaßt hat, in dem Vorstellungsmaterial eben jener Zeit Ausdruck. Dieses spätjüdische Vorstellungsmaterial aber bringt es mit sich, daß er Vorherbestimmung zur Seligkeit oder Gnadenwahl annimmt und für seine Wirksamkeit nationale Schranken voraussetzt[1053]). Selbst bei den zwölf Aposteln scheinen ihm noch die zwölf Stämme der Juden, die sie vertreten sollen, vorgeschwebt zu haben[1054]). Das jüdische Gesetz, insofern es durch und durch unpolitisch, durch und durch sozial ist, will er erfüllen[1055]), und demzufolge ist es sogar nicht ausgeschlossen, daß Grätz mit seiner Feststellung, wonach diejenigen Aeußerungen Jesu, welche einen gesetzesfeindlichen Charakter haben, unecht wären, im Rechte ist. Zweifellos ist er dies, wenn er des weiteren behauptet, daß erst von Paulus dem Christentum universelle Bedeutung beigelegt worden, und daß dies von den Hauptaposteln, namentlich Jakobus und Johannes, scharf bekämpft worden sei[1056]). Eduard von Hartmann hat in seinem glänzenden und tiefeindringenden Werke „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" eine ganze Anzahl von Stellen aus Matthäus beigebracht, aus denen hervorgeht, daß Jesus selbst seine Mission wenigstens ursprünglich als auf die Kinder Israels beschränkt betrachtete, wenngleich er die jüdischen Proselyten nicht vom Gottesreiche ausschließt. Aber die Proselytenmacherei der Pharisäer tadelt er und verbietet den Jüngern, auch nur zu den halbjüdischen Samaritern zu gehen, da sie bis zum Weltende kaum mit den israelitischen Städten zu Ende kommen würden. Er läßt allenfalls gläubigen Heiden seine Heilkraft zugute kommen, aber er denkt nicht daran, sie in seine Jüngergemeinde aufzunehmen[1057]). Hausrath konnte sogar von „einem sehr starken patriotischen Zug in Jesus" reden und dies durch eine Reihe von Aussprüchen belegen, von jenem ersten der Bergpredigt an, in welchem Jerusalem als „eines großen Königs Stadt" gefeiert wird,

[1053]) Albert Schweitzer, „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung", S. 635, 637, 639, der diese Sätze durch den Zusatz „An der Tatsache ist nicht zu deuteln" noch besonders unterstreicht. Renan, „Les Apôtres", p. 110, erinnert daran, daß sogar sprachlich der älteste Kern des Christentums ausschließlich in aramäisches Gewand (die Sprache Jesu) gekleidet sei.

[1054]) Alfr. Jeremias, a. a. O., S. 87 ff.

[1055]) Renan, „Les Apôtres",, p. 129 ss.

[1056]) „Geschichte der Juden", Bd. III, S. 300.

[1057]) S. 523.

bis zu dem erschütternden „Jerusalem, Jerusalem" von Jesu Todesgange[1058]). Was Wunder, wenn so Hartmann am Ende zu dem Schlusse kommt, daß das Judenchristentum, das Christentum Jesu, von Hause aus nichts anderes gewesen sei als eine jüdische Sekte und als solche mit den zahlreichen anderen unbekannt erloschen sein würde, wenn nicht Paulus das Heidenchristentum erfunden und aus jenem umgebildet hätte, und wenn er geradezu sagt: „Der Verfasser des Johannesevangeliums konnte bereits die Illusion festhalten, daß der jüdische Prophet Jesus Gründer und Stifter der antijüdischen Christusreligion gewesen sei"[1059])!

Wir sind zu Ende mit der Aufnahme und Abwägung des Einzelmateriales. Es erhebt sich nun die Frage, was daraus zu schließen sei.

Wir haben an früherer Stelle gesehen, daß die Auffassung, welche dem Judentum die schöpferische Vorhand in der Gewinnung und Ausprägung tieferer religiöser Erkenntnisse zuschrieb, vor der Wissenschaft nicht standgehalten hat. An ganz anderer Stelle als in Judäa ist der Menschheit dieses Licht aufgegangen. Gleichwohl konnte und kann jener Wahn sich außerhalb der Gelehrtenwelt andauernd um so ungestörter breitmachen, als er von der gesamten christlichen Theologenwelt im vollen Umfange gestützt, ja geteilt wird[1060]). Um so mehr ist jetzt die Christusfrage von entscheidender Wichtigkeit für die Abmessung des Anteils der Juden, und im weiteren der Semiten, an den geistigen Leistungen der Weltgeschichte, ja sie ist in gewissem Sinne sogar das Zünglein der Waage für dieselbe.

Zwar, wir müssen es wiederholen, streng wissenschaftlich beweisen läßt sich in der Frage überhaupt nichts. Käme hier das „affirmanti incumbit probatio" uneingeschränkt zur Anwendung, so wäre die Sache der Arier verloren, ohne daß darum deren Nebenbuhler gewonnenes Spiel hätten. Das ist, von allem anderen zu geschweigen, schon mit der so durchaus fragwürdigen Zusammensetzung der Evangelien gegeben, deren einzelne Quellen aufzudecken und auf ihre Sicherheit nachzuprüfen auch dem darauf verwandten Scharfsinn von Hunderten und aber Hunderten ein Ding der Unmöglichkeit geblieben ist. Wenn also jemand angesichts eines solchen „non liquet" sagen wollte, es sei die Absicht des Weltgeistes gewesen, die höchste Gottesoffenbarung von der rassischen Seite in Dunkel zu

---

1058) „Neutestamentliche Zeitgeschichte", Bd. I, S. 367.

1059) A. a. O., S. 564.

1060) Auf die Spitze getrieben ist die einseitige Uebertreibung der religiösen Bedeutung der Juden in der Einleitung des Grätzschen Werkes. Einzig den Juden und neben ihnen allenfalls den Griechen wird dort eine solche für die gesamte Menschheit zugeschrieben. Kein Wort von Indern, Persern, Aegyptern. Ein Glück, daß nach dem arische Kerndenker wie Schopenhauer, Gobineau und Hartmann gekommen sind, um solchem angemaßten Monopol ein Ende zu bereiten.

hüllen, so könnte man darauf schwerlich viel erwidern. Jedenfalls hat, was immer sich diesem Dunkel an einigermaßen sicherer Anschauung entwinden läßt, für die Beteiligten nur Gefühlswert.

Um zunächst noch einmal das nach dieser Seite über Christi Person Wißbare zusammenzufassen, so kommt — um hier mit Chamberlain[1061]) zu reden — die Wahrscheinlichkeit, daß Christus kein Jude war, fast einer Gewißheit gleich. Von dem zu seiner Zeit im Judentume herrschend gewordenen Wesen findet sich in dem seinigen auch nicht ein Atom wieder; sollte ihm gleichwohl ein Tropfen jüdischen Blutes innegewohnt haben, so könnte es nur ein solcher sein, der von den alten arischen Beimischungen, die sich vorzeiten unter anderem in gewissen Propheten und Psalmisten ausgewirkt hatten, herzuleiten wäre. Hundertmal größer ist aber die Wahrscheinlichkeit nichtjüdischen Blutes, wie sie eben mit „Galiläa" gegeben war, wo die Zwangsjudaisierung des Aristobulos eine Bevölkerung von Namensjuden geschaffen hatte, innerhalb deren sich arische und semitische Möglichkeiten zu gleichen Teilen verteilt haben mögen. Ueber die Annahme eines Mischblutes wagen wir unter diesen Umständen nicht hinauszugehen[1062]). Die seelisch-geistige Ausdeutung einer solchen hat sehr schön Heinrich Driesmans gegeben[1063]): „Wenn in Jesu Person die beiden großen westasiatischen Kulturrassen sich gekreuzt haben, dann hat sich hier deren Blut in so glücklicher Weise gemischt und ins Verhältnis gesetzt, daß die heroische Kraft der einen gleichsam in die Form der fanatischen Energie gegossen schien, die der anderen eignete, und dergestalt zu der hohen Selbstbeherrschung und -bezwingung führte, die den Weg ihrer Vollendung bis zum letzten zu gehen vermag."

Und nun die Lehre. So gewiß auch diese ursprünglich aus jüdischer Umwelt hervorgegangen ist, wovon sie allein schon in der bedingungslosen Uebernahme des Theismus die unzerstörbarsten Spuren in sich trägt, so gewiß ist es anderseits, daß gerade der jüdische Gottesbegriff von Jesus radikal umgestaltet, in sein Gegenteil verkehrt, kurz gesagt, arisiert worden ist. Mag ferner immerhin das Christentum zunächst eine Fortführung und Vollendung der höchsten religiösen Kundgebungen des alten Prophetengeistes bedeuten, so erscheint doch selbst diesem gegenüber die geweissagte Weltherrschaft der Frommen ganz unverhältnismäßig vergeistigt, verinnerlicht und vermenschlicht, himmelweit vollends abstehend und abstechend von dem jüdischen Geiste, wie er schon vor Christus hintrat und im späteren Judentum dann im Sinne immer starrerer Materialisierung und immer engerer Judaisierung jenes Weltherrschaftsbegriffes sich fortentwickelte. Tell kann das Schiff, das

[1061]) „Grundlagen", S. 219.
[1062]) So auch Chamberlain, a. a. O.
[1063]) „Wege zur Kultur", München 1910, S. 36/37.

Geßler trug, nicht heftiger von sich geschleudert haben, als der Heiland ein solches Judentum. Renan, der im übrigen in seiner „Histoire du peuple d'Israël" das Christentum zu einseitig als eine Fortentwicklung des Judentums gefaßt, den ihm von Hause aus eingepflanzten arischen Kern zu wenig berücksichtigt hat, sagt doch sehr richtig: „Le christianisme une fois produit, le judaïsme se continue encore, mais comme un tronc desséché, à côté de la seule branche féconde. Désormais la vie est sortie de lui[1064]." Daß dieses Leben ihm aber erblühen konnte, verdankte es einzig seiner immer engeren Anlehnung an den arischen Geist, seiner immer volleren Durchdringung mit ihm — was alles freilich in stetem Kampfe mit den semitischen Elementen, die die Kirche in Dogma, Kultus und Satzungen reichlich mit aufnahm, sich durchzusetzen hatte. Vortrefflich hat David Strauß[1065]) die vielfachen Parallelerscheinungen und die wohltätigen Einwirkungen persischer, griechischer und selbst römischer Metaphysik (Religion und Philosophie) ins Licht gesetzt, die dem Christentum und seiner Ausbreitung zugute gekommen sind. Entscheidend für dessen Geschicke sollten freilich erst die Germanen werden. Dadurch, daß das Christentum bei diesen nicht nur möglich geworden, daß Christentum und Germanentum aneinander wuchsen, einander auf die ihnen größtmögliche Höhe brachten, ist erst der volle Beweis dafür geliefert worden, daß Jesus innerlich den Ariern, nicht den Semiten angehört, daß der Ausspruch eines deutschen Historikers zu Recht besteht:

„Das Christentum ist eine indogermanische Religion geworden, und indogermanische Sonderanlage ist es, die ihm eine so reichhaltige und wechselvolle Ausbildung, wie sie keine andere Religion erlebte, gegeben hat[1066])."

Ich sprach soeben von der Möglichkeit des Christentums für die Germanen und deutete damit an, daß diese sich nicht so ohne weiteres von selbst verstand. Um zu begreifen, worum es hier geht, dürfen wir einen Umstand nicht außer acht lassen, daß nämlich die Lehre des Heilandes zu einem guten Teile in dem zeitgenössischen Milieu, in dem Zustand und in dem Charakter derer, an die sie gerichtet, ihre Erklärung findet. Es war eine ausgelebte Welt, in der Christus predigte, der Druck des sinkenden Weltreiches lastete schwer auf den Völkern, und so weht auch aus manchen von Jesu Lehren mehr der Geist einer Niedergangsrasse als der jener frohgemut lebensvollen Arier, an die sich einst die der Veden und Zarathustras gewandt hatten. Die Bergpredigt insbesondere bedeutet „eine ganz unmittelbare Ablehnung und Ueberbietung arischer Lebensauffassung, einen Versuch, den arischen Geist durch Ueber-

[1064]) T. 5, p. 414/15 jenes Werkes.

[1065]) „Das Leben Jesu", Bd. I, S. 211 ff., 228—237.

[1066]) Theodor Lindner, „Geschichtsphilosophie", S. 158.

steigerung ins Unerfüllbare mattzusetzen"[1067]). Die darin zur Schau getragene Vorliebe für die Schwachen ließ das Christentum in einzelnen seiner Frühgestaltungen geradezu als eine Art Miserabilismus erscheinen, und so mußte es dem jugendlichen Heldensinne der damals eben erst in die Geschichte eintretenden Germanen erst angepaßt werden, wie der „Heliand" in so naiv-schöner Weise lehrt. Viele von den großen Germanen haben aber auch in der Folgezeit das Christentum nicht ohne schwere Kämpfe angenommen, bei manchen hat es nie Eingang gefunden, andere haben geschwankt[1068]). Aber das eine darf doch gesagt werden: wo immer wir auf Höchstleistungen der abendländischen Völker, sei es in ihrem allgemein geschichtlichen, sei es insbesondere in ihrem geistigen Leben treffen, hat das Christentum einen hervorragenden Anteil daran gehabt. Das Heldentum der Wahrheit, das hier in einem erhabensten Beispiele geübt wurde, hat nirgends so gezündet, die Idee der Gotteskindschaft und Gottesgemeinschaft, der Glaube an das Gute als an das Ewige und zugleich ewig Siegreiche nirgends tiefer Wurzel geschlagen als im Herzen der arisch-germanischen Welt. Nur in dieser waren Gestalten wie der Heilige Ludwig, Bernhard von Clairvaux, Gottfried von Bouillon, Gestalter wie die großen italienischen Bildner, wie Dürer und Luther, Bach und Wagner möglich.

In neuerer Zeit sind Christentum und Kirche immer weiter auseinandergegangen. Immer stärker eingeengt und bedrängt, flüchtet sich der arische Geist aus der ihm fremdgewordenen Kirche ins Freie, er träumt von einer ihm gemäßeren. Wird sie sich je verwirklichen lassen? So hervorragende Geister wie Lagarde und Chamberlain konnten sich dafür einsetzen. Andere haben ihre Möglichkeit verneint[1069]). Aber die Frage erscheint fast nebensächlich angesichts

---

1067) W. Erbt, „Weltgeschichte auf rassischer Grundlage", S. 139 ff.

1068) Vgl. meine Ausführungen in „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus", Bd. II, Berlin und Leipzig 1920, S. 404 ff. Ganz besonders scharf hat den vollberechtigten Kampf des germanischen Geistes gegen das Unarische im Christentum nach Gobineau, der ihn stiller geführt, neuerdings Hartmann aufgenommen in seinem „Christentum des Neuen Testamentes", 2. Aufl. 1905. Vgl. A. Schweitzer, a. a. O., S. 351 ff.

1069) A. Schweitzer, a. a. O., S. 342 und 632: „Der historische Jesus und der germanische Geist lassen sich anders als durch geschichtliche Gewalttat nicht zusammenbringen. Die Leben-Jesu-Forschung meinte, sie könne ihn, wie er ist, als Lehrer und Heiland in unsere Zeit hineinstellen. Sie löste die Bande, mit denen er seit Jahrhunderten an den Felsen der Kirchenlehre geschmiedet war. Aber er ging an unserer Zeit vorüber und ging in die seinige zurück mit derselben Notwendigkeit, mit der das befreite Pendel sich in seine ursprüngliche Lage zurückbewegt." — „Jesus von Nazareth läßt sich nicht modernisieren. Als historische Erscheinung bleibt er in seine Zeit gebannt."

der Tatsache, daß der beste Teil der arischen Welt immer wieder mit aller Kraft der Sehnsucht auf die Persönlichkeit Jesu zurückgreift. Für diese gelten auch die Bedenken nicht, die für einen Teil der Lehre Berechtigung haben mögen. Davon, was die arische Menschheit an Glauben an ihn noch aufbringt, wird das Schicksal des wahren Christentums abhängen. Auf das Glauben — mehr noch als auf den Glauben — kommt nun einmal bei Jesus alles an. Jeder, der den kirchlichen Jesus nicht in einer seiner vielen Schattierungen übernehmen will oder kann, muß ihn sich nach seiner Weise ausdeuten und aneignen. Der Sohn Gottes der frommen Christen kann ebensowohl auch als der gute Geist der Arier seinen Segen verbreiten, und niemand kann es diesen, die seine Gestalt vor allen Völkern zu deuten, zu nutzen, zu verklären gewußt haben, verwehren, sie sich auch blutlich im weitestmöglichen Sinn und Maße zu eigen zu machen.

Wie anscheinend in Christus selbst, und sicher im Christentum, semitische und arische Elemente sich mischten, so ringen bis heute die semitische und die arische Welt um letzteres. In dem Maße wie in Christus das arische Element die Oberhand gewann, hat auch seine Lehre in der abendländischen Welt das Letzte, das Beste, das Höchste gewirkt. Vielleicht gewinnt sich diese — wie er ja denn den tiefsten Sinn jener Lehre immer in Gleichnisse zu hüllen liebte — ein Symbol in dem Bilde von Christus und Petrus auf dem Meere. Wäre es an dem, daß die sinkende arische Menschheit von heute, dem Petrus gleich, sich an seiner Hand noch einmal aus den Wellen emporrichten könnte, dann wäre damit die schlagendste Antwort auf die im übrigen so schwer zu lösende Frage, zu wem er gehöre, gegeben[1070]).

[1070]) Wie überaus unarisch, unnordisch zumal, ein Teil der Jünger beschaffen war, die „den Meister aus Furcht verleugneten, um Silberlinge verrieten, feige davonliefen", und daß dies unter Gefolgsmännern aus Nordland nicht denkbar gewesen wäre, bemerkt sehr richtig F. L. Clauß („Rasse und Seele", S. 70, 72). In der arischen Welt ist dem Heiland an Treue das reichlich nachgeholt worden, was ihm die galiläisch-jüdische nicht bieten konnte.

Elftes Kapitel

Völkernacht. Hoffnungen auf neue Völker. Die Menschheit und die Rassen. Völkersterben. Degeneration. Das heutige Weltbild im Spiegel der Rasse. Demokratie.

Gewiß können Zukunftsbetrachtungen und vollends Zukunftsprognosen im allgemeinen manchem als ein müßiges Beginnen erscheinen. Und doch hat wohl kaum ein einziger unter den bedeutenderen Rassendenkern sich ihrer enthalten. Begreiflich genug; ist es doch nur eine natürliche Konsequenz dessen, daß sie historisch haben darstellen müssen, wohin die Abwicklung des Rassenprozesses bisher geführt, welche soziale und politische Niederschläge er im Gefolge gehabt, welche geistige und sittliche Wirkungen geübt hat. Nach dem Naturgesetz von Ursache und Wirkung wird dann unwillkürlich diese Linie in die Zukunft weitergeführt, und so mußte dies auch von Hause aus in den Plan dieses Werkes aufgenommen werden. Uebrigens aber gehört es auch zu den Pflichten der Wissenschaft, ihre Erkenntnisse je nachdem als Warnung zu verwerten. Wenn die Flut heranbraust, ist der Blick auf diese, nicht himmelwärts zu richten. Und es dürfte kaum ein ernster Forscher sich mit diesen Fragen befaßt haben, ohne dem offenkundigen allgemeinen Niedergang, den nur noch die Frivolität oder die Gewissenlosigkeit gutreden oder gar leugnen kann, in dem Sinne der bangen Frage ins Auge zu schauen, ob und wie ihm etwa noch zu steuern sei.

Ist es also meine Pflicht — eine Pflicht, von der keine Logik der Welt mich entbinden kann —, in einem Werke, das durchweg die Stimmen der Vergangenheit zu Gehör bringt, auch die über unsere Zukunft, die sich naturgemäß gerade bei den Tieferblickenden vielfach als Prophetien kundgeben mußten, mit aufzunehmen, so muß ich freilich meine Leser bitten, sich auf ein recht düsteres Kapitel gefaßt zu machen. Ich schreibe aber keine Presseartikel, keine volkstümliche Flugschrift, noch rede ich gar vor einer Volksversammlung. Ich wende mich an den engsten Kreis der Wahrheitssucher, und vor diesem würde alles das, was dort unter Umständen geboten sein kann — Sanguinismus, Weckung von Illusionen, Betäubungsmittel, wie sie heute besonders üblich sind — zum Verbrechen werden. Ich weiß es wohl, noch keinem aus Kassandras Geschlecht ist das Los der großen Ahnin erspart geblieben, nicht gehört, womöglich verlacht zu werden. Aber noch keiner auch hat sich dadurch abhalten lassen, die volle bittere Wahrheit, die zu erkennen ihm auferlegt war, auch zaglos auszusprechen. Und hier vollends kommt nicht die Anschauung eines einzelnen zum Ausdruck,

sondern es erschallen die schicksalschweren Chorgesänge aus einem Jahrhundert und mehr, zu denen nur allenfalls ein Abgesang zu singen war. Es ist das Unglück der Völker, daß sie Geister dieser Art — wie hier die ganze Kette unserer Rassendenker — nicht beachten mögen. Uns Deutschen zumal hat mehr als alles andere unser träger Optimismus unser Schicksal bereitet.

+

Auf allen besseren Geistern des Abendlandes lastet heute ein schwerer Albdruck, der sich vielleicht nur dem zur Zeit des sinkenden Altertumes vergleichen läßt. Die furchtbare Schlußvision des Gobineauschen „Essai" hat sich seit dessen Erscheinen in immer mehr und mehreren großen Seelen wiederholt. Die Erkenntnis, daß wir in einer verbrauchten Luft leben, findet erschütternden Ausdruck: „Dans un air déjà respiré et vicié par trop de générations humaines, avec un sang moins jeune et toutes les déformations, toutes les maladies, toutes les tares d'une vieille civilisation", hat es Taine gefaßt[1071]). Auch das Christentum hat daran nichts ändern können; soweit seine Lehren im Apostolikum zusammengefaßt sind, wirken sie nicht über die Gemeinschaft der Kirche hinaus, und seine Ethik vollends erscheint angesichts des immer tiefer gesunkenen Standes unserer Sittlichkeit nur noch wie eine große Lüge[1072]). „Der Strom der Menschheitsgeschichte! Wie lange wird er denn überhaupt noch rauschen? Daß es mit den modernen Kulturvölkern bergab und zu Ende gehen wird, wenn nicht ihre gesamten Existenzverhältnisse von Grund aus umgestaltet werden, kann für Denkende keinem Zweifel mehr unterliegen. Hinter den heutigen Kulturnationen stehen aber keine jugendfrischen Naturvölker mehr, und auch den scheinbar lebenskräftigsten Rassen wird die moderne Afterkultur ebenso verhängnisvoll werden, wie sie es uns geworden ist[1073])."

So ist es. Unsere Reserven scheinen erschöpft. Wie einst, heißt es auch heute wieder: „Die Germanen oder die Nacht!" Aber keine Germanen wollen mehr am Horizonte auftauchen[1074]). So taumeln

---

1071) „Philosophie de l'art", T. II, p. 294.

1072) Das hat besonders eindringlich W. Schallmayer, auf den wir noch näher kommen werden, in seinen Schriften betont.

1073) Worte Fr. Landmanns, des Freundes und Nachfolgers Woltmanns, in der „Polit.-Anthropol. Revue", IV, S. 394 ff.

1074) Wie ernstlich diese entscheidende Zukunftsfrage von einzelnen Tieferblickenden schon vor Jahrzehnten durchgedacht worden ist, lehren unter anderem die Eingangsbetrachtungen einer anonym kurz vor dem Siebziger Kriege bei Reimer in Berlin erschienenen Schrift: „Von deutschen Hochschulen. Allerlei, was da ist und was da sein sollte" (S. 3, 6/7, 9—11) in welcher der Weckruf an die deutschen Hochschulen nicht zuletzt mit dem düsteren Ausblick in eine Zukunft begründet wird, der, wenn sie erst in den vollen Niedergang geraten ist, keine regenerierenden Germanen mehr bevorstehen.

wir der Völkernacht entgegen. Sie zu bannen, hat der sehnende Sinn sich um Rat und Hilfe nach den verschiedensten Seiten gewandt. Am naivsten war wohl der Wahn, daß die alte Quelle des Nordens uns noch einmal wie vor Zeiten wieder fließen könne: Skandinavien als Jungborn! Vor ihm hätte schon das Wort des sterbenden Don Quijote uns bewahren sollen, wonach in den Nestern des Vorjahres heuer keine Vögel mehr wachsen. Zum Ueberfluß lasse man sich aber auch von Kennern Skandinaviens darüber belehren, daß diese Länder von dem allgemeinen Niedergang am allerwenigsten ausgenommen werden können[1075]).

Dann kam Amerika. Hierfür hatte schon vor einem Jahrhundert Hegel, der ja so gerne diktatorisch auftrat, den Ton angegeben. Er dekretierte: „Die Weltgeschichte geht von Osten nach Westen ... Amerika ist das Land der Zukunft, in welchem sich in vor uns liegenden Zeiten die weltgeschichtliche Wichtigkeit offenbaren soll; es ist ein Land der Sehnsucht für alle die, welche die historische Rüstkammer des alten Europa langweilt"[1076]), und auf seinen Spuren hat dann einer dem anderen diese amerikanischen Träume nachgeträumt[1077]), bis ihnen nicht das Erscheinen, erst das richtige Bekanntwerden von Gobineaus Amerika-Kapitel ein Ende bereitete, in welchem überzeugend dargetan war, daß nicht ein neuer Keim wirklicher Kultur dort emporgesprossen, nur altes — und nicht das beste — europäisches Erbgut verarbeitet worden sei. Und Vollgraff, der nur an naturwüchsigem Ausströmen, nicht an Tiefe, der Erkenntnis Gobineau nachstand, hat dann im besonderen noch die Angelsachsen als die Schöpfer und Träger jener Kultur der Maschine aufgewiesen, die in ihren letzten Auswirkungen das völlige geistige Ende bedeuten muß. So war es um die „glanzvolle Auferstehung" bestellt, welche deutsche Gelehrte der europäischen Kultur nach dem von ihnen im übrigen richtig vorausgesehenen Untergang infolge eines furchtbaren Weltkrieges von Amerika aus weissagen zu dürfen glaubten[1078]). In Wirklichkeit hat sich damit nur jene Umwandlung des Geistes der europäischen Völker voll-

---

[1075]) Vgl. unter anderem „Polit.-Anthropol. Revue", Bd. VI, S. 537 ff., 630 ff.

[1076]) „Philosophie der Geschichte" (Werke Bd. IX), S. 82 ff.

[1077]) Chamisso an de la Foye, 14. August 1823 („Leben und Briefe", Bd. II, S. 197 ff., 211): „Ich habe Weib und Kind und schaue dennoch zu dem jungen Amerika hinüber! Es ist mir oft, als wäre es aus mit Europa, und dennoch hängt man an der alten Hure." In aller Ruhe des besonnenen Forschers gibt Peschel am Schluß seiner „Völkerkunde" Europa mit der Perspektive auf Amerika preis. Andere deutsche Gelehrte (Lamprecht und Sombart) haben das Amerikanertum geradezu gefeiert.

[1078]) Büchner bei Hellwald, Bd. I⁴, S. 109.

zogen, welche der große Diderot schon, als sie sich in ihren ersten Anfängen ankündigte, gebührend bei Namen genannt hat[1079]).

Auch die osteuropäischen Völker, insonderheit die Slaven, haben vielfach als letzte präsumptive Kulturträger gegolten. Von den Polen zumal hat man sich allerlei versprochen. Bedeutende Gelehrte sind dafür eingetreten[1080]), bei denen allen, ihnen unbewußt, ein gewisser Geist der Systematik mitgesprochen hat; der Reihengang: Orientalen — klassische Völker — Kelten — Germanen — Slaven hatte etwas gar zu Verführerisches. Nur gingen sie alle von der irrigen Voraussetzung aus, daß die Slaven junge und somit noch besonders entwicklungsfähige Völker seien — ein Irrtum, von dem man inzwischen gründlich zurückgekommen ist.

Selbst aus der Welt der Gelben sollten zeitweise neue Menschheitsmöglichkeiten für uns hergeleitet werden. An der verhältnismäßig schnell verklungenen Japanomanie war selbst ein Mann wie Ernst Große stark beteiligt. Und Schallmayer ließ sich durch seine Entrüstung über unsere Verlogenheit in der Anwendung der christlichen Ethik verleiten, China als neuen moralischen Gesetzgeber für uns vorzuschlagen. Aber Ethik ist immer eine Ausstrahlung der Rasse. Es kann sie nicht eine von der anderen übernehmen, vollends nicht von einer so fremden. Wollen wir also nicht ganz auf ein Weiterleben im Sinne und Geiste unserer Ahnen verzichten, so ist eine letzte Aufrichtung des arischen Ideales das einzige, was uns bleibt.

Ganz kann auch das Wiederaufleben der Phantasien des Aufklärungszeitalters von den Wilden als besseren Menschen, in Gestalt der Zuweisung von Erbansprüchen auch an die Naturvölker, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Schon Wieland aber hat die hiergegen geltend zu machenden Bedenken vortrefflich formuliert[1081]), und neuerdings hat Letourneau auch noch den

---

[1079]) „Oeuvres complètes", Paris 1875, T. 4, p. 41: „Plus le monde vieillira, plus les hommes deviendront pauvres, petits et mesquins . . . Il s'établit en Europe un esprit de trocs et d'échanges, esprit qui peut donner lieu à de vastes spéculations dans les têtes des particuliers, mais esprit de la tranquillité et de la paix." In diesen vom Geiste der Maschine geleiteten „sociétés mercantiles" ist dann, wie im Folgenden ausgeführt wird, nichts mehr, was Geist und Seele hochhalten kann.

[1080]) Die Parole hierzu ging wohl von dem Polen Adam Mickiewicz aus (Helmolts Weltgeschichte, Bd. I, S. 5). Auch in Grillparzers „Libussa" wird, im Einklang mit der Königinhofer Handschrift, den Slaven die einstige Hegemonie in Europa zugesprochen. Besonders stark vertritt die Zukunft der Slaven Fallmerayer („Geschichte der Halbinsel Morea", Bd. I, 1830, S. V). Aehnlich Röpell, „Geschichte Polens", Teil 1, Hamburg 1840, S. VIII. Vgl. auch Klemm, Bd. X, Vorwort.

[1081]) „Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechtes" (Werke, Hempelsche Ausgabe, Bd. 31, S. 170): „Andere Völker werden ihre Jugendstufe besteigen, unverdorbene, kraftvolle, gutartige Menschen,

„mercantilisme brutal" der zivilisierten Völker gebrandmarkt, vermöge dessen den Naturvölkern, namentlich den Negern, ihr normaler Entwicklungsweg versperrt werde[1082]).

Müssen wir demnach als Fazit dieses Rundblickes das feststellen, daß das Wertvollste und Beste an kulturellen Erträgnissen, was die Menschheit aufzuweisen und zu gewärtigen hat, sich noch immer an Europa in seiner Gesamtheit knüpft, so erhebt sich die Frage, ob noch eine Möglichkeit bestehe, daß dieses sich in einer Zukunft, die in einem kaum je dagewesenen Grade von einem Durcheinanderwirbeln von Rassen und Völkern bestimmt sein wird, in dieser seiner Gesamtheit als Weltmacht werde behaupten können. Kein denkender Mensch zweifelt mehr daran, daß dies nur bei straffer Zusammenfassung aller seiner Kräfte, in einer völligen Neuorganisation auf föderativer Grundlage, möglich sei — oder sollen wir sagen, möglich gewesen wäre? Denn es scheint ja, als solle allen geradezu überdeutlichen Winken und Warnungen des Weltgeistes zum Trotz, die uns auch von prophetisch weitblickenden Männern aufs beredteste verdolmetscht worden sind[1083]), dieser Weg nicht, oder doch nicht zur rechten Zeit, beschritten werden. Und doch sind wir von unseren besten Geistern wieder und wieder darauf verwiesen worden. Am kühnsten und scharfsinnigsten hat wohl Konstantin Frantz, der nur leider etwas zuviel vom Ideologen an sich hatte, den föderalistischen Gedanken ausgedacht[1084]). Lagardes politisches Gedankenwerk bewegte sich letzten Endes auch in dieser Richtung. Ihm, wie auch Otto Ammon[1085]), schwebte ein unter deutscher Führung geeinigtes Mitteleuropa vor, dem sich dann zunächst Frankreich hätte anschließen sollen. Auch in diesem Lande hat die Idee eines zu einigenden Europa namhafte Vertreter gefunden. Vor allem ist hier Henri Martin zu nennen, der schon im Jahre 1847 das Aufeinanderangewiesensein seines und unseres nach vielen Seiten sehr gut von ihm gewürdigten Volkes zur Herbeiführung jenes Zieles aus der Tiefe erkannt hat[1086]). Ein fast begeisterter

---

wenn anders unsere kosmopolitische Neigung, auf dem ganzen Erdenrunde herumzuschwärmen und allen Völkern unsere Künste zu zeigen und unsere häßlichen Krankheiten mitzuteilen, bis dahin noch unangesteckte Menschen übrig läßt."

[1082]) „Psychologie ethnique", p. 128.

[1083]) Ich verweise hier namentlich auf das unermüdliche Wirken Karl Haushofers, der die einstigen Warnungen Gobineaus vor der gelben Gefahr aus erweitertem Horizonte wieder aufgenommen hat.

[1084]) Sein großartiges Hauptwerk, „Der Föderalismus", erschien Mainz 1879.

[1085]) „Die Gesellschaftsordnung", S. 231.

[1086]) „De la France etc.", p. 283—286, 327—332. Charakteristisch ist besonders das Verlangen einer entschlossenen Abkehr von den angelsächsischen Mächten: „L'Angleterre, le lien moral du monde! . . . . Les communications, qu'elle établit entre les hommes, ne concernent que la

Verkünder der Vereinigten Staaten von Europa war Graf Leusse, dem der Blick auf Karl den Großen als letzte Hoffnung die des Erscheinens einer ähnlichen Zusammenfasser- und Rettergestalt eingab: „Ce sera fini en attendant le jour où les Etats unis de l'Europe se grouperont autour du grand homme qui empêchera notre civilisation de périr ou qui adoucira ses derniers moments[1087])."

Ausgesprochen oder unausgesprochen lag allen diesen Gedankengängen die Voraussetzung zum Grunde, daß die schöpferischen Rassen, denen die europäische Kultur in erster Linie zu danken, auch in Zukunft die Führung behalten und in dem Sinne ausüben würden, daß dem wertvolleren Teile der Bevölkerung die Pflege seiner edleren Bestimmung gesichert bliebe. Unwesentlich oder doch nicht entscheidend wichtig erschien es dabei, ob für die deutschen Denker vorwiegend germanische, für die französischen (in Henri Martins „union gallo-germaine" z. B.) zugleich keltische Elemente in Betracht kamen, wenn nur der gemeinsame arisch-nordische Untergrund genügend gewahrt wäre. Und noch in einem begegneten sich Franzosen und Deutsche, darin, daß man sich, ideell wie materiell, vor der englischen (heute würde man hinzusetzen müssen: wie auch vor der jüdischen) Vorherrschaft hüten bzw. von ihr befreien müsse, entsprechend dem Worte Gobineaus, das er im September 1843 den Völkern Europas ins Stammbuch schrieb: „L'Angleterre ne peut se trouver à la tête du monde européen que lorsque le monde européen sort des conditions normales de son existence."

Wir wissen, wie so ganz anders es gekommen ist. Die europäische Welt hat die normalen Richtlinien ihrer Existenz preisgegeben, so daß England in nie dagewesenem Maße die Führung Europas an sich reißen konnte, desselben Europas, für dessen höchste Anliegen, insofern sie zugleich solche der besseren Menschheit waren, kein Herz in ihm schlug, seit es sich als Inselreich und Weltmacht völlig von ihm losgelöst hatte. So wußte es die Einigung zu verhindern, unter der einzig Europa noch etwas hätte bedeuten können; wahnbetört erklärte Frankreich den Krieg in Permanenz, der nach dem zuvor angeführten Ausspruche eines seiner besten Geschichtsschreiber den Untergang der europäischen Freiheit und den Sieg der

---

matière. Elle subalternise les peuples étrangers, elle les exploite et les épuise jusqu'à l'écorce." „L'Amérique est une Angleterre démocratique, mais c'est toujours une Angleterre." Im übrigen: „Les deux nations (Frankreich und Deutschland) ne peuvent rien de grand l'une malgré l'autre; rien de décisif l'une sans l'autre. Réunies, elles peuvent tout, tout ce qui est juste et elles n'ont point à vouloir autre chose." Und endlich: „La guerre entre la France et l'Allemagne serait la ruine de la liberté européenne et le triomphe des puissances malfaisantes."

[1087]) „Etudes d'histoire ethnique", T. I, p. 659.

Mächte des Bösen bedeuten mußte. So hatte auch die ältere Gruppe, in deren Hut jene Anliegen sich noch hätten retten können, versagt. Das Abendland wußte nichts Besseres zu tun, als sich zu zerfleischen, sein bestes Glied, Deutschland, abzuwürgen, und das angesichts des ständigen Vordringens des Judentums, das in der Gemeinsamkeit mit den Moskauer Henkern sein furchtbarstes Gesicht zeigte, in Umsturz und Anarchie eine neue Grundlage der Menschheitsgeschichte zu schaffen sich anschickte, und angesichts des im Hintergrunde immer drohender auftauchenden Gespenstes der Farbigen und ihrer Uebermacht. Allzu klar ist es ja, daß mit jeder Hekatombe, die auf den Schlachtfeldern der europäischen Bruderzwiste fällt, in dem großen Weltringen unsere Schale sinkt und die der Farbigen steigt, und daß vor allem, nachdem die Solidarität Europas einmal verkannt, geopfert, nur wahnvollster Trug noch von Siegern und Besiegten unter dessen Völkern reden kann, da diese vielmehr alle dem gleichen Lose entgegengehen. Das Schicksal des Abendlandes ist besiegelt. Schon jetzt hat Europa infolge seiner Zerklüftung, anscheinend endgültig, die Führung an Amerika abgeben müssen[1088]). Und dann?

Dann ist uns Sterben und Verderben mehr als einmal angekündigt worden. Das ist aber leichter ausgesprochen, als daß sich damit eine klare Vorstellung verbinden ließe. Gleichwohl müssen wir wenigstens versuchen, eine solche zu gewinnen, wobei wir allerdings, vorerst wenigstens, das Ethische — z. B. die Betrachtung, daß Sterben an sich nicht das Schlimmste, daß das Wort „Das Leben ist der Güter höchstes nicht" für die Völker so gut wie für den einzelnen Menschen gilt — möglichst auszuschalten haben.

Gibt es überhaupt einen Tod für die Völker? Und ist er naturbedingt? *Muß* ein Volk sterben? Erstere Frage ist unbedingt zu bejahen, zahlreiche geschichtliche Beispiele zeugen dafür, als großartigstes das der Goten, als erschütterndstes das der Etrusker[1089]). Ebenso bestimmt aber ist die *Notwendigkeit* eines Völkertodes zu verneinen. Das Aussterben eines Volkes wie einer Art ist immer nur an äußere Bedingungen geknüpft, nicht innerlich bedingt;

[1088]) Daß in einem Werke wie diesem der sogenannte Völkerbund nicht ernst genommen wird, bedarf hoffentlich keiner Rechtfertigung.

[1089]) Es ist dies das vielleicht einzige Mal, daß ein Volk sozusagen bewußt seinen Untergang vorausgesehen und dann erlebt hat. In *Plutarchs* „Leben Sullas" wird erzählt, daß kurz vor dem Ausbruche des Sullanischen Bürgerkrieges ein düsteres Zeichen — ein geheimnisvoller Trompetenton aus heiterem Himmel — dem erschreckten Volke von den darob befragten Wahrsagern auf sein bevorstehendes Ende gedeutet worden sei, das ja dann bald darauf — in den Sullanischen Schlächtereien und später in den Blutbädern der Triumvirn — auch erfolgte. Vgl. hierzu *Michelet*, „Histoire Romaine", T. I, p. 45—47; Otfr. *Müller*, „Die Etrusker", Bd. II, S. 331—337.

einen Alterstod der Völker gibt es nicht[1090]). Und selbst, wenn der Tod eines Volkes, wie eben bei Etruskern und Goten, durch Austilgung bewirkt wird, wird diese in den seltensten Fällen mit Stumpf und Stil erfolgen: der historische Tod ist noch kein anthropologischer Tod. Das Blut der einstigen Völker lebt in verminderter Dosis in anderen weiter. Wohl aber kann ein Volk, wenn es entartet, den langsamen Tod der Auszehrung, der Fäulnis bei lebendigem Leibe, jahrhundertelang sterben[1091]), wie es die Römer gezeigt haben. So ist ja denn auch bei diesen — im Proömium von Florus' „Epitome rerum Romanarum" — zum ersten Male jene Parallelisierung des einzelnen Menschen mit einem ganzen Volke, hier eben dem römischen, vorgenommen worden, die dann namentlich von den Kirchenvätern auf die ganze Menschheit ausgedehnt worden ist und, wie sie die verschiedenen Lebensalter hier und dort nebeneinanderstellte, so folgerichtig auch auf ein Ende des Lebens hier wie dort hätte hinführen müssen. Bezeichnend für das mehr Spielerische dieser an sich völlig wertlosen und irreführenden universalhistorischen Konstruktionen ist es aber, daß, je länger je mehr, gerade mit dieser letzteren Folgerung niemand recht Ernst machen wollte, während man wenigstens im Mittelalter konsequenter verfuhr und sich auf das Weltende vorbereitete, indem man das „Himmel und Erde werden vergehen" wörtlich nahm[1092]). Wie sehr indes jene Vorstellungen fast bis auf den heutigen Tag die Geister beherrscht haben, geht daraus hervor, daß nicht nur Leibniz, wie es scheint, ihnen noch Rechnung trug[1093]), daß auch Friedrich von

---

[1090]) Schallmayer, „Vererbung und Auslese", S. 174—177. „In generativem Sinne ist kein Volk älter als ein anderes. Denn mindestens für die derselben Hauptrasse angehörenden Völker wird gemeinschaftliche Abstammung allgemein angenommen... Nur in politischem, nicht auch in physiologischem oder generativem Sinne gibt es völkische Individuen. Und so besteht auch kein Grund, ihnen eine Eigenschaft (die Sterblichkeit) zuzuschreiben, die nur dem Individuum zukommt."

[1091]) Vollgraff, „Die Systeme der praktischen Politik", Teil 1, S 95.

[1092]) Ottokar Lorenz, „Deutschlands Geschichtsquellen usw.", Bd. II, S. 299. Lambert von Hersfeld sagt im Eingange seiner Jahrbücher: „Das (sechste) Zeitalter, in welchem wir jetzt leben, ist durch keine bestimmte Reihe von Menschenaltern oder Zeiten begrenzt, sondern endigt wie das hinfällige Alter mit dem Tode der ganzen Zeitlichkeit", und Petrarca („De remediis utriusque fortunae", Lib. 1, Dial. 16): „Omnia tempus imminuit consumitque. Senescunt non modo familiae, sed urbes, mundus ipse (nisi fallimur) ad extremum vergit." Ueber die Menschheitsalter und deren Parallelisierungen im allgemeinen O. Lorenz, „Die Geschichtswissenschaft", Bd. I, S. 233 ff., Dilthey, „Einleitung", Bd. I, S. 427 ff.; Rocholl, Bd. I, S. 4, 131, 386—388, Bd. II, S. 469.

[1193]) Nach Schäffle, Bd. II, S. 447, hätte dieser — mir ist die Stelle nicht bekannt — schon vor mehr als 200 Jahren das Greisenalter der Welt angebrochen sehen wollen.

Schlegel da, wo er von der physischen Entartung des Menschengeschlechtes redet, unsere jetzige Welt „den letzten Zeiten in jedem Falle doch schon näher als dem ersten Ursprung" erklärt[1094]). Daß Comte, der die Vergleichung von sozialem und individuellem Organismus auf die Spitze treibt, dementsprechend auch ersterem (d. h. der Menschheit) ein unausbleibliches Ende zuschreibt, wird danach nicht wundern: Sache des echten philosophischen Geistes werde es alsdann sein, „d'en adoucir convenablement l'amertume naturelle, en y soutenant noblement la dignité humaine"[1095]).

So ergibt sich als Endeswort dieser Betrachtung, daß wir zwar theoretisch die Völker vom Tode freisprechen können, daß sie aber der Möglichkeit dieses ihres ewigen Lebens im Hinblick auf den tatsächlichen Verlauf der Weltgeschichte in ihren wahrhaft denkenden Köpfen nie recht froh geworden sind. Mußten diese doch erkennen, daß letzten Endes die ganze Menschheitsgeschichte auch nur ein Naturvorgang von Entstehen und Vergehen[1096]), daß das Menschengeschlecht auf unserem Planeten schon einige Male gleich einer überreifen Frucht gänzlich zugrunde gegangen und von neuem herangezogen worden[1097]), daß Verfall oder Vernichtung das Los aller Völker ohne Ausnahme gewesen ist[1097a]). Verfall und Vernichtung sind nicht selten Hand in Hand gegangen, wie wir aus den dichterisch-sagenhaften Ankündigungen und Begründungen einer Erneuerung der Welt entnehmen können, die sich z. B. in Aeschylos' „Prometheus" und in der „Völuspa" finden. In ihnen haben wir zweifellos Offenbarungen der mächtigsten Geister jener Epochen zu erblicken, welche den Verfall am tiefsten erfaßten und die Vernichtung als seine naturnotwendige Folge empfanden. Das Gewissen einer großen Gesamtheit, langer Zeiträume erscheint in ihnen wie zu einer einzigen Stimme zusammengefaßt, die aus urgeschichtlichen Zeiten zu uns herüberdringt. Aus geschichtlichen Zeiten liegen solche Stimmen mehr auseinandergezogen vor uns, wie etwa aus der des Unterganges der Alten Welt. Einer der in diesen Dingen klarst- und tiefstblickenden Denker[1098]) hat seinen geschichtlichen Beobachtungen die so begreifliche Regel entnommen, „daß gesunde, aufstrebende Kasten und Völker stets vorwiegend optimistisch gestimmt sind, daß auf der Höhe der Entwicklung Optimismus und Pessimismus sich das Gleichgewicht halten oder, wie bei den Griechen auf ihrer Höhe, ein Pessimismus der Weltanschauung mit einem Optimismus des Temperamentes sich verbindet, daß dagegen alte, degene-

[1094]) „Philosophie der Geschichte", Bd. I, S. 59, 61.
[1095]) „Cours de philosophie positive", T. VI, p. 732 ss.
[1096]) Lotze, „Mikrokosmus", Bd. III², S. 21.
[1097]) Vollgraff, a. a. O., Teil 1, S. 15 ff.
[1097a]) Ebenda.
[1098]) Reibmayr, „Entwicklungsgeschichte des Talentes und des Genies", Bd. I, S. 330 ff.

rierte Kasten und Völker stets einen vorwiegend pessimistischen Zug in ihrer Grundstimmung aufweisen". Er fügt noch hinzu, daß diese Grundstimmung sich naturgemäß vor allem in den oberen Kasten, und unter diesen wieder vorwiegend in den echten Talenten und Genies kundgibt. Nur diese schauen ja das, geben das wieder, was in der Tiefe vor sich geht; die anderen, die Geister, die den Markt beherrschen, haften an der Oberfläche. Erst wenn die Kundgebungen der ersteren sich in einer Weise häufen und mehren, daß von Anwandlungen einzelner nicht mehr die Rede sein kann, daß die Selbsttäuschung und die leichtfertige Beschönigung einem solchen Einklange gegenüber verstummen müssen, können wir ein Zeitalter des Verfalles feststellen, dem dann eben der Pessimismus als äußere Ausdrucksform entspricht.

Daß wir heute in einem solchen Zeitalter leben, ist eine Wahrheit, der sich bald nur noch geistige Eintagsfliegen werden verschließen können. Der Pessimismus beherrscht die Epoche nahezu souverän. Ich sehe ab von den Gebieten, deren Vertreter ihm aus Systemgeist nicht huldigen dürfen, wie unsere Historiker z. B., zumal wenn sie Lehrer der Jugend sind. Aber Allgemeindenker aller Lager, alle diejenigen vor allem, die sich mit den Fragen des Völker- wie des Volkswohles befassen, sind allgemach bei ihm angelangt. So kann man demgegenüber auch sich nicht mehr damit trösten, daß es laudatores temporis acti und Verächter der eigenen Zeit von je gegeben habe, daß namentlich die höchststehenden Geister an das allgemeine Niveau ihrer Zeit einen zu hohen Maßstab anlegten, bei dem die bescheideneren nicht mitkommen könnten[1099]). Das Bezeichnende ist vielmehr, daß gerade solche Geister, die persönlich nicht im mindesten zu Dunkelsehern veranlagt sind, von den düsteren Aussichten unserer Zukunft am stärksten erfaßt, von der Ueberzeugung, daß wir ein entartetes Geschlecht seien, am tiefsten durchdrungen sind. Hier begegnen sich auch Fromme und Freidenker, die dann nur in den Vorschlägen zur Bannung des Unheils verschiedene Wege gehen oder doch darin nur noch insoweit zusammenstimmen, als sie von ihrem Pessimismus als oberste Voraussetzung erstlich eine ganz unmittelbare Wandlung in Heroismus und sodann ein Hand-in-Hand-Gehen mit einer unerbittlichen Ethik verlangen. Doch von diesen Dingen später.

Ich kann zum Zeugnis des Gesagten aus einer nur zu reichen Fülle von Stimmen nur eine Anzahl besonders charakteristischer auswählen. Ich scheide dabei die derjenigen, welche mehr von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehen, von denen der Rassendenker, welche die betreffenden Erscheinungen aus dem für sie wichtigsten erklären. Auch vereinzelten Gegenstimmen solcher, die sich von

---

[1099]) Typisch hierfür ist das Gespräch Michelangelos mit Granacci in der Sixtina zu Anfang von Gobineaus „Leo X".

einem rosigeren Hoffen angehaucht zeigten, habe ich gern Gehör gegeben, wofern sie nur aus den Revieren ernster und ernst zu nehmender Wissenschaft zu mir drangen.

Es ist wohl ratsam, aus unserer Epoche zunächst um einige Zeit zurückzugehen, am besten gleich in die, da die Aufklärung, gewiß eine an sich dem Pessimismus denkbar ungünstige Bewegung, auf ihrer Höhe stand. Da ist es nun merkwürdig, wie damals schon (1777 im „Deutschen Merkur") der doch wohl zu einseitig als beschaulich-heiter verschriene Wieland mit einem Male die rosigen Schleier, mit denen die Menschen für gewöhnlich ihre Zukunft verhüllen, beiseite zieht, wenn er sagt: „Unser Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unserer Palliative und Betäubungsmittel, immer sichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger ist als wir, stößt uns immer näher gegen jenen Punkt, der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, verderblich gewesen ist... Es scheint, die Reihe des Steigens und Fallens müsse nach und nach an alle Völker kommen..., bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat und eine Begebenheit, die alle übrigen verschlingt, die Szene schließen wird[1100]." Daß Fichte in der furchtbar ernsten Zeit, da er sich mit schier übermenschlicher Kraft um unsere Wiederaufrichtung bemühte, fortwährend mit einem schlimmen Ende rechnete, darf weniger wundernehmen. Verzeichnen aber müssen wir es hier, daß er wohl der erste war, der es ausgesprochen hat, daß mit unserem Untergang zugleich alle Hoffnung des Menschengeschlechtes auf Rettung zugrunde gehe, daß mit uns Deutschen die ganze Menschheit versinke, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung — eine Weissagung, die sich in unseren Tagen zu verwirklichen droht.

Selbst Goethe, der gewiß, wenn einer, der Welt und allen ihren Entwicklungen die besten Seiten abzugewinnen wußte, kam doch in seinen letzten Jahren zu der Erkenntnis, daß es infolge der Künstlichkeit und Kompliziertheit unserer Zustände, der Unnatürlichkeit unserer Nahrung und Lebensweise, der Lieblosigkeit unseres geselligen Verkehres uns alten Europäern herzlich schlecht gehe. „Und das Uebel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unseren Nachkommen." Unsere Städte zumal gibt er hoffnungslos preis; nur vom Landvolk hofft er noch, daß es uns vor gänzlichem Verfall und Verderben sichern werde. „Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen"[1101].

Niebuhr glaubte 1830 nach der zweiten Französischen Revolution den Beginn einer ähnlichen Periode für die germanische Welt

1100) Werke, Bd. 31, S. 170.
1101) Eckermann, Bd. III, S. 169 ff. (12. März 1828).

erblicken zu müssen, wie es die Mitte des 3. Jahrhunderts für die römische Welt gewesen, und sprach dies in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Römischen Geschichte" aus: „Jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfuhr, auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft."

Die gewaltige Vision Wolfgang Menzels am Schlusse seines Buches „Geist der Geschichte" (1835) ist diesem vornehmlich durch die Beobachtung eingegeben worden, daß im politischen Geschehen, der sogenannten Weltgeschichte, ganz ebenso wie in der physischen Geschichte des Erdballs, dämonische Mächte der Zerstörung gegen die göttlichen des Schaffens ankämpfen. „Die Bewohner unseres Planeten sind ein wildes, kühnes Geschlecht, von Anbeginn zum Kriege geneigt und bestimmt. In Waffen geboren, werden die Menschen in Waffen endigen. Das Ende kann kein anderes sein, als wie es unsere Väter schon geahnt in der Nibelungen Not und in dem allgemeinen Vertilgungskampfe der Götter, den die alte Edda weissagt. Dieses Heldengeschlecht kann sich nur selbst zerstören im Kampf aller gegen alle."

War es so vor einem Jahrhundert, wohl hauptsächlich unter der Nachwirkung der Napoleonischen Kriege mit ihren gewaltigen Gestalten auf beiden Seiten, noch möglich, die ganze Menschheitsgeschichte einem großen Heldengedicht mit tragischem Ende zu vergleichen, so überwiegt seitdem in zunehmendem Maße die Klage, daß das Heldenmäßige verlorengegangen, daß wir dem Niedergange, der Entartung verfallen seien. Vielerlei zu diesem unserem Herabsinken bringt, bei seiner umfassenden Ueberschau über den Entwicklungsgang der Geschichte der Philosophie, Rocholl, nach dem wir „in der letzten Periode der Weltgeschichte, vor dem Völkerchaos stehen", und dem „die Menschheit im ganzen wie ein einziges großes Degenerationsprodukt erscheint"[1102]). Die Ursachen hiervon werden natürlich in sehr Verschiedenartigem gesucht. Tieferblickende englische Denker betonen auf Grund heimischer Beobachtungen mit Vorliebe den Gesichtspunkt, daß allgemach zuviel auf der Menschheit laste: „Our race is overweighted, and appears likely to be drudged into degeneracy by demands that exceed its powers", sagt Galton[1102a]), und auch Bagehot beklagt die Kompliziertheit des modernen Lebens und die Gefahren der „overactivity"[1103]). Hatte schon Menzel (an der vorgenannten Stelle) die Befürchtung ausgesprochen, daß das Ganze einmal in einer allgemeinen Verwilderung enden könne, so ist eine zunehmende Rebarbarisierung nament-

[1102]) Bd. II, S. 118, 269, 469 u. ö.
[1102a]) „Hereditary genius", p. 333.
[1103]) „Physics and Politics", p. 187.

lich für England des öfteren festgestellt worden. Eine furchtbare Zusammenfassung des Hierhergehörigen gibt Moeller van den Bruck[1104]), der im übrigen noch von der Möglichkeit träumt, daß „die alten Rassen in einem letzten Aufschwung das eine erreichen, was ihren Ausgang ihrer großen Vergangenheit ebenbürtig machen würde, ein Sterben in Schönheit".

Nächst den politischen Denkern, von denen ich namentlich noch Ernst Hasse nicht übergehen möchte[1105]), haben in erster Linie Volksfreunde, Aerzte und Hygieniker — ihrem Beruf und ihren Zielen entsprechend meist warnend bzw. mit Besserungsvorschlägen — in die Degenerationsfrage eingegriffen. Es genügt, einige Hauptnamen herauszugreifen: Forel, E. Rüdin, P. Fahlbeck[1106]). Aus ihren so vielfach markigen und treffenden Worten tönt fast am lautesten der Unmut darüber hervor, daß heute die Schwachen geschützt, die Starken verderben gelassen werden. Hand in Hand damit geht bei wieder anderen fast stärker noch die Besorgnis, daß die überstarke Vermehrung der niederen, die immer mehr abnehmende der oberen Schichten den Bevölkerungswert noch weiter herabsetzen möge — eine Befürchtung, die Darwin und später Schallmayer ihre letzten Tage vergällt und den Blick in die Zukunft verdunkelt hat.

Am gründlichsten und methodischsten hat sich mit diesen Fragen die „Politisch-Anthropologische Revue" befaßt, wie ja denn überhaupt Woltmann allerorten in die Tiefe gegangen ist. Jeder Jahrgang seiner Zeitschrift enthält mehrere Einzeluntersuchungen über die Niedergangserscheinungen innerhalb der europäischen Völker von verschiedenen Autoren. Nächstdem ist das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", und neuerdings der „Hüter" zu nennen, in welchem mit schonungslosem Mute die immer ärgeren Verfallssymptome der heutigen Menschheit aufgedeckt werden. Als Gesamtergebnis entnehmen wir diesen Uebersichten nicht nur „eine derartige Abnahme der Gesundheit und physischen Kraft unserer Generation, daß sie schon dermalen den Ansturm einer neuen Völkerwanderung schwerlich aushalten würde[1107]), sondern vor allem eine soziale Zerrüttung, eine Desorganisation, die von der Familie aufsteigend zu den größeren Gruppierungen in Staat und Gesellschaft fortschreitet, alles in allem Gebrechen, die uns das Wort Goethes schaudernd begreifen lehren: „Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern,

[1104]) „Die Zeitgenossen", S. 240—256, 310.
[1105]) „Deutsche Politik", Bd. I, 4, S. 69—91.
[1106]) „Polit.-Anthropol. Revue", Jahrg. 7, S. 563. „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", Bd. VII, S. 746 ff., Bd. IX, S. 47 ff.
[1107]) K. Hilty, „Glück", S. 375.

daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist, und an denen die Gesellschaft leidet"[1108]).

Ernsten, ja düsteren Gedankengängen in der Betrachtung der Völkergeschicke begegnen wir auch sonst fast allerwärts, nur wollte niemand die eigentlichen Schlüsse daraus ziehen; wie pflichtschuldig machte jeder schnell eine Abschwenkung, um die obligaten günstigeren Ausblicke zu gewinnen, die er seinem Publikum schuldig zu sein glaubte. Nur so ist es zu erklären, daß dieses nämliche — das große — Publikum in dem vielberufenen Werke Oswald Spenglers nicht nur eine Sensation aufgreifen, auch etwas völlig Neues erblicken konnte. Neu war aber an diesem in Wirklichkeit, abgesehen von der dem Verfasser ganz eigenen Einkleidung und Begründung seines Satzes vom Untergange des Abendlandes, nur der Umstand, daß dieser frank und frei auf das Titelblatt gesetzt und so in die weite Welt hinausgetragen wurde. Denn inhaltlich faßte er ja nur zusammen, was unzählige Vorgänger schon erkannt und ausgesprochen hatten. Gleichwohl muß Spengler nun allein immer herhalten für eine Anschauung, die er ganz und gar nicht ersonnen hat, wie ähnlich neuerdings Hans F. K. Günther für alles Mißliebige der Rassenlehre haftbar gemacht wird, da es ja im breiten Publikum der Naivlinge übergenug gibt, die der Meinung sind, daß dieser die Rasse, wenn nicht entdeckt, doch zum mindesten in die Wissenschaft eingeführt habe.

Im übrigen sind die mannigfachen Versuche, den dunklen und immer dunkleren Wetterhimmel unseres Schicksals mit freilich oft recht fahlen Trostlichtern aufzuhellen, durchaus berechtigt und erklärlich. Ist es doch nur zu wahr, daß „verfallende und verfallene Völker es sich nicht gerne ins Gesicht sagen lassen wollen, daß dem so sei, so daß nur wenige den Mut haben, es dennoch zu tun"[1109]), und reichlich so wahr das Wort eines französischen Denkers: „Rien de pire pour un peuple que l'autosuggestion de sa déchéance: à force de se répéter qu' il va tomber, il se donne à lui-même le vertige et tombe"[1110]). Daraus ergibt sich, daß eine Wahrheitserkenntnis, wie die hier in Frage stehende, immer möglichst im engeren Kreise der Wissenden wird bleiben müssen. Ist es aber einmal unvermeidlich, daß sie weiter hinausdringt, indem eben, wie jetzt in unserer Zeit, die Tatsachen selbst eine allzu deutliche Sprache reden, dann bedarf es der Gegengewichte, die vor allem die Religion wird liefern müssen.

[1108]) A. a. O., S. 170.

[1109]) Vollgraff, Bd. III, S. 682.

[1110]) A. Fouillée, „Dégénérescence" in der „Revue des Deux Mondes", T. 131, 1895, p. 823.

Schon Gobineau hat diese bei den furchtbaren Schlußsätzen seines „Essai" zu Hilfe gerufen. Wir möchten dies nicht minder, nachdem wir einmal — nicht leichten Herzens — den Pflichten, die uns Wahrheit und Wissenschaft auferlegen, bis aufs äußerste genug getan und weiterhin werden tun müssen, und verweisen in diesem Sinne auf das schöne Wort Alfred Hoches[1111]: „Die Religion ergänzte von jeher die Lücken unserer Erkenntnis mit bunten Bildern, wie sie dem unheilbaren Bedürfnis des Menschen nach einer tröstlichen Betrachtungsweise entsprachen. Unangenehme Denkergebnisse werden auf die Dauer von dem Durchschnittsmenschen nicht ertragen." Dreimal beneidenswert sind unter diesen Umständen diejenigen, welche solche Tröstungen, wie eben die Religion sie bietet, auch auf dem Wege des Denkens sich gewinnen zu können vermeinen, welche für das aufgetürmte Weh und die heillose Verfahrenheit der Welt einen theistischen Deus ex machina bereithalten, wie etwa Lasaulx in seinem schon früher erwähnten Werke, oder auch Bunsen, der die auch von ihm vorausgesehene Weltkatastrophe, wie alle vorhergehenden, als ein Weltgericht faßt, welches aber „nur eine größere und herrlichere Entfaltung des Gottesreiches zur Folge haben wird"[1112]. Ganz anders tief wirkt freilich der neuerdings von Hartmann mächtig wieder belebte Gottesbegriff der Inder, welcher auf ganz neuen Wegen die Gottespassion in den Weltlauf einfügt.

Natürlich hat es auch an Profandenkern bis in die neueste Zeit nicht gefehlt, welche Beruhigungsmittel und Pflaster auf die Wunden in Bereitschaft hielten. Wir finden sie in allen Schattierungen, bis zu solchen, die kaum eine Beunruhigung empfinden oder von Wunden etwas wissen. Fast rührend muten Züge von Harmlosigkeit und Vertrauensseligkeit an, wie sie z. B. Sir John Lubbocks Schlußbetrachtungen seiner „Prehistoric times" enthalten[1113]. Auch den Rumänen Xénopol freut man sich so sanguinisch in die ferne Zukunft hinausschwärmen zu sehen, daß er meint, wir hätten das beste Teil der Entwicklung noch vor uns[1114]. Andere, wie Herbert Spencer, blicken zwar sehr trüb in die nächste Zukunft, trösten sich aber damit, daß es später wieder besser kommen werde[1115]. Letourneau huldigt zwar im allgemeinen noch hoffnungsfreudigen Zukunftsphantasien, aber das Ende vom Lied ist doch auch für ihn, daß das Industrieelend uns Konvulsionen

[1111] „Zum Leib-Seele-Problem" („Die Naturwissenschaften", 1924, Heft 47).

[1112] „Gott in der Geschichte", Bd. III, S. 389.

[1113] 3d edit., p. 599 ss.

[1114] P. 119 ss.

[1115] O. Gaupp, „Herbert Spencer", 3. Aufl., Stuttgart 1906, S. 175 ff.

bringen müsse, die die Zivilisation selbst bedrohen[1116]). Schäffle, dem der Sozialismus ein Ideal und die Menschheit als einheitliches Ganzes ein Endziel bedeutete, hofft dementsprechend, daß die von uns erlebten Zuckungen und Delirien der einzelnen Völker sich als das Fieber einer Weltkrisis herausstellen werden[1117]).

Allen bisher aufgeführten Voraussagungen, subjektiv bedingt wie sie sind, wird man das gleiche Maß von Berechtigung oder Nichtberechtigung zusprechen dürfen. In das Einzelne der Zukunft zu schauen, ist dem Sterblichen ein für alle Male verwehrt. Nur ein dämmerndes Fühlen, wie diese im ganzen sich gestalten möge, entwickelt sich mit der Zeit in den ernsteren Naturen und kann, als düstere Ahnung in immer mehreren sich aufsammelnd, allmählich bei ihnen allbeherrschend werden. Daneben her geht aber dann regelmäßig das ganz anders laute selbstgenügsame Treiben der großen Mehrheit, der es natürlich an Wortführern ebenfalls nicht fehlt, nach welchen wir nur einer immer besseren Zukunft entgegenschreiten, weil wir ja immer fortschreiten müssen. Gobineau und Reibmayr haben das gesteigert wahnvolle Prahlen mit dem vermeintlichen unbegrenzten Fortschreiten geradezu als eines der augenfälligsten Symptome rettungsloser Degeneration nachgewiesen. Die Nutzanwendung auf unsere Zeit liegt nahe. Jedenfalls steht es fest, daß jenes Gebaren seinerzeit nicht am wenigsten Gobineau, der es wie eine Herausforderung empfand, mit seinem „Essai“ auf den Plan gerufen hat. Und vielleicht ist seine ganz besonders schroffe, jede Abdingung ausschließende Formulierung der pessimistischen Prognose, wie sie gipfelt einerseits in dem Ausklang des „Essai“, anderseits in der brieflichen Aeußerung gegen Tocqueville (20. März 1856), wonach die krampfhafte Beweglichkeit der heutigen Welt diese nur schneller dem Ende zutreiben werde, und worin deren Sucht nach materiellen Genüssen, ihr bezeichnendstes Symptom, der Wangenröte des Hektikers verglichen wird, auch aus jener Gegnerschaft zu erklären.

Im übrigen aber trat er ja, wie uns die vielen zuvor aufgezählten Aussprüche anderer Denker lehrten, mit den seinigen aus einer festgeschlossenen geistigen Einheitsreihe nicht heraus. Völlig neu war nur, daß er, wie überhaupt alle Hauptvorgänge der Geschichte, so auch die Verfallserscheinungen vorwiegend aus dem Gesichtswinkel der Rasse erklärte. Selbst das Aussterben, mit dem wir nach ihm enden sollen, kann vernünftigerweise — gegenüber der andauernden quantitativen Vermehrung der Menschheit — in seinem Sinne nur als Aussterben der besseren Rassen, und damit der Edelart überhaupt, gedeutet werden, deren allmähliches Hinschwinden durch Verschlechterung der Rasse er ja

[1116]) „Sociologie“, p. 584, 598 ss.
[1117]) Bd. IV, S. 478 ff.



als das Fazit des geschichtlichen Prozesses nachweist. Mit den Worten an Tocqueville: „L'hiver arrive, et vous n'avez pas de fils; il n'y a plus personne au monde pour vous remplacer quand votre dégénération sera complète" schmettert er selbst die Hoffnungen auf jene einzige Möglichkeit nieder, die sogar die Unheilsweissagungen Napoleons auf St. Helena noch ließen, daß nämlich noch einmal eine völlige Erneuerung der Welt durch Begründung einer ganz neuen Gesellschaft erfolgen könne[1118]).

Hieraus erhellt wohl zur Genüge, daß man Gobineau nicht gründlicher mißverstehen kann, als indem man zwar seine Lehre im allgemeinen als objektiv berechtigt, seinen Pessimismus aber für subjektive Zutat erklären will. Das wäre, wie wenn man im Bilde Shakespeares „Lear" und „Timon von Athen" tilgen wollte. Ja, es wäre noch mehr als das. Diese Werke kennzeichnen ja nur eine Seite von Shakespeares Wesen, die vielleicht nur eine Zeitlang in seinem Leben überwog. Bei Gobineau dagegen ist, wenn irgend etwas, sein Pessimismus organisch; er ist über sein ganzes Leben und Schaffen verstreut, aus seinem Gedankengebäude nicht wegzudenken. Auf der Höhe seines Lebens hat er ihn diesem letzteren einverleibt. Ein Adler wie er konnte, einsam wie dieser, den Flug sonnenwärts wagen, in Regionen der Wahrheit, die anderen mit ihrem Eiseshauche verderblich hätten werden müssen. Begreiflich denn auch, daß ihm selbst einzelne treuergebene Anhänger in diesem Teile seines Denkens nicht haben folgen mögen[1119]).

Im allgemeinen aber sind doch auch die hervorragendsten Jünger und Nachfolger Gobineaus in diesem Punkte fast ausnahmslos seine Wege gewandelt. Sie alle haben, ihn ergänzend oder ausführend, hie und da wohl auch mildernd, den Verfall in ihrer Weise beleuchtet, Neues zu seiner Begründung beigebracht, wie er sich ihnen eben von einer besonderen Seite darstellte.

Graf Leusse schrieb im Mai 1894 an den Verfasser: „Vous avez raison de dire que la théorie de Gobineau mène à une négation et à un cataclysme. Je hais comme lui la démocratie et je vois venir le cataclysme. Mais les sociétés mettent des siècles à périr et rien ne nous empêche, tout en professant la théorie du maître, de chercher à retarder et à adoucir la mort de la civilisation Européenne. Trouver ce moyen a été le but

[1118]) „Mémorial de Sainte-Hélène", T. XVII, 1830, p. 202: „Et, après tout, à quoi bon? A fonder une nouvelle société et à sauver de grands malheurs. L'Europe attend, sollicite ce bienfait. Le vieux système est à bout, et le nouveau n'est point assis, et ne le sera pas sans de longues et furieuses convulsions encore."

[1119]) So glaubt z. B. auch der Verfasser des sonst so gut geglückten Lebensbildes für Reclams Universal-Bibliothek seiner Leserschaft nur einen solchen Gobineau in usum Delphini bieten zu dürfen.

de mes études et c'est en pensant toujours au futur que j'ai étudié le passé." Im zweiten Bande seines großen Werkes[1120]) findet sich dann im gleichen Sinne noch eine etwas nähere Ausführung dieser Briefstelle.

Auch Lapouge beschließt seinen „Aryen" mit überaus düsteren Ausblicken[1121]). Die Auslese, die ihrem wahren Sinne nach eine immer bessere Ausgestaltung der Gesellschaft bewirken sollte, hat sich in der modernen Welt mehr und mehr in das Gegenteil, in eine „sélection regressive" (rückgängige Auslese) verwandelt. Durch das Stadtleben, die Industrie zumal, werden die Nordländer aufgezehrt, wird unser intellektuelles Reservekapital verbraucht. Mit Europa ist es vorbei, gründlich vorbei. Von Frankreich, Deutschland und Italien heißt es, sie seien „de véritables musées historiques, les reliquaires d'une civilisation qui meurt... Nations à la retraite, c'est tout ce qu'elles peuvent être désormais." Wie die immer kompaßlosere Politik, hat namentlich auch das Christentum den gesteigerten Nöten der neueren Menschheit gegenüber völlig versagt.

Weniger trostlos sieht die Dinge von Hause aus Lapouges deutscher Freund Otto Ammon an. Aber es ist doch bezeichnend, daß gerade dieser frische und tatkräftige Denker wahrheitsgemäß in die „Arierdämmerung" ausmündet, deren Bezeichnung er ja auch als erster ersonnen hat.

Diese Fährte ursprünglich Gobineauscher Gedankengänge hat dann vornehmlich Woltmann weiter verfolgt. Wie er überhaupt den Problemen der Entartung der Rassen, ihrer Erschöpfung und ihres Aussterbens vielfach aufs ernstlichste nachgegangen ist[1122]), so hat er insbesondere auch den Gesichtspunkt hinzugebracht oder doch besonders stark hervorgekehrt, daß die Kultur die Menschen verzehre. „Wie die älteren nordischen Scharen in Indien, Persien, Griechenland und Rom untergingen, so ist den späteren Eroberern ein gleiches Schicksal widerfahren. Die Vertreter der nordischen Rasse sind dort, wo sie Kultur erzeugten, einem naturgesetzlichen Ausjäteprozeß unterworfen gewesen, der ihre Reihen dahinstreckte oder stark lichtete." So ward ihm der geschichtliche Lebenslauf der Nordlandrasse eine einzige große Tragödie: „sie treibt Blüten über Blüten herrlichster Geistesentwicklung aus sich heraus, um schließlich, erschöpft und verzehrt im Dienste der Kultur, minderwertig geworden durch allzu heterogene Vermischung, matt

[1120]) P. 803 ss.

[1121]) Chapitre 8: „L'avenir des Aryens" (p. 463 ss.).

[1122]) Hauptstellen über dies und Verwandtes „Politische Anthropologie", S. 113 ff., 115—120 (120—127), 152 ff., 194, 265—279, 294, 297, 306 ff., 324 ff.

zurückzusinken und anderen weniger vollwertigen Rassen das Feld zu überlassen[1123])."

Ganz ähnlich hat diese Tragödie, in deren fünftem Akt wir heute stehen, Reibmayr angeschaut, wenn er sagt[1123a]): „Der Weg der Kultur ist ein gefährlicher und führt gewöhnlich zum sicheren Untergang. Aber es ist ein schöner und ehrenvoller Tod, und es bestätigt sich auch für die Völker das, was für den einzelnen gilt: daß das Höchste für die Allgemeinheit nur mit Aufopferung des eigenen Selbst zu erreichen ist."

Auch Günthers Lehre ist ja ihrem innersten Kerne nach genau die Gobineaus, nur von manchen Seiten neu belegt, außerdem einem jüngeren Geschlecht angepaßt und mundgerecht gemacht. So wird denn auch bei ihm die „Entnordung" der Völker ihrer höheren Bestimmung gegenüber als ihr Verhängnis kenntlich, nur daß er, bei seinen schönen Darlegungen von dem Vorrecht der Jugend auf größere Zuversichtlichkeit Gebrauch machend, das Ganze mit einem Hoffnungsstrahle verbrämt hat, den Gobineau nicht mehr aufbrachte.

Ehe wir mit einem letzten bedeutenden Denker unserer Tage unsere Aufzählung beschließen, müssen wir zurückgreifen und dreier älterer gedenken, die schon vor und neben Gobineau die Rasse zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen gemacht und von ihr aus dann auch in die Zukunft geblickt haben.

Der erste war der zu unrecht in der Wissenschaft ganz vernachlässigte, man möchte sagen übersehene, V. Courtet de l'Isle, der in seinem 1838 erschienenen bedeutenden Werke „La science politique fondée sur la science de l'homme" fast alle Grundgedanken des anderthalb Jahrzehnte späteren Gobineauschen schon vorausgenommen und — freilich zum Teil in sehr anderer Richtung — ausgeführt hat. Am weitesten entfernt er sich von Gobineau in seiner überschwenglichen Schlußprognose, in welcher er trotz einem unserer Revolutionsdemokraten in die Zukunft hinausschwärmt[1124]). Die Menschheit wird danach eine majestätische Einheit bilden, in welcher die Moral wieder das Szepter führt, die Klassen innerhalb der Völker in Eintracht leben, ihr glänzender Gewerbefleiß mit Wohlstand belohnt wird, Wissenschaft, Kunst, Poesie neue herrliche Blüten treiben. Den Gipfel bildet „der Triumph der Demokratie .... infolge ihrer eigenen Abdankung"[1125]).

[1123]) Georg Lomer in der „Polit.-Anthropol. Revue", Jahrg. 6, 1907, S. 81.

[1123a]) Ebenda, S. 546. Sehr ernst beleuchtet dieses Problem auch Erwin Baur: „Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie" („Deutschlands Erneuerung", Jahrg. 6, 1922, S. 257 ff.).

[1124]) P. 364 ss.

[1125]) Die vier Punkte im Text bedeuten nicht eine Auslassung, sondern finden sich auch im Original vor „par sa propre abdication", vor welchem Paradoxon der Verfasser wohl selbst einen Augenblick gestutzt haben mag.

Der zweite dieser Reihe ist Benjamin Disraeli, der spätere Lord Beaconsfield, welcher ebenfalls in den vierziger Jahren in der Rasse „den Schlüssel der Weltgeschichte" erkannt und dies in seinen Jugenddichtungen geistvoll belegt hat. Ganz anders als Courtet kommt er auch in den hieraus gezogenen Folgerungen Gobineau nahe, so in der Verwerfung des Fortschrittswahnes („Progress and reaction are but words to mystify the millions. They mean nothing, they are nothing, they are phrases and not facts"), und vor allem auch in der pessimistischen Auffassung des Weltlaufes, die er eben aus der Rasse herleitet. Auch ihn beherrscht schon der Gedanke des unvermeidlichen Unterganges alles Schönen und Edlen infolge der Rassenmischung. „Ich fand," läßt er einen seiner Romanhelden sagen, „daß die Geschichte meiner Rasse nichts anderes war als eine Erzählung von schneller Zerstörung und von allmählichem Verfall." Und an anderen Stellen heißt es: „The decay of race is an unevitable necessity, unless it lives in deserts and never mixed its blood" und: „Mongrel breed is itself exterminated, without persecution, by that irresistible law of Nature which is fatal to curs"[1126]).

Drittens hat uns das große dreibändige Werk des Marburger Nationalökonomen Vollgraff zu beschäftigen, das zwar ziemlich gleichzeitig mit dem Gobineaus erschienen, aber offenbar schon viele Jahre lang vorbereitet gewesen ist. Dank seiner verfehlten ultrahegelschen Einkleidung ist es zwar für ein weiteres Publikum gescheitert, bietet aber dem Kenner einen schier unerhörten Reichtum scharfer, feiner, ja tiefer Beobachtungen dar. Den Schlußausführungen des dritten Bandes ist noch heute kaum ein Wort hinzuzufügen: es ist das Programm, das die neuere (sozialanthropologische) Schule mit vollen Kräften aufgenommen hat. Der Klar- und Tiefblick in zahllose Einzelheiten ist erstaunlich. Vieles vor drei Vierteljahrhunderten Vorausgesagte hat die seitdem sich vollziehende Entwicklung bereits bestätigt, namentlich auch hat Vollgraff das Industrieelend in allen seinen verhängnisvollen Folgeerscheinungen auffallend früh durchschaut. Gegen Schluß des zweiten Bandes bringt er noch eine ganze Reihe von Anzeichen und Aussprüchen, welche die tiefe Gesunkenheit der heutigen Völker bekunden[1127]). Sein eigener Pessimismus wirkt darum viel entsetzlicher als der Gobineaus, weil er sich nicht, wie dieser, in das Prophetengewand hüllt, sondern in der klaren ruhig-nüchternen Sprache des deutschen Professors seine Erkenntnisse zu viel unmittel-

[1126]) Ich entnehme das Obige einer gründlichen und gediegenen Studie von Karl Koehne: „Untersuchungen über Vorläufer und Quellen der Rassentheorie des Grafen Gobineau" im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", Bd. 18, 1926, S. 386 ff.

[1127]) Bd. II, S. 955—964.

barerer Evidenz bringt. Es genügen hier die Schlußworte, wonach „auf dem Boden des kolossalen Ruinenfeldes", das die Menschheit nur noch darbietet, „ein Chaos sich kreiselt. Denn vom Aufgange bis zum Niedergange sehen wir in diesem Augenblick die Revolution und Empörung, den Religions- und Rassenhaß teils verfallener, teils verkommener, teils pseudo-kultivierter, teils unreiner Völker unter- und oberirdisch arbeiten und wogen. Vom Aufgange bis zum Niedergange, von China bis Mexiko, stehen die Furcht und das Mißtrauen unter den Waffen und erschöpfen die besten, oft letzten Kräfte." Wohl läßt auch er anderen Weltgeschichtschreibern freie Hand, in dem allen nur das Fieber einer Weltkrisis, nur das Ende einer Phönix-Periode zu erblicken (wie es ja dann später Schäffle getan hat), aber allzu offenkundig hat er selbst sich dieses Zugeständnis nur abgequält, da sein Werk in allen seinen Nachweisen unerbittlich auf das entgegengesetzte Ergebnis hinausläuft.

Ganz auf sich steht — oder glaubt doch zu stehen — Houston Stewart Chamberlain[1128]. Zwar haben sich wohl ziemlich alle seine Beurteiler dahin geeinigt, daß die eigentliche Substanz seines geschichtlichen Gedankengebäudes, soweit dieses wenigstens auf rassischer Anschauung beruht, genau die gleiche ist wie bei Gobineau. Der germanische Gedanke beseelt ihn wie diesen, er bildet sein eigentliches geistiges Mark, und seine schönsten Wirkungen sind auf dessen Ausbildung und Verwertung zurückzuführen. Mag er selbst daher auch eine Beeinflussung durch Gobineau hartnäckig bestritten haben, die Einwirkung von dessen Beispiel bleibt in jedem Falle außer Zweifel. Was ihn bewog, eine gegnerische Stellung gegen Gobineau einzunehmen und diese Gegnerschaft gelegentlich scharf, ja herausfordernd zu betonen, war das, was ihm auch eine ganz andere Volkstümlichkeit als jenem eingetragen hat, sein hoffnungsvolleres Ausblicken in die Zukunft. Wohl hat er im Grunde die Versunkenheit des Zeitalters nicht wesentlich anders angesehen als

[1128]) Zwischen dem Zeitpunkte, da das im Texte Folgende ausgedacht worden, und dem gegenwärtigen, da es niedergeschrieben wird, ist H. St. Chamberlain von der Erde geschieden. Der Umstand, daß ich diesem Manne wiederholt, und so auch in diesem Buche, polemisch habe entgegentreten müssen, hindert mich nicht, an den Huldigungen, die ihm ob seiner seltenen Verdienste um das deutsche Geistesleben im allgemeinen wie um den Rassengedanken im besonderen jüngst von den verschiedensten Seiten dargebracht worden sind, auch meinerseits teilzunehmen. Daß bei diesen Huldigungen gelegentlich starke Uebertreibungen mit untergelaufen sind, dafür ist Chamberlain selbst sowenig verantwortlich zu machen wie dafür, daß ihm wiederholt eine schöpferische Priorität in wissenschaftlichen Fragen zugesprochen worden ist, wo sie ihm nicht zukam, und wo er sie auch nicht beansprucht haben würde. Nicht am wenigsten gilt dies gerade in bezug auf das Rassenthema, wo die jüngere Generation dazu neigt, vieles Chamberlain gutzuschreiben, was von Rechts wegen Gobineau und Woltmann gehörte.

die übrigen von Gobineau angeregten Rassendenker. Er konnte sie auch nach seiner ganzen Einstellung insbesondere zu den Germanen nicht anderswo herleiten als jene. In der Austilgung des germanischen Elementes und in dem Ueberwuchern der Maschine, deren Einführung er selbst einmal als das größte der neueren Menschheit widerfahrene Unheil bezeichnet, mußte er die beiden Hauptquellen sehen. Nur gründete er sein Hoffen auf einen anderen Begriff von der Rasse, den schon Woltmann als unhaltbar nachgewiesen hat[1129]. Die Wesensgleichheit seiner und der Gobineauschen Lehre ist trotzdem in dem schönen Gleichnis von der Identität des Morgensternes und des Abendsternes festgestellt worden[1130]. Wessen Endperspektive die richtigere war, wird erst eine ferne Zukunft lehren können.

+

Auch wer im übrigen den Gesichtspunkten rassischer Betrachtungsweise wenig zugänglich sein sollte, wird aus allem Vorstehenden den Eindruck gewonnen haben, daß sie bei Erörterungen von Zukunftsfragen, wie sie schwieriger der Menschheit kaum je geboten sein dürften, schlechterdings nicht außer acht gelassen werden dürfen. Diejenigen vollends, die sich in rassischem Denken als in vertrauter Atmosphäre zu bewegen gewohnt sind, werden sich seiner mehr denn je an erster Stelle bedienen, um zunächst einmal das beängstigend verworrene Weltbild von heute wenigstens so weit sich zu klären, daß sie von da aus einen Blick in die Zukunft überhaupt wagen können. Die anthropologische Beurteilung der Weltlage ist zudem, wie die einzige, die in die Tiefe geht, so auch die einzige, die den lediglich moralisierenden gegenüber einen sachlicheren und damit ruhigeren — um nicht zu sagen milderen — Maßstab an die Hand gibt. Nur wenn wir uns ganz klarmachen, daß es und infolge wessen es ein ganz anderes Menschenmaterial ist, von dem so vieles von Aberwitz und Schändlichkeit im heutigen Geschehen ausgeht, als jenes war, das einst die Großtaten unserer Geschichte vollbringen konnte, werden wir auf ein erbarmungsloses, aber unfruchtbares Verdammen verzichten können.

Der Weltkrieg, und was ihm gefolgt, hat Erscheinungen, die als unter der Oberfläche sich vorbereitend dem Kundigen längst bekannt waren, in ihrer Entwicklung beschleunigt und weithin sichtbar gemacht. Den Hauptvölkern Europas droht, wenn nicht geradezu Rassenanarchie, doch deren Vorstadium, das der Unvereinbarkeit der zusammensetzenden Rassenelemente. Das Vordringen der Farbigen von Westen, der aschkenasischen Juden von Osten her redet eine

---

1129) „Polit.-Anthropol. Revue", Jahrg. II, S. 550 ff.

1130) Von Fr. Friedrich, „Studien über Gobineau", Leipzig 1906, S. 61 ff.

deutliche Sprache. Allerwärts wird ein steigendes Wiederdurchschlagen der Elemente des einstigen Völkerchaos, ein Zurücktreten der rassigen, vollends der hochrassigen, wahrgenommen. Die Führung der Völker ist den Germanen, wenigstens den höchststehenden, soweit sie noch existieren, entwunden und wird nur noch von den Angelsachsen auf niederen Gebieten, wie vor allem dem der Wirtschaft, behauptet oder mitbehauptet. Wie es um die Geister bestellt ist, dafür zeugt am besten die rapid fortschreitende Rekatholisierung, die wir doch auch zugleich als Entgermanisierung fassen müssen. Am allergrellsten aber treten die Rückschläge der rassischen Wandlungen auf dem sittlichen Gebiet zutage.

Das heutige Weltbild charakterisiert sich ja in der Tat dadurch, daß das sittliche Moment vollkommen ausgeschaltet ist. Das Böse in Gestalt des Gemeinen herrscht und waltet fast ungehemmt darin. Die Ehre, zu der sich die Arier schon in ihrem Namen bekannten, ist diesem Geschlechte in seiner ungeheuren Mehrheit nichts mehr. Das Feld der allerärgsten sittlichen Verwüstung ist Rußland. Die Mordgesellen, die dort herrschen und in ganz Europa herrschen möchten, haben in Moskau mit der Gift- und Dolchmethode durchgegriffen, während sie in Deutschland, wo sie auch schon nur allzu viele gefügige Werkzeuge finden, sich noch mit der Preß- und sonstiger Agitation begnügen, dessen gewiß, daß die Vergiftung der deutschen Seele noch von genügend anderen Angriffspunkten aus erfolgt. Das Hauptanliegen der westlichen Welt bleibt nach wie vor die mit der ungeheuerlichsten Lüge begründete langsame Abtötung eben dieses Deutschlands, wozu in Amerika nach alter Weise ein frommer Augenaufschlag erfolgt, in Frankreich die schändlichsten Gewalttaten als „Sanktionen", die offenkundigsten Vertragsbrüche als Rechtsansprüche zurechtgelogen werden, in Deutschland von Träumern und Schwindlern von Weltgewissen und ähnlichen schönen Dingen gefaselt wird. Niemandem kann es bei alledem entgehen, wie sehr der Umstand, daß die furchtbare Tragödie, die sich auf dem großen Welttheater abspielt, heute eine so widerwärtige, vielfach menschenunwürdige Form angenommen hat, damit zusammenhängt, daß die Juden den Haupteinfluß auf die Weltdinge an sich gerissen haben. Sie sind es ja in Wahrheit, die jener Tragödie mehr und mehr Ton und Farbe geben. Es ist nicht zuviel gesagt, daß wir mitten in einem Todeskampf des Edlen stehen. Niedrige Naturen sind die Hauptspieler geworden. Um sie her Massen, und immer wieder Massen. Das ganze Leben der eigentlichen Völker scheint nur noch eine einzige große Statisterei. Die Edlen, wie gehetztes Wild im Walde, leben nur allenfalls im stillen weiter, können aber nicht mehr hervortreten.

Wo bleibt, in einer solchen Zeit der organisierten Unordnung („désordre organisé" nach Mérimée), Gobineaus weltordnende

Rasse? Die Kriege ohne Ende sind ihr seit Jahrhunderten zu Leibe gegangen, die großen Revolutionen der abendländischen Völker haben mehr und mehr mit ihr aufgeräumt. Ihr und dem Rest nordischen Heldentums, den sie verkörperte, galt letzten Endes der Weltkrieg, galt vor allem die Revolution vom November 1918. Daß die deutsche Welt diese überhaupt erleben konnte, bewies schon eine verhängnisvolle Schwächung ihres leitenden Elementes; daß sie sie ohne Gegenschlag hinnahm, bedeutete das offene Geständnis dieser Tatsache vor aller Welt. Diese Revolution war insofern ein Rassenvorgang von ungeheuerster Tragweite, als sie unter dem Vorwande sozialer Hebung die wertloseren Bestandteile unseres Volkskörpers systematisch nach oben, die besseren, soweit sie nicht auf den europäischen Schlachtfeldern verblutet waren, um den entscheidenden Einfluß auf die Volksgeschicke brachte. „Es ist ein anderes Volk", konnte Sven Hedin 1919 von uns sagen. Und in diesem Volke konnte es geschehen, daß die Helden, die der 19. Juli 1917 und der 9. November 1918 emporgewirbelt, ihr Volk und Vaterland dem Feinde auslieferten, konnte die geistige Impotenz, die schöpferische Ohnmacht sich ausleben, da alles Positive, alle Ideen, alle Vorbilder zumal, die sie grundsätzlich ablehnten, diesem neuen Geschlechte fehlten. Gewiß sah es in anderen europäischen Ländern, rassisch genommen, nicht besser aus. Aber was sie vor uns voraus hatten: eine große Tradition sorgte dort dafür, daß die rassische Zerrüttung in deren nationalem Leben nicht ebenso hervortrat.

Nichts könnte alles hier Gesagte schlüssiger belegen als ein Blick auf die Gesichter der „Staatsmänner", die uns die Revolution beschert hat, verglichen mit denen unserer früheren Reichs- und Staatenlenker (von den Parlamentariern gar nicht zu reden). Da haben wir den Rassenwandel in Fleisch und Bein vor uns. Wie sehr überhaupt der Geist als solcher im Staatsgetriebe der modernen Völker nur noch als Ballast mitgeführt wird, zeigt sich in dem schroffen Gegensatz, den die Sammelbilder früherer Kongresse (noch des Berliner von 1878 in Anton von Werners Verewigung) zu den entsprechenden neuester internationaler Tagungen bilden. Nicht mehr wie ehedem sehen wir da Leiter von Völkern, eher glaubt man Vertreter von Konsortien vor sich zu haben, nicht auf Denker, die Probleme zu lösen, eher auf geriebene Handelsleute, die Geschäfte zu machen haben, scheinen die Züge der etwa in Genf Versammelten zu deuten[1131]. Selten, daß sich einmal ein Aristokratengesicht dazwischen hineinverirrt.

[1131] So hat ja denn auch einmal, schon in der Wilhelminischen Aera, ein englischer Botschafter in Paris es mit gewiß ungewolltem Zynismus ausgesprochen, daß er und seinesgleichen nicht sowohl mehr Treuhänder für nationale Anliegen höherer Art als sozusagen Handelskommis ihrer Völker seien.



Die hier zunächst nur an den politischen Geschehnissen veranschaulichte Zurückdrängung des Germanentums im Völkerleben kann nun freilich in ihrer ganzen verhängnisvollen Bedeutung nur begriffen werden, wenn wir sie als Teilerscheinung des größeren anthropologischen Gesamtvorganges des Aussterbens der Blonden innerhalb der Menschheit als Rassenkomplexes fassen. Wenn schon die Gelben durch größere Anpassungsfähigkeiten und Immunitäten den Kulturkrankheiten gegenüber und durch unbegrenzte Kolonisationsmöglichkeiten, welche den Weißen für die Tropen z. B. nur in beschränktem Maße offenstehen, diesen letzteren überlegen sind[1132]), so tritt neuerdings deren immer stärkeres Zurückbleiben in der Bevölkerungsvermehrung als letzt- und höchsterschwerendes Moment hinzu. Dem Riesenwachstum der Chinesen steht ein wahres Zusammenschrumpfen der Europäer gegenüber. Man kann sich ausmalen, was auf diesem weiteren und tieferen Hintergrunde das von immer mehreren Anthropologen geweissagte Ende der Blonden besagen will[1133]), und wie unser Erdteil einem etwaigen neuen Mongolenansturm gegenüber dastehen würde, da doch so etwas von „europäischem Patriotismus", wie ihn nach Madame de Staëls schönem Worte[1134]) die Kreuzzüge aus dem Rittergeiste geschaffen hatten, in unserer Zeit undenkbar geworden ist.

Werturteile über Epochen sind immer ein mißliches Ding, sie bleiben subjektiv bedingt, und in diesem Sinne wollen sie begriffen werden. Wenn aber eines begreiflich und berechtigt scheint, ist es das, welches neben und nächst der Hochblüte des Hellenentums in der des Germanentums einen der Gipfel menschheitlicher Entwicklung sieht, in jenen Jahrhunderten, da in den Kreuzzügen die idealste Tat der Geschichte getan, in unseren Domen die erhabensten Werke des Menschengeistes geschaffen wurden[1135]). Das An-den-Früchten-Erkennen gilt doch am Ende für die Rassen so gut wie für die Individuen. Und dann blicke man auf unsere Früchte! Das Zeitalter des Positivismus, der Technik, der Maschine, dieses Zeitalter, dessen einzige architektonische Erfindung (nach dem Grafen Leusse) der hohe Schornstein ist, steht jenen Denkmälern so fremd gegenüber, daß es sie mit seinem Treiben kalten Blutes zerstört oder verfallen läßt, wie denn schon heute die allerhöchste Gefahr besteht, daß die unbedingt schönste aller Kirchen der Christenheit (Moltke) vom Rauch und Qualm, der aus jenem Treiben aufsteigt, aufgezehrt werde. Gothische — angelsächsische Aera!

1132) Vgl. hierzu Ripley, p. 560—570, 578, 582—589.

1133) Hierzu A. Thomsen, „Der Völker Werden und Vergehen", Leipzig 1926.

1134) „De l'Allemagne", p. 1, chap. 4.

1135) Sowenig die Gotik von den Goten stammt, so bleibt doch die unbewußte schöne Symbolik bestehen, daß eine Höchstleistung germanischen Idealismus' den Namen unseres herrlichsten und edelsten Stammes trägt.

In Wissenschaft, Literatur und Presse finden wir heute nicht leicht eine strittige Frage mehr erörtert als die des Unterganges des Abendlandes. Als ob sich darüber überhaupt so leicht objektiv etwas feststellen ließe! Was die äußeren Vorgänge betrifft, kraft welcher ein solcher Untergang sich vollziehen müßte, so legt uns die Analogie desjenigen der Alten Welt die Annahme des Hereinbrechens neuer Völkerströme am nächsten, die jetzt nur noch Niederrassen bilden könnten. Der Bolschewismus droht inzwischen noch unmittelbarer, ja beides könnte sich verbinden. Nun lehrt uns aber gerade das Beispiel der Antike, daß diese innerlich längst untergegangen war, ehe sie auch äußerlich unterging. Und so erhebt sich auch für uns die weit schicksalsschwerere Frage, wie es innerlich um uns bestellt sei. Es ist klar, daß sich an ihr wiederum die Geister scheiden müssen, daß sie nach deren subjektiver Einstellung sehr entgegengesetzt beantwortet werden wird.

Wer mit Gobineau in alter Arierherrlichkeit lebt, wem germanische Ideale die Brust schwellen, und wer dann erkennt, wie wenig Aussicht diese noch auf Verwirklichung haben, wie die Nordischgerichteten, wie einst die letzten Goten, als einsame Insel in einem Meere der Gegenrassigen schwimmen, wie wir gleichsam als lebendige Pompejaner die Verschüttung alles Echtdeutschen — insoweit germanisch — Zug um Zug über uns hereinbrechen sehen, wie selbst die Großtaten Bismarcks und Wagners, um nur das Höchste herauszugreifen, ein Dauerecho nur in einer Minderheit ihres Volkes zu erwecken vermocht haben — für den sind wir mitten im Untergange. Er weiß auch, daß dieser nur in der Form allmählicher Uebergänge sich zu äußern, daß etwas wie die Schlacht am Vesuv, die Zerstörung von Karthago und Jerusalem oder die Türkenflut ihn zunächst nicht zu besiegeln braucht. Er ist selbst der Leusseschen Jahrhunderte nicht mehr sicher, nachdem der Zeitgeist die Hatz zum Normaltempo — auch für das unaufhaltsame Bergab — erhoben hat.

Wer dagegen seine Ideale, insoweit er überhaupt solche besitzt und sie sich nicht durch Phrasen ersetzen läßt, grundsätzlich nicht vom Blute abhängig macht, eher davon loslöst, wem es daher bei den Zielen, die er für die Zukunft noch ins Auge faßt, letzten Endes auch gleichgültig ist, ob sie von Weißen, Gelben oder Mulatten, ja ob sie von dem von vielen angestrebten allgemeinen Mischmenschen verkörpert werden — die gegenseitige Annäherung wird ja im Zeichen der Technik immer leichter —, wer in der Ingenieurkunst die vierte bildende Kunst und den Gipfel des Fortschritts darin erblickt, daß der menschliche Geist durch die Maschine ersetzt, deren Technik immer mehr vervollkommnet, daß immer rasender durch Welt und Leben gehetzt werde, alles nur, um die innere Abgestorbenheit wirksamer zu übertäuben, die geistige Ohnmacht besser zu maskieren — der wird sich von einem Untergang überhaupt

nichts träumen lassen, auch wenn der wie nach dem Gesetze der Schwere herabziehenden Momente so viele wären, daß unser Niedergang sich fast mechanisch vollzöge. Den Bekennern dieser Anschauung ist es schon ein Trost, daß die Massen, im Gegensatz zur Rasse, in dem sie ja stehen, überhaupt nicht eigentlich untergehen können. Ins Zeichen der Massen aber sind wir eingetreten, und Masse und Rasse schließen sich aus, wie ja denn letztere immer nur innerhalb gewisser Grenzen und Reviere denkbar bleibt.

So ist die Stellung zur Zukunft, sind Pessimismus oder Sanguinismus durch die allgemeine Weltanschauung der einzelnen Denker bedingt. Ein jeder sucht naturgemäß in der Zukunft das, was er in der Vergangenheit gefunden hat, und je nach den Ansprüchen färbt er dann die Zukunftsleistungen der Menschheit. Wem Inder, Hellenen, Germanen vorschweben, wer überhaupt hierarchisch denkt, der trauert, wer dem „Fortschritt" huldigt und sich diesen gar in der Gleichheit erträumt, der jubelt.

Auch die Rassendenker fügen eben unwillkürlich ihre Auffassung der Rasse ihrer allgemeinen Weltanschauung ein, oder richtiger, sie wächst aus dieser heraus, und mag sich einer noch so objektiv geben, er wird es nicht vermeiden können, daß die Gegensätze, welche sich in der wirklichen Welt, in der Politik als dem Schicksal, abspielen, auch in seine Wissenschaft hineintönen. Nun bedeutet aber Rasse Aristokratie. Ohne die Grundvorstellung einer Hierarchie ist sie nicht denkbar, und eben damit stößt sie auf den Widerspruch der Demokraten aller Schattierungen (Demokratie, Fortschritt, Judentum, Liberalismus sind ja de facto fast Wechselbegriffe geworden), denen eben dieser Begriff anstößig, ja unfaßbar ist, und die daher konsequenterweise sich sogar der Rasse selbst entgegenstemmen, sie leugnen, sie bekämpfen, ja zu vernichten suchen. Kein Wunder daher, wenn einerseits die entschiedensten Vorkämpfer des Rassengedankens zugleich die entschiedensten Gegner der Demokratie waren[1136]), und wenn anderseits Forscher, welche theoretisch — sei es anthropologisch, sei es hygienisch — Wertvollstes für die Ergründung der Rasse geliefert haben, dann, wenn es galt, diese für das Geistesleben zu werten und zu verwerten, so eigentümlich versagten, weil sie sich von demokratischen Gleichheits- und Verbrüderungsideen mitfortreißen ließen[1137]).

Es ist ja nur zu klar, welch grundverschiedene Denkweisen hier einander gegenüberstehen. Es wäre vielleicht zuviel gesagt, wenn man behaupten wollte, die Rassendenker fußen auf Tatsachen und Beobachtungen, ihre Gegner auf Phantasien und Konstruktionen.

[1136]) Gobineau redet von dem Schlangenzahne der Demokratie, und sein Jünger, Graf Leusse, setzt seinem großen Werke das Motto: „La démocratie voilà l'ennemi" voran.

[1137]) Es braucht hierfür nur an Virchow, auch an Schallmayer erinnert zu werden.

Aber zweifellos haben wir in den beiden Gruppen abstrakte und konkrete Denker vor uns. Die einen rechnen mit Allgemeinmenschen, an denen und in denen sie Ideen verwirklicht sehen, die anderen tragen dem Besonderen, wie zumal auch dem Wandel der einzelnen Menschengruppen Rechnung und lassen danach auch die Ideen bestimmt werden. Selbst der große Tocqueville, der in seinem gewaltigen Werke „La démocratie en Amérique" das Wesen der Demokratie am tiefsten ergründet, alle ihre Erscheinungen am klarsten aufgedeckt, am geistvollsten zergliedert hat, ließ uns doch über ihre Entstehungsursachen im ungewissen. Ihre eigentliche Quelle hat wiederum erst Gobineau im Blute nachgewiesen. Und doch hätte dies auch für Tocqueville nahegelegen, da gerade er es ist, der zuerst gezeigt hat, daß wir in der Demokratie einen Naturprozeß zu erblicken haben, daß ihr in keinem Teile der Welt mehr zu entrinnen sei, daß insbesondere jede staatliche Bildung mit ihr zu rechnen habe und alle politischen Umbildungen sie nur allenfalls aufhalten, nicht dauernd hemmen können.

Damit wäre dann freilich der Schlüssel nicht nur der Zukunftsbestimmung, vor allem auch der Zukunftsbewertung in die Hände der Demokratie gegeben. Bei den bescheidenen Ansprüchen, welche diese stellt, sieht sie der so durch sie bestimmten Zukunft mit höchster Zuversicht entgegen, während die Aristokraten aller Lande sich des Schlimmsten gewärtig halten[1138]). Begreiflich genug. Scheint doch dem δῆμος, der fortan die Maßstäbe liefert, gar vieles schön und gut, was die ἄριστοι zur Resignation oder zur Trauer stimmt.

[1138]) Der Stimmen, die sich hierfür anführen ließen, wäre Legion. Einzelne ganz wenige müssen genügen. In der Abhandlung „Renan als Politiker" des ersten Bandes seiner „Zeiten, Völker, Menschen" charakterisiert Karl Hillebrand Renans entsprechende Stellungnahme zur Demokratie und bemerkt dann selbst (S. 361 ff. der vierten Auflage), ganz im Sinne Tocquevilles, Renan habe dem doppelten Wahn gelebt, daß jene, d. h. die Herrschaft der Mittelmäßigkeit, nur in Frankreich ihre Verheerungen ausübe, und daß sie sich vermeiden lasse. Nicht lange, so wird vielmehr auch in den letzten noch nicht demokratisierten Ländern „der Damm nachgeben und die Flut sich breit hinlagern über alles das, was einst der Stolz der Nationen war. Der Staat wird überall entweder eine gegenseitige Versicherungsanstalt werden oder aber eine große zweckmäßig eingerichtete Maschine... Kunst, Wissenschaft, Religion werden nur noch in ihren niedersten Formen darin gedeihen." Ganz besonders sprechend aber sind die Auslassungen über die Demokratie (die mit ihrer Ideallosigkeit, ihrem Nützlichkeitsgeist „der Untergang alles Guten wird und ihre Verwüstungen in alle Gebiete des Lebens hineinträgt"), welche Emil Dürr in seiner Abhandlung „Arthur de Gobineau und die Schweiz in den Jahren 1850—1854" in der „Baseler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde", Bd. 25, S. 262 ff., von vier großen Schweizer Aristokraten — Jeremias Gotthelf, Johann Jakob Bachofen, Jakob Burckhardt und Konrad Ferdinand Meyer — zusammengetragen hat; bemerkenswert vor allem dadurch, daß sie aus dem gelobten Lande der Demokratie selbst stammen.

Zwölftes Kapitel

Hoffnungssysteme der Rassenzüchter und Selektionisten. Vorbeugung und Abwehr. Rassenhygiene. Gesundheitliche Reformbewegung. Eugenik. Nordischer Gedanke.

Wir sahen, daß und warum die Rassendenker mit in erster Linie die heute fast allgemein gewordene düstere Auffassung der Zukunft teilten. In der Demokratie konnten sie nur ein rassisches Herabsinken erkennen. Und das, weil sie aus dem bisherigen Verlauf der Geschichte vor allem die allmähliche Zurückdrängung der bislang führenden Rasse, die tragische Mission der Nordlandrasse, der am Ende gar völlige Aufzehrung oder doch Aufsaugung droht, herausgelesen hatten. Durch die Annahme fester, unveränderlicher oder doch nur durch Kreuzung veränderlicher Rassen hatten sie sich zudem gewissermaßen dogmatisch festgelegt; aber die große Mehrzahl ist diesen Weg gegangen. Genug, sie haben ein reichliches Material zum Kapitel „Pessimismus" geliefert, schulden daher auch ein entsprechendes Maß von Abwehr- und Vorbeugungsvorschlägen, das sie auch nicht schuldig geblieben sind.

Mit Recht betont Alfred Fouillée die Solidarität der Kulturvölker gegenüber den großen Zeitübeln: Rückgang der Geburten, rassische Zerklüftung („dislocation ethnique"), Aufsaugung der Blonden, Verstädterung, Alkoholismus und Ausschweifungen seien durchgehend. So haben also auch die Gegenmaßnahmen Anspruch auf allgemeine Geltung, und schon darum wird man es begreifen, wenn wir uns hier — bei einem Thema, das uns ohnehin gewissermaßen nur mittelbar zufällt — vorwiegend auf die Stimmen eines Landes, des unsrigen, beschränken.

Gewiß ist das Sinnen auf Abwehr unseres Niederganges kein leichtes Ding, und viel Abenteuerliches und Phantastisches ist dabei von vornherein auszuschalten. Aber allgemach haben sich doch alle wirklich Berufenen auf einen Grundstock von Forderungen, auf ein Mindestmaß sozialer Möglichkeiten geeinigt, ohne das ein auch nur annähernd menschenwürdiges Dasein in der Welt der Weißen nicht mehr denkbar ist.

Zunächst einige wenige Worte über diejenigen dieser Hoffnungssysteme, bei denen solche soziale Möglichkeiten nicht vorliegen, und die daher fallen gelassen werden mußten.

Von Chamberlains Züchtungsgedanken[1139]) ist schon früher die Rede gewesen. Seine fünf Punkte besagen ungefähr: Wenn die

[1139]) Chamberlain beruft sich hierbei vor allem auch auf Darwin. Aber dieser geht durchweg von den Tierrassen aus, die man doch — vollends im Punkte der Züchtung — nicht ohne weiteres mit den menschlichen gleichstellen darf.

Weltgeschichte von vorne wieder anfinge, und wir tabula rasa hätten... Statt dessen schließt das heute schon herrschende Rassenchaos jeden auch nur von fern der Rassenbildung ähnlichen Vorgang einfach aus. Die Inzucht ist im Zeitalter krampfhaft übersteigerten Verkehrs undenkbar geworden, die ursprünglich rassenhaften Organismen (Clans oder Sippen) sind durch die moderne Entwicklung auseinandergerissen. Reines, edles Blut, wie es als Unterlage für die gedachte Inokulation doch vor allem notwendig wäre, wird immer seltener, das Halbblut, namentlich auch das jüdische, hat die Gesellschaft bereits in einem Grade durchsetzt, daß es immer schwerer wird, es überhaupt noch herauszuerkennen. So ist notdürftiger Schutz des vorhandenen Bestandes alles, was sich zurzeit noch erhoffen läßt, oder mindestens wäre jede Erweiterung darüber hinaus als ein besonderes Himmelsgeschenk zu bewerten. Außer durch Absperrung gegen die rasseschädigenden Elemente wäre in dieser Richtung vor allem durch weitestgehende Aufklärung über die Bedeutung der Rasse, Einverleibung des Rassenbewußtseins in die Weltanschauung, Belebung arischen Sinnes zu wirken, und wie vorbildlich Chamberlain dieses getan hat, dafür sprechen seine Erfolge.

Ueber die zu ihrer Zeit vielbesprochenen anthropotechnischen Anwandlungen Lapouges ist man zum Glück bald zur Tagesordnung übergegangen. Wir haben hierin von Anfang an nur einen Abweg erkennen können, auf den dieser glänzende Geist sich verirrt hatte.

Willibald Hentschel und Christian von Ehrenfels sehen in der Polygamie der blutlich Höchststehenden das Hauptmittel einer Aufbesserung unserer Rasse. Daß die Polygamie in gewissen Stadien der Völkerentwicklung für die Rasse eher günstig gewesen, scheint trotz der im allgemeinen gegen sie bestehenden Bedenken[1140]) nicht zu bestreiten. Auch hat namentlich Hentschel das Problem nach seiner etwaigen Verwertung für unsere Zeit durchaus groß, nur offenbar zu ideal, angefaßt[1141]). Er mußte damit an der — von den meisten Rassenzüchtern und Selektionisten zuwenig berücksichtigten — Verwickeltheit und Uebersteigerung der modernen Verhältnisse, wie auch an der Unzulänglichkeit des für so ideale Pläne in Betracht kommenden Menschenmateriales scheitern. Vor allem aber, er hatte seinen Gedanken aristokratisch gedacht, und nun bewegt sich unsere demokratische Gesellschaft mehr und mehr der Polygamie zu. Nur in den rechten Händen hätte aber ein solches Mittel günstig auf die Rasse zurückwirken können. In den unrechten müßte es zweischneidig werden, ja zu Uebelständen führen, gegen

---

1140) Ueber diese Roscher, „Grundlagen der Nationalökonomie", 17. Aufl., S. 640, 643.

1141) „Varuna", „Mittgart" (beide mehrfach aufgelegt). „Vom aufsteigenden Leben", Leipzig 1910.

die alles geringfügig wäre, was die heutige Einehe zutage fördert oder — zudeckt.

Wir kommen jetzt zu der großen Gruppe der, wenn man so sagen darf, berufsmäßigen Verbesserer der menschlichen Art, der Rassenhygieniker, Eugeniker, Erbgesundheitslehrer, oder wie man sie sonst noch wohl bezeichnen hört. Von der Ueberzeugung von der überragenden Bedeutung der Vererbung ausgehend, will diese Lehre die Art von innen her bessern, dadurch daß sie bestimmt, wer von den einzelnen die kommenden Geschlechter hervorbringen soll und wer nicht. Nicht, daß der Mensch besser erzogen, daß er besser geboren werde, ist das entscheidende. Die Staats- und Rechtslehre ist demnach biologisch zu beeinflussen und umzugestalten, der Staat — und im Falle seines Versagens die Gesellschaft — hätte die Verwaltung des gesamten biologischen Haushaltes eines Volkes in dem Sinne in die Hand zu nehmen, daß ein größerer Teil höherwertiger Menschen als heute instand gesetzt werde, Kinder aufzuziehen, daß die Nachkommenschaft der Minderwertigen eingeschränkt, die der Minderwertigsten ganz beseitigt werde.

Zur Lösung dieses Problems der Rassenveredlung sind die mannigfachsten Vorschläge gemacht worden. In der Hauptsache laufen sie alle darauf hinaus, daß die Schädlinge der Gesellschaft, Gewohnheitsverbrecher, Geisteskranke, Syphilitiker usw., von der Fortpflanzung ausgeschlossen, die Tüchtigen, Hervorragenden, Wohlgebildeten durch jederlei Begünstigungen (Beiträge und Erleichterungen, z. B. in der Steuerzahlung) gefördert werden sollen. Die Ehen sind auf den Gesundheitszustand der sie schließenden zu kontrollieren, Ehen möglichst zwischen Standesgleichen — nach Blut und Charakter einander Nahestehenden —, also auch zwischen Adel und freier Bauernschaft, anzustreben. Dem einseitigen Industrialismus und Kapitalismus ist zu wehren, der Mittelstand durch die sozialpolitische Gesetzgebung zu heben, die Rückkehr aufs Land — insbesondere auch durch innere Kolonisation (Siedelung) — zu betreiben, der Bauernstand zu schützen. Schließlich ist vor allem auch noch in jeder Weise auf die Verbreitung des Rassenbewußtseins, die Wiederbesinnung auf die Rasseninstinkte hinzuwirken.

Die Vertreter dieser Lehren konnten sich nicht verhehlen, daß sie mit einem Teile derselben in Widerspruch zu den tiefsteingewurzelten Anschauungen der neueren Jahrhunderte, wie sie namentlich durch Humanität und Christentum genährt waren, gerieten. Aber sie durften sich dagegen auch darauf berufen, daß nicht nur die Naturvölker bessere Rassenzucht übten und dadurch vielen Auswüchsen der Kulturvölker entgingen, daß auch die letzteren in früheren Zeiten solche Zucht in mancher der soeben bezeichneten Richtungen betrieben hätten. Durch diesen Widerstreit zwischen Philanthropie und Rasse konnte es freilich geschehen, daß die Auslese,

welche in der Weltordnung im progressiven Sinne getroffen wird, um die Rassen zu bilden und zu erhalten, in die regressive umschlug, als diese verdarben und entarteten[1142]).

Die Idee einer Vervollkommnung bzw. Wiederhebung des Menschengeschlechtes durch Rassenzucht mußte daher weitausschauenden Denkern immer wieder auftauchen[1143]). Daß sie bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sozusagen in der Luft lag, zeigt Immermann, der, wie er sich in seinem „Münchhausen" nicht leicht eine wichtige Zeitbewegung entgehen ließ, auch diese Frage ziemlich eingehend in seiner halbscherzhaften Weise behandelt[1144]). Damit aber mit dieser voller Ernst gemacht werde, mußte freilich erst die Degeneration einen Tiefstand erreicht haben, wie er erst in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts erschreckend zutage trat.

Als Begründer der wissenschaftlichen Eugenik und Schöpfer des eugenischen Gedankens gilt gemeinhein, und wohl mit Recht, Francis Galton, der Vetter Darwins, der nicht nur durch sein mehrerwähntes Werk „Hereditary genius" die ersten theoretischen

---

1142) Ueber die Naturvölker Vierkandt, S. 450 ff. Zur Rassenzucht bei Natur- und Kulturvölkern Woltmann, „Politische Anthropologie", S. 99, 150—153, 172 ff., 200—202. Zum Kapitel der Kinderbeseitigung (Kinderauswahl) und ihres Einflusses auf den Rassentypus (mit vielen Belegen von allen Völkern) Lippert, „Kulturgeschichte", Bd. I, S. 205—225. Proben barbarischer Lebensfürsorge nach dem Avesta bei Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. III, S. 682. Für die Griechen, insonderheit die Spartaner, bedarf es keines Nachweises, ihre Verfahren leben sozusagen im Volksmunde. Ueber Aehnliches im germanischen Norden Weinhold, „Altnordisches Leben", S. 260. Wie ernst und streng es noch am Ausgange des Mittelalters mit der Ehe im rassischen Sinne genommen wurde, lehrt G. Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", Bd. II, S. 385.

1143) Ueber Anklänge derselben bei Malthus, Maupertuis und Kant Woltmann, „Polit.-Anthropol. Revue", Bd. V, S. 605. Ganz klar war es Schopenhauer aufgegangen, daß die Schaffung eines neuen Menschen nur auf biologischem Wege durch richtige Paarung und Züchtung, denkbar sei: „So werden wir zu der Ansicht hingeleitet, daß eine wirkliche und gründliche Veredelung des Menschengeschlechtes nicht sowohl von außen als von innen, also nicht sowohl durch Lehre und Bildung als vielmehr auf dem Wege der Generation zu erlangen sein möchte", „Schopenhauer-Jahrbuch", 14, 1927, S. 79. Wozu man noch die drastische Stelle der Parerga halten möge, daß es in diesem Sinne am besten wäre, wenn man alle Schurken an den Galgen und alle Gänse ins Kloster bringen könnte.

1144) Buch 6, Kap. 1, 8, 9, 11. Münchhausen bildet die Idee einer „Rasseveredlung unter den Menschen durch eine Kreuzung gesunder Exemplare ohne weitere Formalitäten" aus und entwirft in 24 Stunden den Plan zu einem Vollblutinstitute — vorläufig unter den Kassuben — nach dem Muster von Trakehnen. „Man muß Rasse stiften! Reine Kreuzungen! Keine veralteten Meinungen und Formalitäten!" Auch Semilasso zeigt sich von der Idee „wahrhaft ergriffen".

Anregungen gab, sondern auch durch die Begründung eines Instituts für Eugenik der Bewegung greifbare Unterlagen schuf. Die in seinem Sinne geleitete Eugenics Education Society ließ es sich angelegen sein, die öffentliche Meinung behufs Verbreitung der Kenntnis der Vererbungsgesetze und Förderung des eugenischen Unterrichts in Schule und Familie zu beeinflussen. Sie gewann in der Tat bald wachsenden Einfluß in Literatur und Gesellschaft. Galtons bedeutendster Nachfolger in England war wohl Karl Pearson. Auch in die Vereinigten Staaten griff die neue Bewegung nach der praktischen Seite sehr bald mächtig hinüber, worüber wir in dem Werke des österreichischen Konsuls G. von Hoffmann „Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" (München 1913) gründlich und eingehend belehrt worden sind.

In Deutschland war der Hauptapostel Galtons Heinrich Driesmans, der dessen Lehre namentlich nach der geistigen Seite feinsinnig ausgebaut hat. Seine schönen Schriften zu dieser Frage sind noch heute lesenswert, wenn es auch wehmütig berührt, zu sehen, wie vieles seitdem so ganz anders gekommen ist, als er es — allzu idealistisch — geschaut hatte[1145]). Die eigentliche Führung in rassenhygienischen Dingen aber hat seit längerer Zeit München übernommen und festgehalten. Es wird für immer der Ruhm dieser Stadt bleiben, daß sie vier Namen wie die Max Grubers, Wilhelm Schallmayers, Alfred Ploetz' und Fritz Lenzens in ihren Mauern vereinigt hat[1146]). Vielleicht am großartigsten und tiefsten hat das Ideal rassischer Erneuerung Schallmayer erfaßt, der uns in seinen zahlreichen Schriften, von welchen als das Hauptwerk hier nur „Vererbung und Auslese im Leben der Völker" genannt zu werden braucht, einen wahren Kanon generativer Fürsorge hinterlassen hat. Auch er weist nach, daß die Auslese, und damit die generative Entwicklung, durch unsere Kultur weit mehr ungünstige als günstige Einwirkungen erfährt, und sieht die einzige Rettung darin, daß das zugunsten des Individuums verbildete sittliche Gefühl des Volkes den Gesichtspunkten organischer Veredlung

[1145]) „Menschenreform und Bodenreform." Drei Ausgaben. Leipzig 1904—1911. „Eugenik. Wege zur Wiedergeburt und Neuzeugung ungebrochener Rassenkraft im deutschen Volke." Ebenda 1912.

[1146]) Alfred Ploetz, „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen", Berlin 1895. „Ziele und Aufgaben der Rassenhygiene", Braunschweig 1911. Unermüdlich wirkt Ploetz in dem von ihm begründeten „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" und in der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. Lenz fällt der Löwenanteil an dem „Grundriß der Erblichkeitslehre und Rassenhygiene (3. Aufl., München 1927) zu, dem ich im „Sammler", 1922, Nr. 47, eine ausführlichere Besprechung gewidmet habe!

des Gesamtkörpers, der Rasse, und damit bewußten Rassendienstes, zugänglich gemacht werde[1147]).

Neben diesen Hauptvorkämpfern treten die übrigen Vertreter des Züchtungsgedankens zurück, da sie im allgemeinen nichts Neues gegenüber den Reformvorschlägen der Genannten bringen[1148]). Erwähnt muß aber noch werden, daß auch bei uns eigene Gesellschaften (die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene" und neuerdings der „Deutsche Bund für Volksaufartung und Erbkunde") mit besonderer literarischer Vertretung sich gebildet haben, sowie daß auch mehrere andere Zeitschriften — der „Hammer", „Deutschlands Erneuerung", die „Nordischen Blätter", der „Hüter" — kräftig für die Sache der Rassenzucht und Eugenik eintreten.

Von der Gesamtheit dieser Gruppe von Rassendenkern darf gesagt werden, daß sie an ihre Aufgabe mit seltenem Ernst herangetreten, daß sie von einem reinen Idealismus getragen, von einem hohen Verantwortungsgefühl erfüllt sind. Nicht einer, der sich nicht bewußt wäre, um welch ein Ungeheueres es hier geht: um nichts Geringeres als um das Fortbestehen des Menschen — oder doch des Menschentumes — im höheren Sinne. Wenn einer oder der andere dabei, fortgetragen auf den Schwingen der Begeisterung, sich die ganze Schwierigkeit des Unterfangens zuzeiten nicht gegenwärtigzuhalten in Gefahr geriet, so hat freilich die Wirklichkeit immer wieder dafür gesorgt, daß sie ihnen vor Augen gerückt wurde, und auch kühlere und nüchternere Denker haben nicht unterlassen, die ihrem Tun entgegenstehenden Bedenken ihnen vorzuhalten. Schon der ganze Grundgedanke, daß die Gesellschaft selbst, in Gestalt ihrer Führer, als Regulator bzw. Neuregulator der Auslese das Werk der Natur fortsetzen solle, konnte ja angefochten werden. „Mr. Galton wishes that breeds of men should be created by matching men with marked characteristics with women of like characteristics. But surely this is what nature has been doing time out of mind, and most in the rudest nations and hardest times. In modern times, when society is more tolerant, new national characters are neither so strong, so featurely, nor so uniform," äußerte sich

[1147]) Für Genaueres über Schallmayer darf ich wohl auf meine Besprechung der 3. Auflage seiner „Vererbung und Auslese" in der „Politisch-Anthropol. Monatschrift", Jahrg. 18, Juli 1919, S. 159, und auf meinen Nekrolog (ebenda, Januar 1920) verweisen.

[1148]) Zu nennen wären etwa aus der „Politisch-Anthropol. Monatschrift": I, 181 ff. (Wilser, „Zuchtwahl beim Menschen"), V, 45 ff. (R. Roßmann, „Züchtungspolitik"), VI, 353 ff. (Th. Petermann, „Die Wohlgeborenen"), VI, 432—437, 790—793 (J. G. Vögt über Rassenmoral), endlich VI, 623 ff. (Ludwig Woltmann, „Politik und Biologie"; das letzte, was Woltmann veröffentlicht hat, und so gewissermaßen sein Testament). Daneben noch L. Kuhlenbeck, „Das Evangelium der Rasse", Prenzlau 1905, Schlußkapitel; Fr. Siebert, „Der Völkische Gehalt der Rassenhygiene", München 1917.

Bagehot[1149]). Und auch einer der Hauptergründer der Erblichkeit, Ribot, warnt davor, sich von jener „sélection consciente et raisonnée qui réglerait souverainement les mariages“, wie sie etwa zur guten Zeit des Adels im Mittelalter vortreffliche Dienste getan habe, in der unsrigen noch zuviel zu versprechen[1150]). Wie schwer es halten werde, dem Absinken der Körperkraft der höheren Stände abzuhelfen, wie dafür zu fast unausdenkbaren Maßnahmen gegriffen werden müßte, betont Weismann[1151]). Und eine im innersten Kern der ganzen Frage beruhende Schwierigkeit deckte ein großer Freund der Bewegung, Lord Balfour, auf, indem er auf dem Londoner Kongreß 1912 darauf hinwies, daß schon die klare, eindeutige Herausarbeitung des Zieles, insoweit es sich dabei um den Begriff des Tüchtigen handle, kaum gelingen werde: „Was die Natur als das Tüchtigste betrachtet, und was der Mensch als solches ansieht, sind zwei verschiedene Dinge. Und weiter: ist wirklich jemand so weise, um genau zu wissen, wie eine ideale Gesellschaft auszusehen habe, und welche Wege wir einzuschlagen haben, um eine solche zu konstituieren[1152])?“ Die Griechen waren uns darin voraus; ihre Kalokagathie bezeichnete den Inbegriff einander bedingender körperlicher und geistiger Vorzüge, und dieses Ideal konnte sich allgemein durchsetzen, ohne von irgendeiner Seite ernstlich angefochten zu werden. Bei uns kommt eine eugenische Anschauung, die unter allen Umständen die Starken bevorzugen muß, dadurch eo ipso in Konflikt mit der kirchlichen Orthodoxie, von anderen dieser in die Hände arbeitenden Strömungen hier zu geschweigen.

Alle diese Erwägungen mußten gerade den tiefgründigsten unter unseren Rassenhygienikern eine weitgehende Bescheidenheit in ihren Erwartungen auferlegen. Der besonnenste und doch weitgreifendste, Schallmayer, schrieb schon in der ersten Auflage seines Hauptwerkes[1153]): „Obwohl nicht daran zu zweifeln ist, daß sich durch zweckmäßige Leitung der menschlichen Zuchtwahl ein sittlich, geistig und künstlerisch mehr und mehr befähigtes Geschlecht erzielen ließe, so kann doch davon in absehbarer Zeit nur hypothetisch gesprochen werden, ohne an eine Verwirklichung zu denken, soweit sie nicht durchaus freiwillig wäre.“ Ihn mochte hierzu die der Geschichte entnommene Erkenntnis veranlassen, daß Gesetzgebung wie patriotische Moralistik sich zu allen Zeiten gegen den Naturprozeß des Sinkens der Rassen durch Aussterben ihrer besseren Elemente gleich ohnmächtig erwiesen haben. Schritt um Schritt hat dann Schallmayer später im Hoffen nachgelassen und starb völlig resigniert angesichts

[1149]) P. 146 ss.
[1150]) P. 378 ss., 414 ss.
[1151]) „Vorträge über Deszendenztheorie“, Bd. II, S. 165.
[1152]) Nach Driesmans, „Eugenik“, S. 43.
[1153]) S. 256.

der Einsicht, daß wir von der Verwirklichung rassenhygienischer Ideale weiter denn je entfernt seien, indem die Zeitgenossenschaft durchweg die den von ihm und anderen Weitblickenden empfohlenen entgegengesetzten Wege wandelt oder vielmehr jagt. Wer sähe es in der Tat nicht, daß angesichts eines Taumels, wie er heute die Menschheit erfaßt hat, der Gegensatz zwischen Forderungen und Möglichkeiten immer stärker klafft? Daß insbesondere bei uns andauernd in den schönsten Schriften, Aufsätzen und Ansprachen Deutschland erneuert, das Reich wieder aufgebaut, ihm Größeres als zuvor in Aussicht gestellt wird, indes die Wirklichkeit nicht minder andauernd die blutigste aller Satiren auf solche Verkündigungen schreibt? Oder könnte sich auch nur ein einziger der furchtbaren Tragweite der Tatsache verschließen, daß, entgegen dem Geburtensiege der Besseren, von dem doch alles abhängt, dank der Entwindung des Hauptteiles aller irdischen Güter aus den Händen der Nichtjuden und Nichtangelsachsen, vielmehr die Fortpflanzung in jenen Kreisen schwer eingedämmt wird, indem dort eine Geburt anstatt eines Glücksfalles vielfach als eine Sorge, wenn nicht gar als eine Katastrophe erscheint?

Darf man sich bei diesem Stand der Dinge wundern, wenn von manchen Seiten den rassenhygienischen Bestrebungen überhaupt die Aussichten abgesprochen werden? Es ist nicht Sache dieses Buches, Betrachtungen über deren Erfolg oder Nichterfolg anzustellen. Es genügt der Hinweis, daß die Rassenhygiene das einzige ist, was uns bleibt. Allerdings werden wir dann vielleicht guttun, die Mahnung jener Skeptiker zu beherzigen, zunächst den Schwerpunkt nach der negativen Seite zu verlegen: „Greifbare Erfolge wird man am ehesten erzielen dadurch, daß man auf dem schon mit Glück beschrittenen Wege beharrt, nämlich die Schädlichkeiten direkt bekämpft. Damit beschränkt man zugleich die Ursachen der Entartung[1154]."

In dieser Richtung ist ja denn nun auch schon gar manches geschehen. Von immer mehreren Seiten hat man sich darauf besonnen, daß in der rechten Körperpflege und naturgemäßen Lebensweise aktive Rettungsmittel ersten Ranges zu erblicken sind, die an Bedeutsamkeit für die Heranbildung eines gesünderen und kraftvolleren Geschlechtes hinter keinem von denen, welche die Rassenhygieniker in ihrer Pandorabüchse bereithalten, zurückstehen, wohl aber leichter und mit mehr Aussicht als die anderen anzuwenden sind. So hat denn namentlich auch die Temperenzbewegung im engeren Sinne, die Bekämpfung des Alkohols zumal, in mehreren Ländern — vorangegangen sind die Vereinigten Staaten und die

[1154]) W. Kruse (Professor der Hygiene in Bonn) in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", Jahrg. 6, 1903, „Entartung", S. 359 ff., 411 ff. Obiger Passus S. 434.

nordischen Reiche — schöne Erfolge gezeitigt. Wo sich die Temperenz dem Weine und dem anderen Geschlechte gegenüber mit einem gymnastischen Aufschwunge verband, hat sie sich sogar vielfach als ein starker Hebel des Idealismus und als ein allerwirksamstes Zuchtwahlmittel bewährt. Schwieriger schon gestaltete sich der Kampf gegen die Narkotika, am schwierigsten anscheinend der gegen den Tabak. Die von diesem ausgehende Seuche hat die Menschheit neuerdings geradezu überflutet und könnte fast als ein Symptom dafür angesehen werden, daß sie in ihrer Einnebelung bewußt verharren, sich zu neuem Fluge sonnenwärts nicht mehr aufschwingen will[1155].

Den allerdunkelsten Punkt bildet wohl die Prostitution und was aus ihr hervorgeht, überhaupt das Geschlechtsleben in seinen neueren Gestaltungen. Schon vor fast zwei Jahrhunderten konnte Montesquieu über die Verheerungen, welche die Syphilis — namentlich in Südeuropa — angerichtet, Schlimmstes melden[1156].

[1155]) Wie es nicht anders sein konnte, haben auch diese Dinge seit Jahrhunderten rege Vertretung in unserer Literatur, nicht selten durch wahrhaft bedeutende Gestalten, gefunden. Im 17. Jahrhundert berühren sie sich mit den pädagogischen Reformbestrebungen des Johann Amos Comenius, so daß in den seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Ludwig Keller herausgegebenen „Comenius-Blättern für Volkserziehung" der Temperenzbewegung eine ständige Rubrik angewiesen werden konnte. Dann hat der große Universalist — Theolog, Philosoph, Jurist und Arzt — Hermann Conring die körperliche Entartung der Germanen, also einer der europäischen Grundrassen, im Verlaufe ihrer Geschichte gründlich und methodisch behandelt in seiner Schrift „De habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi causis", Francof. ad M. 1727, in welcher der Körperlichkeit und Lebensweise der alten Germanen die unter den schädigenden Einwirkungen der Kultur schrittweise zurückgegangene der neueren gegenübergestellt wird. Conring war einer der Hauptvorgänger der großen Erwecker und Mahnrufer des 19. Jahrhunderts, der Prießnitz, Kneipp, Spohr und Lahmann. Der Geograph Malte-Brun wirft in seinem „Précis de la géographie universelle", T. II p. 549, die Frage auf, ob das Verschwinden der blonden Rasse in den nördlichen Ländern nicht auf die von ihm mit „Depravation" gleichgestellte Zivilisation, insonderheit auf die Ausartungen der Ernährung (Alkohol usw.) zurückzuführen sei. Auch Lorenz Diefenbach gehört zu den nicht allzu zahlreichen den Rassenfragen zugewandten Denkern, welche für die Zukunft der Menschheit die Lebensweise gebührend in Anschlag bringen (s. seine „Vorschule", S. 194 und 228 ff.). Auf den Rembrandtdeutschen werden wir sogleich noch näher zu sprechen kommen. Zur Alkoholfrage — aus einer überreichen Literatur — nur ein schönes Zeichen deutschen Idealismus: W. Schultz, „Deutschtum und Alkohol" (Basel 1901). Gegen die Tabakseuche insbesondere schon Conring, a. a. O., Sect. II, c. 3, § 87 (über das aus Amerika gekommene Danaergeschenk: „quasi deessent nobis instrumenta dementiae!"). Später besonders Lagarde, Viktor Hehn („Kulturpflanzen und Haustiere", S. 503/4). Kernig auch Lenz in seinem „Grundriß".

[1156]) „Esprit des lois", Livre 14, chap. 11: „On vit la plupart des plus grandes familles du midi de l'Europe périr par un mal qui devint trop commun pour être honteux et ne fut plus que funeste."

Heute sind die Berichte über die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, welche uns aus der ärztlichen Welt zukommen, danach angetan, auch dem gegen alle Statistiken Mißtrauischsten ein „lasciate ogni speranza" auf die Lippen zu treiben.

Während sich der Leser über alles bisher Vorgebrachte in unserer gesamten rassenhygienischen Literatur ausgiebig unterrichten kann, und es daher hier kürzer behandelt werden durfte, fühlt sich der Verfasser gedrungen, über ein weiteres Kapitel seine Anschauungen, gestützt auf die Beobachtungen und Erfahrungen eines langen Lebens, etwas ausführlicher darzulegen, weil dies — in dem ihm einzig berechtigt erscheinenden Lichte wenigstens — noch in keinem einschlägigen Werke geschehen ist. Wir finden durchweg in diesen alle übrigen Faktoren der Verderbnis vielfach so grell wie nur möglich beleuchtet; einer nur fehlt, der doch unzweifelhaft zu den schlimmsten gehört: die Medikamenten-Heilbehandlung, die allopathische Medizin. Und doch dürfte hier einer der Kernpunkte der ganzen gesundheitlichen Reformbewegung zu suchen sein, die, wenn hier nicht zugleich Wandel geschaffen würde, durchaus unzulänglich bleiben müßte.

Als oberster Grundsatz aller ärztlichen Kunst darf wohl der hingestellt werden, daß sie in dem Maße wirkliche Heilkunst sein wird, als sie sich der Natur nahehält. In der Urzeit wurde sie von Menschen geübt, die der Natur besonders nahestanden, bei den germanischen Völkern den Frauen, dann Jägern und Hirten, später von den Klostergeistlichen und Juden[1157]). Noch später erst bildeten sich Schulen, und erst mit der Entstehung der Universitäten begann ein eigentlicher ärztlicher Stand sich herauszubilden. Auch die wissenschaftliche Heilkunde aber stand ursprünglich in obigem Zeichen. Hippokrates, „der Vater der Heilkunde", der in seinen Lehren von denen der alten griechischen Naturphilosophen ausging, zeichnete als die allein richtige Forschungsweise die scharfe Beobachtung der Natur vor, stellte die Diagnostik anstatt der oberflächlichen Behandlung nach den Symptomen als Grundlage des ärztlichen Verfahrens auf, erklärte die Ausscheidung schädlicher Substanzen aus dem Organismus — durch „Krisen" — als das Wesentliche des krankhaften Prozesses, verwarf scharf eingreifende Mittel und legte im übrigen den Hauptwert auf die Diät. Nehmen wir noch hinzu, daß er im allgemeinen die Krankheit für eine Störung der Harmonie des Lebens und es daher für die Aufgabe des Arztes hielt, diese in ihrer Schönheit wiederherzustellen, daß er somit den Arzt dem Künstler gleichsetzte, so haben wir in seiner Lehre das denkbar ideale Grundgerüst, das nur noch nach seiten der Aufweisung der vorwiegend in Betracht kommenden natürlichen Heilmittel ausgebaut zu werden brauchte. In neuerer Zeit

[1157]) Klemm, Bd. IX, S. 197.

ist freilich die ärztliche Wissenschaft vielfach recht andere Wege gegangen. Zwar wird es so leicht niemanden geben, der der geschlossenen Fülle des Wissens, das heute unseren Aerzten auf den Hochschulen beigebracht wird, vor allem auch dessen unvergleichlich solider Fundamentierung durch naturwissenschaftliche, insbesondere biologische Kenntnisse, nicht aufrichtige Bewunderung zollte. Diese wird sich, nächst der Anatomie, Physiologie und Pathologie, auch auf einen Teil der praktischen Leistungen ärztlicher Kunst (es braucht nur an viele mit Recht gefeierte der Chirurgie erinnert zu werden) unbedenklich erstrecken können. Aber in ihren anderen Teilen, in der sogenannten inneren Medizin, weist diese doch ein recht anderes Bild auf. Hier wurden die unumgänglichen Grundvoraussetzungen alles wirklichen Heilens mehr und mehr beiseite gelassen: die Kraft des Organismus, durch einen auf natürlichem Wege gesteigerten Stoffwechsel Krankheitsstoffe auszuscheiden und sich so selbst zu heilen, vor allem aber auch der unauflösliche Zusammenhang aller menschlichen Organe, die Einheit und Ganzheit des beseelten Körpers als eines unteilbaren Gesundheits- und Krankheitsträgers, vermöge deren man in einem gewissen Sinne von einer Einheit der Krankheiten reden kann, und fast mehr noch das Gebot, dem Körper alles fernzuhalten, was nicht zu seiner Ernährung geeignet ist, was sich ihm nicht assimilieren kann. Die Folge war in der Theorie ein unaufhörlicher Wechsel der Lehrmeinungen, die einander ablösten und widersprachen, in der Praxis Erklärung und Behandlung der Krankheiten nach ihren äußeren Gelegenheits- anstatt nach ihren inneren, eigentlichen Ursachen, daher ein lokales Vorgehen, das mehr und mehr zu einem vielfach tastenden, ja stümpernden Spezialistentum wurde, Bevorzugung — bis zur Ausschließlichkeit — verderblicher Gifte als Medikamente, neben denen die übrigen Heilfaktoren fast ganz zurücktraten, und die namentlich in den Händen unfähiger und mittelmäßiger Aerzte unermeßliches Unheil angerichtet haben. Die Chemie, das Schoßkind der letzten Jahrhunderte, vor deren Uebergriffen nicht leicht ein Gebiet — Technologie, Landwirtschaft, Ernährung, Hygiene — sicher blieb, hatte auch in der ärztlichen Kunst Physiologie und Physiatrie beiseite gedrängt.

Dies alles hat mit der Zeit dazu geführt, daß die Stellung der Aerzte in den weitesten Kreisen erschüttert wurde. Ein tiefes Besinnen ging durch die Reihen der Zeitgenossen, soweit sie Augen hatten, ob eine ärztliche Kunst und Wissenschaft, deren mächtiges äußeres Emporblühen sich von Hause aus nur einer Degeneration verdanken konnte[1158]), bei solchen Ausartungen noch imstande sein

[1158]) Daß die Blütezeiten der Medizin immer und bei allen Völkern mit Degenerationsperioden zusammenfielen, zeigt schlagend Reibmayr, „Inzucht", S. 122 ff., 254—261.



werde, diese zu bekämpfen. Und es hat dann am allerwenigsten zur Hebung des Ansehens der Aerzteschaft beigetragen, daß sie sich dem gegen ihre Irrtümer auftauchenden Besseren und Gesünderen gegenüber schroff ablehnend verhielt. Hahnemann mit der Homöopathie, Vinzenz Prießnitz mit der Hydropathie stellten Gegenlehren auf, die, jede in ihrer Weise, auf ein bloßes Der-Natur-Nachhelfen als Kern aller echten Heilkunst hinausliefen. Ueber deren tiefe Berechtigung, ihre Verwurzelung im innersten Geiste der Natur als Heilspenderin ist heute kein Wort mehr zu sagen. Beide haben sich unter Hemmnissen jeder Art siegreich durchgesetzt. Sache unserer medizinischen Fakultäten wäre es gewesen, diese Bewegungen, von denen sich namentlich die letztere mehr und mehr als eine elementare Volksbewegung herausstellte, aufzugreifen, ihre wissenschaftliche Ausbildung in die Hand zu nehmen. Statt dessen wurden sie von dieser Seite in vielfach gehässiger Weise bekämpft, unter Anführung des übermächtigen Virchow ein wahrer Terrorismus gegen sie ausgeübt, alles zu ihrer Unterdrückung aufgeboten. Eine tiefe Kluft tat sich auf zwischen akademischer Heilwissenschaft und volkstümlicher Heilkunst. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß mehr oder minder alle diejenigen, die sich nicht jeglichen eigenen Denkens in gesundheitlichen Dingen begeben mochten, sich mit der Zeit in das homöopathische oder ins Naturheillager geflüchtet haben. Sie wußten nur zu wohl, wie viele unserer allerersten Geister sie dort auf ihrer Seite hatten. Es kann hier von diesen natürlich nur eine kleine Auslese gegeben werden.

Da wäre zunächst Paracelsus zu nennen, der, recht im Sinne von Hippokrates' „Natura sanat, medicus curat" mit kräftigem Ruck „die Natur wider die Quacksalberei setzte". Nach ihm wäre „die Natur die Krankheit selbst. Darum weiß sie allein, was die Krankheit ist, sie ist allein die Arzenei, sie weiß der Kranken Gebrechen"[1159].

Daß Rousseau als Apostel der Natur diesen Anschauungen huldigte, versteht sich zu sehr von selbst, um noch besonders hervorgehoben zu werden[1160]. Ebenso sind Molières und Jean Pauls („Katzenbergers Badereise") beizende Satiren allgemein bekannt.

Sehr schön sagt Herder[1161], nachdem er ausgeführt hat, daß Europa „ein Pfuhl von Uebeln geworden sei, den kein Volk, das der Natur gemäß lebt, bei sich findet", daß „der Arzt, wenn er der Natur folgt, ihr aufhilft, und wenn er ihr nicht folgen darf oder

[1159]) Vgl. die schöne Skizze des Paracelsus im dritten Bande von Moeller van den Brucks, „Deutschen", S. 57, 60, 62. Auch Emil Schlegel, „Paracelsus in seiner Bedeutung für unsere Zeit", München (1907), der in ihm den geistigen Ahn der Homöopathie sieht.

[1160]) Vgl. z. B. „Oeuvres", T. IV, p. 136. Paris 1839.

[1161]) „Ideen", Buch IV, Kap. 5.



kann, den Kranken wenigstens wissenschaftlich begräbt". Und an anderer Stelle[1162]: „Worauf beruht die Kunst des Arztes, als eine Dienerin der Natur zu sein und den tausendfach arbeitenden Kräften unserer Organisation zu Hilfe zu eilen? Verlorene Kräfte ersetzt sie, matte stärkt, überwiegende schwächt und bändigt sie."

Unheimlich deutlich läßt Goethe seinen Faust von den „höllischen Latwergen" sagen:

„Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt."

So umschreibt auch Lichtenberg das Schlagwort „Jeder Mensch sein eigener Doktor" mit „Jeder Mensch sein eigener Giftmischer"[1163], und als ihm im August 1782 sein Liebling, ein blühendes junges Mädchen, durch den Tod geraubt ward, schrieb er an seinen Kollegen Meister, sie sei „ein Opfer der Arzneywissenschaft geworden". Er hat aber auch positiv der Naturheilkunde vorgearbeitet, wie er denn mit als erster für das Licht-Luftbad eingetreten ist[1164].

Napoleon sagte auf Sankt Helena zu Antomarchi: „Glauben Sie mir, wir täten besser, alle diese Heilmittel beiseite zu lassen. Das Leben ist eine Festung, von der Sie und ich nichts wissen. Warum sollten wir ihr ihre eigene Verteidigung erschweren? Die Mittel, die sie selbst hat, sind allen Mitteln eurer Laboratorien überlegen. Corvisart hat mir ebenfalls aufrichtig darin beigestimmt, daß alle eure unsauberen Mixturen nichts taugen. Die Medizin ist eine Aufhäufung von ganz unsicheren Vorschriften, deren Wirkung im allgemeinen mehr schadet als nützt. Wasser, Luft und Reinlichkeit sind in meiner Pharmakopöie die Hauptmittel[1165]."

Ganz besonders energisch hat sich im gleichen Sinne auch Schopenhauer ausgesprochen: „Es gibt nur eine Heilkraft, und das ist die der Natur. In Salben und Pillen steckt keine, höchstens können sie der Heilkraft der Natur einen Wink geben, wo etwas für sie zu tun sei." „Morbus ipse est medela naturae." „Der Leib ist eine sich selbst reparierende Maschine." Die Heilmittel der Allopathie seien immer nur gegen die Symptome, nicht gegen das

[1162]) Ebenda, Buch V, Kap. 3.
[1163]) „Vermischte Schriften", Bd. VI, S. 68.
[1164]) Im „Göttinger Taschenkalender", 1795 („Vermischte Schriften", Bd. VI, S. 63 ff.).
[1165]) Emerson, „Repräsentanten des Menschengeschlechts": Napoleon.

Uebel selbst gerichtet. „Nur die Heilungen, welche die Natur selbst und aus eigenen Mitteln zustande bringt, sind gründlich“[1166]).

Vortrefflich empfiehlt auch Bogumil Goltz zur Reform der Aerztekunst „Reduzierung des vielen Geschiedenen der Methoden und Disziplinen auf eine Einheit, der speziellen Krankheitslehre auf die allgemeine Pathologie, Begreifen der Pathologie aus der Physiologie, der akuten Krankheiten als Phasen der Gesundheit, Einfachheit der Mittel, Diät“[1167]).

Und endlich wäre von bedeutenden Denkern der neuesten Zeit noch der Rembrandtdeutsche, Julius Langbehn, zu nennen, der noch einmal alle Gesichtspunkte, auch die höchsten, zusammenfaßt, unter denen ein Wandel in unserer Lebensführung nicht nur, auch in der Kurmethodik eintreten müsse. Der in beiden eingerissenen Verkümmerung des Natürlichen muß ein Ende gemacht werden, wenn an deutsche, ja menschliche Wiedergesundung noch zu denken sein soll. In der großen naturheilkundlichen Bewegung waren teils neue geniale Anregungen, teils alte überlieferte Heilfaktoren ersten Ranges wirksam. Ihr muß und wird die Zukunft gehören[1168]).

Wie eine Erfüllung alles hier Geforderten, um nicht zu sagen Verheißenen, mutet das Wirken Vinzenz Prießnitzens an. Man kann sich diesen schlesischen Bauernsohn in der Tat nicht genial genug vorstellen. Auch war er durchaus nicht der einseitige Wassermann, wie er den meisten vorschwebt. Aus seinen Lebensbeschreibungen ergibt sich vielmehr, daß er für die Erneuerungskuren, einschließlich Atmiatrie, Luft- und Sonnenbäder, Gymnastik und Diät, bereits das vollgültige Musterbeispiel aufgestellt hat[1169]), das dann von seinen Schülern und Nachfolgern nur nach seinen verschiedenen Seiten ausgebaut und vervollkommnet worden ist, von Rausse, Schroth und Hahn, Winternitz, Kneipp und Spohr in der Wasserheilkunde, von Paul Niemeyer in der Atmiatrie, von Rikli in der Verwendung der Sonnenbäder, von Lahmann — neben anderen — in der Diät. In echt volkstümlichem Sinne hatte endlich Kneipp noch die heilbringenden Kräuter wieder zu

---

1166) „Parerga“, Bd. II, § 99, und in dem entsprechenden Kapitel des Nachlasses (§ 204, 205, Grisebach).

1167) „Zur Physiognomie und Charakteristik des Volkes“, Berlin 1859, S. 218 ff.

1168) Vgl. die Darstellung von Langbehns Wirken nach dieser Seite bei B. M. Nissen, „Der Rembrandtdeutsche“, Freiburg i. Br., 1926, S. 222 ff. Bei Langbehn tritt der Zusammenhang dieser Fragen mit den Grundfragen dieses Buches besonders hervor. Ich darf in dieser Beziehung vielleicht auch auf meine vorbezeichneten beiden Besprechungen verweisen.

1169) Genaueres hierüber, wie auch ausgiebige Literatur über Prießnitz in der Säkularschrift „Vinzenz Prießnitz“ von Philo vom Walde, Berlin (1899).

Ehren gebracht, womit denn die große Umwälzung im Punkte der Materia medica nach allen Seiten ideell vollendet war.

Die von den edelsten Kräften des Volksgeistes geschwellte hygienische Bewegung war mit der Zeit allzu stark angewachsen, als daß auf die Dauer auch die klinische Welt von ihr unberührt hätte bleiben können. Der erste, der hier Bresche legte, war Wilhelm Winternitz, der sich in der Nachfolge Prießnitzens zu dem Bekenntnis durchrang, daß „jeder Fortschritt in pathologischer und pathogenetischer Erkenntnis einen solchen in der Hydrotherapie bedeuten müsse" und für letztere sogar den ersten akademischen Lehrstuhl (an der Wiener Hochschule) durchsetzte. Jahrzehnte hat es dann freilich noch gedauert, bis es soweit kam, daß von klinischer Seite eine „Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie" (d. h. Naturheilkunde) herausgegeben werden konnte. Inzwischen waren weitere bedeutsame Uebertritte erfolgt: Schweningers, dessen epochemachende Heilungen weithin zu denken gaben, und Lahmanns, der zugleich in Dresden eine zentrale Anstalt begründete, wo in dem neuen Geiste mit der Einheit der Krankheiten Ernst gemacht und deren Behandlung im großen Stile durchgeführt wurde. Neuerdings sind auch die Luft- und Sonnenbäder von der Schulmedizin übernommen worden. Mit jedem weiteren solchen Eindringen eines der großen echten Heilfaktoren fällt so von selbst ein Stück der alten Gifttherapie dahin, bis zuletzt nur noch der letzte kleine Rest mineralischer und chemischer Gifte übrigbleiben wird, der vielleicht Berechtigung hat und auch von den gemäßigteren Vertretern der Naturheilkunde nicht ganz abgelehnt wird.

Heute sind wir so weit, daß hervorragende Kliniker in öffentlichen Vorträgen zugestehen, daß wir uns in einer Periode der Umwälzung befänden, daß „das Spezialistentum den Blick für die großen Zusammenhänge getrübt habe", daß „man sich der Naturheilmethode gegenüber nicht verschließen dürfe, wie es die Schulmedizin zu ihrem Schaden vielfach bisher getan habe"[1170]. Der Druck aus der Aerzteschaft heraus war mittlerweile eben allzu stark geworden, Kuranstalten der neuen Richtung, zum Teil vortrefflich geleitet, gab es in Fülle, und die praktischen Aerzte waren scharenweise abgeschwenkt. Von den intelligenteren bekennt sich heute nicht so leicht mehr einer voll zur Allopathie; im stillen, oder doch halb, sind viele längst Homöopathen und noch mehr Naturheiler. Wahn und Autoritätsglaube werden zwar noch eine Weile weiterwirken. Gleichwohl ist es nur eine Frage der Zeit, wann der Sieg einer Bewegung vollendet sein wird, hinter der, wenn hinter einer, die guten Geister der Menschheit gestanden haben, und von der, wenn

[1170]) Nach Berichten über Vorträge der Professoren Sauerbruch in München und Aschoff in Freiburg.



von einer, deren Wohl und Wehe, Leben oder Verderben abhängig erscheint.

Das sollten sich, mehr als alle anderen, unsere Rassenhygieniker sagen oder gesagt sein lassen. Sie entstammen ja freilich meist der alten Schule; aber je entschlossener sie dieser den Rücken kehren, desto besser wird es für ihre Wissenschaft sein. Insoweit sie sich namentlich als Eugeniker fühlen, das heißt, wenn auch nicht, wie Phantasten träumen, eine Höherzüchtung des Menschen überhaupt, doch eine Pflege und Erhaltung der hochgeborenen aller Grade (nicht im Standessinne!) anstreben, müßten sie begreifen, daß einzig in diesem Zeichen für diese noch etwas wie Rettung winkt. In dem wüsten Strudel von Unnatur und Unkultur, der uns nachgerade erfaßt hat, sind die Edlen wohl oder übel mit an erster Stelle dahingetrieben worden, und wenn sie es büßen mußten, was sie in der Lebensweise gesündigt hatten, haben die Aerzte alten Schlages sie — wie oft! — nur noch tiefer hineingestoßen. Wahrlich, Langbehn sagte wahr, wenn er die Frage: „Wie sollen die genialen Menschen gepflegt, wie sollen die Forderungen der Natur innerhalb der Kultur besser erfüllt, wie sollen die Menschen wieder lebensfrischer, kräftiger, fröhlicher gemacht werden?" allen anderen voranstellte und in obigem Sinne beantwortet sehen wollte[1171]. Allzulange haben wir in der Natur nur ein Feld für Entdeckungen gesehen, haben wir der Naturforschung zu Füßen gelegen, darüber aber das Leben in, mit, und vor allem nach der Natur ganz verlernt.

Wie dies alles mit den Rassenfragen zusammenhängt? Nur zu einfach. Je mehr wir gesundheitlich und allgemeinkulturell entarten, desto ferner werden wir auch dem entrückt, was Rasse heißt, was sie bieten oder leisten, zu was sie uns hinführen kann. Der eugenisch beste Mensch wird immer auch der rassisch wertvollste sein. Gewiß ist mit den vorstehenden, für alle Teile der zivilisierten Menschheit gleich gültigen Winken das Problem von dessen Züchtung nicht erschöpft. Den einzelnen Gruppen werden sich immer noch besondere Aufgaben auftun. Und so beherrscht heute uns im Zentrum dessen, was der Welt von germanischen Resten noch geblieben, die Sorge, wie diese am besten zu erhalten, womöglich zu mehren seien. Wie sehr aber diese enger rassischen Anliegen mit den weiter hygienischen immer verquickt bleiben, darüber kann uns ein Blick auf die rassenhygienischen Programme unserer deutschen Nationalisten (oder wie sie sich neuerdings lieber nennen, Deutschvölkischen) belehren[1172].

[1171]) A. a. O., S. 225.

[1172]) Ich entnehme ein solches z. B. dem 10. Hefte des „Hüter" von 1926 (nach Gerstenhauer, „Rassenkunde und Rassenpflege"). Es enthält vier Punkte: 1. Abwehr der weiteren Rassenmischung (Farbige, Juden, dunkle slavische Arbeiter). 2. Stärkung des germanischen Rassenbestandteils (Siedlung, Schönheitsbild, Schule). 3. Abwehr der durch die Zivilisation herbeigeführten Rassenverschlechterung (Erhaltung der

Mit echt wissenschaftlicher Gründlichkeit und doch zugleich feuriger Werbekraft behandelt jene Aufgabe der Mehrung des nordischen Blutes aller deutschen Stämme Hans F. K. Günther in seiner soeben in zweiter Auflage erschienenen Schrift: „Der nordische Gedanke unter den Deutschen". Die Steigerung des Menschen, der Auslesegedanke geben der Kultur gewissermaßen einen neuen Sinn, lassen uns einem neuen Adel zustreben, dessen Norm nur der Held sein kann. Mit der Mehrung der Nordblütigen und Nordischgerichteten hat ihre artgemäße Läuterung und Vertiefung Hand in Hand zu gehen. Recht verstanden, kann der nordische Gedanke eher einigend als veruneinigend unter den Deutschen wirken. Er zeigt ihnen ein großes Ziel, das einer Wiederaufrichtung an der alten heldischen Art, wodurch sie dem „Untergang des Abendlandes" Trotz bieten oder ihn aufheben, wodurch sie zumal auch sich gegen die Anstürme der farbigen Welt wappnen können.

Der tiefe sittliche Ernst, die innere Durchdrungenheit, mit der diese Gedanken vorgetragen werden, müssen auch auf solche Eindruck machen, welche nicht mit Günther und seinen Gesinnungsgenossen in dem nordischen Blute den Träger der großen Gedanken und der großen Entschlüsse und Taten unserer Geschichte sehen, oder welche nicht von der neuschöpferischen Kraft der ihn beseelenden Idee in gleichem Grade überzeugt sind. Die überlegen ruhige Weise, mit welcher er die Auseinandersetzung und Abgrenzung mit den Artfremden vornimmt, sollten sich auch seine Gegner zum Muster nehmen. Alle diese Eigenschaften machen Günther zum geborenen Führer der jungen Generation. Als solcher hat er neuerdings heftige Angriffe über sich ergehen lassen müssen[1173]), die schon darum durchaus ungerechtfertigt sind, weil sie zum mindesten nicht ihm allein, sondern vielen anderen mit ihm gelten müßten. Nicht er hat ja den nordischen Gedanken erfunden, er hat ihn von Gobineau, Chamberlain und Woltmann dargereicht bekommen und, nur auf Deutschland im besonderen angewandt, näher ausgeführt. Der alte Streit, der schon einmal zwischen Woltmann und Schallmayer ausgefochten wurde, ist hier wieder aufgelebt, nachdem er lange geruht, und die Anschauungen des ersteren inzwischen auch von unseren besten übrigen Rassenhygienikern übernommen worden waren. Es ist zum mindesten naiv, Günther jetzt vorzuwerfen, daß

Landwirtschaft, Siedlung und Bodenreform, Einschränkung der Genußgifte). 4. Züchtungspolitik im engeren Sinne (Ausmerzung der Minderwertigen, Steuernachlässe und Stiftungen für Eltern und Mütter rassisch wertvoller und zahlreicher Nachkommen, eventuell Aenderung der Ehegesetze unter diesem Gesichtspunkte, Lebensgemeinschaften mit dem Zwecke menschlicher Hochzucht).

[1173]) Diese sind zum Teil auf eine Art und Weise erfolgt, daß es mir widerstrebt, irgendwie darauf einzugehen. Es genüge die Bemerkung, daß Günther turmhoch über solchen Angriffen steht.



er neuen Zündstoff in unsere an solchem schon überreiche Atmosphäre gebracht habe; es ist einmal deutsche Art, daß sie um Streitobjekte nie verlegen ist, und so wäre es vielmehr ein Wunder gewesen, wenn nicht auch die Rasse eines der Stichworte für den allgemeinen deutschen Bürgerkrieg hätte hergeben müssen. Günther hat nur Dinge bei Namen genannt, die sind, wie eben die auf einem alten Weltgesetze[1174]) beruhende Grundverschiedenheit der die europäischen Völker zusammensetzenden Rassen. Im übrigen denkt Günther nicht daran, jene in der Idee herausgearbeiteten Kollektivgruppen in ihren Einzelvertretern wertabmessend einander gegenüberzustellen, wie er denn überhaupt den Irrtum Gobineaus nicht mitgemacht hat, den Wert der Völker wie der Individuen zu unbedingt an die Reinrassigkeit zu knüpfen. Er weiß so gut wie seine Tadler, daß an dem nordischen Blut, das als natürliches Band die Deutschen untereinander verbindet, ziemlich alle einen gewissen Anteil haben, und daß es nur gilt, diesem im volklichen Gesamtkörper das für unsere Leistungen und Geschicke ausschlaggebende Uebergewicht zu sichern.

Gewiß darf man sich über die Verwirklichungsaussichten des nordischen Gedankens keinen zu großen Illusionen hingeben. Der Staat hat mehr als versagt, die Kirche wirkt ihm entgegen. Republik und Demokratie des neuesten Deutschlands steuern methodisch auf den Ruin der in unserem Sinne Besseren hin, und nur deren eigener engster Zusammenschluß kann sie für die Möglichkeit besserer Zeiten retten. Das Rassenbewußtsein kann nie, wie unter Umständen das Nationalbewußtsein, Sache eines ganzen Volkes werden, weil es nicht, wie dieses, lediglich dem Gefühl entspringt, sondern zugleich Denken und Beobachtung erfordert. So können immer nur einzelne, im günstigen Falle einzelne Gruppen eines Volkes, es pflegen[1175]). Um so mehr verdienen die vorbezeichneten Bestrebungen jederlei Förderung, möge vor allem, was uns an bewußt nordischen Elementen geblieben, den tatkräftigen Beweis liefern, daß Erkenntnis, Würdigung und Nutzung der Rasse, die Erkenntnis zumal, daß das Verpflichtende des Adels vor allem in der Rasse beschlossen liegt, auf dieser Seite unseres Volkes zu Hause ist. Vom nordischen Gedanken darf — gleichviel was dabei herauskommt — schon darum nicht gelassen werden, weil er so vielen der

[1174]) Hierüber — über den uralten Gegensatz beweglicher und seßhafter (Wanderhirten- und Pflanzer-) Rassen — treffend Fritz Kern im „Deutschen Adelsblatt", 1926 („Adel und Rasse"). Ausgeschlossen erscheint mir nicht, daß Günthers Benennungen im Lager der Nichtnordischen unnötig aufreizend gewirkt haben. Lapouge und andere hatten früher vom Alpinus genau das gleiche ausgesagt, was jetzt bei den „Ostischen" oder gar „Osten" einen solchen Sturm erregt hat.

[1175]) So denkt auch Günther selbst hierüber: vgl. S. 58 der genannten Schrift.

besten Deutschen ein Ideal bedeutet, und ohne Ideale unser Absterben ein noch trostloseres und unwürdigeres sein würde, als es so schon zu werden droht.

Eine entscheidende Wendung zum Besseren wäre freilich auch im Sinne des nordischen Gedankens nur zu erhoffen, wenn die Nordischen und Nordischgerichteten auch staatlich das Ruder wieder in die Hand bekämen. Das erscheint fraglich, nachdem unseligerweise 1918 und in den Folgejahren der Gegenstoß unterlassen worden. Auch beruht zwar in der Hauptsache die Spaltung in zweierlei Deutsche — Persönlichkeiten und Herdenmenschen — auf Rassenveranlagung, wie denn ja unzweifelhaft die undeutschen Opfer Roms und Judas weitaus in der Mehrzahl den nichtnordischen Elementen angehören. Aber unbedingt scharf ist diese Trennung nicht. An Ueberläufern hat es in der germanischen Welt nie und nirgends gefehlt, und wenn heute Ehrlosigkeit, Meineid und Verrat im neuen Deutschland vielfach das große Wort führen dürfen, ist es durchaus nicht gesagt, daß alle Nordischen dem fernstehen. Auch Segest und seine Sippe gehörten ja diesem Blute an.

Die gesamte noch übrige Arierwelt erscheint heute von dem Schicksale der Arier Indiens und Irans umdroht: vom Mischmasch aufgesaugt zu werden. Zur rechten Zeit ist in dem nordischen Gedanken ein wundervolles Symbol erstanden, das uns Deutsche befähigen mag, dies zum mindesten nicht stumpf und gleichgültig geschehen zu lassen. Es sei mir vergönnt, das, was so zurzeit mit uns vorgeht, dem Leser in einem Bilde aus der Welt der Turner und Ringer vorzuführen. Gewiß hat schon mancher mitangesehen, wie zwei große Gruppen von diesen nach entgegengesetzten Seiten an einem gewaltigen Taue zerrten. Die Kräfte scheinen beiderseits gleich verteilt, sind es wohl auch. Die gleiche ungeheure Anstrengung wird hier wie dort eingesetzt. Was ist es also, was schließlich den Ausschlag zugunsten einer der Kämpferscharen gibt? Ein geheimes Etwas, das nie jemand ergründen wird. Möge sich als solches jetzt auch das Urarische, das Ewignordische an unserem gleicherweise auseinandergezogenen Volke bewähren, auf daß der ihm treugebliebene Teil desselben den anderen meistere und nach sich ziehe!

Wir betonten schon, daß die rassenhygienische und die nordische Bewegung ein gut Teil Weges miteinander gehen. Wenn nur ein Teil der Forderungen erfüllt würde, die die erstere stellt, müßte das der letzteren automatisch mit zugute kommen. Es würde ja damit vor allem dem obersten Ziele aller Rassenbeflissenen vorgearbeitet, der „Adlerzucht" (Röse), der Pflege der Edlen, und was könnte mehr im Sinne der Aufnordung oder Wiedervernordung (Günther) sein, als die damit gegebene Schaffung von Individualitäten, von Persönlichkeiten?! Die ganze Flut von Erziehungsliteratur, die uns heute überschwemmt, und die doch im besten Falle nur das vergeb-

liche Bemühen bekundet, allerlei moralisch und geistig an sich Vortreffliches in ein Geschlecht hineinzuzwingen, das die entsprechenden Qualitäten, und damit die Aufnahmefähigkeit, dafür nicht mehr im Blute hat, würde damit hinfallen. Denn Individualitäten, vollends große, werden überhaupt nicht erst erzogen, sie werden, sie sind, sobald nur erst die rechten Ahnen für sie da sind.

Ueber die rassenhygienische Bewegung geht die nordische hinaus, da, wo es sich um Reinerhaltung und womöglich Steigerung des heutigen Rassenbestandes handelt. Für uns Deutsche käme als positive Maßnahme letzterer Art nur allenfalls etwas wie die von einzelnen führenden Männern — als frommer Wunsch — vorgeschlagene „Masseneinfuhr skandinavischen, zumal schwedischen Blutes" in Frage. Aber ich sagte es schon, sie wird wohl ein Traum bleiben. Im ganzen müßte die Auffrischung des erschöpften deutschen Germanenblutes — durch Stärkung des nordischen Elementes in unserem Volkskörper — doch von innen heraus, aus uns selbst erfolgen. Im übrigen handelt es sich hier doch vorwiegend um Prohibitivmaßregeln. Im Vordergrunde steht da für alle Völker die Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit rassischer Selbstbehauptung gegenüber dem Judentume. Gegen unerwünschte Einwanderung (Ostjuden) Front zu machen, ist aber an unseren maßgebenden Stellen noch niemandem beigekommen. Hierfür mußte das Beispiel von anderer Seite gegeben werden, wo die Einwanderung noch eine Hauptrolle spielt, in jüngeren Staatengebilden, in überseeischen Gebieten, so in den Vereinigten Staaten, aber auch in Teilen Afrikas.

Im letzten Jahrzehnt hat in Amerika, wie überhaupt die Rassenkunde ernstlicher denn je ihren Einzug gehalten, so insbesondere auch der nordische Gedanke seine Uebersetzung ins Amerikanische erlebt. Es ließ sich denken, daß dies in der dort landesüblichen Weise geschehen würde[1176]. Viel Federlesens wird da mit andersartigen Meinungen nicht gemacht; daß die nordische Rasse die „große", die schöpferische, die Hauptträgerin der Kultur ist, und als solche die, auf welche es in erster Linie in der Weltgeschichte ankommt und welche die übrigen ins Schlepptau zu nehmen hat, versteht sich einem führenden Amerikaner aus altangelsächsischem Blute von selbst. Und so haben zwei derselben zunächst ihren Landsleuten mit flammenden Worten zu hören gegeben, was der Untergang dieser

[1176]) „Die amerikanische Wissenschaft," sagt treffend Haushofer in seinem Aufsatz über Stoddard („Münchner Neueste Nachrichten" Nr. 4, 1924), „an Denken in sehr großen Räumen, herbes und derbes Generalisieren gewöhnt und von rücksichtslosem Mut beseelt, auszusprechen, was ist, ohne zarte Rücksicht auf akademische Tradition und Fiktion, hat deshalb gerade für Bevölkerungspolitik, Rassenzusammensetzungs-Tatsachen und geopolitische Wirklichkeiten und Wandlungen manche Pferdelänge Vorsprung gegenüber unseren durch Kleinraum-Hemmungen beengten Ausblicken."



großen Rasse, auf den alles hinsteuert, für die Welt bedeuten würde. Auch in Europa haben diese Werke — Madison Grants „The passing of the great race" und Lothrop Stoddards „The revolt against civilization. The menace of the Under-man" — gewaltiges Aufsehen erregt[1177]).

In der Tat ist es ja auch seit Gobineau kaum je wieder so erschütternd geschildert worden, was uns bevorstände, wenn die Arierdämmerung weiterginge, ist insbesondere der Demokratie nicht leicht wieder so energisch und rücksichtslos zu Leibe gegangen worden, wie von diesen beiden kernigen Männern[1178]). Wie sie allerwärts die niederen Rassenelemente begünstigt, den Einfluß der Hochwertigen mindert, so hat sie auch in den Vereinigten Staaten im Verlauf der Allvermischung — die unter anderem New York allgemach zu einer Cloaca gentium werden läßt — dahin geführt, daß das ursprünglich leben- und farbengebende Element, das angelsächsische, in dem allgemeinen Konkurrenzkampfe mehr und mehr zurückgedrängt, ja am Ende mit Aussterben bedroht ist. So fordert Grant kategorisch, daß mit dem alten Grundsatze, der Amerika zu einer „Zufluchtsstätte für die Bedrückten" erhob, mit dem nationalen Wahlspruche, unter dem es einst erstanden, daß es Unterschiede der Rasse, des Glaubensbekenntnisses oder der Farbe nicht geben solle, gebrochen werde, und sein Buch hat ja auch wirklich den Erfolg gehabt, daß auf Grund der sich daran knüpfenden Erörterungen ein Beschluß des Kongresses gefaßt wurde, „Maßnahmen zur Beschränkung der Einwanderung unerwünschter Rassen und Völker zu treffen".

Stoddard an seinem Teile, der in manchen Punkten wohl tiefer gegangen ist als Grant, hat namentlich eine erschöpfende und erschreckende Analyse der niederen Elemente gegeben, welche von je der Kultur, der sie nicht gewachsen sind und sich nicht anpassen können, feindlich gegenübergestanden haben und sie heute mit völligem Umsturz bedrohen. Da diese Kultur selbst, zu beängstigender Vielgestaltigkeit angewachsen, überschwer auf den Völkern lastet, auch keine Fortsetzer, keine Erneuerer, keine ungebrochenen artlichen Vorräte mehr in der Welt aufzutreiben sind, so sieht Stoddard das einzige Mittel, der völligen artlichen Erschöpfung, und damit dem endgültigen Zusammenbruch der Kultur vorzubeugen, nur noch in

1177) Beide sind in guter deutscher Uebersetzung bei Lehmann in München erschienen: Grant, „Der Untergang der großen Rasse", von Rudolf Polland, 1925; Stoddard, „Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen", von Wilhelm Heise, ebenfalls 1925.

1178) Man höre Grant (S. 59/60 der deutschen Ausgabe): „In der Geschichte hat einzig und allein die Rasse der Führer gezählt, und die tatkräftigsten haben die Zügel geführt und werden in dieser oder jener Form die Herrschaft behalten bis zum Anbruch der Zeit, wo die Demokratie und ihr unehelicher Sprößling, der Sozialismus, endgültig die Kakistokratie und Pöbelherrschaft aufrichten und allem Fortschritt ein Ende machen."

einer methodischen Artverbesserung nach den Anweisungen der Erbgesundheitslehre, die er ganz in der Weise unserer deutschen Rassenhygieniker faßt und ins Werk gesetzt wissen will.

Unter dem tiefen Eindruck dieser Werke ist es ganz unbeachtet geblieben, oder doch in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden, daß das Verdienst des ersten Warners nicht den jetzt meistgenannten beiden Angloamerikanern, sondern einem Deutschamerikaner, Alfred P. Schultz, gebührt, der schon im Jahre 1908 in Boston ein sehr ernstes und gründliches Werk „Race or mongrel" veröffentlichte und schon im Titel dessen mit der des Grantschen völlig übereinstimmende Tendenz bekundete. („A brief history of the rise and fall of the ancient races of earth: a theory that the fall of nations is due to intermarriage with alien stocks: a demonstration that a nation's strength is due to racial purity: a prophecy that America will sink to early decay unless immigration is rigorously restricted.") Schultz ist auch der erste, der den Amerikanern das europäische Wissen um die Rasse — er selbst nennt sich vor allen anderen Gobineau, Chamberlain, Albrecht Wirth und Woltmann verpflichtet — vermittelt oder neu vermittelt hat[1179]).

Schultz hat das gleiche Thema wie Grant schlichter, sozusagen sachlich-ruhiger als dieser behandelt. Aus seinen Ausführungen tönt uns noch nicht so gellend wie aus denen Grants (und vollends Stoddards) das „Bangt euch noch nicht?!" Alberichs in die Ohren. Begreiflich genug; zwischen beiden lag der Weltkrieg, der Grant wie Stoddard übereinstimmend als das größte Unglück, das die Menschheit betroffen, schon darum erscheinen mußte, weil er, „ein Bürgerkrieg innerhalb der Nordrasse", diese in nie dagewesenem Maße dezimiert und damit die Menschheit unermeßlich zurückgeworfen hat. Uebrigens aber ist Schultz' Prognose für Amerika auch schon dunkel genug: Die Angelsachsen, die erkannt haben, daß weitere Vermischung Entartung bedeuten würde, ziehen daraufhin das Erlöschen ihres Stammes der letzteren vor, und in fünfzig Jahren dürfte es mit ihnen zu Ende sein (p. 246 ss.). Die Deutschen Amerikas, meist mit französischen Phrasen gespickte „Liberale", haben — was scharf gebrandmarkt wird — ihre Rasse verleugnet, ihre Sprache preisgegeben (der alte Fluch aller nichtangelsächsischen Germanen!) und sind dadurch entwertet (p. 318 ss.). Den Juden winkt und gebührt die Herrschaft, weil sie ihr Blut rein erhalten haben (p. 42 ss.). „Haltet auf Rasse", ist somit das Endeswort, das unser Verfasser, mit dem amerikanischen, auch allen anderen Völkern als oberste Lösung zuruft.

1179) Ueber die starken Wirkungen Gobineaus in Amerika in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts habe ich ausführlich und aktenmäßig berichtet in „Gobineaus Rassenwerk", S. 189 bis 212. In Schultz' Buch findet sich wohl manches wissenschaftlich Veraltete, aber sehr viel gute Beobachtung und gesunder Sinn.



Rückblick und Schlußbetrachtungen

Wir haben unsere Heerschau über die Haupterscheinungen des Rassengebietes — vorwiegend nach der geistigen Seite — beendet und dürfen hoffen, daß damit ein wenigstens annähernd klares Bild von den Wandlungen, welche einerseits die Rasse selbst im Verlaufe der Geschichte durchgemacht hat, anderseits unsere Vorstellungen von ihr, seit wir sie wissenschaftlich ins Auge gefaßt, erlitten haben, geschaffen sei. Von den weiterhin noch in Aussicht genommenen beiden Teilen soll der erste einen Ueberblick über das mehr Gefühlsmäßige der Rasse, wie es in den verschiedenen Völkern und Zeiten gelebt hat, bringen, der zweite im einzelnen die verschiedenen Stadien und Schattierungen schildern, durch die sich der Rassengedanke in seinen verstandesmäßigen Verarbeitungen durch die Hauptdenker der letzten Jahrhunderte hindurchzufinden gehabt hat. Alle Denkströmungen und gegensätzlichen Weltanschauungen, welche das Geistesleben durchziehen und der Geschichte die Richtung geben, treten hier noch einmal, gleichsam in der Rasse sich widerspiegelnd, vor uns hin. So wird denn also im vorliegenden ersten Teile mehr die Rasse im allgemeinen behandelt, während im zweiten die einzelnen Völker und Völkergruppen als Rassenträger aufgewiesen werden, im dritten unter der Form einer Analyse der Einzeldenker beides vereint erscheint.

Es sei mir vergönnt, nachdem ich in den einführenden Worten dem Leser die nötigen Ausblicke auf den Gesamtplan des Werkes eröffnet, jetzt noch einzelne Rückblicke auf das Tatsächliche des ersten Bandes anzuschließen.

Man wird unschwer erkennen, daß meine eigenen Gedanken nicht selten mit anderwärtsher genommenen ineinanderfließen. Auch auf den Stil dehnt sich das aus. Aber als Grundsatz habe ich doch immer festgehalten, Zitate, wenn irgend möglich, wörtlich wiederzugeben und nur im Notfalle zu verkürzen oder zu umschreiben. Vielleicht bin ich im Anführen von Belegen, im Verzicht auf das Darbieten eigener Weisheit hie und da zu weit gegangen. Dann möge man sich immer meines eigentlichen Zweckes erinnern, zu zeigen, wie vielen die Wahrheiten der Rassenkunde, wenn auch unbewußt, schon vorgeschwebt haben. Uebrigens aber lag mir bei meinem reichlichen Zitieren auch daran, allen denen, die mir folgen wollen, die Wege möglichst deutlich aufzuweisen, auf denen mir selbst eine so reiche Aufklärung und Erhebung zuteil geworden ist. Und so wäre es mir eine besondere Genugtuung, wenn mein Bemühen, allen, denen die Rasse am Herzen liegt, das historische

Wissen um diese zu vermitteln, mich dahin geführt hätte, in dem mir weitestmöglichen Umfange zugleich einen Literaturführer zu liefern. Allerdings habe ich Tatsachen oder Beobachtungen, die meines Wissens durch die neuere Forschung nicht ungültig gemacht worden sind, vielfach in einer älteren Fassung bevorzugt, weil sie mir so ein Licht darauf zu werfen schienen, wie diese Fragen schon vor Jahren ergiebig behandelt worden sind. Ich konnte aber überhaupt um so mehr meinen Schwerpunkt in die ältere Literatur verlegen und mich darüber beruhigen, daß ich in der neueren und neuesten nicht mehr voll mitkommen kann, als Günther auch hier erschöpfend eingetreten ist und uns andere überflüssig macht. Uebersetzung der hergebrachten Bezeichnungen in die neueren erschien mir bei Verarbeitung älterer Quellen nicht tunlich, zumal auch hierin noch manches Unsichere mit unterläuft. Ich hoffe im allgemeinen, mit diesem Buche der Gediegenheit in der wissenschaftlichen Behandlung der Rassenfragen vorzuarbeiten, aber ebenso unnötiger Pedanterie und unberechtigtem Hochmut z. B. in betreff der Verwendung des Wortes Rasse entgegenzuwirken, die bei der steigenden Bedeutung, welche die Rasse für die Lebensfragen der Wirklichkeit gewinnt, immer weniger am Platze sind.

Mit der Anordnung des Stoffes wird man hoffentlich einverstanden sein. Einen leichten Dispositionsfehler zu Beginn des zehnten Kapitels bitte ich mir nachzusehen. Genötigt, meine Arbeit längere Zeit zu unterbrechen, konnte ich das Studium einiger inzwischen erschienener besonders wichtiger Werke erst verspätet vornehmen und hielt es nun für einfacher und nicht unangebracht, dessen Ertrag an einer im ganzen doch nicht unpassenden Stelle zu verwerten, als ihn mit Herumflicken am früheren Text an verschiedenen unterzubringen. Dadurch ist dann allerdings ausnahmsweise einmal eine kleine Wiederholung — die ich sonst nach Kräften zu vermeiden gesucht habe — mit untergelaufen, die mir aber der Gegenstand zu verlohnen schien.

Wohl oder übel muß ich auch an dieser Stelle der leidigen Fremdwörterfrage ein wenigstens kurzes Wort widmen. Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich, wie früher den Ausschreitungen der Fremdwörterei, so jetzt den Uebertreibungen der Gegenbewegung ablehnend gegenüberstehe. Mag immerhin im schöngeistigen und populärwissenschaftlichen Schrifttum die denkbar weitestgehende Einschränkung der Fremdwörter, bis an die Grenze ihrer gänzlichen Unterdrückung, ihre Berechtigung haben, in einem streng wissenschaftlichen Systemwerke von der Art des vorliegenden konnte sie gar nicht in Frage kommen. Sie konnte dies schon darum nicht, weil ich hier eine so große Fülle fremder — nach allgemeinem Brauch reich mit Fremdwörtern durchsetzter — Texte wiederzugeben hatte, die ich nicht nur nicht antasten durfte, zu denen auch durch

ein meiner Ueberzeugung nicht entsprechendes Verfahren mich demonstrativ in Gegensatz zu bringen mir widerstrebt hätte.

Dem Titel des Werkes könnte es nicht zu entsprechen scheinen, daß die Naturwissenschaften doch in mehreren Abschnitten desselben mit hineingezogen werden mußten. Ich bitte zu diesem Punkte das zu vergleichen, was oben S. 48 ff. über die Untrennbarkeit der beiden großen Forschungsgebiete gesagt worden ist. Der Schwerpunkt bleibt natürlich auf Seiten der Geisteswissenschaften, von deren Vertretern indessen viele mehr, als sie selber ahnten, unter naturwissenschaftlichem Einfluß gestanden und sich dementsprechend geäußert haben. Uebrigens aber wird man bei näherem Zusehen bald finden, daß es sich hier fast durchweg um solche Fragen handelt, an denen die wenigsten Wissenschaften ganz vorbeigehen können, die für viele sogar von erheblicher Wichtigkeit sind, für manche den Ausgangspunkt bilden, jedenfalls organisch mit ihnen verquickt sind, über die daher auch Nichtnaturforscher im Interesse und in der Beleuchtung ihrer Wissenschaft mitzureden nicht umhin können. Der zweite Teil wird sich in der Hauptsache strikt an die Titelansage halten können[1181].

Auch die gelegentlich stärkere Mitberücksichtigung der Zeitgeschichte, also auch der vaterländischen Dinge, ließ sich nicht vermeiden. Ist schon an sich Hegels Verhalten während der Schlacht von Jena nicht jedermanns Sache, so ging es vollends nicht an, die Politik — als die werdende Geschichte oder das werdende Schicksal — da aus dem Spiele zu lassen, wo sie in dem Maße wie heute in unmittelbarster, verhängnisvollster Verbindung mit dem Stande der Rasse steht, welcher der Weltkrieg und die seitdem gegen das Deutschtum betriebene Politik tödliche Wunden geschlagen haben. Auch die Kämpfe, welche unsere Parteimänner in Parlamenten und Volksversammlungen ausfechten, finden in Wahrheit zwischen weit größeren Mächten statt, deren Marionetten jene unbewußt nur sind. Hinter den Parteien ruhen Weltanschauungen, und bei diesen ist und bleibt Rasse immer ein oberster mitsprechender Faktor. Daß ich gerade bei solchen Gelegenheiten auch mit eigenen Anschauungen nicht zurückgehalten habe, werden alle Einsichtigen begreiflich und verzeihlich finden; wo es um das Wohl und Wehe nicht nur des eigenen Volkes und seiner höchsten Kulturgüter ging, wäre mir das Gegenteil einfach unnatürlich erschienen. Auch hier glaube ich indes versichern zu können, daß sich Aehnliches in den künftigen Teilen nicht mehr finden wird. Nur die in diesem ersten unumgänglichen Allgemeinbetrachtungen brachten ja dergleichen wie auch jene düsteren

[1180]) Hierher gehört in einem weiteren Sinne auch das Kapitel über die Reform der Heilkunst, dessen etwas breitere Ausgestaltung sich aus der überragenden Bedeutung erklären muß, welche diese Frage für die Gewinnung einer National*biologie* in Ergänzung der National*ökonomie* besitzt.

Klänge unserer letzten Kapitel mit sich, die ebenfalls in den späteren Bänden nicht wieder ertönen sollen. Nicht nur weil diese manchen erschreckt, ja beirrt haben könnten, erfordern nun sie aber noch eine ausführlichere Auseinandersetzung: es muß einem Diener der Wahrheit wie dem Verfasser alles daran liegen, auch deren schonungsloseste Offenbarungen doch nicht rein negativ sich auswirken zu lassen.

In der Tat — wie manches ließe sich auch, zumal wenn man weiter ausholen wollte, zur Beruhigung der Gemüter anführen! Gewiß, ein tragischer Hauch, ein tiefpessimistisches Klarsehen ist von unserer doch noch so jungen Rassenforschung nicht wegzudenken. Aber kein besonnener Vertreter derselben wird je beanspruchen, daß seine Betrachtungsweise die alleingültige, die ausschließliche sein solle. Er wird andersartige nicht nur seinen Mitmenschen gönnen, er wird sie vielleicht für sich selber aufsuchen.

Er wird sich immer sagen, daß, wenn auch empirisch-historisch das Hoffen immer schwerer wird, überhistorisch dies nicht gleichermaßen so zu sein braucht. Hinter den geschichtlichen liegen also vielleicht neue anthropologische, hinter diesen zwar kaum neue geologische Möglichkeiten, doch haben größte Geister wie Kant und Goethe es nicht verschmäht, über diese hinweg ins Astronomisch-Kosmische hinauszuschweifen. Ein bedeutender Denker unserer Tage weist darauf hin, daß ungeheure Wellenbewegungen das uns Letzterkennbare im Gesamtgeschehen auf unserem Erdball seien[1181]) — wer wollte da so vermessen sein, die Möglichkeit ganz neuer menschheitlicher Gestaltungen in fernsten Zeiträumen in Abrede zu stellen? Und schließlich — über allem Empirischen, allem zeitlich Bedingten steht das Ewige. Kants Ausblick aus der Ewigkeit in die Ewigkeit wird großen Seelen immer Trost und Beruhigung über alle denkbaren Erdenschicksale hinaus bringen[1182]). Und nach ihm haben es einzelne große Denker sogar vermocht, gerade aus dem Bilde des untergehenden Menschen ein neues Ideal des letzteren hervorgehen zu lassen[1183]).

[1181]) Alfred Hoche, „Geistige Wellenbewegungen", Freiburg 1927.

[1182]) Gerade von Kant, der doch unter anderem auch unser erster großer deutscher Rassendenker gewesen ist, muß dies besonders ins Gewicht fallen. Am Schlusse des siebenten Hauptstückes seiner „Naturgeschichte des Himmels" schwelgt er förmlich in der Ausmalung der Möglichkeit, daß die Menschenseele „unter dem Tumult der Elemente und den Trümmern der Natur jederzeit auf eine Höhe gesetzt sei, von da sie die Verheerungen, die die Hinfälligkeit den Dingen der Welt verursacht, gleichsam unter ihren Füßen vorbeirauschen sehen könne" — was sie doch auch gegen die schlimmsten Wirkungen der Völkerstürme gefeit machen müßte.

[1183]) „Aus dem schmerzlichsten Drucke unruhiger Ahnungen vollzieht sich eine Wiedergeburt des Ideals, wie sie vorher die Welt noch nie gesehen hatte. Aus dem „letzten Menschen" wird im Geiste dieser Männer [es war zuvor von Gobineaus und Hartmanns tiefpessimistischen Schlußprognosen die Rede] die Idee eines neuen menschlichen

Wie ganz anders freilich ist der Anblick, den uns nun die empirische Wirklichkeit gewährt, in die wir doch wohl oder übel zurückkehren müssen! Mit Entsetzen gewahren wir da, daß die Menschheit seitdem von jenen Idealgestaltungen immer weiter, und zuletzt so weit abgekommen ist, daß heute der Niedermensch[1184]) weithin das große Wort führen kann, ja sich anschickt, allem Höheren in der Menschennatur, und damit im Welttreiben, ein Ende zu bereiten. Worin die Ursache hiervon zu suchen sei, darüber wird kein Rassendenker in Zweifel sein: es ist der Rassenverfall in konkretester Form! Wie aber der ungeheure jetzt entbrannte Kampf auslaufen wird, wer möchte es sagen? Alles, was wir für jetzt vermögen, ist, uns die Losung zu gewinnen, unter der die Besseren, die Vollbewußten ihn zu führen haben werden.

Wir sahen, daß edelste, tiefste Geister aller Richtungen sich furchtbarer Dinge von einer solches in sich bergenden Zukunft versahen. Zweierlei war es vor allem, in das sich ihre Besorgnisse zusammenfassen ließen, einmal, daß die Menschheit, auf falsche Wege geraten, durch Uebersteigerung, Ueberspannung der Kultur einer Katastrophe entgegengetrieben, und zweitens, daß diese sie abgelebt und erschöpft, ja, was schlimmer, entadelt und entwertet erreichen werde. Wir sahen ferner, wie es den Rassendenkern möglich war, dies alles — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — auf rassische Vorgänge, auf Blutswandlungen zurückzuführen, nicht minder aber endlich, wie sie, solchermaßen anderen an Erkenntnis voraus, als Warner, als Vorkämpfer und Bereiter einer besseren Menschheit auftreten konnten. Darin nun aber, wie ernst oder schwer sie es mit den drohenden Unheilswolken nahmen, in welchem Maße sie sich deren Beseitigung möglich dachten, sind auch sie wieder weit auseinandergegangen.

Von vorneherein dürfte bei dem Widerstreit, um den es sich hier handelt, eines grundsätzlich klar sein: Die ernster, ja düsterer Dreinblickenden müssen die Tieferblickenden sein. Eine Generation, die in dem Grade wie die heutige in die träumerischen Illusionen der Selbstberäucherung verfallen ist, die mit jeder neuen „Erfindung", jedem neuen „Weltrekord" fortzuschreiten wähnt, wird am letzten von jenem Unglücksmotto lassen, unter dem wir Deutschen —

Typus geboren: unvollkommen im Uebermenschen Nietzsches, mit schönen und würdigen Zügen ausgestattet in dem durch die Kunst regenerierten Menschen Richard Wagners, um zuletzt im Gottmenschen Hartmanns von dem tiefreligiösen Charakter dieser Vorgänge zu zeugen." Leopold Ziegler, „Das Wesen der Kultur", Leipzig 1903, S. 190.

[1184]) Niedermensch scheint mir dem Sinne des Stoddardschen „under-man" weit besser zu entsprechen als Untermensch. Gemeint sind die niederen — in ihrer ungeheuren Mehrzahl natürlich niederrassigen — Elemente der Völker.

zunächst politisch — ins Verderben getaumelt sind, und das, auf das geistige Gebiet übertragen, unserer Kultur das gleiche Los bereiten müßte: „Die Schwarzseher verbannt!"

Nein, diese „Schwarzseher" können gar nicht genug gehört werden, und wir würden sogar umgekehrt über die leichtherzigen Beschwichtiger kurzerhand zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht unter ihnen ein Mann sich fände — oder doch von ihnen in Anspruch genommen würde —, der nie und nirgends übergangen werden darf, H. St. Chamberlain.

Wir treffen hier ein letztesmal auf den tiefinnerlichen, weittragenden Gegensatz der beiden Männer, die — mit Recht — immer als vorderste Führer in den Fragen der Rasse als Grundlage der Weltanschauung aufgeführt werden. Es muß uns alles daranliegen, diesen Gegensatz nach Möglichkeit auszugleichen, das, was uns beide, der Dunkelseher und der Sanguiniker, als letztes Wort sozusagen darreichen, soweit denkbar, zu vereinigen.

Der schroffe Unterschied der Temperamente — denn nur ein solcher lag vor, in Charakterart und Geistesrichtung waren beide vielmehr verwandt — hat Chamberlain sehr weit getrieben. Wie bekannt, hat er außer anderen abschätzigen und unehrerbietigen Aeußerungen über Gobineau, die ich an anderer Stelle abgefertigt habe, auch die getan: wenn dieser mit seinen an den Verfall der Edelrasse geknüpften Weissagungen recht hätte, sei „die einzige würdige Lösung, daß wir uns alle sofort eine Kugel durch den Kopf jagen". Ja, er ist sogar vor der Behauptung nicht zurückgeschreckt, Gobineau habe mit seiner Rassenlehre den Gegnern der Rasse Vorschub geleistet. Ich habe hierauf in meinem älteren Werke so eingehend erwidert[1185]), daß es nicht nötig ist, dies hier ebenso ausführlich zu wiederholen; es genüge, zu sagen, daß ich dort als die tatsächlichen Wirkungen der Gobineauschen Prophetie einerseits eine heilsame Scheidung der Geister in halbe und ganze, bedingte und unbedingte Wahrheitsfreunde, anderseits eine weitestgehende Aufrüttelung, ein gewaltiges Aufraffen feststellen konnte. Unzähligen ist sein Schreckruf ein Weckruf geworden: die Begeisterung für die Rasse ist — in Deutschland wenigstens — vornehmlich im Zeichen Gobineaus herangewachsen.

Im Sinne des vorliegenden Werkes ist dann aber vor allem nochmals zu betonen, daß es nicht angeht, wie auch Chamberlain will, Gobineau zu isolieren, seinen Pessimismus gleichsam als persönliche Geste zu deuten. Er reiht sich vielmehr damit, wie wir sahen, einer großen Anzahl bedeutender Denker und entschieden der Mehrzahl der bedeutenden Rassendenker ein. Und zwar können diese (nach Gobineau und Vollgraff vor allen Lapouge und

[1185]) Siehe „Gobineaus Rassenwerk", S. 400—412: „Pessimismus der Schlußprophetie". Gegen Chamberlain insbes. S. 406 ff.

Leusse, Ammon und Woltmann) als besonders aufrechte, wetterfeste Geister charakterisiert werden[1186]).

Chamberlain hat zweierlei nicht bedacht oder nicht begriffen: Erstlich, daß Gobineau nicht auf Grund eines einzelnen Werkes oder gar einer Einzelheit seiner Lehre, sondern auf Grund seiner Gesamtpersönlichkeit die Führerschaft in der ganzen Rassenbewegung zugefallen ist. Der Mann des „malgré tout", des „Nicht-Zerbrechen", der einem seiner Helden des Geistes das Wort in den Mund legte, sein Glaube wachse in dem Maße, als sein Hoffen schwinde, er vertrat wie keiner das Heroische dieser Bewegung[1187]). Beiläufig bemerkt, liegen die Dinge bei Chamberlain selbst ganz ähnlich: seine blendenden Subjektivitäten würden ihm allein seinen ungemeinen Einfluß sowenig eingetragen haben wie seine illusorische Vorstellung von der Rasse, die man doch dem Wahne der Alchimisten vergleichen darf, daß sich Gold künstlich erzeugen lasse, während Gobineau die Edelrasse, gleich einem Edelmetall, als ein mit der Zeit immer seltener werdendes Geschenk der Natur betrachtete. In Wahrheit ist es auch bei Chamberlain die leidenschaftliche Kraft der Begeisterung für den Rassengedanken und die ihr entströmende feurige Beredsamkeit, was ihn so hochgebracht hat.

Ein Zweites aber, das Chamberlain nicht aufgegangen, ist, daß die ganze Schlußweissagung Gobineaus symbolisch zu fassen war. Er hat uns nichts weiter geweissagt, als was wir für die Augenmaße eines Mannes, der so hoch über uns allen — Chamberlain nicht ausgenommen — stand, heute schon sind. Das Maß der Hoffnungen wird immer dem Maße der Ansprüche entsprechen. Uebrigens aber steht Gobineau auch in der Beurteilung dessen, was bereits eingetreten, keineswegs mehr allein, die Hellseher werden durchweg immer dunkler. Wer möchte, wenn er Stoddard liest, uns von den Schlußbildern des „Amadis" noch allzuweit entfernt wähnen? So viel ist jedenfalls gewiß, das bessere Teil der Menschheit hat eine allerschwerste Niederlage erlitten oder ist im Begriffe, sie zu erleiden. Was würde da ein heldenhafter Heerführer zu der Zumutung sagen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen? Würde er nicht vielmehr, was nur zu retten wäre an Kräften, für noch so bescheidene zukünftige Möglichkeiten zu retten suchen? So hat

---

[1186]) „Ihnen allen, welche die geschichtliche Rassenbewegung als einen durchaus tragischen Vorgang fassen und dementsprechend in die Zukunft blicken, steht als Sanguiniker ex professo fast nur Chamberlain gegenüber, dessen Lehre denn auch natürlich vor allen anderen populär geworden ist." A. a. O., S. 402. Sehr stark ins Gewicht fällt auch die unbedingte Uebereinstimmung einer so urschöpferisch-positiven Natur wie Prokesch-Osten mit Gobineaus Degenerationsanschauung (ebenda S. 232).

[1187]) In ganz gleichem Sinne gegen Chamberlain Hans von Wolzogen, „Der Heroismus in der Rassenfrage", „Deutsche Welt", 1903, Nr. 4. Wiederabgedruckt in „Aus deutscher Welt", Berlin 1905.

Gobineau getan und damit selbst Chamberlain die beste Antwort gegeben, indem er einerseits wieder und wieder am Ausbau der Rassenlehre mit Hand anlegte, anderseits in seinen letzten Dichtungen eine Reihe von Bildern des Edlen, des Helden schuf, deren Tragweite — gerade im Zusammenhange der Rassenlehre — wir alsbald ermessen werden.

Schaffen wir Klarheit!

Alles hat seine Zeit, so auch die Wahrheit. Sie mag zuzeiten sich rosa kleiden lassen, zu anderen aber geht sie schwarz. So heute.

Chamberlain ist für die vielen, die zwischen den Wenigen und den Vielzuvielen stehen, Gobineau — zunächst wenigstens — für die Wenigen. Alle, die in den Tageskämpfen stehen und dafür einer unmittelbaren Anfeuerung bedürfen, denen aber die Wahrheit ihr letztes Wort nicht sagen darf, weil sie es nur so lange mit ihr halten, als sie ihnen Gutes und Erfreuliches verheißt, werden sich immer um Chamberlain scharen und sich an seiner schönen Hoffnungsfreudigkeit aufrichten. Es gehört ja auch nicht wenig dazu, trotz unzähliger Verfalls-, Zersetzungs- und Fäulniserscheinungen noch Morgenluft zu wittern, wie es Chamberlain tat. Aber ein noch ganz anderer Mut gehörte dazu, nichts mehr zu hoffen und doch auch bei sinkendem Tagesgestirn die Fahne der Wahrheit hochzuhalten, was Gobineau nun wiederum deren Bekenner um jeden Preis, ihre Triarier gleichsam, zuführen mußte. Und so wird man immer wieder auf ihn zurückgreifen als auf den in Rassenfragen Tiefstblickenden, dessen Vorhersagungen — das drohende Erwachen und Heranrücken der Farbigen, ihre Heraufführung durch europäische Mächte, das Sinken des Niveaus der Weißen und ihr Fortschrittstaumel inmitten dieses andauernden Sinkens — Zug um Zug bestätigt worden sind, und dem, wie er das erste entscheidend große Wort in Rassendingen gesprochen hat, vielleicht auch das letzte gehören dürfte. In jedem Falle werden wir guttun, auf seiner Spur uns etwas mehr Bescheidenheit anzueignen, Phantasien nicht für Ideale zu halten und nicht mehr von großen Dingen zu träumen, die wir verwirkt haben. Die Palme, um die unsere Ahnen einst rangen, winkt uns nicht mehr, wir selbst haben unsere Ideale herabgesteckt, herabstecken müssen, weil wir die Fähigkeit einer Verwirklichung der alten nicht mehr in uns fühlten. Passen wir uns nun aber um so mehr den uns verbliebenen Möglichkeiten an, meiden wir die großen Worte[1188]) und hören wir vor allem nicht länger

[1188]) Wie soll man es z. B. bezeichnen, wenn Grant, dessen Titel doch gerade genug besagt, und dessen Grundlogik, die ihm die Feder in die Hand gedrückt hat, unweigerlich dahin führt, daß wir dem Himmel danken müßten, wenn es gelänge — was so viele nicht mehr für möglich halten —, den „Untergang der großen Rasse" zu beschwören, und wir dadurch in den Stand gesetzt würden, uns den besseren Zeiten der Menschheit wieder anzunähern, sich (S. 69 der deut-



auf vage Vertröstungen! Das Hohe und Große ist der Menschheit mehr und mehr verlorengegangen. Das nicht zu erkennen, wäre Blindheit, es nicht zu bekennen, Feigheit. Was bleibt da fortan die Losung?

Wesentlich ist vor allem, daß alle, die sich für unsere geistigen Güter mitverantwortlich fühlen, sich den ganzen furchtbaren Ernst der Lage nicht länger verhehlen. Jede Phrase ist heute mehr denn je eine Sünde. Es ist schon schlimm genug, daß die nur unseren Volksvertretungen Verantwortlichen das Deutsche Reich mit Phrasen wieder aufbauen wollen. Dort aber handelt es sich um eine Verantwortung vor der Geschichte, geht es um ganz anderes als um ein Reich: um ein Volk als noch immer wertvollsten Bestandteil der Gesamtmenschheit. Nur wer auch dem Schlimmsten ins Auge zu schauen, es bei Namen zu nennen, ihm Rechnung zu tragen fähig und entschlossen ist, kann als vollgültiger Mitstreiter in dem sich da anbahnenden letzten Abwehrkampfe in Betracht kommen. Auf so verengerter Grundlage — von der aus man, wenn's gelänge, immer noch ins Weitere hinausschweifen könnte — sind dann aber auch alle Kräfte zusammenzuraffen, zu sammeln in dem Zeichen, in welchem die Gefahren der Zukunft, wie am schärfsten erkannt, am rücksichtslosesten aufgedeckt worden, so auch am ehesten noch zu bannen sein möchten.

Klar wie der Tag dürfte es sein, daß für die höheren Anliegen der Menschheit nur in dem Maße noch etwas zu erwarten ist, als die Rasse in ihren wertvollsten Ausgestaltungen in deren Geschichte zu Entfaltung und Geltung gelangt. Wir hoffen, dem in einem kommenden Teile vorzuarbeiten, indem wir in einer zusammenhängenden Ueberschau zeigen, was sie den Hauptvölkern der Geschichte bedeutet hat. Das glänzende Bild, das sich daraus ergibt,

---

schen Ausgabe) zu der Wendung versteigt, die Menschheit werde, wenn sie durch vernünftige Auslese und Regelung der Fortpflanzung ihre Bestimmung selbst in die Hand nähme, „moralische Höhen erreichen, von denen wir noch keine Vorstellung haben"! Einen tiefernsten, philosophisch und historisch geschulten Betrachter der Welt von heute können dergleichen Uebertreibungen nur befremden oder peinlich berühren. Wie ganz anders würdig, in einer gewissen erhabenen Resignation, haben sich deutsche Denker mit dem rassisch bedingten Niedergang in dem Sinne abgefunden, daß doch immer Elemente bleiben werden, die demselben nicht mit unterliegen (Kocholl, Bd. II, S. 51), oder daß, wenn denn einmal Hemmungen, Retardierungen, Rückschritte, ja wenn Versinken in Technik, wenn Rationalisierung und Mechanisierung, und damit die unvermeidliche Verkümmerung alles Höheren, im Weltgesetze zu liegen scheine, der Menschheit als bestes Teil doch immer das Ringen um dieses Höhere, „die kriegerische Stimmung wie einst in der dualistischen persischen Religion" bleibe! (Vierkandt, S. 70 ff., 442 ff., 483 ff., 496). Es entspricht eben deutscher Art, sich lieber aus erprobten und erkämpften Wirklichkeiten als aus schimmernden und schillernden Verheißungen Mut und Kraft zu ziehen.



müßte dann allein schon dazu beitragen, was irgend an rassischen Kräften in dem heutigen Geschlecht noch lebt, neu zu wecken und zu stärken. Wir vertrauen aber auch, daß schon das in diesem Bande zusammengetragene seine Wirkung nicht verfehlen werde.

Es hat nicht fehlen können, daß bei der großen Bewegung, welche die Rassenforschung entfacht hat, eine stark materialistische Strömung mit unterlief. Nicht wenige sind heute der Meinung, daß man mit dem bloßen Zauberworte Biologie alle geheimen Schlösser der Zukunft öffnen könne. Aber wie alle anderen Faktoren im Geistesleben der Deutschen, wird auch die Rasse nur im Zeichen des Idealismus ihre letzten und höchsten Wirkungen entfalten können. In der Tat ist es ja wohl kein Zufall, daß der philosophische Entdecker der Idee, daß Plato auch in der Geschichte des Rassengedankens eine hochehrenvolle Stellung einnimmt. Gewiß, als er seine Bücher vom Staate schrieb, war es mit Rasse und Volkstum der Griechen so gut wie vorbei, und wenn wir auf die heutige Hochblüte der Rasse in der Wissenschaft und der Erkenntnis und auf ihren Tiefstand in der Wirklichkeit blicken, möchte es ja fast scheinen, als habe der Weltgeist ein solches Mißverhältnis ein für alle Male gewollt. Und doch bleibt ein Großes damit gewonnen, wenn wir heute es aussprechen und namentlich auch den früher so abweisenden Vertretern der älteren historischen Methoden zurufen können: Auch die Rasse ist eine Idee, wie nur etwas in der geistigen Welt. Als solche wird sie ihre Begeisterung erwecken, ihre Wunder tun, ihre Siege feiern. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo in einer aus den Fugen geratenen Welt schmählicher denn je auf ihr herumgetreten wird, steht diese ihre Idee, ihr Ewigkeitsbild, leuchtender denn je vor dem Auge des Geistes[1189]).

Halten wir uns nur immer gegenwärtig, daß der Rasse als Wissenschaft nur in dem Maße Anerkennung und Erfolge blühen, als ihre Vorkämpfer sich innerhalb der ihr gebotenen Schranken zu halten wissen. Stehen wir schon ohnehin heute alle in der erregten Welt wie in einem heulenden Sturmwind, so muß gerade der Rassenforscher höchste Besonnenheit und Ruhe bewahren. Die Richtung der Anthropologie, welche der Rasse über ihr engstes Fachgebiet hinaus keinerlei Bedeutung zuerkennen will, ist nichts weniger als ausgestorben. Und noch im vergangenen Jahre konnte aus dem Munde eines hervorragenden Historikers der Rankeschen Schule der Ausspruch fallen: „Rasse gibt es (für den Historiker) nicht.“ Wir ersehen daraus, daß immer noch reichlich viel zu tun bleibt, um das

[1189]) Obigen Sätzen, mit denen ich vor einem Jahrfünft meine Einführung von Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes“ beschloß (im „Sammler“, 1923, Nr. 2), ließ ich damals noch die hier gerne von mir wiederholten Worte folgen: „An diesem Ergebnis der Arbeit vieler unserer Besten hat nunmehr auch Hans Günther seinen redlichen Anteil.“



Ansehen der Rasse in den Kreisen, auf die es uns doch vor allem ankommen muß, zu befestigen. Sind wir auch glücklich so weit, daß wir nicht mehr allzu ängstlich danach zu fragen brauchen, wie vielen harmlosen Gelehrten alten Schlages wir mit unserem neuen Wissen ihre Kreise stören, so haben wir doch doppelt und dreifach auf der Hut zu sein, durch Uebergriffe und Leichtfertigkeiten das Gewonnene nicht zu gefährden. Es ist ja nicht zu verkennen, daß nicht leicht ein Rassenforscher vor der Versuchung eines gewissen „Cavalièrement“-Nehmens bewahrt bleibt[1190]), je mehr er von seiner Sache erfüllt ist, desto weniger. Beherzigen wir also die Schranken des Unerforschlichen, finden wir uns darein, daß wir von Rätseln immer umstarrt bleiben werden: wenn wir in Dingen der Rasse zuviel wissen wollen, geraten wir in Gefahr, gar nichts zu wissen. Den Historikern mögen wir ruhig zugeben, daß für manche Fragen uns nur eine Art Induktivbeweis, der noch dazu nie vollständig sein kann, möglich ist; sie werden dann um so weniger sich den großen Tatsachen, den greifbaren Gesamtbildern, welche die Rassenlehre doch auch ihnen hinstellt, verschließen können[1191]). Wir an unserem Teile aber werden es erleben, daß die begeisternde Kraft, die auch der Verfasser in jahrzehntelanger Arbeit als von der Rasse ausgehend hat verspüren dürfen, gerade bei Selbstbeherrschung auf immer mehrere unter den Forschungsgenossen weiterwirken und so am Ende auch in dem noch möglichen Maße unserem armen zerfahrenen Volke zugute kommen werde. Der Hauptwert des Rassenstudiums liegt ja doch nun einmal darin beschlossen, daß es dem Rassen*bewußtsein* nachhilft und so an seinem Teile mitwirkt, die Rasse als eine der großen bewegenden — geschichtlichen, sozialen und ethischen — Kräfte der Völker zur Geltung zu bringen.

[1190]) Soeben geht mir — ein neuer Beleg — die nachgelassene Schrift „Niederdeutsches“ von Julius *Langbehn* zu, auf Grund deren — wie überhaupt — wir wohl das Recht haben, diesen als Vorläufer Woltmanns den Rassenforschern einzureihen. Er behandelt darin Venedig ganz ohne Vorbehalt als ein einheitliches langobardisches Gemeinwesen, stellt die venezianischen Senatoren sozusagen als leibliche Brüder neben die englischen Lords, während doch gerade für Venedig auch nur ein einseitiges Vorwiegen langobardischen Blutes ebenso fraglich wie anderseits ein stärkeres Eindringen mittelländischen und orientalischen Blutes im späteren Verlauf der Geschichte sicher ist.

[1191]) Auch hierfür ein Beispiel. Die Woltmannsche These, daß die führenden Männer auch der romanischen Völker in deren besten Zeiten germanischen Geblütes gewesen seien, wird im Einzelfalle immer durchbrochen werden können, da wir nicht imstande sind, von allen den Stammbaum vorzulegen, also Mittelländer immer mit untergelaufen sein können. Sowenig aber ein Eichen- oder Buchenwald darum aufhört, ein Eichen- oder Buchenwald zu sein, weil sich vielleicht einige Eschen darin finden, sowenig brauchen wir den germanischen Gesamtcharakter jener leitenden Schichten preiszugeben.

Auch hier freilich bedarf es erst recht klarer Erkenntnis des Möglichen und entsprechender Begrenzung. Jedes Ueberfliegen kann den Erfolg nur beeinträchtigen.

Wenn dieses Buch in die Hand der Leser kommt, wird ein ungemein wichtiger Schritt in der vorbezeichneten Richtung getan, das „Institut für Anthropologie, Vererbungslehre und Eugenik" wird unter der Leitung eines unserer berufensten, ernstesten und zielbewußtesten Anthropologen in der Reichshauptstadt ins Leben getreten sein. Hiermit allein ist schon bekundet, daß die Uebermacht der Tatsachen es nicht länger verkennen läßt, was alles für die Zukunft der Menschheit auf dem Spiele steht, und in wie hohem Maße es durch die von dort aus zu verbreitenden Erkenntnisse bedingt ist[1192]. Ganz gewiß kann ein solches Institut nicht, wie Schwärmer wollen, eine neue Aera der Menschheit heraufführen, aber zweifellos kann es bewirken, daß vielem Einhalt getan, vieles gebessert werde.

Vor allem gilt es da zu unterscheiden, was von den großen Zeitübeln heilbar, was unheilbar ist. Eine unheilbare Krankheit ist das Alter, und dieses ist heute allen Völkern, zum mindesten den europäischen, gemeinsam. Unheilbar scheint auch das Leiden, das die Maschine über die Menschheit gebracht hat. Heilbar aber sind z. B. die Verirrungen der ärztlichen Wissenschaft, sollte auch die Tabaks- und Alkoholseuche sein. Auch von den sonstigen rassenhygienischen Forderungen wäre gewiß das eine oder andere durchzuführen, der Verstädterung und damit der Entnordung durch Reagrarisierung und Siedelung entgegenzuwirken. Anderes — und Wesentlichstes — aber dürfte an der Ausgesogenheit der Völker und an ihrer inneren Abgelebtheit, an dem Darniederliegen ihrer edleren Bestandteile scheitern. Die einseitige Ausbildung der Technik zumal muß, je mehr diese nur noch als Hauptmittel der zum Grundprinzip erhobenen Hetzjagd benutzt wird, eine Menschheit, die nur noch Zwecke, keine Ziele mehr kennt, nicht nur geistig zur Verkümmerung, seelisch zur Verödung führen, sie muß auch in ihrer durchaus krankhaften Ausartung hygienisch die schwersten Rückschläge bewirken.

Ein Mann wie Schallmayer ist gewiß nur darum mit solchem Kummer in die Grube gefahren, weil er einsah, daß er den Rahmen seines schönen Zukunftsbildes zu weit gespannt hatte. Er war dabei allerdings von demokratischen Illusionen ausgegangen, deren Hinfälligkeit ihm mit jedem Tage klarer werden mußte. So gewiß es nun ist, daß der Demokratie, die sich wie ein Katarakt über die Völker ergossen hat, im allgemeinen nicht mehr zu entrinnen ist,

---

[1192]) Die verhängnisschwere Alternative, vor der wir stehen, ist noch einmal besonders wuchtig zum Ausdruck gebracht in den Schlußbetrachtungen A. Ploetz' zu seiner Darstellung der Sozialanthropologie in dem Fischerschen Sammelbande.



so unbedingt muß daran festgehalten werden, daß, wenn die Menschheit nicht ganz unter sich selbst herabsinken soll, ihre Führung wenigstens wieder eine aristokratische, daß die unvermeidliche Entwicklung der Demokratie von den rechten Aristokraten in die Hand genommen und geleitet werde. Denn abdanken, wie Courtet de l'Isle einst träumte, kann und wird sie nicht, das hieße aufhören zu existieren. Sie existiert aber nur zu sehr und muß daher unter aristokratische Führung gezwungen werden.

Führergruppen gibt es in der heutigen Welt der Weißen in der Hauptsache nur zwei — die jüdische und die arisch-nordische. Diese beiden ringen um die Vorherrschaft. In die allgemeine Entartung sind auch diese Oberschichten im gleichen Maße mit hineingezogen. Nun muß es sich zeigen, wessen Anlage dieser besser standhält, und welche die nachhaltigeren Kräfte aus sich zu entfalten vermag. Bisher schien das Tagesbild eher auf Verjudung als auf Vernordung zu deuten. Was aber ein endgültiger Sieg des Judentums bedeuten würde, kann niemandem verborgen sein, der die Entwicklung der beiden jetzt aufeinander treffenden Ströme durch die Geschichte verfolgt hat: nichts anderes als das Grab der letzten, auch der bescheidensten arischen Hoffnungen. So hat ja denn nun auch zweifellos ein Aufraffen des bewußt arischen Kernes der germanischen Völker stattgefunden, der gewillt ist, den Kampf, und wäre es ein solcher ums Dasein, aufzunehmen. Das Vorbild der Burgunden im Heunenlande ist nicht umsonst gegeben worden[1193]).

Für das gewaltige Ringen, das unsere Kinder und Enkel zu bestehen haben werden, möge uns nun noch einmal die leuchtende Gestalt Gobineaus zur Seite treten, wenn er auch die besondere Zuspitzung, die es in unseren Tagen erfahren, nicht vorausgesehen, sondern nur das begriffen hat, daß dem Ariertum ein letzter Kampf bevorstehe. Als sich ihm, als Rassendenker, der Blick in die Zukunft allzusehr ins Dunkel verlor, griff er nach der Dichtung, die ihm das rettende Licht spendete. Er hatte erkannt, wie sehr mit dem Zusammenschmelzen des arischen Blutes auch der arische Geist — und mit ihm der gute Geist — der Völker dahingeschwunden sei. Er sah das diesen einst Heilige in den Staub gezogen, die Natur geschändet, das Göttliche im Menschen erstickt oder verkümmert. Er sah die Massen, in deren Adern arisches Blut, soweit sie es je besessen, versiegt war, widerstandslos den Widersachern des Ariers verfallen. Da ging es ihm auf, daß Heilsames — auch für eben jene Massen — mehr denn je nur noch von den einzelnen, den Aus-

[1193]) Sehr schön sagt, im Hinblick auf die furchtbar ernste Lage des Ariertums, ein uns zu früh entrissener Rassendenker, Ludwig Kuhlenbeck („Rasse- und Volkstum", S. 28): „Weder optimistisch noch pessimistisch, sondern heroisch war der Nibelungen Art." Geibel hat dies in „Volkers Nachtgesang" verewigt.

erlesenen, den Persönlichkeiten, als den besten Repräsentanten der Rasse, ausgehen könne, in die sich deren Schöpferisches, den höheren Aufgaben der Menschheit Dienendes gerettet habe und die dies nun, soweit als möglich, hinauszustrahlen hätten. So zeigte er erst in seinen „Plejaden", wie derartige über den gemeinen Durchschnitt erhobene Gestalten aus der adelig-bürgerlichen Gesellschaft herauswachsen, in der Renaissance — am Vorbilde Michelangelos —, was auch in entartetster Zeit der große Künstler als Held dieser noch bedeute, endlich in seinem Schwanengesang, dem Ritterepos „Amadis", daß dem Arier der Sieg auch im Untergange gewiß sei, solange er sich selber treu bleibe[1194]).

Nichts anderes als was der große Seher in seinem Hohenliede vom Ewigen Arier hier dichterisch verkündet, vermag uns auch die Wissenschaft heute mehr zu lehren. Die gesamte neuere Politik gilt nur noch den Massen. Die wertvollen Menschen läßt man darüber verkümmern. Mit Phantastereien aller Art will man die Massen hochbringen. Der Weltgeist aber wirft diese, eine nach der anderen, zu den Toten — „Lasset die Toten ihre Toten begraben!" Jedenfalls können wir nichts anderes tun, als diese Fassung der Quadratur des Zirkels — eine rechte Versorgung der Massen — wohl oder übel den zukünftigen Volkswirten und Staatsmännern überlassen; ins Gebiet der Nationalbiologie entfallen vor allem die rassig Wertvolleren. „Sorgt für die Edlen!" ist das letzte Wort, das auch die vereinigte Rassenkunde und Rassenhygiene zu sagen haben. Für die Massen würde jedenfalls noch weit schwerer zu sorgen sein, wenn erst alles zu Masse geworden wäre. So ist, mit dem Aufgreifen des Heldengedankens, in der Schaffung eines Neuadels, in der Ausgestaltung und Pflege der rassischen Persönlichkeit, der wohlgeborenen Führer, ein neues gemeinsames Ziel gewonnen, auf das sich auch gegensätzliche Zukunftsperspektiven vereinigen lassen, angesichts dessen zumal die Begriffe Optimismus und Pessimismus zu schalen Schlagwörtern herabsinken.

Es ist in letzter Zeit soviel geschehen, um uns das Idealbild unserer Rasse hinzustellen. Wohlan, diesem treu bleiben, heißt nichts anderes, als den besten Helden aller Gebiete, als den höchsten Verkörperern jenes Ideales, treu bleiben, in ihrer Nachfolge den schweren Kämpfen der Zukunft trotzen. Es heißt vor allem aber auch den Untergang durch Bekämpfung der Allvermischung, die ja nur eine unwürdigere Form des Unterganges wäre, hintanhalten.

[1194]) Ein deutscher Dichter, Friedrich Lienhard, hat es bemängelt, daß Gobineau das Heldenschicksal des Amadis an sein arisches Blut geknüpft habe: solche Lichtgestalten seien doch in jeder Rasse denkbar. („Gobineaus Amadis und die Rassenfrage", Stuttgart 1908.) Mag sein. Wer aber dieses Buch gelesen, wird es begreifen, daß und warum Gobineau nur so konnte und mußte.

Unverkennbar sind dies Leitgedanken, die zurzeit alle germanischen Völker machtvoll durchziehen. Für unser deutsches erhalten sie noch eine besondere Schattierung. Hundertmal ist uns von unseren Besten gesagt worden, daß wir uns vom jüdischen Geiste zu befreien hätten. Mit diesem jüdischen Geiste aber sahen wir neuerdings den angelsächsischen eng und enger verkettet und so den niederziehenden Kräften beigesellt, worüber auch das nicht täuschen darf, daß die bisherige angelsächsische Vormacht sich soeben anschickt, als Hüterin und Schützerin einer Zivilisation, die nur noch niedere Zwecke kennt, die Mächte des absoluten Nichts und der Vernichtung niederzuwerfen[1195]). Darum bleibt es doch bestehen, daß alles wahrhaft und im höheren Sinne Menschenwürdige nur in dem Maße noch in der Welt leben kann, als die in Deutschland vertretenen germanischen Stämme sich darin zur Geltung zu bringen vermögen. Nichts anderes haben deutscheste Männer wie Jean Paul und Lagarde, Hebbel und Geibel sagen wollen, wenn sie Deutschland das Herz der Welt nannten und dieser vom deutschen Wesen Genesung verhießen.

Wir sagten es zuvor: „Die Germanen oder die Nacht" ist heute die Losung wie einst. Der Beruf der Germanen kann nie und nimmermehr erlöschen, er wird — wenigstens in der Idee — fortbestehen bis ans Ende der Tage. Allzu Glorreiches ist ihm in den Zeiten, da er recht geübt wurde, entsprossen, als daß nicht wenigstens für das Notwendigste von dem, was der Zukunft vorbehalten bleibt, letzte Hoffnungen an ihn geknüpft werden sollten. Dieses Notwendigste darf aber am allerwenigsten in der bloßen Wiederaufnahme einer aussichtslosen Nebenbuhlerschaft mit den heute herrschenden Mächten auf deren ausgetretenen Irrwegen gesucht werden, sondern einzig in der sieghaften Hervorkehrung unserer Grundeigenart, durch die zugleich auch der übrigen Menschheit wieder bessere und gesündere Wege aufgewiesen würden. Ob uns und den uns verwandten — sagen wir es heraus, bluts- und damit seelenverwandten — Elementen unserer Mitvölker dafür die Kräfte noch innewohnen oder zuwachsen, das ist die Schicksalsfrage nicht für uns allein.

[1195]) Ganz im gleichen Sinne äußert sich auch ein tiefer deutscher Denker, W. Erbt („Das deutsche Schicksal im untergehenden Abendlande", Berlin 1823, S. 23 ff.). Er erwägt die Möglichkeit, daß Deutschland sich im untergehenden Abendlande am längsten erhalte und bringt dafür das alte Rezept, wieder wir selbst zu werden, worunter er vor allem auch Befreiung von dem englischen Druck auf unser Wesen versteht. Ich freue mich, abschließend hier noch einmal auf H. St. Chamberlain verweisen zu können als auf den Mann, der in Lehre wie Leben das doppelte Beispiel gegeben hat, wie diese Aufgabe zu erfüllen sei, auch wenn man, wie er, darüber zum Märtyrer werden sollte.

Namen-Verzeichnis

J

K

N

O

P

Die Soziologie der Revolution. Von Prof. Dr. Pitirim Sorokin

(fr. in Petersburg). Übersetzt und herausgegeben von Dr. H. Kaßpohl. Etwa 350 Seiten. Preis in Leinen M. 10.—.

Fünf Jahre lang hat der Verfasser im Bereich der russischen Revolution gelebt. Tag für Tag hat er sie während dieser Zeit aufmerksam beobachtet. Dieses Buch ist das Ergebnis dieser Beobachtung. Es stellt nicht eine ideengeschichtliche Beschreibung der russischen Revolution dar, sondern den Versuch einer soziologischen Untersuchung jener Erscheinungen, die typisch sind für alle ernsten und großen Revolutionen. Die Aufgabe eines Geschichtsforschers ist es, eine genaue Schilderung eines konkreten geschichtlichen Ereignisses in seiner ganzen Eigenart und seiner sich nicht wiederholenden Einzigartigkeit zu geben. Die Aufgabe eines Soziologen ist eine wesentlich andere: Bei allen sozialen Erscheinungen haben für ihn nur jene Züge Bedeutung, die allgemeingültig sind für alle Ereignisse der gleichen Art, wann und wo immer sie sich ereignet haben mögen.
So untersucht der Verfasser die furchtbaren Veränderungen, welche die Revolution im Organismus eines Volkes hervorbringt: die Zerstörung der Familie, Untergrabung aller sittlichen Vorstellungen, besonders in geschlechtlicher Hinsicht, den Untergang aller wirklich kulturfördernden Schichten. Ein warnendes Buch, besonders auch fürs deutsche Volk.

Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Von Baur-Fischer-Lenz. 3., stark vermehrte Auflage. 1927.

Band I: Menschliche Erblichkeitslehre. 600 S. mit 172 Textabbildungen und 9 Tafeln mit 54 Rassebildern. Geh. M. 16.—, geb. M. 18.—.

Band II, der die menschliche Rassenhygiene behandelt, erscheint 1928.

Aus dem Inhalt von Band I:

Baur: Die Grundgesetze der Fortpflanzung und Vererbung / Der Einfluß der Umwelt (Ernährung, Erziehung usw.) / Sind Erziehungserfolge erblich? / Wodurch wird das Geschlecht eines Kindes bestimmt? / Wie entstehen neue erbliche Anlagen? / Die Wirkung der Auslese und Inzucht. / Fischer: Das Wesen der Rasse / Die Abstammung der Menschen und die Entstehung der Menschenrassen / Die Typen der Körperform: Der schlanke, der untersetzte und der athletische Typus / Die Rassen Europas. / Lenz: Das Wesen der Gesundheit und Krankheit / Darf die Mittelmäßigkeit zur Norm erhoben werden? / Die Ursachen der Blindheit und Erblindung / Wie entsteht Kurzsichtigkeit? / Taubstummheit und Schwerhörigkeit / Haararmut und Glatzenbildung / Menschen mit sechs Fingern / Die Ursachen schlechter Zähne / Zwergwuchs / Wie entstehen Zwillinge? / Warum sterben mehr Knaben als Mädchen? / Kropf und Kretinismus / Arteriosklerose und Schlaganfälle / Zuckerkrankheit, Fettsucht und Gicht / Ist „Erkältung" erblich? / Ist Tuberkulose erblich? / Das Wesen des Krebses / Erbliche Unfruchtbarkeit / Erbliche Rückenmarkslähmung / Stottern und Stammeln / Schwachsinn und Blödsinn / Verblödungszustände, Verrücktheit / Epilepsie, Melancholie, Hysterie, Nervenschwäche / Homosexualität / Verbrecher aus Anlage / Ist Alkohol eine Entartungsursache? / Gefahren der Verwandtenehen / Hochbegabte Familien / Ist das Genie züchtbar? / Erblichkeit der musikalischen Begabung / Ist Bildung erblich? / Ist das Genie notwendig krankhaft? / Ist die nordische Rasse die edelste? / Sind Mischlinge minderwertig? / Kann die Kultur ein Wertmaßstab der Rasse sein?



Peter-Paulsturm in Hirsau. Nordseite.

Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit.

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. Mit 140 Abbildungen. Von Dr. phil. E. Jung. Geb. M. 10.—.

Jung hat uns ein ganz wundervolles Buch geschenkt. Er schürft tief und erbohrt ganz neue Quellen unseres Volkstums, daß es lustig sprudelt und überall nur so rauscht und strömt. Er tadelt, daß wir viel zu abhängig von der literarischen Ueberlieferung seien und uns viel zu wenig um die erhaltenen Bildwerke und die noch jetzt waltenden Vorstellungen und Gebräuche kümmerten. Er bringt reichen neuen Stoff aus allen deutschen Gauen herbei; dabei leistet sein Buch mehr, als es verspricht. Es ist nämlich nicht nur eine wissenschaftliche und gründliche Erörterung kulturhistorischer Vorgänge, sondern er zieht auch Folgerungen daraus für die Volksseele, wie sie sich jetzt noch offenbart, und für deren Auswirkungen in der Staatskunst der jüngsten Gegenwart. Ein Beispiel, wie er Aeltestes und Neuestes verknüpft, bietet seine Beobachtung, daß die deutsche Vorliebe für ragende Steinsäulen, die sich schon in den Dolmen und Menhiren vorchristlicher Jahrtausende zeige, die zur Aufrichtung des Irminsul führte und die in den gotischen Kirchtürmen und den Rolandstatuen Ausdruck gefunden habe, jetzt wieder in den Bismarcktürmen und bei der Riesenstatue Hindenburgs auftaucht.

(Aus einem Aufsatz über das Werk im „Tag".)

Zwei Bücher, die sich gegenseitig ergänzen:

Altgermanische Kunst.

55 Abbildungen auf 40 Tafeln. Mit einer Einleitung von Prof. Fr. Behn, Kustos am römisch-germanischen Zentralmuseum. Kart. M. 3.50.

In ganz prächtigen Bildern sehen wir die Entwicklung der frühgermanischen Kunst von der jüngeren Steinzeit bis zur Völkerwanderung. Alle für die Kenntnis altgermanischer Kunst besonders wichtigen Funde sind durch mehrere Abbildungen veranschaulicht: so das Osebergschiff, die Waffenfunde von Nydam, der Sonnenwagen von Trondholm u. a.

Altgermanische Kulturhöhe.

Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte. Von Prof. Dr. Gustaf Kossinna. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.20.

Der Begründer und Meister der germanischen Vorgeschichtswissenschaft gibt hier einen inhaltsreichen Ueberblick über sein Lebenswerk. Das Buch ist die beste Ergänzung zu dem Bilderwerk von Behn, denn Kossinna zeigt den Hochstand der Germanen hauptsächlich an ihrer so überraschend hoch entwickelten Kunst.

Der deutsche Mensch.

Von Hermann Meyer, Leipzig. 1. Buch: Völkische Weltanschauung. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. 2. Buch: Deutsche Volksgemeinschaft. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—. In einem Band gebunden Mk. 9.50. Einzeln käuflich.

Aus dem Inhalt: I. Die völkische Weltanschauung: Völkische Bewegung / Begriff einer Weltanschauung / Die drei Erkenntnismittel / Begriff der Kultur / Kulturentwicklung und Volkstum / Volkstum und Rasse / Einzelpersönlichkeit und Sittengesetz / Deutsche Kultur als Aufgabe. II. Die deutsche Volksgemeinschaft: Das deutsche Volk / Wir Deutschen und die anderen / Verhältnis des deutschen Volkes zum jüdischen / Deutsche Wirtschaft / Marxismus / Deutsche Kirche / Deutscher Staat / Die Richtlinien.

Unter der mir bekannten Aufbau-Literatur nimmt dieses Werk eine hervorragende Stellung ein. Ich wünsche ihm größte Verbreitung.

(H. St. Chamberlain.)

Der nationale Goethe.

Ein Wegweiser für unsere Zeit. Herausgeg. v. Ernst Schrumpf. 38 Seiten und 1 Bildnis. Preis Mk. 1.50.

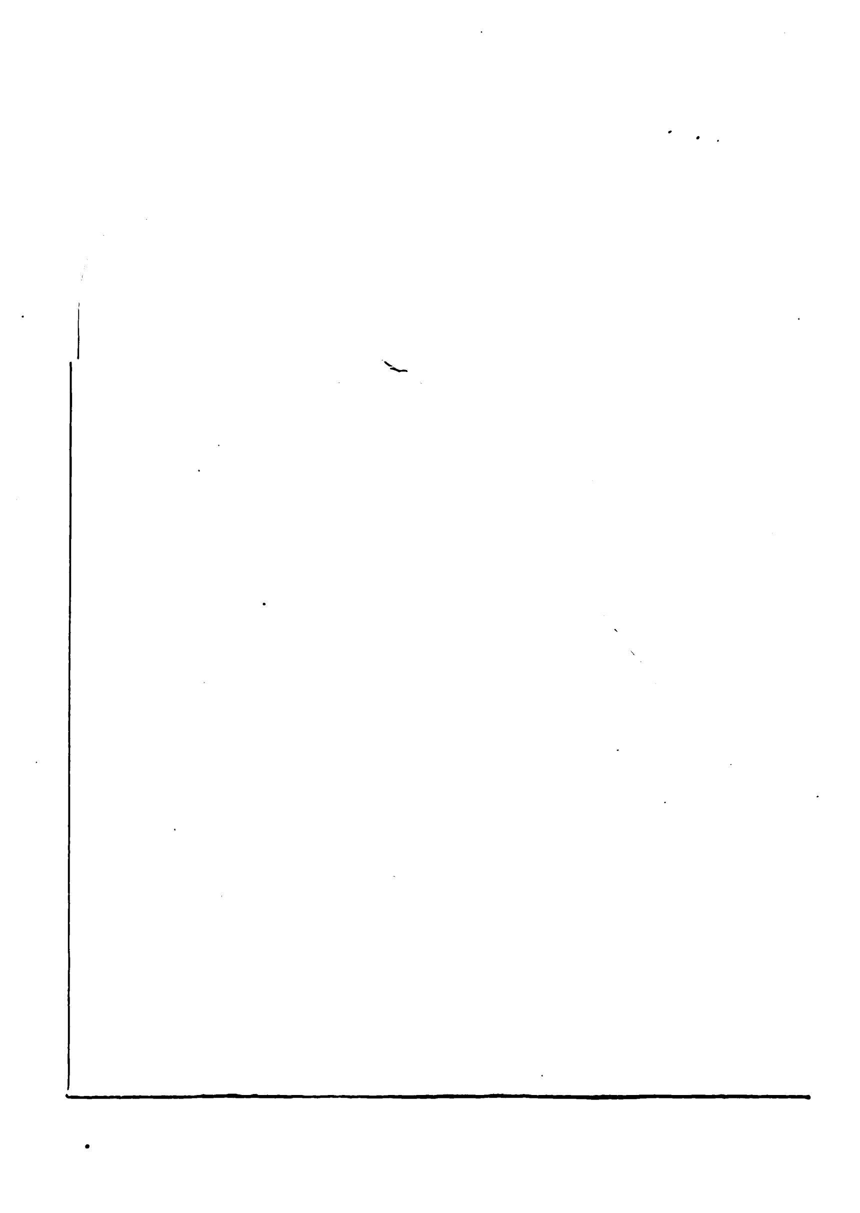
Nach dem Willen der Leute, die heute die Verwaltung unserer deutschen Geistesschätze in Erbpacht haben, sollen unsere Geisteshelden hoch erhaben über alle nationalen und volklichen Bindungen gewesen sein, lediglich der „Menschheit" angehört haben. Gewiß läßt sich der Geist nicht in das Prokrustesbett einer Partei spannen. Daß aber Goethe sein Deutschland mit derselben Innigkeit geliebt, wie seine Zeitgenossen, daß er für die Nöte seines Volkes nicht nur Teilnahme empfand, sondern mit der Weisheit des großen Staatsmannes Abhilfe schaffte, daß er mit seherischem Blick ein Jahrhundert weit voraus in die Zukunft seines Volkes sah, das alles zeigt dieses Buch.

Nur Goethe spricht: in Gedichten, Dramen, Briefen, Gesprächen; die Arbeit des Herausgebers bestand in der geschickten Bemeisterung und in der sinngemäßen Gruppierung des ungeheuren Stoffes.

So entstand ein Bild des nationalen Goethe, völlig anders als das, das die Literaturhistoriker bisher gezeichnet haben: Goethe der Aristokrat, Goethe der Franzosenfeind, Goethe der Staatsmann. Und keines seiner Worte ist veraltet oder nur historisch beachtlich, alle atmen sie das Leben des heutigen Tages, sind uns Führer und Lichtpunkte in dem Tal der Finsternis, das das deutsche Volk heute durchschreitet.

„Was Goethe gibt, wenn er sich mit nationalen Fragen auseinandersetzt, ist nicht ein zeitlich bedingter Ueberblick über die damaligen politischen Verhältnisse. Was uns fesselt, ist seine ungeheure Ueberlegenheit allen Problemen gegenüber. Eine Art prophetischer Gabe wird hier wirksam. Goethe erscheint als nationaler politischer Erzieher im höchsten Sinne. Und das ist Schrumpfs hohes Verdienst, einmal diese Seite am Gesamtbilde des Dichters beleuchtet zu haben.

(Rheinisch-Westfälische Zeitung.)




Minnesota Library Access Center
9 ZA R02 D09 S14 TM L